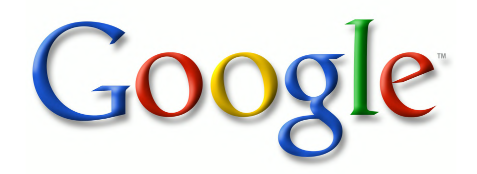
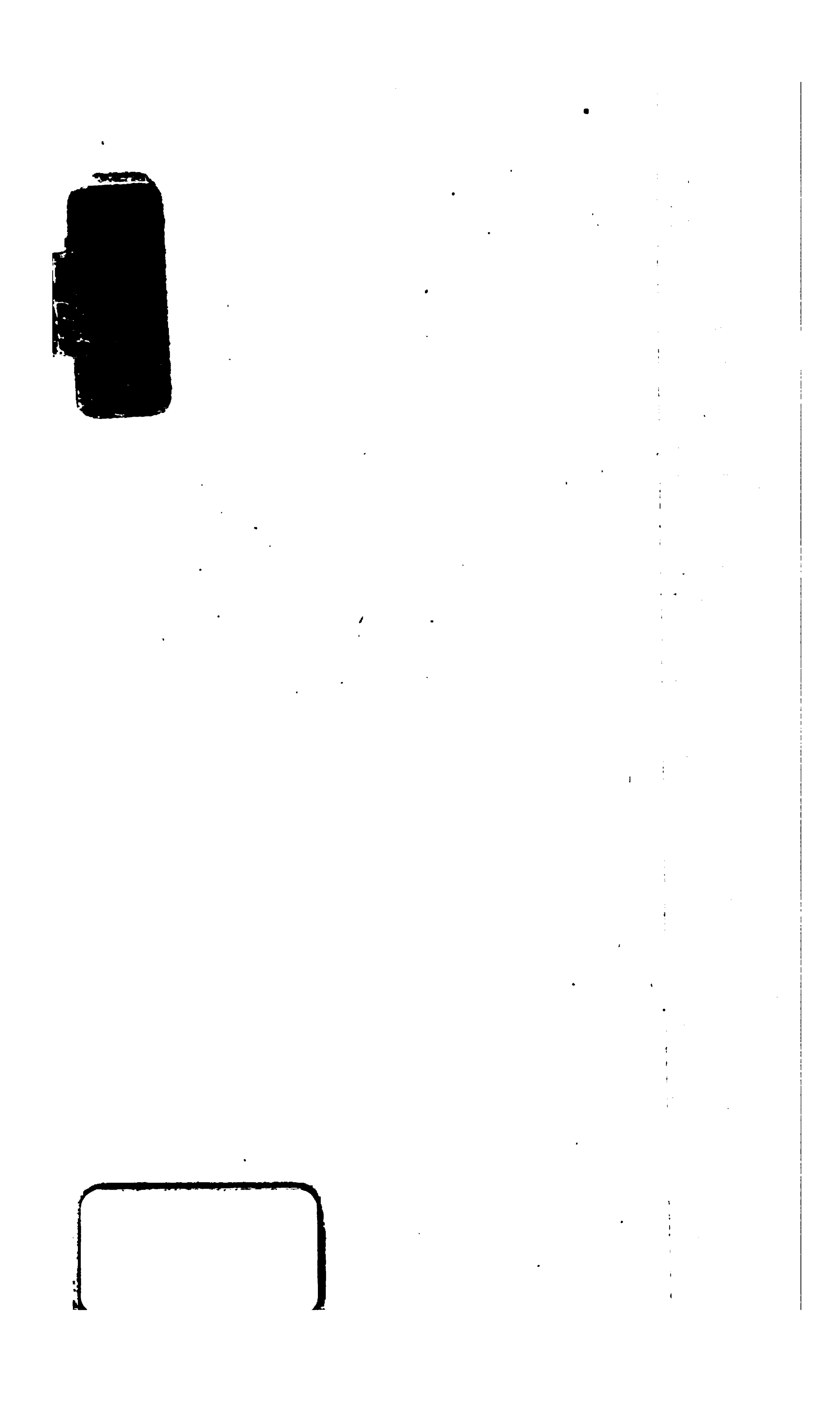
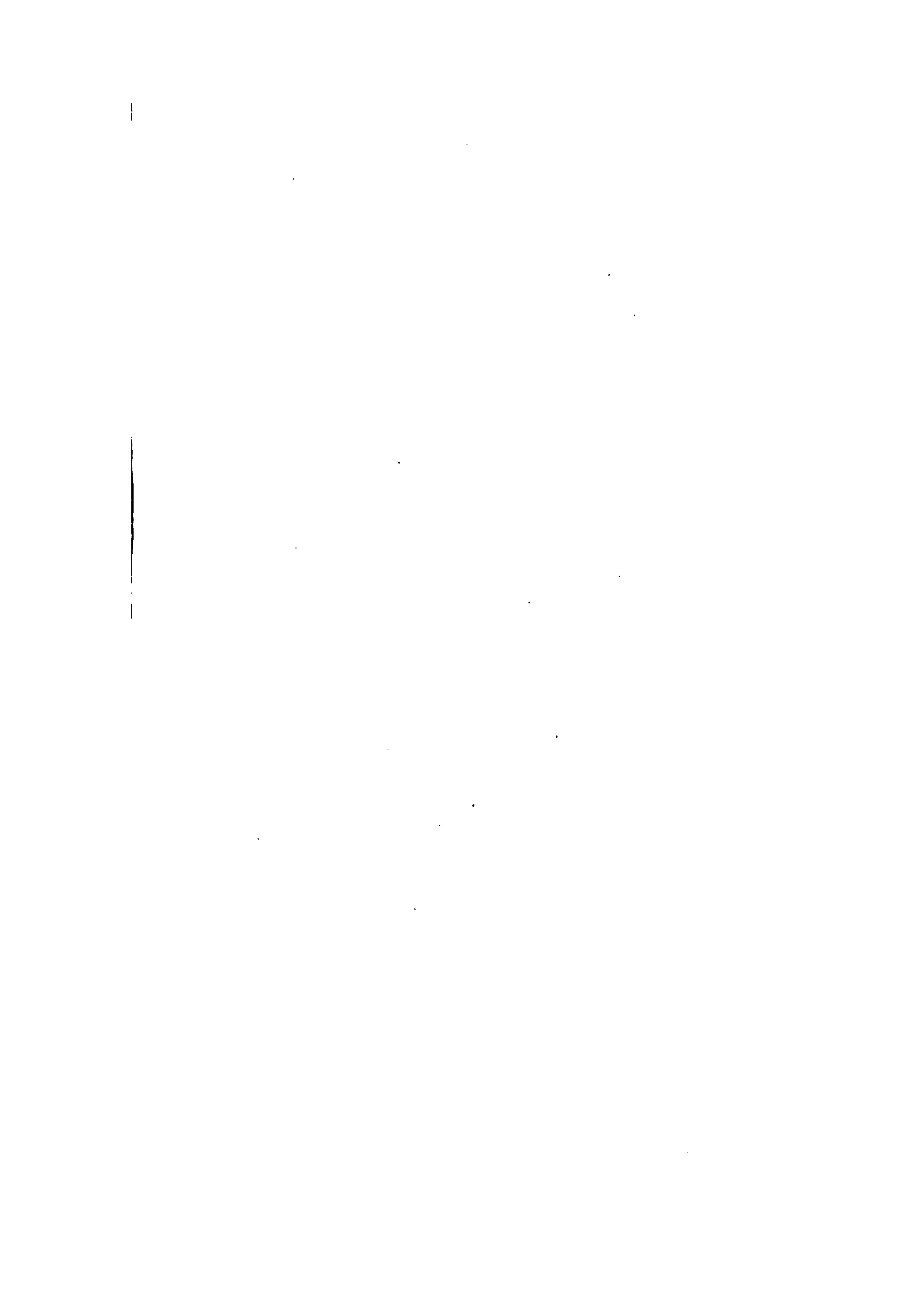








Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1844

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Vierzehnter Band.

München, 1844.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano.

„Die Manuscripte meiner Märchen sollen dem Herrn Dr. Guido Görres überantwortet werden, damit dieser die Herausgabe derselben nach seinem Ermessen besorge. Der Ertrag davon, nach Abzug eines durch die Testaments-Executoren zu bestimmenden Honorars für den Herausgeber, soll verwendet werden nach Maaßgabe und Proportion der oben unter II. B. Nro. 1 bis 6 und Nro. 9 getroffenen Bestimmungen“.

So lautet ein Auftrag in dem letzten Willen des dahingeschiedenen Dichters und Freundes, wie er ihn, die Nähe des Todes in der kranken Brust fühlend, mit frommer Milde verfaßte.

Es sind die Armen, welche er hiemit als Erben seiner Märchen einsetzte, ihnen sollten die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings seiner dichterischen Phantasie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweisung der Unwissenden und zur Besserung der Verirrten, zum Heile ihrer Seele, zu Gute kommen. Das Testament zählt die Erben der Reihe nach auf, denen der scheidende Schwan die Spende seiner Liebe zudachte, es sind: „die

barmherzigen Schwestern in München", jene gottgeweihten Jungfrauen, die um Gottes willen den Dienst der Kranken in dem dortigen großen Hospital der Stadt versehen; weiter sind es die Frauen vom guten Hirten in Haidhausen bei München, welche mit aufopfernder Liebe verirrten Seelen eine Zuflucht zur Buße, Sühnung und Besserung, im Schatten des Kreuzes, anbieten; ferner die armen Schulschwestern in der Vorstadt Au bei München, welche armen Kindern geistliches Brod der Lehre unentgeltlich darreichen; weiter sind es die hülflosen Kranken in Regensburg, welche von der milden Hand des Fräuleins Apollonia Diepenbrock verpflegt werden; dann ein jeweiliger mittelloser Zögling des Pristerstandes nach Wahl seines Diöcesanbischofs von Limburg; endlich das Haus armer Kinder zu Sanct Barbara in Koblenz unter der Obhut seines Pflegvaters, des H. Dietz, diese sind es, welchen der Ertrag der Märchen, dieser reizenden Zauberkinder eines der poesiereichsten Geister, die je gelebt, zufließen soll.

Für sie bestellte er seine Poesie, daß sie nach seinem Tode an ihnen die Stelle einer barmherzigen Schwester vertrete.

Aber nicht allein der Ertrag der Märchen soll ihnen nach dem Ausspruche des Testamentes zufallen, auch den Ertrag der noch ungedruckten Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, nebst einem vollen Drittheile seines ganzen Vermögens hinterläßt er ihnen, seinen Verwandten das Uebrige hingebend.

Mögen daher alle, denen diese Märchen zu Gesichte kommen, die sich an ihrem kindlichen Spiele erfreuen, die mit ihrer harmlosen Heiterkeit lächeln, die von der Zartheit, der Tiefe, der Innigkeit, dem Ernste und der himmlischen Unschuld und Anmuth dieser sehnsuchtweckenden Kinderwelt ergriffen und gerührt werden, des Dichters mit frommem Ernste gedenken, der also seine Poesie zur Bettlerin für die Armen machte, und das in einer Zeit, die nur zu geneigt ist mit den edel-

sten Producten des Geistes den niedrigsten Schacher industriöser Selbstsucht zu treiben.

Doch es war nicht die Vorempfindung des Todes, nicht der Ernst der letzten Stunden diesseits des Grabes, welche ihn aufschreckend ermahnte, sich auf diese Weise, im letzten Augenblicke des erlöschenden Lebens, nach einem Geleite guter Werke aufopfernder Nächstenliebe, zum Besten seiner armen Seele vor den Augen eines streng Rechenschaft fordernden Richters, umzusehen; o nein! Wie reizend, wie lachend auch die wundervolle Zauberwelt war, womit sein phantasiereicher Geist ihn umgab: der Schrei der Noth und des Elendes aus der wirklichen Welt fand in seinem Herzen, lange vor seinem Tode, bereitwillige Erhörung; war ja der Ertrag alles dessen, was er in den letzten Jahrzehenten seines Lebens durch literarische Arbeiten sich erwarb, ausschließlich frommen und mildthätigen Zwecken gewidmet. Und nicht er allein, sondern, bei einem überaus mäßigen Leben strenger Entsagung, war auch der bei weitem größere Theil der Einkünfte seines nicht unbedeutenden Vermögens der gleichen Wohlthätigkeit gewidmet.

Andere mit dem gleichen Geiste zu beseelen, der in ihm lebte, schrieb er sogar ein eigenes Werk über die Ausübung der Barmherzigkeit. Ein Buch, welches auch noch in anderer Hinsicht merkwürdig für seine Charakteristik ist, indem es zeigte, daß der unerschöpfliche Dichter, mit edler Selbstbeherrschung, seiner überreichen Phantasie auch Meister zu werden wußte, wenn es galt einen einfachen, klaren, schmucklosen, jedes Wort nach dem Maaße strenger Wahrheit abwägenden Bericht über gegebene Verhältnisse, Personen und Zustände abzufassen. Das Buch, welches wir hier meinen, und allen, die es nicht kennen bestens empfehlen, führt den Titel:

Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Zum Besten der Armenschule des Frauenvereins zu Coblenz. In Commission bei Hölscher in Coblenz 1831.

Welcher Kritiker würde wohl errathen, daß diese mit so

kühler Schärfe und Klarheit, jeden Schmuck verschmähende Schrift von derselben Hand geschrieben sey, welche die Wunderwelt der Märchen hervorzauberte, welche den Ponce de Leon, die Gründung Prags, die Romanzen von den drei Rosenkränzen, den Philister, die Victoria und ihre Geschwister, die Geschichte vom Caspar und Annerl, die lustigen Musikanten, die mehreren Wehmüller, den fahrenden Schüler und so vieles andere Gedruckte und Ungedruckte in unerschöpflichem Reichthum dichtete, dieselbe endlich, welche die Betrachtungen der westphälischen Klosterfrau vom Agnetenberge niederschrieb.

Sehr treffend spricht er Seite 415 in dieser Schrift über die barmherzigen Schwestern, in Bezug auf das Verhältniß von Wohlthätigkeit und Armuth und die göttliche Oekonomie zwischen Hülfe und Noth, die inhaltreichen Worte:

„Wie aber Gott mit den Bedrängnissen, die er sendet, die brüderliche Liebe der Menschen erwecken will, geht daraus hervor, daß die Noth sogleich gebrochen wird, sobald die Liebe der Menschen zu einander als Gliedern eines Leibes sich thätig zeigt. Wenn jeder gibt, was er zuviel hat, wird Niemand arm seyn in der wohlhabenden Zeit; wenn Jeder gibt, was er entbehren kann, wird Niemand entbehren in harter Zeit; wenn aber der Bemittelte so redlich mit seinem armen Bruder theilt in höchster Noth, daß er auch sein Theil von dessen Armuth selbst auf sich nimmt, dann folgt er den Worten des Heilands, der da sagt: Willst du vollkommen werden, so gehe, verkaufe, was du hast und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben und dann komme und folge mir nach. Diese aber, die einen Schatz im Himmel haben und dem Herrn nachfolgen, rufen die Quellen des Segens in der Wüste hervor und das Wunder der Brodvermehrung folgt ihrem Glauben“.

Er selbst ging mit gutem Beispiel als ein Befolger seiner Worte voraus, indem er den Ertrag der Schrift dem milden Frauenverein in Coblenz schenkte; die Dedication derselben bildet die Schankungsurkunde, sie lautet:

„Gott allein die Ehre
und
dem Säckelmeister den Pfennig“.

Dem Einnehmer des Coblenzer Frauenvereines
Herrn Herrmann Joseph Dietz widmet mit den
Worten seines Gastfreundes:

„Was ist der schönste und zugleich schwerste Beruf des Wohlhabenden auf Erden? Gottes Rechnungsführer zum Besten der Armen zu seyn — in Seinem Hause und mit Seiner Münze“.

(Aus Sailers Erinnerungen.)

diese Schrift

der Verfasser.

Gott die Ehre allein und ungetheilt gebend, nannte er seinen Namen weder auf dem Titel dieses Buches, noch auf den Betrachtungen der Emmerich über das bittere Leiden, wie viele Auflagen die letzteren auch im Laufe von wenig Jahren erlebten.

Floß übrigens dieser Drang nach Wohlthätigkeit in den späteren Jahren aus seiner religiösen Ueberzeugung, und übte er sie, mit Ueberwindung seiner Natur, als eine heilige Pflicht, so war sie auch damals schon, als sein Geist sich noch in einer ganz anderen Richtung bewegte, seinem Herzen nicht fremd. Hiefür gibt eine seiner früheren Schriften, der Philister, jene Witz sprühende und funkelnde Abhandlung, die, 1811 in Berlin gedruckt, nun eine große literarische Seltenheit geworden ist, das beste Zeugniß. Einem armen Schreiber und seiner Familie durch ihr Abschreiben ein Almosen zuzuwenden, das war ihm die erste Veranlassung der Vervielfältigung dieser scherzhaften Abhandlung, wie die erste Seite der Schrift selbst, in Form eines Vorwortes an die Herren Subscribenten, ankündigt. Ihrer Seltenheit wegen, und weil sie für seine Denkweise charakteristisch ist, lassen wir dieß Vorwort hier wörtlich folgen:

triebenen werden von dem Felde der Zerstörung zu einer still-waltenden Wohlthäterin gewiesen:

Es ist eine edle Dame,
Trost gibt Armen schon ihr Name,
Wer sie sonst ist, weiß man nicht,
Doch sie übet heilge Pflicht.
Sie wird speisen euch und kleiden,
Und den Weg des Herrn euch leiten.

Da sind die Verlassenen getröstet und zu der harrenden Mutter ziehend, singen die Waisen um Aufnahme bittend:

Caritas! Caritas!
O du gute, milde Frau!
Ohne Trost uns nicht entlaß,
Lilie spinnt nicht und hat Thau,
Rabe sät nicht und hat Futter,
O du treue Waisenmutter,
Caritas! Caritas!

Eben diese Waisenmutter, die milde St. Caritas war es auch, welche 1830 in Koblenz den Mund des gerührten Sängers zu dem Moseleisgangs-Lied erschloß.

Die Kälte jenes Winters hatte Rhein und Mosel gefroren: allein das rasch eintretende Thauwetter hatte die Eisdecke der milderen vogesischen Jungfrau schon geschmolzen, während ihr Bräutigam, der härter gemuthete Alpensohn, noch in den kalten Fesseln des Winterjoches regungslos und starr gefangen lag, das Herz der stürmenden Braut verschließend. Eis wild auf Eis thürmend, braust sie in verzweiflungsvoller Leidenschaft heran; aber

Der Rhein steht ungerührt
Und horcht auf ihren Grimm.

Sie ruft: „Entfessle mich!
Ich thürme Schanz auf Schanz,
Sieh, zürnend schaut auf dich
Der steilen Festen Kranz.
Ich habe jüngst gehört,
Bis in das Meer sey frei,

Das ist, was mich empört:
Brich auf, laß mich vorbei"!
Wild ob dem Widerstand
Nimmt rheinauf sie den Lauf;
Wirft auf des Ufers Rand
Haushoch die Blöcke auf.

„O Rhein! erbarme dich,
Ist deine Brust von Erz?
Brich harter Nacken, brich,
Die Braut muß an dein Herz.
All die Kranzjungfräulein
Die Meurth', die Saar, die Kyll,
Sie toben auf mich ein,
Die das, die jenes will;
Die rechts bald gehn, bald stehn,
Sie sind nicht einig ganz;
Die links vor Grimm vergehn
Und wollen an den Tanz".

„Du schweigst, hemmst meinen Lauf
Bis Alles hingerafft"!
So schreit die Mosel auf
In banger Leidenschaft.
„Ich kenne" — murrt sie hohl —
„Den Schlüssel deiner Brust,
Ein Opfer find' ich wohl,
Dann weiß ich, daß du mußt".
„Weh"! schreit vom Eises Damm
Die Thran und Elz ihr zu:
„In Ley würgst du das Lamm,
Vogesenwölfin du"!

Nach Ley kehrt nun ihr Lauf,
Bricht in ein Hüttchen ein;
Die Eltern fliehn Trepp auf
Mit den zwei Töchterlein.
Der Vater fluthbedrängt
Auf Bett und Faß sich stellt;
Am Hals das Weib ihm hängt,
Sein Arm die Kinder hält;

Sein Haupt am Dach schon streift;
Zur Brust die Flut ihm springt,
Die nach dem jüngsten greift
Und ihm sein Kind verschlingt.

Da klagen Meurth und Saar:
„Weh, Lotharingerin!
Weh, daß ich mit dir war!
Du Kindesmörderin“!
Sie hört's und wendet sich
Nochmals zum Rhein mit Wuth,
Schreit: „Weh! auf dich! auf dich!
Komm das unschuld'ge Blut“!
Sie bäumt sich, stürmt ans Thor:
„Thu auf! noch heut, noch heut“!
Und an des Rheines Ohr
Schlägt Sturm und Nothgeläut.

Doch auch das milde Vaterauge Gottes hat in dieser Nacht voll Graus und Schrecken schützend und rettend herabgeblickt. Eine Hütte steht in Lay der wüthenden Fluth rettungslos ausgesetzt; ein Vater, eine Mutter und sieben Kinder sind hier eingesperrt, die Treppe hinan fliehend vor der höher und höher steigenden Wassernoth

..... horch, ein Krach!
Es klirren Ziegel ab,
Der Vater schaut durch's Dach,
Sieht rings ein Wogengrab.

Achtzehn Hände erheben sich in der schrecklichen Noth flehend zu Gott:

Hell schreit die Mutter Weh!
Hell schrei'n die Kinder auf,
Der starre Wogensee
Frißt ihre Stimmen auf.
Nun beten Mann und Weib
Und Kinder Herz an Herz,
Ein angstbeseelter Leib,
Viel Hände himmelwärts:

„Ach Herr! dein Will gescheh',
Herr hab mit uns Geduld!
Auf Jesu Wunden seh',
Und nicht auf unsre Schuld".

So rufen sie, Hände ringend, in der Schreckensnacht zum Vater im Himmel; die Mosel aber wüthet fort; Bäume wie Reisig zerknickend, und Kahn und Schiffe zerdrückend, Brücken brechend und Häuser und Hütten wie Felsblöcke dahinrollend, so wälzen sich ihre Eislager, von den Fluthen gehoben, donnernd heran; das eisumstürmte Haus verschwindet vor den Blicken der Nachbaren im kalten Mondenschein der Nacht; kaum sieht nur noch das Dach heraus. Es schien, der Morgen sollte ein Eisgrab mit stummen Leichen begrüßen; allein Seine Hand hatte die Betenden beschirmt; einen schützenden Wall hatten die Eisblöcke um die arme Hütte gethürmt; die Nachbarn horchen erstaunt; ein Dankgeschrei erhebt sich aus Angst und Noth zum Himmel; sie brechen sich Bahn durch das Eis, sie erklettern das Dach und ziehen weinend in dankbarer Freude die Geretteten heraus, und der Morgen singt ihnen dazu frohlockend sein Tedeum:

Lob Gott du Wassersnoth,
Lob Gott du Eisgang wild,
Ein Schwert auf sein Gebot,
Auf sein Gebot ein Schild.
Lob Gott du armes Haus,
Lob Gott du Mann und Kind,
Er hört im Fluthgebraus
Die zu ihm betend sind.
Lob Gott du armes Ley,
Lobt Gott ihr Trümmer kraus,
Er bricht das Haus entzwei
Und bauet auch das Haus.

Doch nicht allen Hütten waren die Eisfelsen ein schirmender Wall geworden; das Mitleid und die Barmherzigkeit fanden auf der öden Stätte der Niedergebeugten Viele aufzurichten und des Niedergerissenen und Zertrümmerten Vieles

aufzubauen, dieß bewegte denn auch den Dichter, sein Töchterlein, die Poesie, mit der Bettelbüchse und dem Pilgerkleide hinaus in die kalte Welt zu senden, um an warmen Herzen anzuklopfen und den Obdachlosen ein Almosen für einen Stein zum Wiederaufbau ihrer Hütte heimzubringen. Darum gab er seinem Kinde als Segen und Zehrpfenning folgenden Scheidegruß mit auf den Weg:

Geh betteln armes Lied,
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: diesem Haus sey Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.
Er war so stark und mild,
Drum fang das Mitleid mich;
Du Mensch, sein Ebenbild,
Du auch erbarme dich.
Kauf mich, so wird ein Stein,
Der an der Hütte baut,
Dem milden Frauenverein
In Coblenz angetraut.

Wem ist übrigens nicht sein Märchen: Gockel, Hinkel und Gackeleia bekannt"? Ursprünglich dem großen Cyclus der Rheinmärchen angehörend, ließ er sich, wenn auch lange zögernd und mit widerstrebendem Sinne, doch endlich bewegen, dasselbe abgesondert von den übrigen, noch zu seinen Lebzeiten, herauszugeben. Allein auch sein Ertrag sollte, wie der Schreiber dieser Zeilen aus seinem eigenen Munde weiß, einem frommen Zwecke gewidmet seyn. Im Jahr 1838 war es, und der Dichter beschäftigte sich gerade mit den letzten Druckbogen, als er durch einen Bittenden in seiner Arbeit unterbrochen ward. Es war, wenn ich nicht irre, ein Priester aus Gelnhausen, das in jenem Märchen des hennegauischen Hahnengeschlechtes der Gockelios und Alektryonen eine so große Rolle spielt, dieser oder ein Angehöriger der Grafschaft Katzenellenbogen, bat ihn um ein Almosen für eine dort zu errichtende katholische Kirche. Der Dichter, dessen Phantasie, damals so ausschließlich mit Hennegau und Gelnhausen, Prin-

zissin Mandelbiß und Prinz Speckelfleck, Hahnenmum und Gackeleia beschäftigt war, sah hierin einen Wink, das scherzende Spiel seines Geistes durch einen ernsteren Zweck zu heiligen, und versprach dem Bittenden, wie er es mit dem armen Kinde von Lay einige Jahre früher gethan, daß die goldenen Eier seiner Gackeleia sich in eben so viele Steine zum Aufbau seiner armen Kirche verwandeln sollten. Und hierauf spielt er an, wenn er in der „herzlichen Zueignung" dieses Märchens Seite V seinem lieben Großmütterchen sagt: „Später einmal durch Gelnhausen fahrend, glaubte ich besonders viele Bäcker- und Fleischerladen dort zu sehen; wäre aber dieses nur ein Spiel der Phantasie gewesen, so mahnt mich doch heut eine Fügung, allen Lohn, den mir Gockel je zu Tag scharren wird, nach Gelnhausen zu wenden"?

Nicht nur den Obdachlosen im Rheinthal, sondern auch den Kindern der Donau sollte die Stimme seines Liedes unterstützendes Mitleid erwecken. Als nämlich zehn Jahre nach jenem Unglücke von Coblenz der Eisgang der Donau 1841 in der Diöcese Regensburg großen Schaden anrichtete, da sandte er ein zweites Töchterlein seiner Muse, die heilige Marina, jenes rührende Bild leidender Unschuld und himmlischer Ergebung, aus der heißen Wüste Egyptens, um das kalte Eis der Herzen mit dem linden Hauche eines gottgeweihten Mundes zu schmelzen und die starren zu den Werken hülfreicher Nächstenliebe zu erwecken. Eine Zeichnung, die einer seiner liebsten jüngeren Freunde, der Historienmaler Eduard Steinle entworfen, gab ihm die Veranlassung dazu, was die Zueignung an denselben ausspricht, welche hier, als ein Zeugniß seiner Verehrung und Liebe zu dem künstlerischen Freunde und seines Mitgefühls mit fremder Noth, stehen mag:

Wie Sanct Marina's heilige Legende
So klar und rein, so ernst jungfräulich schön
Gebildet deiner Kunst unschuld'ge Hände,
Sah manches Aug' gerührt ich eingestehn.

Und als auch mir dein Werk das Herz bezwungen,
Das stumm und hart nur selten Kunst gerührt,
Hab ich Marina's Lob für dich gesungen,
Der Heil'gen selbst ein höh'res Lied gebührt:

Ein neues Lied, das unter Harfenchören
Dem Lamme Gottes, das auf Sion steht,
Die Jungfrau'n singen und allein nur hören,
Die rein dem Lamm gefolgt, wohin es geht.

Nimm du fürlieb; was Liebe mußte dichten,
Das Lied von deiner zücht'gen Kunst bewegt,
Sey schüchtern dir — die Liebe kann nicht richten,
Nur dulden, schonen, — an das Herz gelegt.

Doch Ernsteres thut noth, — Horch! — Wehklagen!
Die Donau, die das Wiegenlied dir sang,
Droht wild des Eises Fesseln zu zerschlagen;
Ihr Kind, die Noth, wehklagt den Strand entlang.

Wir geben ihr das Lied um's Brod zu singen;
Vergelt's Gott! — Horch, zu beten lehrt die Noth.
Und wird das Mitleid ihr dein Bild auch bringen,
Geht Bild und Lied vereint wie Kunst nach Brod.

O in der Liebe, welch ein heilend Fügen!
Der glühe Orient gibt dir ein Bild,
Das haucht der Noth aus warmen Athemzügen
Ein Schlummerlied in's Donaueisgefild.

Marina! hilf der Donau singen, wiegen,
Sieht sie die Noth, ihr ausgesetztes Kind,
Im Schlummer lächelnd dir am Herzen liegen,
Dann bricht das Eis und thaut dem Armen lind.

Das bedeutendste Almosen jedoch von allen, welches seine milde Hand gespendet, war ohne Zweifel das aus dem Ertrage der Betrachtungen der Emmerich über das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi. Der Erlös der sechs bisher erschienenen Auflagen floß, wenn ich nicht irre, ausschließlich, und zwar in einem Betrage von ungefähr fünfzehn tausend Gulden, theilweise den Armenanstalten von Coblenz, zu Han-

dem seines wohlthätigen Jugendfreundes des Hrn. Dietz, theilweise den unheilbar Kranken unter der Pflege seiner aufopfernden Freundin Apollonia Diepenbrock in Regensburg zu.

Mit freudigem und schmerzlichem Gefühle dürfen wir daher mit Recht auf dem Grabe des Dahingeschiedenen fragen, welcher deutsche Dichter hat mit einer Hand, die so kunstreich, so mächtig und so zart die Saiten zu rühren verstand, den Armen in fürstlicher Weise reichere Almosen gespendet? Die süßduftende Blume trostspendender Barmherzigkeit ist es, die sich dem grünen Lorbeerkranze des Dichters einflicht und auf sein Haupt durch den Mund der Armen den Segen des Himmels herabruft.

Uebrigens würde der sich sehr irren, der da glaubte, diese Freigebigkeit, die so viele Tausende den Bittenden in den Schooß schüttete, sey bei ihm Naturgabe gewesen. Es gibt die Naturen, denen das Geben ihres Gutes und die Hingabe ihrer selbst angeboren ist; gleich der Sonne müssen sie Alles, was sie haben, Allen mittheilen; sie können nichts für sich selbst behalten; das Geben ist ihnen eine Lust; sie geben bis sie selbst darben und wollen lieber darben als nicht mehr geben. Clemens Brentano, obwohl ein Dichter, hatte nichts weniger als eine solche Anlage zur Freigebigkeit oder gar zur Verschwendung; sey es nun das italienische Blut, sey es seine erste Erziehung, die ihn zum Kaufmann bestimmte, er hatte vielmehr eine Hinneigung zu einer ängstlichen Sparsamkeit, die ihn selbst peinigte und gar oft mit mislaunigem Argwohn in den einfachsten Lebens- und Geschäftsbeziehungen erfüllte, zu kämpfen; allein er sah es als eine Pflicht an, was er sich selbst oft mit Härte versagte, Nothleidenden zuzuwenden; er übte die Mildthätigkeit wie ein Werk der Buße, und während er im Lebensverkehr nicht selten mit einem Pfenig geizte, schenkte er, ohne daß es Jemand anders als die zunächst Betheiligten erfuhr, Tausende hinweg. So konnten gar Manche mit ihm Jahre lang umgehen und ihn für mehr als sparsam halten; denn er verbarg diese Wohlthätigkeit mit

einer fast ängstlichen Sorgfalt, um seinem theueren Schatze nichts durch prunkende Ostentation zu entziehen. Er hat in dieser Weise mit den verderbten Anlagen der menschlichen Natur redlich gekämpft, und daß er im Großen und Ganzen den Sieg errungen, das bezeugen die Stimmen seiner Lieder und die Dankgebete der unterstützten Armen; je härter aber der Kampf war, um so größer der Sieg, und um so sanfter, dürfen wir hoffen, wird er nun ruhen.

Ein mildthätiger Spender der Nothleidenden, war er auch dankbaren Herzens dessen eingedenk, was er von der Gastlichkeit und Freundschaft anderer an Labung und Trost auf seiner dornenreichen Pilgerbahn empfangen. Auch dieß Gefühl hat er mit lauter Stimme in seinen Werken vor der Welt ausgesprochen; so sagt er in der Zueignung seines vaterländischen Spieles der Victoria an Görres und Schinkel:

Ein leichtres Kriegsspiel habe ich zu geben;
Doch Liebe wiegt ja mit bei den Geschenken,
Die Gabe will des Trostes nur gedenken,
Den Du mir überschwenglich gabst im Leben,
Als unter mir die Erde schien zu beben,
Half mir dein Arm, was stürzte leis zu senken,
Lernt ich an Deiner Brust die Schmerzen lenken
Und auf den finstern Wolken Lichtwärts schweben.

Die dankbare Erinnerung an seine Kinder- und Jugendjahre war es gleichfalls, welche ihm die herzliche Zueignung seines Märchens an das Großmütterchen eingab. Als der müde Pilger im Schatten des Kreuzes in späteren Jahren eine Ruhestätte für die kranke Seele gefunden, bot ihm das Buch von dem bittern Leiden seines Heilandes, der ihn mit offenen Armen zur Gottesrast eingeladen, willkommene Gelegenheit, seinen gastlichen Dank und Segen zweien anderen Freunden in der Zueignung auszusprechen, die dem müden Waller in ihrem Hause und ihrem Herzen eine Herberge gegönnt; ihnen widmete er seine Schrift als Gastgeschenk mit den Worten:

Den beiden deutschen Erneuern

der Schriften der Heiligen
Henricus Suso, Johannes a Cruce und Theresia a Jesu
weihet diese Blätter
dankbar für
Herberge, Muße und Trost
ein Pilger,

Der in Sanct Erhardi Haus zwischen zweier Hirten Grab ruhte aus,
Und vor Sanct Wolfgangi Haus neu ergriff den Pilgerstab, rufend aus:
Segen über diesen Ort!
Wo so treu der Weinberg wird gebauet,
Gott vergelt's! sein letztes Wort,
Wenn er nach dem Dom zurück noch schauet,
Der im Morgenlicht entbrannt,
Ein Altar voll früher Opferkerzen,
Mahnend oft genüber stand
Seinem müden Auge, lauen Herzen,
Und, von Blumen fromm umkniet,
Wo des Herren Bild am Oelberg ringet,
Mit ihm sang das Morgenlied,
Wenn der Blüthengarten Weihrauch schwinget.

In der Hand den Wanderstab,
Legt er scheidend nieder die Gabe
Zwischen zweier Hirten Grab,
Daß man seiner ein Gedenken habe.
Herr! bei dir allein ist Ruh',
Wie die Jünger einst zu dir auf Erden
Sagten: sprichst zum Pilger du:
Bleib' bei mir, denn es will Abend werden!

Zarter, inniger, liebevoller jedoch hat er seine Dankbarkeit wohl kaum ausgesprochen, als in dem herrlichen Grabgesang, welchen er, vom 29. November bis 1. Dezember 1838 zu München, bei dem Hingang der lieben Freundin und Mutter (Johanna Dietz) an die Hinterlassenen zu ihrem Troste, als rührende Todtenspende, in frommer Begeisterung dichtete. Des Lohnes gedenkend, welcher ihrer Barmherzigkeit für alles, was sie den Armen auf Erden erwiesen, im Himmel zu

Theil werden würde, erblickt sein geflügelter Geist auf der ewigen Frühlingsau des Paradieses auch ein Weihnachtsgeschenk, das der seligen Freundin zu Theil geworden für die Werke barmherziger Liebe, die sie während einer Reihe von Jahren an ihrem Gaste in Coblenz geübt:

Auch steht ihr ein Zelt erbauet,
Weil sie Obdach mir gegeben,
Daraus sie jetzt überschauet,
Was sie that an meinem Leben.

Heimathlos an jedem Orte
Fand ich, wo die Kinder spielten,
Ruhe nur an ihrer Pforte,
Wo die Pilger Rasttag hielten.

Sie hat mich ins Haus geladen,
Hat um mich sich eingeschränket,
Hat am Quell der eignen Gnaden
Fromm den müden Gast getränket.

Und ich bin ihr tief verschuldet,
Ihre Hand hat mir vertrauet,
Ihre Demuth mich geduldet,
Ihr Erbarmen mich erbauet.

Jetzt in ihres Lohn's Pallaste
Spricht sie bei dem Gnadenbronnen:
Ach! dieß Zelt hab' an dem Gaste,
An Herrn Clemens, ich gewonnen.

Dieses himmlische Zelt der Heimgekehrten hat seine Dankbarkeit ihr mit anmuthigen Bildern umgeben, in denen das mütterliche Wirken ihrer Barmherzigkeit auf Erden verklärten Lichtes sich spiegelt; da aber sein Almosen ähnliche Wohlthaten erzeigt, und da es nicht selten gerade die Hand dieser seiner lieben Freundin war, welche seine Almosen gespendet und auf die segensreichste Weise, ihre Liebe, ihren Fleiß und ihre sinnreiche Sorgfalt hinzufügend, verwendet: so dürfen wir das schöne Requiem, was er der dahingeschiedenen Freun-

bin nachsang, auch seiner zu einem seligeren Leben entschwebten Seele nachrufen:

Sie ging dort ein Haus bewohnen,
Das der Meister ihr errichtet,
Auf des Giebelsstraußes Kronen
Spricht den Spruch, der Alle richtet.

Der, dem Alles wir bereiten,
Was den Armen wir erweisen,
Hat in den acht Seligkeiten
Ihr Barmherzigkeit verheißen.

Als die Blumen hier vergangen,
Ist der Frühling dort erschienen,
Und sie zum Verein gegangen,
Zu des Himmels Arbeitsbienen.

Dort auf Betten, reinen, weichen,
Die der Noth sie hier gedecket,
Glänzt das Namen Jesu Zeichen,
Wenn der Engel sie erwecket.

Dort, wo sie in keinem Winter
Hat für Armenholz zu sorgen,
Weckt das Danklied sel'ger Kinder
Sie zum ew'gen Frühlings-Morgen.

Wenn sie dann zum Garten gehet,
Weh'n die Hemden aller Wegen,
Die den Armen sie genähet,
Ihr vom Blumenzaun entgegen.

O! wie wird sie freundlich lächeln,
Wenn um sie als Siegesfahnen
All die Armenkleider fächeln,
Deren Zahl sie kaum kann ahnen.

Wie hat sich dein Wort bewähret,
Treuer Gott! wird sie dann denken,
Wie hat Alles sich gemehret,
Jetzt erst kann ich freudig schenken.

Keine Lust wird dort ihr fehlen,
Alles, was sie hat errungen
In sich selbst und andern Seelen,
Sieht in Bildern sie gelungen.

Wenn darum der Schmerz deren, die Gelegenheit hatten, den Verstorbenen und sein verborgenes Dichten und Wirken näher kennen zu lernen, ein großer und gerechter war: so dürfen wir wohl hier die Frage aufwerfen, hatte auch in weiteren Kreisen das Vaterland eine Ahnung von dem Verluste, den es durch den Hingang von Clemens Brentano erlitten? War ihm bewußt, was dieser so überreich von Gott begabte Dichter ihm war, und noch mehr, was er ihm unter günstigeren Gestirnen hätte werden können? Wir müssen diese Frage leider mit einem entschiedenen Nein beantworten.

Wenig beachtet, ging einer der ersten Sterne, deren Wiederkehr sich nach Jahrhunderten mißt, am deutschen Dichterhimmel vorüber!

Sie erzählten sich von seinem Leben in mythischer Weise Dinge, worin die Fabel der Wahrheit kaum einen Raum ließ; die hochgelehrten Botaniker, welche unter dem Namen einer Literaturgeschichte die poetische Flora Deutschlands in ihre grauen Löschpapier-Herbarien eintragen, wußten nicht, welcher Klasse des linneischen Systems sie diese seltsame Wunderblume des glühenden, phantasiereichen, katholischen Südens, mit ihrer tiefen, wechselnden Farbenpracht, ihrem mystischen, sehnsuchtweckenden Duft, ihrer räthselhaften, symbolischen Kreuzform, einregistriren sollten. Bei dem mittelalterlichen Weihrauchgeruch ward ihnen unheimlich zu Muthe; wie der alte Voß, klassischen Andenkens, argwöhnten sie in dem Kelch dieser orientalischen Lotusblüthe die Spitze des römischen Dolches; sie fürchteten von ihrem Zauber mystische Betäubung des Geistes und dolorose Stigmatisirung des Fleisches; an die dürftigen Erdäpfelblüthen ihrer nordischen Sandsteppen gewöhnt, wandten sie darum mit verdrießlicher Scheu ihren Blick davon ab, der Hoffnung lebend, daß sie

durch die Kälte ihrer Theilnahmslosigkeit dahinwelken würde. Von Dichtern, deren er ein Dutzend mit dem kleinsten seiner Fingern hätte in die Luft heben können, wird, nach herkömmlicher Weise, von diesen distelfressenden*) Kritikern ausführlich Bericht erstattet, des Clemens Brentano aber kaum mit einigen Worten gedacht. Bald zischelten sie sich ins Ohr, er sey der leibhaftige Mephistopheles, eine dämonische Natur, die auf

*) Als Beispiel, wie diese bornirte Kritik ihr Amt verwaltet, möge hier das oberflächliche Urtheil stehen, welches einer dieser literarischen Scharfrichter (Theodor Mundt in der Geschichte der Literatur der Gegenwart) mit aufgeblasener Armseligkeit über den Dichter fällt: „Eine (E. T. A. Hoffmann) ähnliche, nur zur Selbstzerstörung mit so großem Talent begabte Natur war Clemens Brentano, der ebenfalls eine von jenen irrwischartigen und in sich zerflatternden Existenzen war, von denen wir um diese Zeit eine ganze Reihe in Deutschland erblicken. Seinen Roman Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, hat er selbst auf dem Titel einen verwilderten Roman genannt und dadurch überhaupt seine allen Gränzen entspringende und mit Bewußtseyn sich verliederlichende Richtung bezeichnet. Die Romantik ward in ihm zu einem Blocksberg, auf dem er selbst die prächtigsten Geisterfarcen vollführte, aber unter dem wüsten Getümmel, dessen er bedurfte, um sich überhaupt Poet zu fühlen, konnte nichts rein und würdig aus ihm hervortreten. Seine Poesie erscheint oft nur wie eine Maske, die er sich, als wolle er einen tollen Streich damit vollführen, vor das Gesicht gehalten; was hinter der Maske eigentlich steckte, ein Engel oder Teufel, ein gotterfülltes Gemüth oder ein leeres und windiges Wesen, ließ sich kaum mit einiger Zuversicht annehmen. Zuletzt trat aus der Maske des Dichters der Mönch bei ihm hervor, und er entsagte in einem Kloster der Welt, in der er den höheren Zusammenhang nicht hatte finden können, und die nur ein wildgewachsenes und verstandloses Vielerlei für ihn gewesen war. Sein schönstes und reinstes Thun war noch das Sammeln und Erneuern deutscher Volkslieder gewesen, die er unter dem Titel des Knaben Wunderhorn mit Achim von Armin herausgegeben“.

dem Dreifuß über der Hölle sitze, und von dem erstickenden Qualm des Abgrundes begeistert Mysterien infernalischer Bosheit ausbrüte; bald wieder erzählten sie einander, als Kapuziner habe er sich in ein polnisches Kloster eingesperrt, wo er unter steten Kasteiungen, Rosenkranz betend, vom Morgen bis zum Abend, Anathemas über die denkgläubigen Kinder der Aufklärung, unter seiner braunen Kutte, in den langen, weißen Kapuzinerbart, mit bleichen, zitternden Lippen, seit zwanzig Jahren, herabmurmele.

So hat sein Vaterland wenig oder nichts für ihn gethan. Seine Schriften waren keine Modeartikel; die Buchhändler erwiesen sich seiner Muse mit stiefväterlicher Sprödigkeit und Zurückhaltung als karge Gönner. In der Vorrede seiner Victoria klagt er, wie er lange keinen Verleger für sie habe finden können; und hatten seine Dichtungen endlich einen gefunden, wie die Einsiedlerzeitung und die Gründung Prags, so mußte ihm durch die eisige Kälte und die gänzliche Wirkungslosigkeit, womit sie aufgenommen wurden, der freudige Muth, auf der betretenen Bahn voranzuschreiten, nicht wenig verkümmert werden. Auch in der dramatischen Poesie versuchte er sich, aber auch hier war eine Dornenkrone sein einziger Dank. Obschon sein Ponce de Leon gewiß zu dem Geistreichsten und Witzigsten gehört, was das deutsche Lustspiel aufzuweisen hat und der Bühne unschwer anzupassen wäre, so wurde der Dichter doch bei der ersten Aufführung in Wien von einem Publikum, das gewöhnt ist, den poesie- und geistlosesten Fadessen des Auslandes zu applaudiren, ausgepfiffen und ausgezischt, so daß ihm alle Lust verging, je wieder die Fortuna des bretternen Parnasses und seiner hölzernen Kunstrichter zu versuchen.

Diese Vernachläßigung eines der reichsten Genies, die je gelebt, von Seiten seiner Zeitgenossen und Landsleute, ist leider seinem Vaterlande, wie dem Dichter selbst, zu großem Schaden ausgeschlagen. Deutschland hat sich dadurch, so viel wenigstens an ihm war, um eine der schönsten Perlen seines

geistigen Diadems gebracht. Hätte es die seinem Dichter von Gott verliehene Kraft zu würdigen gewußt, hätte es durch eine strenge, ja schonungslose und unerbittliche Kritik die Ueberfülle, den Uebermuth und das Ungezügelte dieser himmlischen Kraft in die Schranken harmonischer Schönheit und sich selbstbeherrschender Zucht zurückgewiesen: mit welchen Werken hätte er nicht unsere Literatur verherrlichen können! sein Name, nun von einem verhältnißmäßig kleinen Kreise geschätzt *), würde zur Ehre des Vaterlandes unter den ruhmvollsten Dichtern aller Zeiten und Völker strahlen.

---

*) Im Gegensatz zu jenem nordischen Urtheil Mundts, sey es uns gestattet, hier eines aus dem katholischen Süden auch anzuführen, welches Martin Deutinger in dem Programm der Studienanstalt zu Freising, das „Verhältniß der Kunst zum Christenthum" fällt, er sagt S. 31: „Sein Genius hat ihn am Ende seiner Irrfahrten, einen göttlichen Helden Ulysses, ins Vaterland des Glaubens und der Wahrheit zurückgeführt, und ihm die tiefergreifenden, unaussprechlich rührenden Gesänge der Sehnsucht und Liebe nach der ewigen Wahrheit eingehaucht, hat ihm seinen unendlichen Reichthum der Phantasie gelassen, und ihm mit dem höhern Siegel des Lebens nur eine innere Bedeutsamkeit, einen mit unendlichen Wellen an das Ufer der Ewigkeit anschlagenden Odem des Gesanges verliehen. Während Schiller in schimmernden Worten einherschreitet, und Göthe eine gekünstelte Einfachheit sich angeeignet, Jean Paul mit affectirter Geschraubtheit die Sprache kettet, fließt sie in Brentano in natürlicher, reiner Kraft dahin, gerade dem Gefühle angemessen, das sie ausspricht. Das Kindliche, Herzliche, Rührende ist gewiß noch nicht herrlicher, reiner aufgefaßt, als im schönen Annchen oder im fahrenden Schüler. Das naiv Kindliche in der Gakeleia seines bekannten Mährleins ist unübertrefflich schön. Und wenn er dann die fromme Andacht, das tiefsinnige Gemüth in seiner goldenen Amei schildert, wer vermag ihm nachzuwandeln in der deutschen und schwärmerischen Innigkeit seiner Sprache! Es ist eine Sprache, die dem innewohnenden Geiste gänzlich gehorsamt. Kein falscher Zierrath, kein Schmuck und keine Schminke entstellt die in sich selbst vollendete Schönheit. Wie tief er den Geist der

Woher aber diese Kälte, diese Mißachtung, diese Zurückstoßung? War etwa sein vorwaltend italienisches Naturell dem deutschen zu fremd, zu unverständlich? oder bewies er sich selbst gegen sein deutsches Vaterland kalt und gefühllos? verschloß er den Bestrebungen, den Kämpfen, den Leiden und Siegen seiner Zeit und seines Volkes allzu sehr sein Herz? oder blieb seinem südlichen Geist der nördliche Laut der deut-

---

Sprache aufgefaßt, wie sehr er es verstand, seines Herzens Bebungen in den Lauten der Sprache nachklingen zu lassen, davon könnte uns sein Lied von den lustigen Musikanten allein überzeugen. Wenn er den tiefen Schmerz in greller Lustigkeit sich ausschreien läßt, könnte das bezeichnender und ergreifender geschehen, als in dem herrlichen Refrain jenes Liedes, der mit dem schreienden „Ei"-Laut aus aller Lustbarkeit den Jammer herzzerreißend hervortönen läßt:

Es brauset und sauset das Tambourin,
Es prasseln und rasseln die Schellen darin,
Die Becken hell flimmern von tönenden Schimmern,
Um Sing und um Sang, um Kling und um Klang
Schweifen die Pfeifen und greifen ans Herz
Mit Freud und mit Schmerz.

Oder wie herrlich tönet der Schwalbengesang in den Worten des bekannten Schwalbenliedes im Gokelmärchen wieder! Aber wenn er groß und einzig ist in Beherrschung der Sprache, so ist er es noch mehr im Inhalt. Welcher Reichthum und welche Tiefe begegnen sich hier! welche unaussprechliche Wehmuth und übersprudelnder Humor lösen sich in reinen Harmonien auf, wie rührend, tief ergreifend ist sein Ernst! Voller und mächtiger haben die Pulse der deutschen Kunst und der christlichen Begeisterung noch in keinem Dichter geschlagen. In ihm begrüßen wir die Morgenröthe eines neuen Tages; möge sein Andenken und sein Ruhm sich hoch erheben in den deutschen Gauen, denn er ist es werth. Ihr Söhne Deutschlands, denen die göttliche Huld, die Kraft der Sprache, die süße Gabe des Gesangs verliehen, auf seiner Bahn schreitet vorwärts, und alle deutschen Herzen werden euch stolz entgegenschlagen, und jedes christliche Gemüth wird euch liebend begegnen!

schen Sprache immer ein fremder, den er nie so recht zu bemeistern wußte, um die Herzen der Hörer zu ergreifen? Diese Beschuldigungen wird man dem dahingegangenen Dichter nicht mit Recht machen können.

Was zunächst die Sprache betrifft, so zählt unser Volk gewiß nur sehr wenige Dichter, die sie, gleich ihm, so ganz in ihrer Gewalt hatten, daß sie ihm zum Balle diente, der, nach Gefallen bald zum Himmel bald zur Erde geworfen, jedesmal wieder, wie von selbst, in die Hand des Werfenden zurückkehrte. Wer hat kunstreichere Reime in endlos wiederkehrendem Echospiele gebildet, als Clemens Brentano? Wem war es gegeben, einen Gedanken, gleich einem seidenen Faden, auf das feinste abzuspinnen? Wer konnte so viele Gedanken und jeden Gedanken in die knappeste, beliebigste Form bringen, und wer konnte zugleich mit so wenigen Worten eine ganze Gedankenwelt umschließen, wie er? Fließt der Rhythmus seiner Verse nicht oft in so natürlicher Harmonie dahin, als seyen sie von Ewigkeit zu einander geschaffen?

Ja diese seine Meisterschaft über den Ausdruck war so groß, daß sie ihn nicht selten zu übermüthigem Mißbrauch verlockte. Er muthete dem Gefäß zu Vieles zu; von einem überströmenden Gedanken- und Bilderreichthume bestürmt, sollte der Vers immer noch einen und noch einen Gedanken aufnehmen; ein Scherz, ein Bild, eine Anspielung, die ihm noch einfiel, sollte auch noch hinein; nie sich selbst genügend, feilte und spitzte, verkürzte und verlängerte er unaufhörlich an seinen Werken, immer darauf los hämmernd, den Gedanken erweiternd und die Form zusammendrängend. Daher kam es, daß er, der die schönsten und fließendsten Verse schreiben konnte, durch tyrannische Gewaltthätigkeit auch harte und gezwungene schrieb, deren Verständniß, abgesehen von der Tiefe oder Dunkelheit des Gedankens, die angestrengteste Aufmerksamkeit fordert. Solcher Mißbrauch aber ist nur dem Meister möglich, und auch seine taubsten Gegner werden ihm den Ruhm nicht streitig machen können, daß ihm die verbor-

geusten Schätze unserer Sprache zu Gebote standen und die Töne wie dienstbare Geister der leisesten Bewegung seines Gedankens folgten und von ihm beseelt sogleich ihr wunderbares Glockenspiel begannen.

War ihm die Sprache ganz zu Willen, so hatte er auch wohlbegründete Ansprüche auf ihren Dank. Zu einer Zeit nämlich, als unsere Literatur und Sprache noch an der Dürre, Verknöcherung, Unbehülflichkeit, Geschmacklosigkeit, Weitschweifigkeit, Steife und Geistlosigkeit der jüngsten Jahrhunderte darniederlag, da gehörte er zu jenen Wenigen, die, von Vorurtheilen unbeirrt, durch die Jahre der Verkommenheit in eine glorreichere Vorzeit durchdrangen, und auf die im Herzen des Volkes unbeachtet oder verachtet rinnende Quelle zur Verjüngung des siechen Lebens hinwiesen. Seine mit unverdrossenem Fleiße gesammelte Bibliothek war namentlich für das deutsche Mittelalter und die deutsche Volksliteratur einzig in ihrer Art; ihr verdankte die Schrift von Görres über die deutschen Volksbücher ihr vorzüglichstes Material und ihm ist sie darum auch gewidmet; er selbst gab durch die Herausgabe eines jener Volksbücher: „des Goldfadens" nämlich, ein Beispiel, was erst die jüngsten Jahre in weiterem Umfange nachgeahmt haben. Er hat aber noch bedeutungsreicher in die Entwickelung unserer Literatur eingegriffen. Als der Knabe auf dem geflügelten Rosse in „das Wunderhorn" stieß: da waren es seine Zaubertöne, die das lauschende Ohr der Zeitgenossen einer in Vergessenheit gerathenen, unbeachteten Welt wieder zukehrten. „Das Wunderhorn" hat gewiß nicht wenig zur Weckung des deutschen Bewußtseyns beigetragen; es hat den Deutschen den wahren Genius ihres Volkes wieder ins Gedächtniß gerufen. Wie viele Dichter haben nicht aus diesem Brunnen geschöpft; in wie viele Schriften hat sich nicht, was Clemens Brentano und Achim von Armin gesammelt, wieder als Samenkörner zerstreut; wie viele Componisten haben beim Schalle jenes Wunderhornes nicht zu singen angefangen. Lieder, die seit Jahrhunderten ver-

gessen und verschollen waren, sind auf diese Weise wieder, was sie ursprünglich waren, Volkslieder geworden und im Munde Aller erklungen. An die Richtung deutscher Romantik, der das Wunderhorn angehört und die es ganz vorzüglich förderte, hat sich bis auf den heutigen Tag eine eigene Dichterschule angeschlossen, so wie anderer Seits das Studium unserer ältern Sprache und Literatur nicht wenig dadurch geweckt und populär gemacht wurde.

Die Einsiedlerzeitung, welche 1809, drei Jahre später als das Wunderhorn erschien, sollte dieser Richtung eine nachhaltigere Wirkung sicheren, und die zerstreuten patriotischen Kräfte unter einer gemeinsamen Fahne zur Bekämpfung des alten Sauerteiges von Philisterei und Bärenhäuterei sammeln. Allein Deutschland, büßend für alte Sünden, lag, vom Fuße des fremden Eroberers in den Staub getreten, noch zu sehr in bewußtloser Ohnmacht; der Hahnenruf der jungen Helden des Heidelberger Bundes in dunkler Mitternacht erschollen, war ein Ruf in die Oede und Wüste gerufen; die Einsiedler mußten sich wieder in ihre Klause zurückziehen; ihre Zeitung ging alsbald wegen Mangel an Theilnahme ein. Jetzt werden die wenigen von ihr erschienenen Blätter als eine Reliquie unserer Literaturgeschichte gesucht und in hohem Werth gehalten. Manches Gedicht von Brentano findet sich darin, und seine Uebersetzungen aus dem Meisterwerk französischer Chronikschreibung, aus Froissart.

An dem Sterne des Vaterlandes jedoch, selbst in dieser trübsten, unheilvollsten Zeit nicht verzweifelnd, erklang die Stimme seines Liedes, Muth und Selbstvertrauen weckend und zu unverzagtem Ringen und geistigem Streben mahnend, wo sich irgend neues Leben, eine bessere Zukunft verkündend, regte. So hatte er schon 1806 bei der Genesung Karl Friedrichs, zum Dankfest am 16. Juli, den Heidelberger Studenten sein humoristisches Lied, den Dialog zwischen Frau Pallas und Karl Theodor, gedichtet. Das schöne, reiche Neckarthal

mit der alten Musenstadt und das Unglück des alten Vaterlandes schildernd erklingt es wehmuthvoll in körnigter Sprache:

Und wie ich gen die Brücke schaut,
Hört ich den Neckar rauschen laut,
Der Mond schien hell zum Thor herein,
Die feste Brück gab klaren Schein,
Und hinten an der grüne Berg!
Ich ging noch nicht in mein' Herberg.
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt mich noch auf die Brück' hinaus.
Da war so klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sterngezelt,
So ernstlichdenkend schaut das Schloß,
Und dunkel, still das Thal sich schloß,
Und ums Gestein erbraußt der Fluß,
Ein Spiegel all dem Ueberfluß,
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
Da thut das Land sich herrlich auf,
Da wandelt fest und unverwandt
Der heil'ge Rhein ums Vaterland
Und wie ans Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint, das Herz mir lacht".

Eine bedeutsamere Gelegenheit indessen bot sich ihm am 15. Oktober 1810 bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes von Berlin dar; zu dieser Feier dichtete er eine Cantate, die die hohe Bedeutung jenes Tages in ernsten Tönen Allen in die Seele rief. Damals, in der Zeit tiefster Schmach und Erniedrigung, erscholl begeisternd die Stimme des von Deutschlands alter Ehre und alter Kraft begeisterten Dichters:

Zu dir, zu dir, mein Vaterland!
Mein deutsches Land,
Wend ich jetzt Stimme, Gruß und Lied:
So lang die Sprache dich verband,
In fester Hand
Der ernsten Künste Lorbeer dir erblüht.

Mein Deutschland, du stehst ewiglich,
Tief innerlich
Verbindet dich ein hoher Weisheitstrieb,
Und deine Männer ernstiglich
Erhalten dich;
Denn Wahrheit, Glauben, Hoffnung sind dir lieb.

Die Berge haben Eisen dir gegeben,
Und deine Schmieden Klingen,
Und deine Wälder Söhne, die sie heben,
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen!

Und segnet deinen Pflug das Gold der Aehren,
Des Webers Schiff die reine Fluth des Linnen,
Und wissen deine Jungfraun klar zu spinnen,
Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren,
So weißt du herrlicher doch noch zu lehren,
In deinen Kreisen stehn verbündet
Die hohen Schulen fest gegründet,
Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.

Chor der Bürger.

Hohe Häupter deutscher Lande,
Treue Kaiser alten Bundes,
Dem ihr gern das Blut geweiht,
Anders schlingen sich die Bande
Um die Gauen deutschen Grundes,
Anderes gebar die Zeit:
Aber eure schönsten Werke
Hat die neue Macht geehret,
Eurer hohen Schulen Kreis;
Also hat euch eure Stärke
Selbst der Sieger noch gemehret,
Und dieß sey dein höchster Preis!

Allgemeiner Chor.

Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nähret,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehret,
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Die Zeit strafte seine Prophezeihung nicht Lüge; die finsteren Wolken theilten sich; der Umschwung des Jahres 1813 trat ein; es wehte erfrischend in die Schwüle:

„Ein kühler Wind aus Orient,
Will uns den Tag verkünden,
Wer recht den lieben Tag erkennt,
Dem muß die Nacht verschwinden“.

„Den Morgenstern, gleich einem Held,
Seh ich hell funkelnd schweben;
Er wacht am blauen Himmelszelt
Und wird den Sieg uns geben“ *).

Von der kriegerischen Stimmung der nach Freiheit ringenden Zeit ergriffen, dichtete damals Clemens Brentano eine Reihe von Kriegsliedern, die Geisel seines Witzes über die mattherzige Misere der meisten vorhandenen schwingend:

*) Victoria und ihre Geschwister S. 6.

mit der alten Musenstadt und das Unglück des alten Vaterlandes schildernd erklingt es wehmuthvoll in körnigter Sprache:

Und wie ich gen die Brücke schaut,
Hört ich den Neckar rauschen laut,
Der Mond schien hell zum Thor herein,
Die feste Brück gab klaren Schein,
Und hinten an der grüne Berg!
Ich ging noch nicht in mein' Herberg.
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt mich noch auf die Brück' hinaus.
Da war so klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sterngezelt,
So ernstlichdenkend schaut das Schloß,
Und dunkel, still das Thal sich schloß,
Und ums Gestein erbraußt der Fluß,
Ein Spiegel all dem Ueberfluß,
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
Da thut das Land sich herrlich auf,
Da wandelt fest und unverwandt
Der heil'ge Rhein ums Vaterland
Und wie ans Vaterland ich dacht','
Das Herz mir weint, das Herz mir lacht'.

Eine bedeutsamere Gelegenheit indessen bot sich ihm am 15. Oktober 1810 bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes von Berlin dar; zu dieser Feier dichtete er eine Cantate, die die hohe Bedeutung jenes Tages in ernsten Tönen Allen in die Seele rief. Damals, in der Zeit tiefster Schmach und Erniedrigung, erscholl begeisternd die Stimme des von Deutschlands alter Ehre und alter Kraft begeisterten Dichters:

Zu dir, zu dir, mein Vaterland!
Mein deutsches Land,
Wend ich jetzt Stimme, Gruß und Lied:
So lang die Sprache dich verband,
In fester Hand
Der ernsten Künste Lorbeer dir erblüht.

Mein Deutschland, du stehst ewiglich,
Tief innerlich
Verbindet dich ein hoher Weisheitstrieb,
Und deine Männer ernstiglich
Erhalten dich;
Denn Wahrheit, Glauben, Hoffnung sind dir lieb.

Die Berge haben Eisen dir gegeben,
Und deine Schmieden Klingen,
Und deine Wälder Söhne, die sie heben,
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen!

Und segnet deinen Pflug das Gold der Aehren,
Des Webers Schiff die reine Fluth des Linnen,
Und wissen deine Jungfraun klar zu spinnen,
Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren,
So weißt du herrlicher doch noch zu lehren,
In deinen Kreisen stehn verbündet
Die hohen Schulen fest gegründet,
Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.

Chor der Bürger.

Hohe Häupter deutscher Lande,
Treue Kaiser alten Bundes,
Dem ihr gern das Blut geweiht,
Anders schlingen sich die Bande
Um die Gauen deutschen Grundes,
Anderes gebar die Zeit:
Aber eure schönsten Werke
Hat die neue Macht geehret,
Eurer hohen Schulen Kreis;
Also hat euch eure Stärke
Selbst der Sieger noch gemehret,
Und dieß sey dein höchster Preis!

Allgemeiner Chor.

Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nähret,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehret,
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Die Zeit strafte seine Prophezeihung nicht Lüge; die finsteren Wolken theilten sich; der Umschwung des Jahres 1813 trat ein; es wehte erfrischend in die Schwüle:

„Ein kühler Wind aus Orient,
Will uns den Tag verkünden,
Wer recht den lieben Tag erkennt,
Dem muß die Nacht verschwinden“.

„Den Morgenstern, gleich einem Held,
Seh ich hell funkelnd schweben;
Er wacht am blauen Himmelszelt
Und wird den Sieg uns geben“ *).

Von der kriegerischen Stimmung der nach Freiheit ringenden Zeit ergriffen, dichtete damals Clemens Brentano eine Reihe von Kriegsliedern, die Geisel seines Witzes über die mattherzige Misere der meisten vorhandenen schwingend:

*) Victoria und ihre Geschwister S. 6.

Mir ist nichts so zuwider,
Als die meisten neumodischen Kriegslieder,
Theils sind sie für Theaterhelden geschrieben,
Die hinten wieder aufstehn, wenn sie vorne geblieben,
Theils sind sie wie papierne Helme erhaben,
A la Kakadu, wie sie die Modehüt' haben,
Theils schlagens ein Rad wie ein Indian,
Gar elendig schaut sichs von hinten an;
Theils sind sie so kalt, starr, hager und steif,
Wie ein nasser gefrorner Saloppenschweif.
Theils sind sie wie ein junges Gänsefell weich,
Theils rauh und raschlich wie Konsenzzeug.
Da lob ich mir die alten Kriegslieder doch,
An denen man selber das Pulver roch:
„Prinz Eugenius der edle Ritter"
Oder „ein preußischer Husar fiel in Franzosen-Hände!"

Die Morgenröthe des Sieges hatte die Herzen angelächelt; Gloria und Victoria! war die Losung des jungen Tages; die Noth hatte in langem Schweigen tiefen Athem geholt; Rache funkelnd hatte der Löwe lautlos in die innerste Höhle sich zurückgezogen; stumm hatte der deutsche Adler in der Luft geschwebt, stumm war der Pfeil von dem scharf gespannten Bogen in das Herz des Bedrängers geflogen:

Ja, so bin ich gewesen,
Bis ich in dir, Victoria, gelesen.
Der Eifer sprang nach goldner Siegesfrucht,
Ich hab mit allen Schwertern schon geschlagen,
Mit Ludewig und Schill den Tod gesucht,
Hab Felsen in Tirol zum Berg getragen,
Ich sah der Britten Wimpel in Hispaniens Bucht,
Und vor Giberaltars Herkules-Säulen ragen,
Und bin sodann ein stiller Bürger worden,
Und ließ wer immer wollte, ruhig tragen,
Zum Berg hinauf die alten Weltenpforten,
Und betete die Nacht, bis es wollt tagen,
Da hört ich deinen Namen aller Orten,
Nun spann das Feuerroß zum Siegeswagen,
Victoria!

Trompeten schmettern durch die Welt,
Was heimlich wir getragen.
Wir haben unsre Klagen
Dem Schwert anheimgestellt.
Wenn sich die Monde füllen,
Gebiert die Zeit mit Schmerz,
Es wuchs durch Geist und Willen,
Der Sieg ihr unterm Herz!

Musketenschall, Kanonenzorn,
Es laut verkünden müssen,

Es zieht sich aus den Füßen,
Der Löwe nun den Dorn.
Das Kreuz wir lang schon tragen,
Das Kreuz der Eisenzeit,
Nun wird die Zeit geschlagen
Ans Eisenkreuz im Streit.

Nun gehts, Trara rombombidom,
Ein jeder darf es sagen,
Der Tambour muß es schlagen,
Daß es ans Tageslicht komm!
Der führt die beste Stimme,
Der sich dem Schwert vertraut,
Sein Leid im heil'gen Grimme
Aus Feindes Rücken hat.

In dieß Sieg verkündende Schmettern der Trompeten sang er seine kriegerischen Verse. Das ächt volksmäßige Lied, was er damals angestimmt, wird noch heute von der deutschen Jugend gesungen:

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum Schildwach sey getröst.

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Die vaterländischen Herzen mit dieser Siegesbegeisterung zu entflammen, das war der Sinn seines klingenden Spieles von der Victoria und ihren Geschwistern, das ursprünglich zur Aufführung für eine Wiener Schaubühne im Jahre 1813 bestimmt war. Unter Oesterreichs Panier die deutschen Stämme und alle nach Freiheit verlangenden Völker aufrufend, singt er:

Dein Krieg ist Aller Krieg, o Franz!
Dein Sieg ist aller Sieg;
Dir jauchzt der Mund des festen Lands,
Der lang gefesselt schwieg.

Es braust das Meer, dir Vater Franz!
Zu deinem Siegeslauf,
Auf blauer Woge Siegestanz,
Blüht Oestreichs Segel auf.

Nun Gott mit uns und dir, o Franz!
Und mit der Freunde Heer,
Um jedes Schwert ein Siegeskranz,
Ein Kranz um jeden Speer.

Durch Gott und dich ward wahr, o Franz!
Was Oestreich will, das kann's.
Dieß ist das Lied des Landwehrmann's,
Ein deutscher Sinn ersann's.

Dieser deutsche Sinn wandte sich an die Städte und Flüsse des Vaterlandes, sie alle zum gemeinsamen Schwertertanz aufbietend:

Chor: Auf! Glück auf! mein Deutschland!
Glück auf! mein Vaterland!

Main, der Kaiser deutscher Zeit
Fromm und treu gekrönt,
Wende dich zu gutem Streit,
Den du so lang ersehnt.
Fulda, Neckar, Saale, Lahn!
Brauset freudig auf,
Schließt euch deutschen Kämpfern an,
Freiheit steigt herauf!

Chor: Auf! Glück auf! mein Deutschland!
Glück auf! mein Vaterland!

Wer dürfte es darum wagen, die Theilnahmlosigkeit, womit das Vaterland seine Dichtungen aufgenommen, damit zu entschuldigen, daß ihm selbst vaterländischer Sinn gemangelt; nein! er war vielmehr einer jener begeisterten Sänger, deren Posaune das Vaterland aus seinem feigen Schlummer erweckt und durch seinen Mund sang die Muse patriotischer Poesie:

Was wäre der Dichter wunderbar Spiel,
Zögs nicht wie Sonne durch innere Nacht,
Was wohl der Zauber in Ton und in Lied,
Der wie der Frühling über Gräber hinzieht,
Wenn er die lebendigtodten nicht weckte,
Auf nicht die feigen Schlummernden schreckte,
Stehet auf! stehet auf! so rufet die Zeit,
Es ist der Richttag, der Herr ist nicht weit.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Die Erziehung des katholischen Clerus in Würtemberg.

Eine Schilderung nach der Erfahrung.

„Ich habe mich über das Seminar etwas ausführlicher geäußert, weil ich mit Wehmuth sehe und gesehen habe, wie wenig geschieht, um gute Geistliche zu bilden; daß Manches geschieht, was ihre Verwilderung oder ihre Unfähigkeit, gute Geistliche zu werden, erwirket, so daß man sich wundern und es der besondern Fürsorge Gottes zuschreiben muß, daß es nicht mehr schlechte Geistliche gibt".

Clemens August Freiherr Droste zu Vischering, Erzbischof von Köln.

Erster Artikel.

Die Früchte dieser Erziehung.

Es ist im Verlaufe der letzten Jahre das kirchlich-staatliche Verhältniß Würtembergs im Allgemeinen theils durch die landständischen Verhandlungen, theils durch eine Reihe von kleinern Schriften, unter welchen wir besonders die „Censuren" und die sogenannte „mißlungene Staatsschrift" hervorheben, so gewürdigt worden, daß über dasselbe, so weit es die Vergangenheit betrifft, nichts wesentlich Neues mehr beizubringen ist, sondern nur eine Feststellung und Normirung, wie sie von den unaufgebbaren Principien der katholischen Kirche aus und in Angemessenheit mit der ihr verfassungsmäßig garantirten Autonomie verlangt worden ist und immer wieder verlangt werden muß, endlich einmal in's Leben treten sollte. Fragen wir aber: warum hat die katholische Kirche in Würtemberg das tragische Schicksal erlitten, das ihr in der widerrechtlichen Bevormundung des Staates bis zur Stunde zu Theil geworden ist? Warum ist sie das, was sie ist und nicht ist, geworden und nicht geworden, und warum ist sie der in sich selbst zersplitterte, in vielfachem Wehe aufschreiende, nach Heilung ringende und in ihr immer wieder niedergehaltene Körper, als den wir sie erblicken?

Eine Hauptantwort hierauf ist diese: es ist also gekommen in Folge der Entbehrungen und Verkehrungen, denen wir durch das Erziehungswesen, in das wir eingezwängt wurden, anheimgefallen sind. Der hochwürdigste Bischof selbst hat, im Vereine mit der Commission der Kammer der Standesherren, nach vielen Seiten hin Beschwerde geführt und die widerrechtliche Sachlage gebührend hervorgehoben. Es ist seitdem die Anklage immer allgemeiner geworden, daß die ganze Erziehung, wie sie den Candidaten des katholischen Priesterstandes von dem Anfange bis zu dem Ende ihrer Bildungslaufbahn zu Theil geworden ist und größtentheils noch zu Theil wird, dem Geiste der katholischen Kirche und ihren unaufgebbaren Rechtsanforderungen nicht entsprechend sey. Wer nicht dem Geiste des Katholicismus — nicht wie er gestempelt zu werden vorgegeben wird, sondern wie er in der Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche, in ihren Rechten, Institutionen, Verordnungen und althergebrachter Ausübung urkundlich und thatsächlich vorliegt — mehr oder weniger abgeschworen, und dagegen einem beliebigen Staatsglauben zugeschworen hat, und in diesem dem Vorurtheile von hoher Bildung und fast unerreichbarer Vollkommenheit, die an seiner Mutterbrust eingesogen werde, huldigt, und wer die Verderbenssaat, die mit dem antikirchlichen Erziehungswesen auf Generationen hin ausgestreut worden ist, nur zum Theile zu überschauen im Stande ist, und unsere Gegenwart mit all ihrem Gifte in dessen tiefster Wurzel zu würdigen versteht, wird und muß in solche Klage miteinstimmen. Aber sollte die Klage nicht verborgen bleiben, sollen nicht Gott und das eigene Herz allein in die Erkenntniß und das Gericht sich theilen? Ist es nicht hart, ungerecht und lieblos, ist es nicht undankbar und frech, die Schäden und Wunden aufzudecken, und gegen das klagend aufzutreten, was man nach dem Sinne der Geber als größte Wohlthat hätte hinnehmen sollen? Ist es nicht anmaaßend und Frieden störend, das zum Vorwurfe zu machen, was man als Errungenschaft hoher Weisheit, als köstliches Kleinod wahrer Freiheit, als Ziel des schönsten Strebens zur Versöhnung und Einigung aller Gegensätze in die Hände bekam? Wäre nicht das wahre Liebe, wäre nicht das der Geist Jesu Christi und die Aufgabe wahrer Religiösität, die Wunden zuzudecken und das Vergangene vergangen seyn zu lassen, und Gott zu danken, daß es einem bessern Ziele zugeht und zugehen muß, weil der bessere Geist mit Macht die Dämme durchbrochen hat, welche der Geist der Trennung von der wahren Kirche Gottes und von all dem Heile, welches sie als die allein selig-

machende, römischkatholische Kirche in sich trägt, sich auferbaut hatte? Wir sind alles dessen und noch viel härterer Urtheile gewärtig, wir sind sie auch aus Uebung bereits gewöhnt, wir sind auch wirklich zu Rathe gegangen mit dem Geiste des Friedens, der Liebe, der Demuth, des Verzeihens und Schweigens; aber wir haben bei unserer Umschau und Rückerinnerung keine Person ins Auge gefaßt, um ihr zu grollen, ihr Laster und Sünden aufzubürden und sie für die Wunden verantwortlich zu machen, die wir beklagen — dann würden wir der Kirche, für die wir in die Schranken treten möchten, nur zur Schande gereichen: das Wesen, die Sache, die Richtung ist es, mit der wir es zu thun haben. Für sie aber haben wir einen Maaßstab, einen unfehlbaren und unumstößlichen, der uns im Glauben, im Rechte und in der Uebung der heiligen Kirche gegeben ist, und diesen Glauben, und diese Uebung und dieses Recht dürfen wir nicht verläugnen; mit ihnen treten wir in die Schranken gegen die Glaubens- und Rechtslosigkeit und jedwede Unterlassung, für sie scheuen wir keine Offenbarung und keinen Kampf, im Bunde mit ihnen haben wir nur ein Losungswort: Gott und seiner Kirche die Ehre! Ist ja doch die Vergangenheit noch allzusehr Gegenwart, sind ja die Wurzeln des Verderbens noch allzu wenig ausgerottet, wird ja kein Heil kommen, wenn nicht die Quelle des Unheils erkannt und aufgedeckt und vor die Welt hingestellt ist. Ferne sey es von uns, eine vollkommene Erkenntniß des Heiles und Unheiles uns zutrauen zu wollen; ferne, unser eigenes Urtheil, so weit es nicht schon durch das Urtheil der Kirche als solches gegeben ist, zu einem unfehlbaren zu machen; aber die Hinweisung und Erweckung, aber das Beitragen und Mithelfen können wir nicht unterlassen, um nicht vor unserem eigenen Gewissen zu Schanden zu werden.

Aber wer sind denn die Klagenden? Diejenigen, die das Klagrecht haben, sind vor Allem die Priester selbst. Das Verderben ist nämlich nicht verborgen geblieben: es ist hineingedrungen allernächst in das Leben der einzelnen Priester. Statt eine, wenn auch nicht ideale und wahrhaft geistige, so doch erträgliche Anschauung ihres Berufes zu erhalten, lernten gar Viele ihn als eine Bürde und eine Last ansehen, welche sie nur gezwungen und aus Noth, weil kein anderer Ausweg blieb, über sich nahmen, und dessen heiligste Verrichtungen sie, wenn es gut ging, mit träger Gleichgültigkeit, vielfach aber auch mit Verachtung und Spott und Hohn anzusehen sich gewöhnten. Wie Viele sind mit innerem Unfrieden und mit Ueberdruß, den sie vor Niemanden zu verbergen suchten und es auch nicht konnten, in ihren Stand einge-

treten, und schleppten ihn und sich selbst von einem Tag in den andern — hingegeben an eitle irdische Hoffnungen, von denen sie Erleichterung und Versüßung der selbstgemachten Beschwerden vergebens erwarteten. Zu geistlos und aufgelöst und ungelehrt, um Geist und himmlischen Sinn und beseligende Wahrheit in dem zu erkennen, wo sie im reichsten Maaße sich finden, insbesondere mit unwahrer Anschauung der Geschichte, mit frivolem Denken aufgebläht über die erhabensten Gegenstände des geistlichen Lebens, zu solchem selbst weder durch Gebet und Betrachtung, noch durch andere Mittel heiliger Zucht gewöhnt und angeleitet — waren sie Staub und Spreu zu vergleichen, die der geringste Andrang jedweder Versuchung hinwegwehen konnte, da der irdische, unheilige Sinn von selbst immer überwiegt. Wollte Gott, es wäre nur ein solches Opfer zu beklagen, und wollte Gott, es wäre nur sich selbst zum Opfer geworden, und nicht im Strome unkirchlicher Erziehung versunken! Aber auch ohne Versinken: welcher Zwiespalt im Innern, welche Zerrissenheit, welcher unselige Gegensatz zwischen der äußern, objectiven, ein für allemal trotz alles Anstürmens feststehenden Gränzen, Forderungen und Obliegenheiten, und der innern, subjectiven, gegen sie empörten Anschauung! Und wenn auch diese Empörung überwunden wird, welcher unersetzbare Rest, welches ungeheure Deficit im Verhältnisse zu dem, was man seyn könnte und sollte, und dem, was man jetzt nur mit größter Mühe und heißester Anstrengung nie mehr zu erringen vermag! Also auch derjenige, der durch Gottes Gnade — denn der Geist weht, wo er will — sein Ziel auf die rechte Weise erfassen gelernt hat, was muß er nicht Alles ebnen und ausgleichen, abtragen und ausfüllen, niederreißen und aufrichten, bis er nur einigermaaßen ein ihm selbst und seinem hohen Berufe entsprechendes Gebäude aufgeführt hat. Was er früher lieben und üben gelernt hat, will und soll er jetzt hassen und lassen, was er als etwas scheinbar Gutes und Werthvolles anstrebt, löst sich ihm in Dunst und Nebel, in eitel Phantasiegebilde und Selbstsucht auf; was er aber gleichgültig und verächtlich angeschaut hatte, ist die kostbare Perle, der Schatz im Acker, deren Erwerb und dessen Fund ihm lange entgangen und verborgen war. Hinter ihm liegt eine Wüste mit wenigen Oasen: nun ist er zum ächten Baume des Lebens gekommen, aber seine Frucht will mit doppelter Mühe gepflückt seyn, weil die Uebung dazu von Frühe an gefehlt hat. Was gibt es Schöneres und Herrlicheres, Erhabeneres, Freude- und Trostvolleres, als der Beruf des katholischen Priesters, wenn er im Geiste und mit den Mitteln

der Kirche in die junge Seele gepflanzt, und dann als solcher geliebt und geübt wird! Wie Wenige aber sind, die unter würtembergischer unberufener und unberechtigter Staatsbevormundung nicht an Verkrüppelung gelitten, und nicht erst, wenn sie wahrhaft katholische Priester seyn wollen, sich zu bekehren, wenigstens frühere Entbehrungen und Verkehrungen schmerzlich zu beweinen haben? Während ich dieses schreibe, nehme ich mich selbst — ich gestehe es vor Gott und der Welt — am allerwenigsten aus, und ich würde es nicht zu sagen wagen, wenn ich es nicht aus eigener und Anderer Erfahrung geschöpft, und was ich beklage, selbst schmerzlich zu büßen hätte.

Wenn aber dem also ist, woher kommt denn doch bei der Erziehung, unter deren Pflege wir Geist und Herz erquickt haben, die Erscheinung, daß bekanntermaaßen, wie es von gewisser Seite mit Schrecken wahrgenommen worden und gar bedauerlich erwähnt wird, wirklich eine gar nicht geringe Anzahl der Glieder des Clerus eine Gesinnung in sich trägt, welche der Kirche nicht nur nicht widerstreben, sondern sich ihr auf jede mögliche Weise, ohne Furcht vor Kampf, ohne Scheu vielfacher Opfer, ja selbst mit Aufopferung ihrer ganzen zeitlichen Stellung anschließen will, um alte Sünden wieder auszutilgen, Versäumtes nachzuholen, das erhaltene Gute zu bewahren und zu befestigen und Neues zu pflanzen, wie es der unermeßlich reiche Schooß der Kirche nach weisester Fügung Gottes je zu seiner Zeit und an seinem Orte aus sich erzeugt? Woher kommen denn jene Priester, welche dem Systeme der Staatsomnipotenz abgeschworen oder sich ihm nie angeschlossen haben, welche den katholischen Glauben, ungetrübt von jeder Zeitphilosophie und einer liberalen, mit dem Protestantismus liebäugelnden Theologie, rein, wie ihn die römische Kirche bis zur Stunde bewahrt hat, bekennen und ihren Gläubigen verkünden? Woher kommen jene Priester, welche die Disciplin der Kirche, diesem Glauben entsprechend, zu erhalten und zu befestigen suchen, allenthalben das wahrhaft Allgemeine vorziehen, die modernen Privat-Ritualien verabschieden und Alles auszumerzen bemüht sind, was ein oft gar unerleuchteter Privatgeist an die heilige Stätte verpflanzt hat? Woher kommen jene Priester, welche die Stunde sehnlichst erwarteten, in welcher der Oberhirte der Diöcese für die Freiheit der Kirche in die Schranken treten würde, in welcher man ministeriellen Bureaukratismus gegenüber, welcher Alles unter seine Feder und Zunge nehmen zu können glaubt, und den neuerwachten Glaubenseifer in ohnmächtige Bande schlagen möchte, das Wort aus dem Munde des ersten Glaubenshirten vernehmen konnte:

„man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen"; welche sofort freudig sich um ihn geschaart haben und, der Stimme der Wahrheit und des Rechtes laut ihren Beifall zollend, fortwährend bereit sind, den kirchlichen Gehorsam jeder Treulosigkeit vorzuziehen? Woher kommen jene Priester, welche die ekelhafte Speise, als welche ihnen das römische Brevier geschildert wurde, für die köstlichste Nahrung ihrer Seele halten und den Chor der streitenden Kirche auch im Lande übermächtiger Häresie freudig ergänzen; welche sich des Priesterthums auch in seinen äußern Abzeichen nicht schämen, und die Verschmelzung mit dem Stande der „Volkslehrer" und ihre Ersetzung durch diese vorerst zum wenigsten für überflüssig halten; welche sich bemühen, und wo ihre Bemühung nicht ausreicht, mit Sehnsucht erfüllet sind, ächt katholische Institutionen und kirchliche Vereine, die zum großen Segen für die Erhaltung und Erneuerung des geistlichen Lebens bei Priester und Laien, für den Unterricht und die Erziehung der Jugend, für die Pflege der Kranken, für die Verbreitung des Glaubens u. s. w. allenthalben, auch in Mitte des Un- und Irrglaubens bestehen und blühen, auch in unserem Lande eingeführt, und zum mindesten doch wie die Separatisten geduldet zu sehen, damit die schauerliche Oede und Dürre, welche mit einem scheinbar unüberwindlichen Oppositionsgeiste und mit der gesteigertsten Abneigung des Irrglaubens und der Glaubenslosigkeit festgehalten wird, verbannt werde? Man hat sich — denn mehr sollte es doch nicht seyn — den Scherz erlaubt, gerade auf diese Erscheinung als einen Beweis sich zu berufen, daß der gewünschte kirchliche Geist nicht niedergehalten, sondern gerade in jenen Erziehungsanstalten gepflanzt werde, welche man als unkirchlich angreife. Wie wenn nicht auch die zuchtloseste Familie einen gerathenen Sohn haben könnte, oder, um auf Scherz mit Scherz zu erwidern, wie wenn England sich das Verdienst zuschreiben könnte, daß Irland nicht vom katholischen Glauben abgefallen ist. Hat es etwa schon von frühe an der „geistliche Rath" auf diesen Ultramontanismus abgesehen gehabt? Oder soll die Pflanzung der katholischen Fakultät in das Herz des Protestantismus hiefür Zeuge seyn? Oder sind die Frankfurter Verhandlungen und ihr letzter Ableger so mißkannt, daß man aus ihnen dieses Bestreben noch nicht wahrgenommen hätte? Oder sind die Paragraphe in den Statuten unserer Erziehungsanstalten, welche die Weckung und Pflege jenes unterschobenen Geistes zum Ziele haben sollten, nur deßwegen ausgelassen worden, weil sie sich von selbst verstehen? Oder haben Männer von offenbar unkirchlicher Gesinnung und Bildung dazu an den Bildungsanstalten der Jugend wirken dürfen, da-

mit diese an dem Gegensatze sich spiegle und ihn dadurch verabscheuen lerne? Ein bereits Hingeschiedener streng kirchlicher Lehrer wird es in der andern Welt laut genug verkündigt haben, welche Ehrenkränze man ihm für seine kirchliche Gesinnung im Lande der Freiheit, das unerkannt in einem Winkel Deutschlands das himmlische Jerusalem auferbaue, gewunden habe, und die Entfernung eines noch lebenden ehemaligen Lehrers als Belohnung für den Dienst, den er mit einem offenen Worte der Kirche geleistet hat, verkündet es der Mitwelt laut genug, wie man es angestrebt habe, den angehenden Clerus für seine Kirche zu begeistern, so daß wir von allem Uebrigen schweigen dürfen. Ja in gewissem Sinn hat man diese Begeisterung freilich hervorgerufen, gepflanzt und gepflegt — in dem obenberührten Sinn nämlich, in welchem England der Katholicität Irlands sich rühmen könnte. Geben wir aber die wahre Antwort zur Erklärung jener Erscheinung, so werden wir sagen, daß der allmächtige Gott schon dazumal, wie sein Geist über den Gewässern schwebte, sich durch keine Gewalt hat verhindern lassen, das Welttall zu erfüllen, und daß er allein durch sein Wort auch die ungeordnetsten Massen so überwältigt hat, daß am Ende alles gut war. Wir werden sagen, daß dieser Geist Gottes die Kirche zu seinem Wohnsitze sich auserwählt hat, um von da aus alle Unordnung des Sündenfalles der Menschen zu bewältigen, und daß er in dieser Bewältigung nach keinem menschlichen Rathe etwas zu fragen, und wenn dieser auch die Kirche seinem Namen voransetzt. Dieser Geist ist im Gegentheile ein Geist übermenschlicher Klugheit oder himmlischen Rathes, der die Klugheit der Menschen in ihren eigenen Stricken gefangen nimmt, wie er ja auch durch die Sünde die Entsündigung zu Stande gebracht hat an jenem Kreutze, das der Hauptmeister aller ungöttlichen Klugheit fast mit eigenen Händen gezimmert hatte. Und wir werden diese Geistwaltung Gottes mit der Erfahrung belegen, daß anschaulicher Weise für die Vergiftung der wahren Kirchlichkeit schon hinlängliches Gegengift bereitet lag: bereitet lag in den alten Elementen, die zur Amalgamirung in Fluß kamen und ihre Zähigkeit nie ganz verlieren konnten, nicht weniger aber auch in den neuen Elementen selbst, die aus der Rüstkammer jener Weisheit, die weiland über den Rhein gieng, um da in schmeichelhafterer oder verblümterer Manier ihre Netze auszuwerfen, und endlich auch in der würtembergischen Werkmeisterei eine Ruhestätte fand, herbeigeschleppt waren. Diese Weisheit ist nämlich so flach und trivial, daß sie allerdings die Glättung eines gar ungehobelten Bodens mit einigem Glücke versuchen könnte (denn man war froh,

endlich einmal über das ärgste Stolpern hinauszukommen!), bald aber mußten die Aeste und Spalten so hervorschauen, daß keine Verkleisterung sie dem anderwärts geschärften Blicke mehr entziehen konnte. Zu dieser Schärfung des Blickes hat sie aber allernächst selbst beigetragen, denn man kann auch mit den natürlichen Augen den Himmel und den Gott über ihn anschauen lehren. Diese Weisheit drang nämlich kräftig auf gar mancherlei Erudition, und stachelte so die geistige Kraft zu rüstiger Thätigkeit; der Geister Maaß ist aber ungleich ausgemessen, und so konnte es geschehen, daß der Eine in tiefern Zügen trinken wollte, was die Andern nur so oben abgeschöpft hatten, und er fand dann, daß diese den Spiritus zu unterst hatten sitzen lassen, sich über das Phlegma hergemacht und diesem ihren eigenen Geist eingehaucht hatten. Jetzt ging eine neue Welt auf; der geistige Fund festigte sich besonders in einem für ihn reich genug ausgestatteten Geiste, der ihn wohl und besonders nach der Seite hin, zu benützen verstand, wo er seit Dr. Martinus Zeiten ins tiefste Grab gelegt worden war und mumienartige Unkenntlichkeit angezogen hatte. Wer je zu Möhlers Füßen gesessen, wird sich des seelenvollen Interesses erinnern, mit welchem seine Zuhörer an dem Munde hiengen, welcher den verschrieenen Leichnam mit Geist und Leben erfüllte. Von da aus mußte es wie mit einem Schlage nach allen Seiten hinleuchten, und es feierte nun die mit unablässigen Exequien zur Ruhe bestattete Idee der Kirche eine Auferstehung, von der man zuerst, wie einst zu Jerusalem, nur so unter der Hand Kunde nehmen konnte, die aber bald eine kleine Gemeinde sich schuf, die unter dem Zuflusse der Geistesgaben, unter fortwährender Niederdrückung oder Verfolgung, unter augenfälligen zahlreichen Bekehrungen, unter äußerer Beihülfe und am allermeisten unter dem eigenen Zerfalle der feindlichen Macht, die immer blöder und durchsichtiger wurde, so daß sie mit Gewaltschritten den Verstand ersetzen mußte, sich zu dem ausbildete, was man jetzt in Würtemberg ultramontane Geistlichkeit heißt. Unter der äußern Beihülfe wissen wir leider nichts von einer geheimnißvollen, aus der Tiefe heraufwirkenden und vielverzweigten Verschwörung, sondern hauptsächlich nur von dem allgewaltigen, und alles Gegenrufen oder Stoßen übertobenden „Brausen des Rheinstromes“, das seit jenem zwanzigsten November kein Ende mehr nehmen wollte, durch den Athanasius der Neuzeit auch uns klar zum Verständnisse kam, und endlich die trüben Gewässer, die es im eigenen Hause aufgewühlt hatte, durch den berechtigten an jene Kammern hinschleuderte, in deren einer der Steuermann des Staats-

schiffes sie begreiflicher Weise zu beschwören wußte, die andere aber das ihr stark aufgedrungene Bündniß mit dem kirchlichen Radicalismus ausschlug und dem ersten Steuermann die Hände bot. Seitdem ist der Sieg der Kirche theoretisch entschieden, und die Praxis wird, wenn auch langsam, nachfolgen. Der eigene innere Zerfall der entgegenstehenden Macht aber, wie er immer die beste Beförderung und das schnellste Hülfsmittel für das Aufblühen und Gedeihen einer neuen Richtung ist, war auch bei uns zu anschaulich geworden, als daß er diesen Tribut nicht hätte leisten müssen. Es trägt nämlich dieses moderne Kirchenwesen eine Halt- und Bodenlosigkeit in sich, die es nimmer aus der Schwebe zwischen Himmel und Erde kommen läßt. Der Staat ist ihm das bewegende Princip für alles, und doch haben seine Anhänger nicht den Muth, die Idee zu jener Vollendung kommen zu lassen, wie sie im reinen Hegelianismus zu Tage tritt. Die Kirche ist eine untergeordnete Norm und Form des religiösen Bewußtseyns, die auf bessere Zeiten und Einsichten wartet, und doch darf sie nicht als solche total behandelt werden, weil den Einen ihr kalter rationeller Supranaturalismus, den andern ihr scheinbarer supranaturaler Rationalismus es nicht erlaubt. Der Papst ist der ausländische Gewissenstyrann, mit dem man brechen sollte, und doch ist es nicht rathsam und muß man sich vertragen, weil sonst das eigene Gebäude über Nacht zusammenbrechen würde. Die Anbetung Gottes ist eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, d. h. nach dem eigenen Geiste und selbstgemachten Grundsätzen, und doch ist seine Anbetung im heiligen Geiste und als der im Fleische erschienenen ewigen Wahrheit auch noch eine und zwar gar tief gewurzelte Macht, mit der man nur gar behutsam umgehen darf. Die gottesdienstlichen Uebungen sind nur im Nationalgewande vernünftig und verständlich, und doch ist man nicht im Stande, diesem Gewande eine wahre Vernunft und dauernde Verständlichkeit beizubringen, und hat die Kunst noch nicht gelernt, die wahre Kirchlichkeit mit Glück zu schulmeistern. Die Anschauung des Lebens und sein Genuß scheut sich vor Möncherei, gönnt dem Fleische seine Rechte und hält alle Thore der fünf Sinne wagenweit offen, und doch will man ehrbar erscheinen, muß sich wenigstens äußerlich sogar noch mancherlei Zucht unterwerfen, und möchte sich nicht den Schein des Laxismus geben, weil man sonst diesen, wie bei der großväterlichen Reformation, als Hauptmotiv für alle Bestrebungen wittern könnte — heißt das aber nicht zwischen Himmel und Erde schweben? Deßhalb ist denn auch dieses Kirchenwesen hängen geblieben, weil in einer solchen Halb-

heit kein tüchtiger und kräftiger Geist seine Ruhe finden kann, und eine solche Lauheit von einem Jeden, den der Geist Gottes, der nach seinem eigenen Ausspruche kein Geist der Lauheit ist, nicht ganz verlassen hat, ausgespieen werden muß. Und nichts Besseres verdienen auch die Früchte, die er erzeugt hat. Von Friede und Freude im heiligen Geiste, überhaupt von all dem, was der Apostel aus diesem ableitet, können wir da, wo der Geist dieses modernen Kirchenwesens nach Belieben geschaltet und gewaltet hat, nichts wahrnehmen, und wir ersparen uns die Mühe der gegentheiligen Aufzählung, weil man sie in den Beichtspiegeln finden kann. Gegen diese Erfahrungen, die man ein für allemal nicht läugnen kann, hat man immer nur den Gegenwurf, daß es anderwärts auch an Früchten des unheiligen Geistes nicht fehle. Es weiß aber jedes Kind, daß an einem Dornstrauche keine Trauben, an einem Weinstocke aber wohl auch faule Trauben seyn können. Und wenn man also auch noch jene Früchte als nothwendige Erzeugnisse des als Dornstrauch aufgeschossenen liberalen Kirchenwesens erkennen muß, so wird sich doch Niemand mehr die Hände an ihm wundstechen wollen! Nein, es hat sich des Clerus nicht so, wie es angestrebt war, bemächtigen können, die unkirchliche Erziehung ist auf die beschriebene Weise großen Theiles an der geistigen sie überragenden Macht der Kirche gescheitert, und für jene ist vielfach mehr nur noch die Form geblieben, gegen welche diese Protest einzulegen nicht aufhören wird, bis auch sie ihrem verdienten Schicksale anheimgefallen ist.

Als Kläger gegen sie treten nicht bloß die Priester auf, welche eines bessern Geistes theilhaftig geworden in ihr den Abgrund erblicken müssen, aus dem die Gnade Gottes sie gerettet hat: die Klage ist allenthalben laut geworden, weil das Verderben nicht verborgen geblieben, sondern eingedrungen ist, wie in das Leben der einzelnen Priester, so auch in das Leben der Familien und Gemeinden. „Ich bat Gott unter heißen Thränen, er möge mir die unaussprechliche Gnade gewähren und wenigstens einen meiner Söhne zum Priesterthume berufen" — lautet das Geständniß einer frommen katholischen Mutter. Wie diese Mutter, so betet jede wahrhaft erleuchtete katholische Mutter, die den Segen, den ihr Gott in ihren Söhnen gegeben hat, wie und wo es nur immer möglich ist nicht im Dienste der Welt verkommen lassen und verschlendern, sondern vor allem auch der Kirche, dieser Mutter voll himmlischen Segens, durch Bestimmung und Hingabe für ihren besondern Dienst zukommen lassen will. Für diese Bestimmung und Hingabe ist den katholischen Eltern und Geschwistern

kein Opfer zu schwer, keine Mühe zu groß, keine Zeit zu lange, keine Sorge zu viel: sie opfern und mühen sich, und warten und sorgen, denn Alles ist reichlich belohnt, wenn derjenige, dem das Opfer und die Sorge gilt, am Altare steht. Auch bei uns — Gott sey es gedankt — war und ist dieser Sinn keineswegs ausgestorben: wie wäre es sonst möglich gewesen, daß seit vielen Jahren der bürgerliche und unvermöglichere, ja oft ganz arme Stand aus seiner Mitte fast ausschließlich der Kirche ihre Priester gegeben hätte? Diese Begeisterung, mit allen ihren Opfern und Mühen, wer möchte sie blos zeitlichen Rücksichten zuschreiben, und nicht vielmehr der geistigen Achtung und Schätzung des Priesterstandes, und damit dem Eifer für Gott und die Kirche? Aber an sie haftet nun alle die Niederdrückung, welche sie erfahren mußte als Frucht unkirchlicher Erziehung! An sie haftet alle die Thränen, die Vater und Mutter weinten, wenn der Sohn, den sie mit reinem Sinne und unschuldigem Herzen an die Pflanzstätten geistlicher Wissenschaft und geistlichen Lebens, die sie erwarteten hingaben, von Zeit zu Zeit in ihre Arme zurückkehrte — mit unkindlichem brutalen Treiben und Wesen, mit unfrommen Sinne, der des Heiligen spottete, der die religiösen Uebungen, die gewöhnlichen, wie die außerordentlichen — besonders in der heiligen Woche — theils umging, theils verlachte, theils vornehm verachtete, theils durch Unanständigkeit, Gleichgültigkeit und Ausgelassenheit entehrte; wenn er in ihre Arme zurückkehrte, hingegeben an Unmäßigkeit und Ausschweifung, die dem Alter weit vorangeeilt war, vielfach das im sauersten Schweiße des Angesichts erworbene Brod seiner Eltern und Geschwister mit Uebermuth und Gewissenlosigkeit verzehrte, ohne Unterlaß zu Klagen und Streit antrieb, ja selbst zur Unredlichkeit und zum Betruge sich flüchtete, um der Genußsucht und Eitelkeit und Hingegebenheit an eine Menge unnöthiger Bedürfnisse zu fröhnen, wenn er heimkehrte zuletzt an Leib und Seele verdorben und fern von dem Ziele, für das alle Opfer gebracht waren. Wir sind damit von jeder Uebertreibung frei, sondern halten hier das Schweigen für besser als das weitere Reden, aber das Gesagte ist eine Wahrheit, die man an gar vielen Orten hören, eine Erfahrung, die man gar oft schauen könnte, und Fluch und Klage, die sie im Gefolge hatte, könnten noch an die Ohren tönen. Aber was den Fluch und die Klage gebracht hat, war nicht der aus sich selbst blos ungerathene Sohn, sondern der Sohn, der die Thränen erpreßte mit seinem Undanke und seiner Ausschweifung, die ihn vielleicht gar sein Ziel verfehlen ließ, war groß gewachsen ohne kirchliche

Erziehung! Wie sollte man sich nun verwundern, wenn die katholischen Eltern ängstlich geworden sind, und wenn sie nur mit schwerem Herzen ihre Söhne an Bildungsanstalten schicken konnten, von welchen sie dieselben, von unkatholischem, weltlichem und vielfach gemeinem Geist beseelt, mit ganz veränderten Ansichten über den hohen Beruf, dem sie bestimmt werden wollten, mit größter Neigung, sich ihm zu entziehen oder gar einer wirklichen Aenderung ihrer Studienlaufbahn zurückkehren sahen? Wie sollte man sich darüber wundern, daß bei den Eltern selbst die Neigung eintreten mußte, ihren Sohn lieber jeden andern Stand ergreifen zu lassen, als denjenigen an dessen Ziele sie denselben nur unglücklich sehen konnten, und daß die Söhne derjenigen Eltern, welche durch ihre Geburt und ihre Vermögensumstände nicht an die würtembergischen Erziehungsanstalten festgebannt sind, ihnen anderwärts eine katholische Bildung geben lassen? Man wollte von liberaler Seite aus die Ursache des Mangels an geistlichen den illiberalen Berufsverpflichtungen des geistlichen Standes, namentlich dem Cölibatszwange zuschreiben; allein woher kommt es dann, daß seit einigen Jahren, trotz dem, daß der Cölibat forteristirt und sobald noch nicht aufgehoben werden wird, doch ein großer Andrang zum geistlichen Stande Statt findet? Daher kommt es, daß man den früheren liberalen Verkehrungen und Lehren gegenüber wieder eine bessere und wahrere Anschauung des geistlichen Standes gewonnen hat, daher kommt es, daß das Interesse für die Kirche überhaupt sich wieder gemehrt hat, und daß die Jugend dem weltlichen und fleischlichen Sinne entsagen will, der früher den Beruf des katholischen Priesters gehässig und unerträglich gefunden hat. Aber gerade je mehr das katholische Volk sich wieder bereit und geneigt zeigt, einen vollzähligen Priesterstand in seiner Mitte zu haben, desto mehr ist es jetzt berechtigt, gegen die unkirchliche Erziehung, der es seine Söhne hingeopfert hat, zu protestiren, und desto dringender wird von Jahr zu Jahr das Verlangen werden, daß diese protestantisirenden Staats-Erziehungsanstalten reformirt, und die Diener der Kirche auch in ihrem Geiste und nach ihren Anforderungen herangebildet werden.

(Schluß folgt.)

III.

Ueber das Schulwesen in Deutschland.

Die zweite Kammer der badischen Ständeversammlung hat unter dem 12. April d. J. an die großherzogliche Regierung in Betreff des Schulwesens einen Antrag beschlossen, welcher den Erörterungen über die Nationalerziehung in England, und über die Unterrichtsfreiheit in Frankreich, neben dem bisherigen religiösen und kirchlichen, nun auch ein eigenthümliches vaterländisches Interesse für uns verleiht.

Die Kammer hat, in Erwägung, „daß durch die Erhöhung der Lehrgehalte“ (die am selben Tage von ihr votirt worden) „der auch in anderer Beziehung nicht wünschenswerthe Fortbestand der Confessionsschulen in paritätischen Gemeinden die ohnehin für diese höchst drückende Last noch vermehren würde, und daher die Vereinigung dieser Confessionsschulen in eine Gemeindeschule unter angemessenen Bedingungen um so angemessener erscheint“, ein Gesetz begehrt, wodurch ausgesprochen werde, „daß, und unter welchen Voraussetzungen in paritätischen Orten, wo getrennte Confessionsschulen bestehen, der größere Confessionstheil wegen zu großer und unverhältnißmäßiger Belastung der Gemeindekasse durch die Unterhaltung der beiden getrennten Schulen die Vereinigung derselben verlangen könne, und daß im Falle der Vereinigung der Religionsunterricht den Schülern jeder Confession besonders ertheilt werde, und zu dem anderen Unterrichte nur solche Bücher religiösen Inhalts zu gebrauchen seyen, in welchen bloß im Allgemeinen ein religiöser und christlicher Sinn genährt, aber keine confessionelle Verschiedenheit berührt werde“.

Dieser Beschluß wurde gefaßt auf den Antrag des Abgeordneten Bissing, welcher unter andern Gründen dafür hauptsächlich die Erwägung geltend machte: es sey aus verschiedenen Paragraphen des (Schul-) Gesetzes vom 28. August 1835 zu erkennen, daß die Gesetzgeber die Schule als eine Staatsanstalt betrachteten, und daß sie den früher stets aufgestellten Grundsatz verließen, die Schule sey eine Toch-

ter der Kirche. Diese neuere Theorie müsse sich immer mehr Geltung verschaffen in denjenigen Ländern, wo die Wissenschaft nicht mehr im Besitze eines einzelnen Standes, der Geistlichkeit, sich befinde, sondern wo sie Gemeingut der Staatsbürger geworden; wo die engen Schranken, in denen sich früher der Unterricht bewegte, ausgedehnt worden, und wo die hierarchische Tendenz, durch Bearbeitung der Künste und Wissenschaften das geistige Uebergewicht, und somit die stärkste Macht dem Priesterthum zu verschaffen, siegreich bekämpft sey. Zudem habe sich die Kirche ihres ursprünglichen Verhältnisses zur Schule entäußert, und den Unterricht, der früher von Geistlichen ertheilt worden, an die Schullehrer abgetreten. Der Unterricht selbst aber befasse sich jetzt nur zum kleinsten Theile mit der Religion, so wie die eigentliche Aufgabe der Schule sich vorzugsweise auf das zeitliche Leben beziehe. Ein Blick auf die Staaten, worin bis auf die neuesten Zeiten der Unterricht sich in den Händen der Geistlichkeit befunden habe, müsse uns nothwendig dahin bringen, dem Staate in jeder Beziehung unterzuordnen. Die Nothwendigkeit einer Trennung der Schule von der Kirche sey gegenwärtig wohl eben so gut anerkannt worden, als die Nothwendigkeit einer Trennung der Justiz von der Administration. Gleichwohl habe jenes Gesetz vom Jahre 1835 diesen Grundsatz nicht ganz consequent durchgeführt, und darum Mißstände hervorgerufen, welche schon in den ersten Jahren nach seiner Entstehung zur Kenntniß der hohen Kammer gelangt seyen. Es wäre consequent gewesen, Gemeindeschulen zu errichten, welche alle Kinder, ohne Ausnahme und ohne Rücksicht auf ihre Confession, zu besuchen hätten. Statt dessen habe man Confessionsschulen den Vorzug gegeben. Die nachtheiligen Folgen hievon hätten in einem Staate, wie der Badische, wo der katholische und evangelische Confessionstheil gemischt unter einander leben, wo glücklicherweise solche Vermischung im Zunehmen sey, nicht ausbleiben können. . . . .
Die in confessioneller Beziehung durchaus gemischte Bevölkerung Badens solle, wie nur jeder Vaterlandsfreund von Herzen wünschen müsse, in Eintracht, in gegenseitiger Achtung fortan neben einander leben; es solle nicht die Fackel der Zwietracht hineingeschleudert, und dadurch jenes unselige und beklagenswerthe Verhältniß der beiden Confessionstheile bewirkt werden, was leider in so manchen Gauen unseres deutschen Vaterlandes Wurzel gefaßt habe. Sey ja doch Liebe und Duldung vor Allem die Basis der christlichen Religion, und nicht Haß und Verfolgung. Und wenn man noch gar heutigen Tages sehe, wie sich Secten

der beiden Confessionen bilden, die als Ultras betrachtet werden müssen, wie der Pietismus und Mysticismus auf der einen, der Ultramontanismus auf der andern Seite die so wünschenswerthe Vereinigung beider Confessionen zu einer wahren christlichen Kirche zu verhindern suchen, wer sollte da nicht gerne Alles beitragen, um die zarte Knospe des Kindes rein zu halten von dem Saamen der Zwietracht, vor der Verirrung des Geistes, vor Aberglauben und Irrthum?

Nirgend vielleicht ist noch so unumwunden, nirgend mit solcher Einfalt Ziel und Absicht der sogenannten Staatserziehung ausgesprochen worden. Das ist deutsche Geradheit! Weil aber die Fragen, die bisher nur das Ausland bewegten, in solcher Weise mitten im deutschen Vaterlande widerklingen, so ist es hohe Zeit, daß wir sie in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung uns klar zu machen, und nach allen ihren Beziehungen zu erfassen suchen. Diese Aufgabe vollständig zu lösen, gestattete der Raum dieser Blätter nicht, wenn auch unsere Kräfte zureichten; aber einen Versuch dazu haben wir doch wagen zu müssen geglaubt.

Bei allen Fragen der Art über die gesellschaftliche Verfassung muß man das Bleibende, Unwandelbare von dem Vergänglichen und Wechselnden, das innere Wesen der Dinge von der äußeren Erscheinung unterscheiden, und jedem Theile sein Recht angedeihen lassen.

Es ist eitle Verblendung, Spiegelfechterei der Leidenschaft, wenn man in dieser Unterrichtsfrage mit den Gespenstern von clericalischer Usurpation und hierarchischem Despotismus sich und Andere ängstigt, und dagegen mit Planen von Säcularisirung des Unterrichts und politischer Monopolisirung des Erziehungswesens sich herumträgt. Es säcularisirt sich Alles von selbst: die Menschheit läßt sich in dem geheiligten Kreise religiöser Betrachtung nicht festbannen. Sie schmeichelt sich aber auch vergebens, immer und ewig auf den üppigen Auen des irdischen Lebensgenusses sich herumtreiben, und bloß mit den Früchten ihrer äußeren, zeitlichen Betriebsamkeit erlaben zu können. Es kommen die Tage der Trübsal, es kommen die Tage des Alters, wo sie nothgedrungen wieder ihren Blick zurückwendet nach den Gegenden ihres Ursprungs, nach den Höhen, von wo sie herabgekommen, und fragt nach dem Vaterhause, wo sie einkehren möge.

Solche Tage sind über uns gekommen, wir sind ein alterndes Geschlecht, und die Lenker der Staaten stemmen sich vergeblich wider den mächtigen Zug, der die Masse der Müden und Sehnsüchtigen fortreißt,

entweder mit raschem Sprunge sich der Vernichtung zu weihen, oder in der Rückkehr zu Gott den Frieden zu suchen, der allein noch als ein wahres Gut sie anzuziehen, auf ihre welke Phantasie eine Art von Reiz zu üben im Stande ist. Je mächtiger die Zeit ihr Rad umtreibt, desto stärker wird dieser Zug erwachen: und oh, daß er zu unserem Heile recht gewaltig erwachte! denn den christlichen Völkern ist es vielleicht gegeben, wieder zu werden wie die Kinder. Die alten Völker haben vergebens den Weg der Rückkehr gesucht.

Es ist ein nothwendiger Kreislauf in der Entwicklung unsers Geschlechtes; und Heil dem Volke, dem es gelingt, am Ende seiner Lebensbahn wieder umzulenken zu einem neueren, höher strebenden Laufe. Dazu muß es sich stärken an der Lebensquelle, die da strömet vom Throne des Ewigen; tief untertauchen in den Fluthen der Gnade und erfrischenden Trank schöpfen aus dem Strome der göttlichen Offenbarungen. Hemmt also die Massen nicht, die sich zum Heiligthume drängen! Es ist ohnehin eine Verblendung und Einseitigkeit, worüber die Wortführer, die sich liberal nennen und auf der Höhe der Zeit zu stehen wähnen, erröthen sollten, von einem Hoheitsrechte und Staatsmonopol der Erziehung und des Unterrichts zu reden. Als ob der Mensch des Staates wegen da wäre! Das mochten die Alten glauben, denen der Staat als die höchste Offenbarung der waltenden Vorsehung und seine Entwicklung als die höchste, begeisterndste Aufgabe aller irdischen und himmlischen Kräfte galt; aber das Christenthum hat diese Fesseln irdischer Unbefangenheit gesprengt, und der discordante Sirenengesang moderner Philosophie wird schwerlich die Völker bereden, sich wieder in dieselben zu zwängen.

Zachariä, dem man clericalischer Sympathien schwerlich bezüchtigen wird, dessen Autorität darum in Baden doppelt gelten sollte, sagt in seinen vierzig Büchern vom Staate (Umarbeitung. Heidelberg 1842 Band VI, Seite 105 ffg.) sehr treffend: „Eine politische oder eine Nationalerziehung ist eine Volkserziehung, welche, so wie sie allein das Werk des Staates ist, so auch allein das Interesse des Staates, — das eines bestimmten Staates — bezweckt". „Die neue Volkserziehung schlechthin und allein das Werk des Staates ist und sein soll, so schließt (sie in der Idee) eine jede andere planmäßige Erziehung, sowohl die elterliche als die kirchliche Erziehung aus..... Der Zweck der Nationalerziehung kann nur der Vortheil eines bestimmten in der Erfahrung gegebenen Staates seyn. Durch den allen Staaten gemeinschaftlichen Zweck läßt sich die rechtliche Zu-

lässigkeit oder Nothwendigkeit einer Nationalerziehung nicht begründen. Denn zu Folge dieses Zweckes sind die Menschen nicht, (wie es doch die Idee einer Nationalerziehung mit sich bringt) des Staates wegen, sondern ist der Staat der Menschen wegen da, aus welchen er besteht". —

„So gewiß auch die Mittel verschieden seyn können und verschieden seyn müssen, von welchen der Staat zur Erreichung des Zweckes einer Nationalerziehung — und je nachdem dieser Zweck hier diese, dort andere Besonderheiten hat, hier unter diesen, dort unter jenen Verhältnissen zu verwirklichen ist — Gebrauch zu machen hat; allemal wird zu einer Nationalerziehung auch eine Nationalreligion vorausgesetzt. Das heißt nicht so viel, als ob, wo es eine Nationalerziehung geben solle, auch der Glaube und der Kultus des Volkes das Werk des Staates seyn müßte. Eine positive Religion, die bloß Menschenwerk ist, kann unter keiner Voraussetzung zu dem Ansehen einer öffentlichen Religion oder zu einem dauernden Einfluße auf die Denk- und Gemüthsart der Menschen gelangen. Sondern nur so viel soll mit jenem Satze gesagt seyn, daß eine Nationalerziehung nur unter der Bedingung bestehen und gedeihen kann, daß sie sich an die Religion unmittelbar anschließt, oder mit der Religion gleichsam verwebt, welche nach dem Glauben des Volkes auf einer göttlichen Offenbarung beruht, und daß nur der Staat diese Religion, ihrem Ansehen und ihrer Unabänderlichkeit nach, den Einrichtungen gleichstellt, welche er selbst in dem Interesse der Nationalerziehung getroffen hat. Uebrigens liegt auch das in jenem Satze, daß eine Religion, um einer Nationalerziehung zur Grundlage zu dienen, auch ihrem Inhalte nach eine Nationalreligion seyn muß. Denn wie könnte sie sonst zur Erreichung des Zweckes dienen, welchen eine Nationalerziehung ihrem Wesen nach hat — die Menschen, aus welchen ein gegebener Staat besteht, ausschließlich zu Bürgern dieses Staates zu bilden?"....

Wenn nun Zachariä diesen Sätzen, deren einleuchtende Wahrheit wohl keiner Bekräftigung oder Erläuterung von unserer Seite bedarf, die Bemerkung beigefügt, eine Nationalerziehung könne sich nur bei einem Volke erhalten, welches von der übrigen Welt möglichst abgeschlossen sey; bei den christlichen europäischen Völkern aber, besonders denen Germanischer Abkunft, und bei der heutigen Entwicklung des Verkehres sey deren Durchführung eine reine Unmöglichkeit: so brauchen wir nicht erst auf das Lächerliche aufmerksam zu machen, was in dem Plane einer Badischen Staats- und Nationalerziehung läge.

Aber die Sache hat eine zu ernste Seite und zu allgemeine Be-

deutung, um uns bei dieser Art der Abfertigung des Abgeordneten Bissing zu beruhigen. Es liegt in seinem Antrag ein Widerspruch gegen die gesetzlichen Grundlagen unserer deutschen constitutionellen Verfassungen, der nicht genug erwogen werden kann. Diese Verfassungen haben, unserer Meinung nach, entweder gar keinen Sinn, oder ihr Hauptwerth besteht darin, daß sie das, was des Staates ist, genau zu scheiden suchen von dem, was der freien Selbstbestimmung seiner Glieder vorbehalten bleiben soll. Dahin gehört alles, was zum Zwecke ihrer eigenen persönlichen Befriedigung gereichen, und von ihnen selbst, ohne die gemeinsame Sicherheit zu gefährden, durch persönliche Anstrengung und Kraftentwicklung erreicht werden mag. Denn der Staat soll nur dem Zwecke der persönlichen Befriedigung seiner Glieder dienen; und wenn er auch nicht auf den bloßen Sicherheitszweck zu beschränken ist, so kann er doch, was darüber hinaus liegt, nur durch freiwilliges Zusammenwirken seiner Glieder erreichen. Dieses Zusammenwirken ist in Allem, was den Glauben und den Cultus berührt, unmöglich geworden durch die Religionsspaltung des sechszehnten Jahrhunderts, und Religions- und Gewissensfreiheit ist daher, nebst der Preßfreiheit, das Erste, was wir seitdem vom Staate begehren, und was unsere heutigen Verfassungen uns als die Frucht langer Kämpfe zu gewährleisten haben. Diese Freiheiten sind untrennbar: wozu das Gewissen uns treibt, das müssen wir auch frei äußern und bekennen dürfen, und zwar nicht bloß in Hinsicht der Religion und des Cultus, sondern auch in Hinsicht der sittlichen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen. Dieses alles ist Sache des Gewissens; und was wäre Gewissensfreiheit, wenn sie nur in dem der Gewalt ohnehin unerreichbaren Gebiete der Gedanken und Empfindungen bestünde? — Was der westphälische Frieden den Ständen des deutschen Reiches sicherte, das jus reformandi, d. h. das Recht, den Glauben und die Religionsübung in ihren Gebieten zu bestimmen und zu ändern, das ist durch unsere Verfassungen jetzt Gemeingut aller deutschen Unterthanen geworden; und wie der Landgraf Moritz von Hessen sagte: Die Freiheit in Religionssachen ist der Stände höchstes Regal*), so erblicken auch wir darin das höchste unserer politischen Rechte. Unser Gebiet ist unser Haus und unsere Familie. Darin eingreifen, um unsere Kinder zu einem Unterricht zu nöthigen, der unserem Gewissen widerstrebt, das heißt nicht bloß das kostbarste unserer politischen Rechte verletzen, sondern geradezu die erste Grundlage des öffentlichen Friedens und politischen Bestandes mit frevelnder Hand angreifen. Was die

*) Limnaeus lib. 4 Jur publ. Cap. VIII. §. 206 p. 244.

beschwichtigende Zusicherung bedeute, daß in den gemischten Staatsschulen der Religionsunterricht besonders durch die Geistlichen der verschiedenen Confessionen ertheilt werden solle, das ist nie klarer und offener gezeigt worden, als durch den Antragsteller Bissing in Carlsruh selbst, der geradezu die Aufhebung der Confessionsschulen und die Herstellung gemischter Staatsschulen begehrt, um die so wünschenswerthe Vereinigung beider Confessionen zu einer wahren christlichen Kirche zu fördern. Uns aber in der Verfassung die Scheidung des Staates und der Kirche und die freie Wahl des Glaubensbekenntnisses sichern; dann aber hinterher von Staatswegen die Vereinigung der Confessionen als Ziel der öffentlichen Einrichtungen aufstellen, das hieße doch wohl der Folgerichtigkeit des menschlichen Verstandes allzugrob entgegentreten. Das System der Staatsschulen, und noch mehr die ganze Lehre von dem Staatshoheitsrecht und Staatsmonopol der Erziehung und des Unterrichts ist also eben so unvereinbar mit dem Buchstaben unserer Verfassungen, wie mit dem Geiste christlicher Staaten.

Gegen diese letztere Behauptung wird umsonst der historische Beweis versucht, daß die Kirche selbst die Schulanstalten des Staates begünstigt, dessen Einschreiten sogar hervorgerufen und zur Durchführung des von ihm beabsichtigten Unterrichtssystems bereitwillig die Hand geboten habe. Der bloße Versuch dieses Beweises zeigt von einem völligem Mißverständnisse der Geschichte.

Die Kirche hat nie die weltlichen Wissenschaften für entbehrlich gehalten oder gering geachtet, mithin auch nie gegen weltliche Schulen etwas einzuwenden gehabt. Sie hat immer und in allen Stücken den Grundsatz festgehalten, daß die Staatsgewalt zu allem, was die im Staate öffentlich anerkannte Glaubens- und Sittenlehre fordere, oder nach derselben dem Volke heilsam sey, ihre Macht gebrauchen und die Säumigen oder Wiederstrebenden zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalten solle. Aber sie hat stets und überall die Anmaaßung bekämpft, irgend eine menschliche bloß von Staatswegen decretirte Lehre dem Volke gegen seine Ueberzeugung aufzudringen, und hat stets und überall den Gebrauch der Wissenschaft verworfen, der, statt die ewige Wahrheit zu fördern, nur sie zu verdunkeln und von ihr abzuleiten strebte. Sie muß also ein Schulsystem verwerfen, welches geradezu die Lehrgewalt der Kirche läugnet und für den Staat in Anspruch nimmt; welches das wahre und rechte Verhältniß umkehrend, die weltliche Wissenschaft zur Hauptsache, die religiöse Erkenntniß zur Nebensache macht, und die Bildung der Staatsangehörigen für diese Welt als das Wesentliche und Unerläßliche, die Erziehung der Menschen aber für jene Welt als das

Allergleichgültigste, als eine Geschmackssache so zu sagen jedes Einzelnen behandelt.

Ohne sich übrigens auf den Standpunkt der Kirche zu stellen, vom rein weltlichen Standpunkte aus muß jeder nicht von der Leidenschaft Geblendete einsehen, daß im Erziehungs- und Unterrichtswesen von einer ausschließlichen Berechtigung des Staates so wenig, als der Kirche die Rede seyn kann. Mit Recht haben sich die Katholiken in Frankreich gegen den Vorwurf verwahrt, als bekämpften sie das Monopol des Staates nur, um das der Kirche oder gar das der Jesuiten an die Stelle zu setzen. Nicht für den Staat, nicht für die Kirche ist der Mensch zu erziehen; sondern für sein eigenes Heil, d. h. für die Freiheit und für Gott. Denn durch die Freiheit soll er zu Gott und durch Gott soll er zur wahren Freiheit gelangen. Um der Freiheit willen theilt sich aber die Menschheit in die Wirkungskreise des Staates und der Kirche und des die Befriedigung des Einzelnen ausschließlich bezweckenden Privatlebens, und Keiner gehört einem dieser Kreise allein an; Keiner kann und darf sich daher auf einen dieser Kreise allein beschließen. Keiner soll und darf folglich auch für einen dieser Kreise allein gebildet werden; sondern es hat, wie auch immer die Berufsarten der Einzelnen sich theilen, jeder von diesen Kreisen an Jeden von uns seine eigenen Ansprüche, und für seine Bildung das Seinige zu leisten. Es entsprechen aber diese drei Wirkungskreise den drei Hauptrichtungen der menschlichen Entwicklung, nach der Seite des Gemüthes, der geistigen Erkenntniß und der äußern Thatkraft, und wie die Perioden dieser Entwicklung auf einander folgen, so sollen naturgemäß auch die Einwirkungen dieser drei Lebenssphären auf die Erziehung und Bildung jedes Einzelnen sich ablösen. Zuerst also gehört der Mensch dem Kreise der Familie und des Privatlebens an, wo er allein unter der pflegenden Hand der Mutter, der Verwandten und Wohlthäter, lieben und vertrauen, und aus Liebe und Vertrauen folgen und gehorchen lernt. Dann übernimmt ihn die Kirche, um ihn zu unterweisen in der Wahrheit und ihn selbstständig zu machen in jenen Ueberzeugungen, von welchen sein zeitliches und ewiges Heil abhängt. Endlich, wann der Zeitpunkt der sittlichen Reife gekommen, tritt der Staat an ihn heran mit der Forderung, daß er nun der in ihm aufkeimenden Kraft auch eine nützliche Richtung gebe und vermittels der vom Staate gegründeten Unterrichtsanstalten sich rüste, um seine Stelle in der menschlichen Gesellschaft auszufüllen. Diese Scheidung der Perioden der häuslichen, kirchlichen und politischen Erziehung ist nicht nur in der Natur der Sache gegründet, sondern auch durch den heutigen Stand der wissenschaftlichen

Erkenntniß und des gesellschaftlichen Lebens zur unbedingten Nothwendigkeit geworden. Da es keine Staatsreligion mehr gibt, so kann der Staat seine Angehörigen für seine Zwecke und Anstalten erst dann in Anspurch nehmen, wenn sie bereits religiös selbstständig sind. Wenn man in früherer Zeit über Zusammenhang und Gliederung der menschlichen Erkenntnisse sich täuschen oder die Verschiedenheit der Ansichten darüber als einen Streitpunkt betrachten konnte, der höchstens für die Kunst der Pädagogik von praktischer Bedeutung wäre, im Uebrigen aber als gleichgültig der Philosophie anheimgegeben werden könnte: so kann heut zu Tage doch eine solche Täuschung nicht ferner mehr bestehen. Es ist durch allzubittere Erfahrung klar geworden, wie alle besonderen Erkenntnisse nur auf einer allgemeinen Grundlage bestehen können, die man entweder sich selber macht, oder als gegeben hinnimmt und benützt. Diese allgemeine Grundlage ist die Ansicht von dem Ursprung und Endziel des Menschen. Wie die Idee des Seyns allen einzelnen Behauptungen von irgend einem Daseyn zum Grunde liegt, so ist diese Vorstellung von des Menschen Ursprung und Ende die stillschweigende Voraussetzung, von der alle seine Bestrebungen getragen werden. Alles gewinnt für uns eine andere Gestalt und Bedeutung, je nachdem wir in dieser Beziehung der heiligen Ueberlieferung trauen, oder auf unsere eigene Forschung und Einsicht uns angewiesen glauben. Ziel und Streben des Unterrichts wird augenblicklich ein anderes. Ist die Aufklärung über das, worauf zuletzt Alles ankommt, als der Preis unserer eigenen individuellen Anstrengungen ausgesetzt, so ist kühnes Selbstvertrauen das Erste, was uns Noth thut und, von sicherem Gefühl geleitet, sucht auch der Schüler vor Allem damit sich auszurüsten. Es bedarf nicht, daß der Lehrer es ihm predige; wollte er ihn hindern darin, er könnte es nicht. Die nothwendige Folge ist, daß der Schüler zunächst seiner Natur folgt, wie sie ist, und höchstens der Gewalt weicht, wenn es auf ihre Befriedigung ankommt. Nimmt er auch ihre Eingebungen nicht für den absoluten Maaßstab aller Wahrheit, so betrachtet er doch jedenfalls das Spiel derselben als völlig gleichgültig für das Resultat seiner geistigen Forschungen, und sucht im glücklichsten Falle seine Zeit so zu theilen, daß das sinnliche Leben nicht störend eingreife in seine geistige Thätigkeit. Die Bildung scheidet sich dann von der Wissenschaft, und wie diese sich oft mit der größten Rohheit gepaart, so findet sich jene nicht selten bei der schmachvollsten Unwissenheit bis zur übermüthigsten und weichlichsten Verfeinerung gesteigert. So wird der Unterricht verschmäht, oder nur als ein Mittel zur Befriedigung des Hochmuths und des Eigen=

dünkels, oder der allergemeinsten Selbstsucht benützt. Es bedarf nun wohl nicht erst der Bemerkung, daß auf der Grundlage der Ueberlieferung nur die katholische Lehre ruht, und Angesichts der allgemeinen Erfahrung, die in unserer Zeit nur allzusehr die Richtigkeit des eben Vorgetragenen bezeugt, wird wohl Niemand, der dieses beherzigt, zu behaupten wagen, daß es einen confessionell gleichgültigen Unterricht in irgend einem Zweige der Erkenntniß geben könne.

Ganz vorzüglich aber gilt unser Satz von dem sogenannten klassischen Unterricht. Wohlweislich hat die Kirche und haben alle kirchlichgesinnten Meister der Erziehungskunst, bei der vollsten Anerkennung der Unentbehrlichkeit und bildenden Wirksamkeit dieses Unterrichts, doch ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, daß er nicht anders als auf eine ganz feste und entwickelte religiöse Erkenntniß geimpft, und durch und durch von der kirchlichen Disciplin beherrscht werde. Man muß die Ordnung der ersten christlichen Schulen der Vorzeit, die Anweisungen eines Hieronymus, Augustinus, Cassiodor und Vincenz von Beauvais gelesen haben, um in unserer Zeit sich eine Vorstellung von dem Umfange dieser Fürsorge zu machen. Alles war darauf berechnet, die ganze Fülle der formellen Entwickelung aus den Geisteswerken der Alten sich anzueignen, den Geist des heidnischen Alterthums aber fern zu halten. Seit der sogenannten Wiedergeburt des wissenschaftlichen Studiums sucht man aber mehr und mehr gerade mit dem Geiste der Alten sich zu durchdringen; und dann soll ein geistlicher Religionslehrer mittels einiger Unterrichtsstunden die Schüler zu Christen bilden! Nur eine von protestantischer Anschauungsweise so gänzlich beherrschte Zeit, wie die unsrige, konnte über die Bedeutung einer bloß theoretischen Belehrung sich in solchem Grade täuschen. Man glaubte zuletzt noch gewissermaaßen ein Ueberflüssiges für die religiöse Richtung des Unterrichts, und die kirchliche und confessionelle Sicherung der Schüler zu thun, wenn man dem Religionslehrer einen religiös gesinnten, bei confessionell gemischten Schulen für jede Religionspartheì besonders gewählten Lehrer der Geschichte an die Seite stellte; als ob ein Lehrer, der die vom Geiste des Heidenthums erfüllten Schüler die Ereignisse der Vorzeit aus christlichem Gesichtspunkte zu betrachten heißt, bei diesen den geringsten Glauben finden könnte! Man wird unsere Aeußerung vielleicht hart oder mindestens gewagt finden; aber wenn die oft wiederholte Behauptung von einer relativen Ueberlegenheit der protestantischen Studienanstalten in Deutschland über die katholischen einigermaaßen gegründet ist, so scheint uns, abgesehen von einer Menge anderer Ursachen, die dabei in Betracht kommen, ein Hauptgrund darin zu lie-

gen, daß der Geist des Protestantismus, wie er aus dem Wiedererwachen der humanistischen Studien gleichsam sich entwickelte, so bei seiner fortschreitenden Ausbildung auch dem Eindringen in den Geist der Alten sich weit förderlicher erweisen mußte, als der katholische Glaube. Die katholische Bildung aber, von ihrer eigenthümlichen Grundlage losgerissen, und in die ihr fremden Bahnen mehr und mehr hineingezogen, mußte immer schwächer und schwächer werden. Auch da, wie in Sachen gemischter Ehen, mußten wir zum Aeußersten gedrängt werden, ehe wir den Abgrund erkannten, der unter unsern Füßen gähnte. Jetzt ist die Crisis eingetreten, und vermehrter Druck, wo er stattfinden sollte, wird nur dazu dienen, die Heilkraft der Kirche mächtiger zu erwecken und die rückläufige Bewegung zu beschleunigen. Das Staatsmonopol des Unterrichts kann nicht länger mehr vor der öffentlichen Meinung bestehen.

Indem wir dieses sagen, dünkt uns zwar, daß wir durch das vorhin Bemerkte vor Mißverständniß und entstellender Uebertreibung unserer Ansicht schon genugsam gesichert seyn sollten. Indessen wollen wir doch zu allem Ueberfluß noch hinzufügen, daß ungeachtet der von uns als natur- und rechtsgemäß dargestellten Aufeinanderfolge der häuslichen, kirchlichen und politischen Erziehung und Bildung, doch, bei gesundem Zustande der Gesellschaft, der Einfluß der bezeichneten, bildenden Mächte in keiner Periode ein ausschließender und sich auf seinen Zweck allein beschränkender seyn kann und soll; sondern daß nur von dem vorherrschenden Charakter der Erziehung in jeder Periode und von der Macht, der die Initiative und Entscheidung vor den anderen gebührt, dabei die Rede seyn kann. Denn, wie die Kirche in die häusliche Erziehung eingreift, so macht auch der Staat bei den kirchlichen Anstalten für Erziehung und Bildung bereits auf vorbereitende Berücksichtigung seiner künftigen praktischen Zwecke und seiner Sicherheits- und Wohlfahrts-Anstalten und Verhältnisse mit Recht Anspruch. Aber auf der anderen Seite hat unsere Behauptung, daß das Staatsmonopol des Unterrichts vor der öffentlichen Meinung nicht ferner mehr bestehen könne, auch einen weiter greifenden Sinn, als es auf den ersten Blick vielleicht scheinen möchte. Wir sind nämlich der Ueberzeugung, daß bei dem gegenwärtigen Zustande und der immer mehr hervortretenden Richtung der öffentlichen Meinung die Staatsanstalten für die Erziehung und Bildung als solche außerhalb ihres eigentlichen und naturgemäßen Wirkungskreises immer untüchtiger sich erweisen und immer mehr in sich zerfallen werden. Das zum Hoheitsrecht gestempelte Monopol des Unterrichts und der Erziehung konnte nämlich nur auf das

Prästigium, d. h. auf das blendende, Alles überstrahlende Ansehen, womit die weltlichen Regierungen seit dem fünfzehnten Jahrhundert in immer steigendem Maaße sich umkleideten, und auf den Glauben und das Vertrauen, womit die Völker von dort an, besonders in Hinsicht ihrer geistigen und sittlichen Interessen, immer ausschließlicher ihnen entgegenkamen, gegründet werden. Dieser Zauber ist vernichtet, und jenes Ansehen der Regierungen und der Glauben an den Staat ist leider bereits unter das gebührende Maaß heruntergesunken und noch immer im Sinken begriffen.

Wo ist noch Autorität, außer bei der Kirche und bei Volksführern, wie O'Connell, die in der religiösen Uebereinstimmung mit den Massen und in der hervorleuchtenden Bethätigung streng sittlicher Ueberzeugungen das Geheimniß einer begeisternden Wirksamkeit gefunden oder bewahrt haben? Ohne Autorität indessen ist keine Erziehund und kein Unterricht, insbesondere aber keine harmonische, einheitliche Führung der Unterrichts- und Erziehungsanstalten möglich. Und was ist Erziehung und Unterricht ohne Einheit der Führung? Fast jeder Lehrer in unseren öffentlichen Unterrichtsanstalten hat über Grund, Ziel und Mittel der Erziehung seine besonderen Ansichten mit der entschiedenen Absicht, sie nach Kräften geltend zu machen. Keiner hat in der Regel von jenem Gehorsam, der selbst die Einsicht und Ueberzeugung einem höhern Ermessen unterzuordnen gebietet, auch nur die entfernteste Vorstellung; Wenige sind, die nicht, wenn sie könnten zu Reformatoren oder mindestens zu Partheiführern sich aufwerfen würden. Wechselseitige Befehdung unter ihnen, Untergrabung ihres Ansehens, Uebereinstimmung nur in der Nichtbefolgung der vorgeschriebenen Methoden und in der Nichterfüllung der von der Regierung kundgegebenen Absichten ist die Folge davon. Und da hilft kein Befehl und keine Gewalt; was nur die Frucht des einträchtigen, freiwilligen Zusammenwirkens Vieler seyn kann, das läßt sich nicht erzwingen. Darum ist in Unterrichtsgesetzen und Schulplänen kein Heil. Nur die freie Concurrenz kann wieder den Trieb und die Kraft wecken zu gedeihlichem Wirken. Die Unterstützung des Staates sey dann der Preis des besten Erfolges. Unter dieser freien Concurrenz verstehen wir indessen nicht einen Zustand, wo die Regierung die Zügel aus der Hand ließe, um das Unterrichts- und Erziehungswesen dem Spiele des Zufalles und dem Umwesen habsüchtiger Speculanten preiszugeben. Wer unsere Worte dahin deutete, würde uns eben so mißverstehen, wie der Minister Villemain gewiß die Absichten der französischen Bischöfe mißdeutete, als er in der Pairskammer ausrief, es müsse sich zeigen, ob

nun völlige Anarchie herrschen soll, oder ob es etwa eine Klasse von Unterthanen gebe, die unter Berufung auf ihr Gewissen sich über jedes Gesetz erhaben und aller Aufsicht entziehen könnten. Daran dachte die französische Geistlichkeit nicht; aber indem sie sich in ihrem Widerstand gegen den pantheistischen Unterricht der französischen Universität auf ihr Gewissen berief, berief sie sich auf ein Gesetz, welches in Frankreich und in der Charte öffentlich anerkannt ist, auf das Gesetz des christlichen Glaubens, als dessen Organ sie auftrat. Sie begehrte nicht zügellose Freiheit; aber sie protestirte gegen die unvernünftige und tyrannische Umkehrung der Verhältnisse, wonach die Ungläubigen über den Glauben zu Gericht sitzen, und als gäbe es keine Kirche in Frankreich, wonach von dem Geistlichen, der eine Schule errichten will, nicht das Zeugniß seines Bischofs, sondern das Zeugniß und die Empfehlung von Leuten gefordert wird, die entweder als Gläubige von ihm Belehrung und Anweisung zu empfangen hätten, oder als Ungläubige in der Lage sind, durch ihr Lob ihn zu schänden, und durch ihren Tadel gerade sein Lob zu verkünden. So begehren auch wir in Sachen des Unterrichts und der Erziehung keine andere Freiheit, als die, welche in Sachen des Glaubens besteht. Unter dieselbe Autorität, wie der Gläubige, sey auch das mit dem Glauben so eng verknüpfte Unterrichts- und Erziehungswesen gestellt; und, wie die Wahl des Glaubensbekenntnisses, sey auch die der Unterrichtsanstalten frei gegeben, bis zu dem Augenblicke, wo der Eintritt in das öffentliche Leben die Erfüllung der für den Dienst des Staates erforderlichen Befähigungsvorschriften nothwendig macht. Ist die Rückkehr zur Einheit des Glaubens überhaupt noch möglich, so ist sie gewiß nur auf diesem vom Könige von Preußen kürzlich bezeichneten Wege des Wetteifers unter den um den Namen der christlichen sich streitenden Glaubens-Partheien zu hoffen.

IV.

Literatur.

Dr. Friedrich Windischmann Erklärung des Briefes an die Galater. Mainz 1843.

Es liegt nicht im Plane dieser Blätter eine ausführliche Kritik dieses ausgezeichneten Werkes zu liefern, welches in der

katholischen Exegese Epoche machen wird. — Dagegen glauben wir unsern nicht theologischen Lesern, die nicht durch ihren Beruf auf dergleichen gelehrte Arbeiten hingeleitet zu werden pflegen, einen Dienst zu erzeigen, wenn wir sie auf folgende, in jeder Beziehung und auf allen Gebieten so höchst beherzigenswerthe Aeußerungen der Vorrede hinweisen.

„Ich muß hier namentlich einem Vorwurf begegnen, der mir vielleicht von unserm deutschen Standpunkt aus gemacht werden könnte; daß ich die neuern protestantischen Erklärer nicht überall angeführt oder widerlegt habe. Wo es mir nöthig schien, ist es geschehen — warum aber da, wo die von ihnen angenommene Deutung schon von den heiligen Vätern und den ältern katholischen Exegeten gegeben war, wie zur Bekräftigung noch Autoritäten anführen, die vor den Augen der Kirche nichts gelten können? Sind hingegen offenbare Irrthümer bei ihnen (und mehr oder minder dringt das falsche Princip der Auslegung bis in die feinsten Fasern des Gewebes hindurch), warum die undankbare Arbeit, dieses Gewebe zu entwirren, während so viele Hände geschäftig sind, stets Neues zu sinnen und zu spinnen? Von dieser bloß negativen Mühe, die ohnehin zur Gehässigkeit unnützer Polemik wird, muß die katholische Exegese sich zu dem positiven Entwickeln der ewigen Wahrheit des göttlichen Wortes hinwenden. Als in Deutschland den nunmehr seit einem halben Jahrhundert und darüber fortgesetzten Zerstörungsversuchen der protestantischen Bibelforschung gegenüber sich die ersten katholischen Stimmen erhoben, wie schwach und erschrocken war manche, wie wenig von dem Muthe beseelt, den das achtzehnhundertjährige Bewußtseyn der Kirche einflößen sollte, wie voll von allzu freigebigem Lob gegen eine philologisch-kritische Gelehrsamkeit, deren verbeugungsvolle Bewunderung unter den Katholiken wohl nur aus dem bedauerlichen Verfall des classischen Studiums in manchen Ländern und der Trägheit, sich diese Waffen anzueignen, erklärbar ist. Hiezu kam katholischer Seits die gutmüthige Täuschung: das negative Princip des Protestantismus werde eine Gränze fin-

den, man werde gewisse Gesetze der Kritik, der geschichtlichen Tradition, der natürlichen Worterklärung anerkennen und schlagend durchgeführte Gründe achten; ja trotz den deutlichsten Demonstrationen des Rationalismus gab man sich dem Glauben hin, daß denn doch all diesem Streben eine, im deutschen Bewußtseyn unerschütterliche Anhänglichkeit an das historische Christenthum zu Grunde liege. Wie in der politischen Lage der Kirche Deutschlands durch eine Reihe von Concessionen auch der schmählichste Friede nicht erkauft werden konnte, so gerieth man hier vor lauter Nachgibiegkeiten in scheinbar unwichtigeren Punkten in eine Rückzugstaktik hinein, die z. B. eine Prophezeihung nach der andern aufgab, und einige Wunder vielleicht noch in den Kauf dazu, und immer meinte, durch solche stückweise Anflüge vom kritischen „Freisinn“ könne man mit einem Feinde capituliren, der mit mehr oder minder bewußtem Instinkt anfangs nur da und dort unterminirte, bis er zuletzt frei und offen den ganzen Boden in die Luft sprengte, auf dem der Kampf geführt worden war. Nicht bloß den orthodoxseinwollenden Exegeten auf protestantischer Seite kann dieser Vorwurf gemacht werden; er gilt vor allem auch uns; denn mit der hohlen Phrase, die Forschung über die Schrift müsse vorurtheilsfrei seyn und aus ihrem kritisch erklärten Wort sich Aechtheit und Unächtheit der einzelnen Bücher und das Dogma ergeben, ließen sich auch Katholiken bethören und errötheten, zu bekennen, daß sie an dem Kanon halten, weil er so von der Kirche überliefert wurde, daß sie diese oder jene Stelle so verstehen, weil die einstimmige Tradition sie so erklärt. Statt zu fühlen, daß es die Aufgabe der katholischen Exegese sey, auf dem festen Grunde der Kirche beharrend nachzuweisen, wie gegen diese Ueberlieferung nichts Stichhaltiges vorgebracht werden könne, statt einzusehen, daß alles Brüsten mit „vorurtheilsfreier“ Schrifterklärung eine eitle Phantasmagorie ist, indem jene Schriftgelehrten mit dem eingewurzelten negativen Vorurtheil, in der Bibel nichts wahrhaft Göttliches anerkennen zu wollen, an ihre Operation gingen, und daß das sogenannte

Vorurtheil der Christen in dieser Beziehung kein anderes ist, als das alltägliche aller Menschen: ohne Licht könne man nicht sehen, d. h. ohne den Geist Gottes in der Kirche das Wort des Geistes nicht verstehen, — statt diesen einfachen, katholischen Grundsätzen zu folgen, täuschte man sich und Andere und gab sich alles Ernstes daran, das von der Kirche Geglaubte und Ueberlieferte scheinbar ohne die Kirche zu beweisen; in der That hatte man aber wie ein Taschenspieler das zu Beweisende zuvor in die Tasche geschoben, und erregte durch dieß ungeschickte Kunststück den Spott, welchen eine solche Verläugnung des eigenen Princips verdient".

„Diese Zeit ist vorüber, gedankt sey es der consequenten Entwicklung des Zersetzungsprocesses, den Gott außer Seiner Kirche zugelassen hat! Was im Rationalismus am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts mit mancherlei Masken bedeckt war (viele Ehrlichere wußten vielleicht selbst nicht, wie sie sich und andere täuschten), das zeigt heute unverhohlen sein Angesicht, und es ist ein unläugbares Verdienst des nun auch schon entlaubten Strauß, daß er der eckelhaft nüchternen Schriftaufklärung der alten Schule von Semler bis Paulus Schritt vor Schritt nachgegangen ist und gezeigt hat, wie eitel das halb gutmüthige und aus redlichem Mitleiden mit den schwachen Einsichten der heiligen Schriftsteller hervorgegangene, halb heuchlerisch die eigne Absicht verdeckende Beginnen solcher Weise ist, den unhaltbaren Mythus zu verballhornen. Und siehe, während dieses Thier die früheren Reiche verschlingt und ihm ein Mund gegeben ist, neue Blasphemien zu reden, steht schon ein anderer, Bruno Bauer, bereit den kaum apotheosirten Dynasten zu stürzen. Woran sich also früher manche Gutgesinnte abmühten: die thörichten Einfälle dieser sogenannten Kritik zu widerlegen — damit braucht heut zu Tage ein katholischer Exegete nicht viel Zeit zu verlieren, sondern kann das Negative rein den Gegnern überlassen, wo einer den andern unabwendlich aufzehrt, und wenn ihm irgend ein neuer Angriff auf eine Schrift des Kanons bedenklich scheint, irgend eine Hypothese

wegen ihres kritisch-gelehrten Anstriches blendend, so habe er nur so viel Geduld, die nächste Leipziger Messe abzuwarten, es kommen dann die Rächer aus dem eignen Lager, deren zur gesetzten Stunde auch wiederum die nicht ruhende Nemesis wartet".

Auch das was der Verfasser über die philosophische Kritik des Textes sagt ist vom höchsten Interesse für Jedermann, weil es eine Sache von der rechten Seite ansehen lehrt, über welche die Unwissenheit oder Unredlichkeit der Feinde der Kirche so viele Irrthümer und schiefe Ansichten auch unter den Bestgesinnten in Umlauf zu setzen gewußt hat.

„Wenn ich neben dieser positiven Hauptrichtung der Exegese die scheinbar ganz heterogene Seite der Texteskritik nicht unberücksichtigt ließ, so geschah es nicht bloß, um einem wissenschaftlichen Bedürfniß zu entsprechen, sondern um auch von dieser Seite die Festigkeit der kirchlichen Autorität zu zeigen. Als die unselige Trennung des sechszehnten Jahrhunderts den todten Buchstaben der Schrift zu einem Idol verwandelte, das jetzt von den Kindeskindern zertrümmert wird, und als nun mit gewaltigem Pochen auf den Urtext neue Uebersetzungen in allen Sprachen auftauchten, die altehrwürdige der Kirche aber, die durch den Gebrauch von Jahrhunderten geheiligt war und die ein griechisches Urbild hatte, weit älter als die damals bekannten Handschriften des neuen Testaments, mit höhnender Verachtung verworfen ward, da geschah es, daß man zur gerechten Strafe einen Text des neuen Testaments unantastbar erklärte, der sich im Laufe von drei Jahrhunderten, je nachdem diese oder jene Handschrift der schlechtesten constantinopolitanischen Recension zu Grunde gelegt wurde, durch die Willkühr der Herausgeber allmählig zu dem Monstrum des bisherigen textus receptus ausbildete. Die katholische Kirche hingegen handelte hier nach dem Instinct des heil. Geistes, und hielt trotz allem Geschrei an der Vulgata fest, nicht etwa bloß aus altem Herkommen, sondern mit sehr klarem Bewußtseyn. Denn als zu Trient diese Frage erörtert wurde, kam es in der Congregation vom 5. April 1546 (Pallavicini VI, 15, 2.)

auch in Anregung, ein authentisches Exemplar des Urtextes anzuerkennen; aber man fühlte, daß es hinreichend sey, in der Vulgata einen Maaßstab für den erst kritisch festzustellenden Urtext zu geben, und es war auch in der That noch keineswegs die Zeit gekommen, eine Arbeit, die nur durch sorgfältige Vergleichung aller alten Handschriften bewerkstelligt werden konnte, mit den damaligen unbedeutenden Hülfsmitteln zu beginnen, während es unschwer erschien, einen correcten Text der Vulgata, deren Kritik selbst im Mittelalter nicht erloschen war, herzustellen. Hiermit beabsichtigte das Concilium keineswegs, den Urtext der Vulgata unterzuordnen, es sollte nur diese schon längst bestehende und geprüfte Uebersetzung dem erst jetzt im Abendlande allgemein bekannt gewordenen griechischen Text zur Beglaubigung dienen, und man wußte zu Trient wohl (Pallav. VII, 12. 2.), daß, je besser der hebräische oder griechische Text sey, um so mehr die Lesart der Vulgata von ihm bestätigt werde. Ueberdieß wollte die heil. Versammlung mit jener Entscheidung über die Authenticität der Vulgata mit nichten dieselbe von jedem kritischen Fehler freisprechen, da sie ja vielmehr selbst ihre neue Sichtung anordnete, vielmehr sollte nur erklärt werden, daß diese Uebersetzung der Lehre der Kirche angemessen sey".

„So handelte das Concilium, und wie alle Irrthümer des Protestantismus nach dreihundert Jahren ihren natürlichen Kreislauf vollendet haben, so auch jene Verachtung der Vulgata. Das Ergebniß der Durchforschung aller Handschriften des neuen Testaments ist eine glänzende Rechtfertigung des tridentinischen Beschlusses; denn durch die Bemühungen namentlich protestantischer Kritiker sind wir zu dem Resultat gelangt, daß der Text, welcher der Vulgata zu Grunde liegt, mit den ältesten Vätern und Handschriften übereinstimmt und unendlich viel reiner ist, als jenes bunte Gemisch, was man bisher textus receptus nannte. Ja man kann sagen, daß bei der Revision der Vulgata, welche auf Befehl des Tridentinums Statt fand, vielleicht zu viel Rücksicht auf die damals bekannten griechischen

Hülfsmittel genommen wurde, und daß sich aus den ältesten Handschriften der Vulgata, unabhängig von dem Griechischen, eine noch reinere Gestaltung derselben erzielen ließe, die noch schlagender mit den ersten griechischen Quellen übereinstimmen würde. Dieses merkwürdige Ergebniß der Kritik verdanken wir vorzüglich Bachmann, in welchem der gesunde philologisch-kritische Tact vom pseudotheologischen Vorurtheil nicht überwunden wurde (daher auch die Anfeindungen des letztern gegen Lachmanns Bestreben) und der mit jenem natürlichen Wahrheitsgefühl, mit welchem er an die Bearbeitung der Texte classischer Schriftsteller ging, in der Kritik des neuen Testaments eine neue Bahn gebrochen hat. Aus seiner lehrreichen Vorrede zu der neuen Ausgabe des neuen Testaments (T. I. Berol. in aedibus G. Reimeri 1842) hebe ich eine Stelle hervor, welche sich zukünftige katholische Bibelforscher einprägen sollen: Quanto autem est homine Christiano dignius, cupiditati ac sui confidentiae moderantem quaerere, qua quidque fide in ecclesia a primis inde temporibus posteritati propagatum sit et quasi per manus traditum, idque vero propius esse existimare, tametsi nondum percipias quod auctores ediderint locupletissimi (praef. p. VI.). Das war der Grundsatz des Tridentinums, und er ist nun durch den Feuerofen der Prüfung hindurchgegangen".

„Aus dieser Absicht also ging ich auf die Fragen der Kritik ein, und glaube dadurch zugleich gerechtfertigt zu haben, warum ich den griechischen Text zu Grund legte. Abgesehen nämlich von dem speciellen Bedürfniß unserer deutschen theologischen Schulen, welches durch den Kampf mit dem Protestantismus hervorgerufen ist, sollte dieß gerade zur Bestätigung der Vulgata dienen, die ich überall berücksichtigt habe, und deren leider noch nicht genugsam gewürdigten Sprachgebrauch ich hie und da zu erläutern suchte. Eine Vergleichung dieses Commentars mit denen der älteren katholischen Ausleger wird lehren, daß an manchen Stellen, wo diese, obgleich sie über die Vulgata commentiren, dem damaligen schlechten griechischen

Text den Vorzug einräumten, ersterer die gebührende Ehre wieder gegeben worden ist“.

„Eine weitläufige Kritik der verschiedenen Commentatoren unsers Briefes zu geben, ist nicht dieses Ortes; vielleicht ist es später vergönnt, in einer allgemeinen Einleitung zu den paulinischen Briefen die frühern Ausleger zu charakterisiren. Unter den ältern habe ich den heil. Thomas von Aquin mehr benutzt als es bisher zu geschehen pflegte; der große, durchdringende Geist dieses außerordentlichen Mannes hat in der unscheinbarsten Form für die paulinischen Briefe, namentlich bezüglich der Gnadenlehre, viele Goldkörner niedergelegt. Was die neuesten protestantischen Erklärer betrifft, so ist der Fortschritt, der in Rückert und de Wette sichtbar ist, gewiß anerkennungswerth; beide haben Unbefangenheit genug, den Apostel nach dem einfachen Wortsinn erklären zu wollen, wenn er auch mit ihren eigenen Ueberzeugungen im offenen Widerstreite ist. Es versteht sich übrigens von selbst, daß bei dieser innerlichen Entfernung von der Lehre des Apostels ein wahrhaftes Eindringen in seinen Geist unmöglich ist, und daß also auch dieser Fortschritt nur dazu dient, den Wust älterer rationalistischer Versuche, den Apostel zu unseres Gleichen zu machen, hoffentlich für immer wegzuräumen“.

„Mit ganzem Herzen unterwerfe ich diese Arbeit und die folgenden dem allein untrüglichen Urtheil der Kirche, und sollte irgendwer etwas Unkatholisches finden, so bitte ich ihn, mich darauf aufmerksam zu machen, vor Allem aber überzeugt zu seyn, daß ich nie etwas sagen wollte, was auch nur entfernt von dem durch die Kirche bestätigten Sinne der Schrift abwiche.

V.

Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Wenn die Gleichgültigkeit und Kälte, wodurch manches Werk des Dichters, welches gewiß eine bessere Aufnahme verdient hätte, wirkungslos verhallte, auf den Dichter erkältend und verdüsterend wirken mußte: so können wir leider auch anderer Seits, dieß fordert die Gerechtigkeit von uns, ihn selbst keineswegs aller Schuld an seinem Geschick frei sprechen.

Es ist der Mangel an Selbstbeherrschung, der den Redenden im Leben und Umgange nur zu oft zu Aeußerungen hinriß, die er später bitter bereute, der sich an ihm auch in seinen dichterischen Schöpfungen als Formlosigkeit und Mangel an fester, ihrer selbst bewußten, streng durchgeführten Haltung nur zu häufig rächte.

Er blieb im guten und bösen Sinne des Wortes bis in sein hohes Alter ein Kind, das sich arglos und bedachtlos von den Eingebungen und Eindrücken des Augenblickes leidenschaftlich hinreißen ließ.

Er selbst nannte sich daher auch, die eigene Natur wohl kennend, den größten Dichter des Augenblicks, d. h. der Gelegenheit; er schämte sich seiner Kindlichkeit nicht, wohl aber ihrer Unarten; er gedachte vielmehr wehmuthvoll jener Kindlichkeit, der allein die Pforten des Himmels geöffnet sind; zu dieser verklärten Kindheit himmlischer, aber durch das Leben geprüfter Unschuld, läßt er sich und alle die Lieben am Schluße seines Märchens zurückkehren.

Allein ein Kind, wie er war und bleiben wollte, versagte das Schicksal, welches über ihm waltete, ihm die höchste Gnade, die einem Kinde zu Theil werden kann: die strenge, aber heilsame Zuchtruthe eines liebevollen, verstehenden Vaters, die seinen unbändigen, gewaltigen Geist, seine alle Dämme durchbrechende überreiche Phantasie, seinen übermüthig aufsprudelnden Witz, dem scharfen Zügel ruhiger Selbstbeherrschung zur Erreichung des höchsten Zieles willfährig gemacht hätte.

Alle guten Feen des Dichterhimmels hatten den Knaben in der Wiege schon mit ihren wunderbaren Gaben in Hülle und Fülle zum Angebinde überschüttet; allein die böse Alte mit der Spindel hatte ihm zur Säugamme eine Zeit der gänzlichen Zerrissenheit und Anarchie bestellt, und die Umstände fügten es also, daß die böse Amme nur allzugroße Gewalt über ihr Pflegekind gewann. So flog der übermächtige, ungezügelte Genius mit dem armen Kinde, auf pfadlosen Bahnen der Wildniß, nur zu oft wilden Sprunges dahin, bis Roß und Reiter ächzend und schmachtend, bluttriefend und athemlos und todtmüd in der stummen Einöde auf nacktem, harten, kalten Felsen niederstürzten.

Wirft ihm daher seine Zeit, mit Göthe in seinem Briefwechsel an Zelter, Mangel an Form, Mangel an Schule, an Disciplin, an Harmonie, an gleichmäßiger Durchbildung und in sich abgerundeter Vollendung vor: so kann man den Vorwurf umkehren und sagen, daß er hierin ein treuer Spiegel, ein wahres Kind seiner Zeit war. Denn wenn irgend eine, so ist seine Zeit eine formlose, zerrissene und anarchische gewesen, und ist sie es ihrem vorzüglichen Charakter nach geblieben, so war die Schuld bei ihr Mangel an Kraft, während ihn umgekehrt die Ueberfülle nicht zur Harmonie und zum Frieden gelangen ließ.

Allein man kann erwiedern: das sey ja gerade seine Aufgabe gewesen, diesen bösen Dämon seiner Zeit zu besiegen durch die Macht seiner so reich besaiteten, so wundervoll begabten Harfe himmlischer Poesie; er hat gewiß auch in man-

chem harten Kampfe hienach gerungen; ist ihm aber der Sieg hierin nicht so sehr, wie es die Herrlichkeit seines Genies hoffen und erwarten ließ, gelungen: so können für ihn auch Entschuldigungen angeführt werden, die bei Andern nicht statt haben, so wie die Selbstbeherrschung eines Geistes, wie dieses Dichters, eine Aufgabe war, die ein gewöhnlicher Geist kaum ahnet, geschweige dann glücklicher lösen würde.

Clemens mußte sein ganzes Leben hindurch bis in die letzten Tage für die unverschuldeten oder verschuldeten Versäumnisse und Irrthümer seiner Erziehung und seiner Jugend büßen. Dieß wird ihm ein gerechter Beurtheiler zu gute halten, uns aber, seinen Freunden, die wir für sein Andenken nur Gerechtigkeit in Anspruch nehmen, legt es die Verpflichtung auf, hier uns näher über die Constellationen zu erklären, die den jungen Dichter beim Eintritt in die Prosa des sterblichen Lebens empfiengen. Sollte sich in unserem Bericht, hier und da, ein jedenfalls absichtsloser Irrthum oder eine Ungenauigkeit eingeschlichen haben: so mögen seine zahlreichen Freunde und Bekannte, die es besser oder vollständiger wissen, hierin eine Aufforderung finden, uns zu Berichtigungen die Hand zu bieten. Sie dürfen dabei jedenfalls unseres bereitwilligsten Dankes gewiß seyn. Denn wir haben bei Aufzeichnung dieser Erinnerungen kein anderes Interesse, als das einer wahren Freundschaft, und Er, der Dahingeschiedene, der nun den düstern Regionen niedriger Schmeichelei und gehässiger Anfeindung gleich entrückt ist, wird im Anschauen der ewigen Wahrheit gewiß von seinen hinterlassenen Freunden kein anderes Wort der Erinnerung wünschen, als ein solches, das ihnen die Liebe zur Wahrheit und wahre, Gott die Ehre gebende Liebe eingegeben.

Die Familie Brentano ist bekanntlich eine in Deutschland angesiedelte italienische. Schon im frühen Mittelalter, ehe die geographischen Entdeckungen der neueren Zeit die Richtung des orientalischen Handels änderten, waren es die Italiener, welche von Italien, durch die Alpen und durch Ober-

deutschland bis zu den Hansestädten in den gewerbreichen Niederlanden und an den Nordküsten, eine zusammenhängende Handelsverbindung, durch die Anlegung ihrer Comtoirs, organisirten; namentlich ging eine solche große italienische Handelsstraße über Botzen durch das Tyrol, durch Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, den ganzen Rheinstrom hinab, und verknüpfte sich durch die flandrischen Städte mit Paris und London. Sie vermittelten die Producte des Orients und die Erzeugnisse der blühenden italienischen Gewerke aus ihren Hauptsitzen, Venedig, Florenz und Genua, nach dem Norden. Oft waren es bloße Comtoirs; die Kaufherren ließen ihre Familien in Italien zurück; sie kamen nur während der Sommerzeit, oder zur Abrechnung bei den großen Messen und kehrten dann wieder heim; allein nach und nach siedelten sich auch gar viele dieser Kaufmannsfamilien, nachdem sie mit Klima und Sitten vertrauter geworden, jenseits der Alpen an, und ihre Nachkommen mit Deutschen sich verbindend, aber den Charakter fremder Abstammung nicht verläugnend, erhielten einen gemischten Typus, der beide Nationalitäten verband. Dieß ist bei den Brentanos der Fall.

Ihre Familie stammt ursprünglich aus Norditalien, aus dem Mailändischen, von den reizenden Ufern des herrlichen Comersees her, jener Gegend, die die Großartigkeit einer nordischen Alpenwelt mit der immergrünen italienischen Vegetation verbindet; wo auf den Höhen die Alpenrose blüht, während unten, an den lachenden Ufern, von hohen Cypressen überschattet, von Myrthen und Lorber umgeben, am marmornen Rande einer schäumenden kühlen Cascade, die Orange duftet.

Hier sah ich selbst auf dem Dampfschiff vorüberfahrend, an einem der zahlreichen, das Ufer in fortdauernden Gartenanlagen umsäumenden Häusern, einen Schild mit der Aufschrift: Antico Albergo dei Brentani. In dieser Gegend sitzen noch, wenn ich nicht irre, zahlreiche daheimgebliebene Zweige der Familie, so wie dieselbe sich auch in vielen Linien in den deutschen und niederländischen Städten ausge-

breitet hat; der Name ist ja auch bei uns ein vielfach vorkommender.

Ist aber dieß nördliche Italien, namentlich wo seine Thäler und Seen in die ernste und großartige Alpenwelt sich verlaufen, von Natur ein höchst poetisches, so haben sich seine Kinder auch der vaterländischen Poesie empfänglich und dankbar bewiesen: Ariost (Ferrara), die Familie des Tasso (Bergamo) Monti, Cesarotti, Pindemonte, Manzoni, Silvio Pellico, Grossi, Azeglio gehören alle dem höhern nördlichen Italien zu den Füßen der Alpen an. Charakteristisch gilt in der Ueberlieferung sogar die komische Figur des Dramas und Balletts, der Arlecchino, für einen Bergamasken.

Der Vater des Dichters, aus einem so poetischen Lande stammend, war inzwischen nichts weniger als eine poetische Natur. Seine frühste Zeit hatte er in seinem sonnigen Vaterlande verlebt und er konnte das Deutsche nur stotternd sprechen. Er, von dem eine durch wahren Ueberfluß an Genie wunderbar ausgezeichnete Familie abstammte, war mit geringen Mitteln über die Alpen gekommen; als er aber starb, gehörte sein Haus zu den ersten Handelshäusern der Stadt und er hinterließ jedem seiner zahlreichen Kinder ein Vermögen, welches hinreichend war, ihm eine sehr anständige unabhängige Stellung in der Welt zu sichern. Dieß Ziel war das Bestreben seines ganzen, in stetem Erwerb und Sparsamkeit hingebrachten Lebens und dieß ist ein vorstechender Zug seiner lombardischen Landsleute; einem der fruchtbarsten Länder der Welt angehörend, gibt es nicht leicht Landbesitzer und Handelsleute, die im höchsten Ueberfluße so sparen, wie hier, und daher auch nirgends reichere Leute.

Allein mit dem nüchternsten Ernste ganz seinem Comtoir lebend und die sich immer mehrenden Pfennige zählend, und auf ihre beste und sicherste Anlage bedacht, war er ein seltsamer Vater für poetische Genies, und luftige Feuergeister die auf ihren Hippogryphen „den Wolkenstampfern", aus dem dumpfem Comtoir über die Regenbogenbrücke hinangaloppirten,

Mit ihrer phantastischen Poesie konnten diese den strengen, trockenen Mann nur in seinen ernsthaften Rechnungen stören. Ja es schien fast, als habe das Schicksal in ironischer Laune die Rolle seines bergamaskischen Landsmannes, des Arlechino, übernommen und ihm zwischen seine Kafee- und Zuckerfässer die Wunderkinder der Musen niedergelegt, um sich an seiner Verzweiflung zu weiden, wenn er nichts damit in seinem Handelsgeschäfte anzufangen wisse.

War mit dem Vater der Geist lombardischer Sparsamkeit und kaufmännischer Speculation in das Haus eingekehrt und sein Comtoir den Musen strengstens verschlossen: so wurde es mütterlicher Seite, gewiß ganz gegen die Absicht des reellen Hausherrn, in die allernächste Berührung zum deutschen Parnaß und seinen lustigen Bewohnern mit ihren unfruchtbaren Lorbeerkränzen gesetzt. Nachdem nämlich der übersiedelte Kaufmann durch eine erste Ehe mit einer reichen Holländerin den Grund zu seinem spätern Vermögen gelegt, verband er sich in zweiter Ehe mit einer Tochter der bekannten sehr fruchtbaren Schriftstellerin Sophie de la Roche. Von dieser Verbindung her schreiben die Kinder dieser zweiten Ehe, welcher Clemens und Bettina angehören, sich Brentano la Roche.

Sophie de la Roche, eine Schwäbin, in Kaufbeuern geboren, in Augsburg aufgewachsen, von Kind an mit Absicht zu einer Gelehrten gebildet, die unglückliche Verlobte des fürstbischöflichen Leibarztes Bianchoni, dann die Braut des jungen Candidaten Wielands, endlich die Gemahlin eines kurmainzischen Hofrathes, der seinen deutschen Namen Frank von Lichtenfels, der üblichen Nachäfferei gemäß, in den eines de la Roche verwälscht hatte, gewann als Großmutter und literarische Celebrität einen entschiedenen Einfluß auf die Jugendjahre des Dichters. War es ja nicht in dem finstern, schweigsamen Handelshause zu Frankfurt in der Sandgasse, sondern in ihrem heiteren, der schönsten Aussicht genießenden Hause im Thal bei Coblenz, unter den kurfürstlichen Kano-

nen der Feste Ehrenbreitstein, wo der Dichter, am 8. September 1778, geboren ward.

So ein Kind des Rheines, das seine ersten Kinder- und frühesten Jugendjahre in den heiteren, gesangliebenden Rebengeländen des schönsten und poesiereichsten vaterländischen Stromes verlebt, dort wo die deutsche Geschichte am herrlichsten gewaltet und deutsche Sage am schönsten sich entfaltet, hat sich sein Dichtergeist mit der Natur des vaterländischen Flußes aufs innigste verbunden. Eine geheimnißvolle, ehrfurchtgebietende, sehnsuchtweckende väterliche Königsgestalt, von süßen Melodien umflossen und wunderbaren Blumen umrankt, erscheint der alte Vater Rhein in seinen Dichtungen.

Gehören die Märchen ohne Zweifel zu dem Schönsten, was sein Genius geschaffen: so knüpft sich ihr ganzer Cyclus gerade an den Rhein; ihm werden sie ja alle von den Bürgern von Mainz zur Auslösung ihrer gefangenen Kinder erzählt. War es doch an seinem Ufer, wo dem spielenden und träumenden Knaben gewiß ihre ersten Bilder in seinem sinnenden Geiste aufgestiegen sind; ihm hat sie daher auch der Dichter später als eine dankbare Opfergabe geweiht. „Du fragst“, erzählt er in seiner Gackeleia“ was mich meine leibliche Großmutter — die Sophie de la Roche — oft gefragt: Woher hast du nur all das wunderliche Zeug? — ich antwortete: ach es ist nicht weit her“. Durfte er ja nur das Echo der Lurlei hören, oder ein seidenes Band im Rhein schwimmen, oder eine zwitscherende Schwalbe über ihn fliegen, oder ein Mühlrad an ihm sich drehen, oder einen Fischer seine Angelruthe in ihn werfen, oder hundert andere Oder an, auf und in ihm sehen, und sogleich stieg eine ganze Feenwelt vor seinen Blicken auf, die ihn mit tausend und tausend Fäden umspann, so daß er die erträumte und die wirkliche Welt kaum selbst mehr zu unterscheiden wußte.

Wir dürfen daher ihn wohl mit Recht einen rheinischen Dichter nennen. Erscheint ja bei keinem anderen von allen unse-

ren deutschen Dichtern der herrliche Strom in einem von der Poesie verklärteren Lichte, als in jener unvergleichlichen Mondnacht seines Rheinmärchens, da die Geister aller Nebenflüsse des Rheinthales, Männer und Frauen, mit singendem Munde und lächelnden Mienen und bekränztem Haupte, auf den melodischen Lichtwellen hinabwallen, den alten Vater in seinem Krystallpallaste heimzusuchen, den der Hort der Niebelungen wunderbar erleuchtet.

Die Zeit seiner Geburt, 1778, war für den Rhein und für Deutschland verhängnißvoll. Noch stand das heilige römische Reich deutscher Nation mit seiner halb weltlichen, halb geistlichen Verfassung. Einer der rheinischen geistlichen Kurfürsten, der letzte des trierischen Stuhles, Clemens Wenzeslaus, war sogar der Taufpathe des Dichters gewesen. Aber allenthalben zeigten sich die Symptome der nahenden Katastrophe, die über Erstarrtes, Morsches und Moderndes mit dem Fanatismus ungezügelter Neuerungssucht Gericht hielt. Das Haus seines Großvaters, das vorbedeutungsvoll dem Schicksal des Rheinlandes voraus, seinen Namen schon mit einem französischen vertauscht hatte, bot ein wahres Bild der Zeit dar.

Das Reich bestand wohl noch äußerlich in altbestäubter Glorie und Majestät; allein es war längst nichts anders als ein bewegungsloses vermodertes Gerüst von Formalitäten ohne Geist und Leben; kein Blut floß mehr in den Adern dieser übermalten Mumie und verband die einzelnen Glieder; kein gemeinsamer Gedanke gebot mehr diesem trägen, faul dahingestreckten, fettgemästeten Leibe; jedes Glied dachte und lebte für sich, keines für das Ganze; die durchlöcherte Reichstrommel, das Gespött der Welt, setzte keine Maus mehr in Schrecken; und jede Anstrengung der Reichstage, die nur zum Vertagen bestimmt schienen, diente einzig dazu, die gänzliche Ohnmacht der Gesammtheit und die egoistische Erstarrung der Glieder aller Welt kund zu thun.

Mit dem geistlichen Leben der deutschen Hierarchie stand es nicht viel besser; die mystische Rose der Kirche war ins

Kraut geschossen; die Fettpflanzen der Erde hatten das Kreuz mit dem gekreuzigten Heiland überwuchert; der Rosenkranz wurde, eben weil es so herkömmlich war, in gedankenlosem Schlafe, ohne Seele und Empfindung heruntergebetet; der Geist des Opfers und der Aufopferung, die Gluth lebendiger, tiefer, religiöser Begeisterung, war in den edelsten und höchsten Gliedern erloschen. So war alles Form geworden.

Allein das Leben machte dieser üppigen und mitunter auch sittenlosen Behaglichkeit, dieser langweiligen, geisttödtenden Erstarrung gegenüber seine Rechte geltend; in allen strebsamen Geistern erwachte ein blinder Trieb nach Verbesserung, nach Veränderung, nach Reform, der durch den Widerstand gereizt, immer von Stufe zu Stufe sich steigernd, zuletzt in eine völlige Umwälzungswuth ausartete. Statt auf den Felsen, der die Fundamente der alten christlich-germanischen Ordnung getragen fortzubauen, vergeudete die ungestümme Jugend ihre Kräfte den Felsen selbst zu unterminiren und zu sprengen, um den Neubau auf dem eignen Grund und Boden ihrer Abstractionen und Theorien aufzuführen.



Das Haus la Roche im Thal Ehrenbreitstein nahm an diesen Bestrebungen in ihren ersten milderen Stadien Theil. Graf Friedrich von Stadion, der kurmainzische Obersthofmeister und erste Minister, den Göthe als einen kalten aufgeklärten Weltmann, ohne Wärme und Tiefe des Gefühls schildert, hatte den verwaisten Knaben aufgezogen und gebildet. Ihm war de la Roche mit seiner jungen Gemahlin in die Zurückgezogenheit auf die Güter gefolgt; nach seinem Tod war er 1771 durch den trierischen Conferenzminister, Baron von Hornstein-Göffingen, als Geheimrath in die Dienste des Kurfürsten von Trier getreten. Hier galt der kenntnißreiche, und von Wieland gepriesene und bewunderte Mann, als ein groses Licht und rasch stieg er an dem geistlichen Hof eines wohlmeinenden aber schwachen und beschränkten Fürsten, den Gipfel von Macht und Ansehen hinan; 1775 wurde er zum geheimen Staatsrath, Regierungskanz-

ler, Lehnspropst und Director des Revisionshofes ernannt, und so gebot er mit den Ministern Hohenfeld und Hornstein allmächtig im Kurstaat.

Die Gesinnungen seines Wohlthäters und Pflegevaters Stadion theilend, dem praktischen Leben und Genusse zugewendet, ein ironischer Verächter der Sentimentalität, im guten und schlechten Sinne des Wortes, und in die Richtung der Zeit nach oberflächlicher Aufklärung und Reformirung eingehend: hatte er die bekannten Briefe über das Mönchswesen in josephinischem Styl auf dem Gipfel seiner Ehren geschrieben. Voll von den eingebildeten Resultaten, welche die wohlfeile Aufklärung der Zeit haben würde, und die eigentliche Lage der Welt und welche Kämpfe sich in der dunkeln Tiefe mit schreckenvoller Eile vorbereiteten, mit seiner praktischen Oberflächlichkeit gänzlich verkennend: gab er, der kurtrierische Kanzler de la Roche, dem Landtage 1778, zehn Jahre vor dem Ausbruch der Revolution, wegen seiner Bedenklichkeiten hinsichtlich der Schleifung der Festung Coblenz, zur Antwort: Kriege sind fortan unmöglich, dergleichen werden wir nur mehr mit unsern Federn führen. „Ein unversöhnlicher Haß gegen das Pfaffthum“, sagt Göthe, „hatte sich bei diesem Manne, der zwei geistlichen Kurfürsten diente, festgesetzt, wahrscheinlich entsprungen aus der Betrachtung des rohen, geschmacklosen, geistverderblichen Fratzenwesens, welches die Mönche in Deutschland an manchen Orten zu treiben pflegten, und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerstörten. Seine Briefe über das Mönchswesen machten großes Aufsehen; sie wurden von allen Protestanten und von vielen Katholiken mit großem Beifall aufgenommen“. Das war der Großvater von Clemens Brentano, damals der allmächtige Günstling, der für seinen Herren, den Kurfürsten, bei dem Enkel Clemens die Pathenstelle vertreten; von ihm hat dieser wohl schwerlich seine katholische Gesinnung geerbt.

Durch die Großmama, die bis zu ihrem Tode dem Ge-

liebten ihrer Jugend, Wieland, warme Freundschaft bewahrte, trat das Haus des Kanzlers im Thal Ehrenbreitstein in die nächste Beziehung zu den Sternen, die damals am literarischen Himmel Deutschlands leuchteten: Jakobi, Göthe, Merk, Leuchsenring, Lavater &c. zählte sie zu den Gästen und Freunden ihres Hauses. Die Tochter eines Protestanten, der sie gezwungen um der Religion willen Bianchoni zu entsagen, theilte sie gewiß die Ansichten ihres für sogenannte Aufklärung eifernden Mannes. Auch in ihrem Wesen herrschte nach dem Portrait, das Göthe von ihr entwirft, eine gewisse Kälte und abgemessene selbstbewußte Würde vor, gegen welche das rasch bewegte unruhige Blut ihrer Enkel, Clemens und Bettina, seltsam abstechen mußte. „Schlank nnd zart gebaut", sagt er, „eher groß als klein hatte sie, bis in ihre höhern Jahre, eine gewisse Eleganz der Gestalt sowohl, als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Im Anzuge war sie sich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl; und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie sprach gut und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen Jedermann vollkommen gleich. Allein durch dieses Alles ist noch nicht das Eigenste ihres Wesens ausgesprochen; es zu bezeichnen ist schwer. Sie schien an Allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war mild gegen Alles, und konnte Alles dulden ohne zu leiden. Den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, Alles erwiederte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes oder Böses, oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbstständigkeit bis in ein hohes Alter, bei manchen trauri-

gen, ja kümmerlichen Schicksalen. Doch, um nicht ungerecht zu seyn, muß ich erwähnen, daß ihre beiden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der sich von demjenigen unterschied, dessen sie sich täglich bediente". So weit Göthe.

Da in jener Zeit der öffentliche Geist bei den Deutschen gänzlich erstorben war und die öffentlichen Verhältnisse daher auch wenig beitragen konnten, dem Gespräch Interesse zu verleihen: so suchte man seine Entschädigung in schöngeistigem Briefwechsel, zu dem auch der erleichterte Verkehr der taxischen Posten durch den Reiz der Neuheit einlud. In dem Hause der Frau von La Roche fanden nach dieser Mode der Zeit sentimentale ästhetische Congresse statt, in denen die durchreisenden schönen Geister ihren Briefwechsel mit deutschen und auswärtigen Celebritäten und Geistesverwandten mittheilten. Zugleich hatten auch schon, nach französischem Vorbild, zu Bearbeitung der öffentlichen Meinung im Sinne der neuen Aufklärung jene halb heimlichen halb öffentlichen Genossenschaften begonnen; die Correspondenzen bildeten das Band der getrennten Glieder. Der Kanzler La Roche, ein erklärter Feind aller Orden, „glaubte auch hierin eine Verbrüderung zu sehen, wo mancher Einzelne ohne Werth sich durch Verbindung mit bedeutenden Menschen aufstutze, wobei am Ende wohl er, nicht aber jene gefördert würden". Seine Frau mußte sich von ihm daher manche spöttische Bemerkung, ja auch manch scharfes Wort des Unmuths über ihre lustigen Gäste gefallen lassen, die er wie eine Art von Comödianten ansah und lieber zur Thür hinausgewiesen hätte.

In den ersten Kinderjahren des Dichters stand der Kurzsichtige gerade auf dem höchsten Gipfel seines Glückes, als ein unerwarteter Schlag ihn hinabstürzte. Er fiel ein Opfer seiner eigenen Parthei, deren Zwecke er durch sein Buch über das Mönchswesen so wesentlich gefördert hatte. Gerade dieses Buch war die Grube seines Falles.

Mit dem Beginne der josephinischen Regierung nämlich,

nach dem Tode der frommen und weisen Maria Theresia 1780, sollte auch die josephinische Kirchenreform durchgeführt werden, jene sogenannte Emancipation der deutschen Kirche, die darin bestand, sie von dem heiligen, die Kirchen aller Völker umfassenden Stuhl in Rom loszureißen und als Nationalkirche, nach den einzelnen Souveränitäten getheilt, in die Abhängigkeit von weltlichen Hofdecreten und Kabinetsbefehlen zu bringen. Eine gänzliche Verweltlichung ihrer inneren Verfassung mußte die nächste und die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer die weitere Folge seyn. Die Wiener Reformatoren fanden daher an den beiden Ministern von Trier Widerstand. Sie mußten ihr Werk mit ihrem Sturze beginnen, und in diesen Sturz wurde auch der Kanzler verwickelt. Die geheimen Leiter in Wien trugen kein Bedenken in scheinheiliger Heuchelei ihm sein Buch über das Mönchswesen als ein Verbrechen vorzuwerfen, das der Kurfürst, ein frommer aber schwacher und kurzsichtiger Mann, nicht streng genug bestrafen könne *). Ihre Hinterlist gelang vollkommen, und die Ungnade des Kanzlers (1780) war so vollständig, daß der Name des früher Allmächtigen mehrere Jahre hindurch nicht einmal mehr in dem Staatskalender aufgeführt werden durfte. Er zog nach Offenbach, wo er 1788 starb; seine Frau lebte hier in nächster Verbindung mit dem Hause Brentano, bis zu ihrem Tode 1807, und sah sich im Alter genöthigt, durch vermehrte literarische Thätigkeit ihren kümmerlichen Umständen einige Erleichterung zu verschaffen.

Ganz den schönen Wissenschaften und den Künsten lebend, hatte sie auch ihren Töchtern keine Erziehung für die Haushaltung, sondern für ein belletristisches Leben gegeben. Dieß hatte sie genöthiget dieselben mit reichen Schwiegersöhnen

---

*) So wird dieser Ministerwechsel in dem unlängst erschienenen Buche: „Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius. Coblenz 1813, S. 103" dargestellt, worauf wir uns in Betreff der alten Händel lediglich beziehen.

zu versorgen. So hatte die eine den italienischen Kaufmann in Frankfurt, die andere einen Hofrath von Möhn in Koblenz geheurathet. Allein die zarten Geschöpfe mußten bei dieser Verehelichung der Musen mit dem Reichthum durch die Disharmonie Manches leiden. Der junge Dichter, der aus dem Hause des verbannten Kanzlers, seines Großvaters, in das jenes Onkels Möhn in Koblenz kam, wurde dadurch in dem zartesten Knabenalter schon Zeuge des tiefsten häuslichen Unglücks, das ihm nur trübe Erinnerungen zurücklassen konnte. In dem Briefwechsel, den der Jüngling mit seiner Schwester Bettina geführt und den diese nun den Augen der Welt geöffnet, hat er seinen Unmuth über den Onkel und seinen Jammer über die unter der Härte ihres Geschickes erstarrte und versteinerte Tante Luft gemacht. „Jenen Menschen", schreibt er um das Jahr 1804, „die uns oft mißverstanden und geglaubt haben, sie müßten unsern Umgang stören, ist eine solche Pflege nie geworden, wie der Gärtner Deinem Nelkenstock schenkt, der ihn begießt, wenn er Durst hat, und läßt ihn von der heißen Sonne nicht versengen, nur am Abend darf sie mit ihm spielen. — Die Tante (Möhn) weiß zum Beispiel von solcher Pflege nichts. Ihr hartes Schicksal bei einem ganz verwilderten Mann hat ihr das Heimliche im Lebensumgang ganz versagt, sie ist dadurch selbst weniger gefühlig worden für das, was die Seele angeht; sie hat eine lange Zeit in ihren Jugendjahren zwar sich müssen stählen gegen einen Mann, der wie ein grobes Ungeheuer vor der Pforte aller Lebensgenüsse lag, und hätte sie auch nur selbst im besten Willen gewagt, ihm nahe zu treten, so war das Ungeheuer gleich wach; das heißt: mit Bosheit beschlich und mit Wuth überwältigte er sie; ich hab in meinen Kinderjahren oft ihn sehen halbtrunken hinter der Thür lauern mit einem Messer in der Hand. Die Tante hat damals sich so ernst zusammengenommen, daß Jeder in Coblenz die größte Ehrfurcht vor ihr hegte, obschon man von der Grausamkeit des Herren von Möhn sich leicht eine Idee machen konnte, der mit lau-

ter Postillionen von Morgens bis Abends im Wirthshaus lag, ohne der Frau je zu gedenken, ein Vermögen verzettelte und verschleuderte von mehreren Millionen (wohl dichterische Uebertreibung?). Das Herz durfte dieser Tante nicht aufgehen — sie mußte mit der Form Alles bekämpfen, und so ist ihr auch nur die Form im Umgang mit Menschen geblieben". Soweit Clemens selbst über die beiden Leute, die in seinen Kinderjahren die Stelle von Eltern an ihm vertreten.

Das war der Charakter der Zeit, in welcher er die ersten Eindrücke des zartesten Alters empfing; das war das Haus seines Vaters, seiner Großältern und seiner Tante, bei welcher er die ersten Reime machte. Diese erste geistige Luft, diese moralische Umgebung und ihre Zerrissenheit und Kälte ist gewiß von nachhaltigem Einfluß für sein ganzes Leben geblieben. Folgen wir nun dem Knaben.

Das Klagen über das viele Waschen mit kaltem Wasser, womit die Tante ihn quälte, soll dem vor Frost schaudernden Kinde den ersten Reim erpreßt haben. Als sie ihm nämlich das Sprüchlein vom Gold im Munde „der Morgenstunde" vorsprechen wollte, sprach der kleine Enkel des Harlekin von Bergamo: die Morgenstund hat kalt Wasser im Mund. Auch für sein Gebet hatte er, in kindlicher Selbstzufriedenheit, sich zu eigenem Gebrauch seinen besondern Reimspruch ersonnen:

> Komm, Herr Jesu! sey unser Gast,
> An meiner Kapp ist ä goldne Quast.

Alles übrigens, was wir bisher gehört haben, war wohl wenig geeignet, das tiefere religiöse Gefühl des Kindes zu wecken. Die Religion, die in dem Herzen der Menschen erstarrt schien, ging damals, schon vielfach angefeindet und verspottet, dem Kampfe mit der Revolution entgegen; auch ihm zeigte sie sich mehr von der äußern Seite; und sie, die er nicht innerlich verstanden, ging ihm bald als ein äußeres Gut in dem Sturme des Lebens verloren; in bitteren Kämpfen und Leiden mußte er es sich erst später wieder erringen; ja er

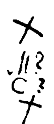
hatte in dieser späteren Zeit als Mann große Mühe, die Vorstellungen zu bekämpfen, welche er in seiner Jugend von der katholischen Kirche eingesogen.

Daher schreibt er noch im November 1815, damals in Berührung mit dem protestantischen Pietism, von Berlin aus: „Ganz aufrichtig zu seyn, habe ich nie recht herzlich gebetet, als da ich gar nichts von Religion wußte. Da ich in der Jugend die Formen des katholischen Cultus mitmachte, habe ich dann und wann, aber bei Gott nicht anders, als ein Götzendiener gebetet. Da ich keine Form mehr mitmachte, ja die katholischen Formen mir so fremd und unverständlich und unangenehm wurden, als die Synagoge, ich übertreibe nicht, hatte ich häufig tiefe innere, aber ganz unformelle Erhebungen zu Gott, diese sind die liebsten Momente meines geistigen Lebens. — Ich fühle lebendig, daß die Sache in mir erwachen muß, sonst ist sie nicht mein und man kann sie mir nicht appliziren (durch Citate) sonst bleibt es eine Einkleidung und keine Eingeistung. — Ich gestehe von ganzer Seele ein, daß ich viel besser, ja daß ich vollkommen wäre, wenn ich ganz nach dem Christenthum gelebt hätte, das man mich lehrte, aber ich kann mich auch nicht enthalten zu fühlen, daß die Lauheit, Kälte, Leerheit, Unwürde und Verkehrtheit, ja oft Abgeschmacktheit der Form, mit und durch welche das Christenthum gegeben wird, und auch mir theilweise gegeben ward, demselben den unwiderstehlichen Charakter der höchsten Wahrheit und reinsten Schönheit so gänzlich verbaut, daß das Abirren der Augen von ihm nach weniger vermummten Erkenntnißquellen häufiger einem edleren Triebe zuzuschreiben ist, als der dumpfe und blinde Dienst in demselben. — Es ist die schwächste Seite unserer Kirche, daß sie ihre Stärke in der Formalität suchen muß und wie eine magische dasteht. — Hier breche ich wieder ab. Warum lockt mich der Satan immer in diese Kritik. Habe ich ein Recht zur Rechenschaft zu ziehen, da ich voll Schuld und Verderben bin? und doch

muß ich immer den Splitter in dem Auge der Kirche tadeln und meines Balkens vergessen". —

So dachte der dem katholischen Glauben Entfremdete in Berlin und man wird daraus sehen, daß die katholische Ueberzeugung, die später ihre Ruhe in der Rückkehr zur ersten Mutter fand, die Frucht eines ernstlichen und schmerzvollen Ringens nach Wahrheit war.

Allein, wie äußerlich auch das religiöse Leben in seiner ersten Kinderzeit gewesen, die bloße Uebung hatte doch auch manche tiefe Eindrücke aus diesen Tagen erster frommer kindlicher Unschuld einfältigen Glaubens in ihm zurückgelassen, die ihn durch sein ganzes Leben, wie warnende und zurückrufende Engel begleiteten, und deren er sich noch in den spätesten Jahren seines Lebens mit wehmuthvoller Sehnsucht erinnerte. So schrieb er im Jahr 1834, als ein junger, liebenswürdiger, von seinem katholischen Glauben begeisterter Franzose von ihm Abschied genommen, noch voll von der Zartheit und reinen Wärme seiner kindlichen Frömmigkeit, an eine Freundin: „Ich kann sein Wesen mit nichts vergleichen in meinem Leben, als mit meiner Empfindung nach der ersten Beicht, da ich rein und voll Friede und Freude und heiliger Trunkenheit durch den Kreuzgang des Klosters heim ging und in dem Garten, der den Gang umschloß, ein Springbrünnchen zwischen Rosen und Lilien tanzen sah". Schildern diese wenigen Worte nicht ein ganzes Paradies kindlicher heiliger Unschuld?



Er selbst nannte solche Erinnerungen: gute, segensreiche Mutterpfennige und ermahnte mehr als einen Studenten, dieselben nicht gegen das falsche Flittergold wissenschaftlicher Hoffart zu vertauschen.

Gar manches Lied, was er später gedichtet und namentlich in seinen Märchen, die ja der Kinderwelt gewidmet sind, erscheint wie ein Nachklang aus diesem verlorenen Paradies, der in seiner Seele wieder wach ward. In diesem Tone klingt das

süße Wiegenlied der Gackeleia, womit sie das Jesusblümchen wiegte:

Da oben im Gärtchen,
Da wehet der Wind,
Da sitzet Maria
Und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand
Und brauchet dazu gar kein Wiegenband.
Ich will mich zur lieben Maria vermiethen,
Will helfen ihr Kindlein recht fleißig zu wiegen,
Da führt sie mich auch in ihr Kämmerlein ein,
Da singen die lieben Engelein fein,
Da singen wir alle das Gloria,
Das Gloria, Lieb Frau Maria!

Diesem Liede entsprechen auch die Kindergebetchen des frommen verlassenen Mägdleins, welche es in seiner Herzensangst durcheinander hersagte:

Guten Abend, gute Nacht,
Von Sternen bedacht,
Vom Mond angelacht,
Von Engeln bewacht,
Von Blumen umbaut,
Von Rosen beschaut,
Von Lilien bethaut,
Den Veilchen vertraut;
Schlupf unter die Deck',
Dich reck' und dich streck',
Schlaf fromm und schlaf still,
Wenns Hergottchen will,
Früh' Morgen ohn' Sorgen
Das Schwälbchen dich weck'.

Um die Zeit des Ausbruches der französischen Revolution, als die rothe Mütze auch an den friedlichen Ufern des Rheines dem Krumstab aufgesetzt ward, besuchte Clemens das Gymnasium von Coblenz, aus dem früher die Jesuiten hatten weichen müssen.

Nun aber sollte der junge, reimende Knabe, der sich früh durch seine ungewöhnlichen, seltsamen Einfälle und Sprünge und muthwilligen Scherze als einen unruhigen Geist hervorthat, ein nützliches Glied der Gesellschaft werden. Der Vater berief ihn nach Frankfurt, dort die Handlung zu erlernen.

So ward ihm Frankfurt zur zweiten Vaterstadt. Daß er aber hier nicht gut that, läßt sich leicht denken. Der geflügelte Genius sollte den schweren Schiebkarren mit der schmu-

zigen Scheidemünze der Industrie ziehen; statt zu dichten, sollte er, unter den Augen eines strengen Vaters, Frachtbriefe schreiben, Wechsel copiren, Colonialwaaren spediren, sich für das Steigen und Fallen von Oel und Rübsaamen interessiren! Kein Wunder, wenn er mehr als einmal, zum Verdruß seiner Vorgesetzten, den Schiebkarren umwarf, und lachend den rollenden Münzen zusah, voll Verdruß und muthwilligen Aergers, seine Jugend in einer Stadt vertrauern zu müssen, der von allen Künsten die Rechenkunst als die höchste gilt, und die die Menschen nach dem Goldgewicht zu schätzen pflegt. Göthe hat ihr daher auch, als sie für sein erneutes Ehrenbürgerrecht die Taxe verlangte, stolz den Rücken gekehrt, und Clemens Brentano, der in seiner prologischen Biographie zur Gründung Prags mit frommer Pietät der Vaterstadt seiner Familie in Ehren gedenkt und ihre Stirne mit der Glorie seiner Dichtung schmückt: kann doch einen Seufzer nicht unterdrücken bei der Frage, die er sich selbst aufwirft, ob die kaufmännische Rechnerin armen Musenkindern nicht eine karge, lieblose Stiefmutter sey; seinen Vorwurf mild verhüllend, singt er von der Krönungsstadt des alten Reiches:

Und was die Welt entzweit, was sie versöhnet,
Das wußtest du dir, Fleiß'ge, zu erringen,
Das Gold, das geltend Zeitliches verschönet,
Mußte in deiner Hand die Kronen schlingen,
Die deutscher Kaiser heil'ges Haupt gekrönet;
Ob du auch Kränze, wonach Dichter ringen,
Geflochten, steht dahin. Die Nachwelt richte,
Denn trefflich schrieb dein Sohn dir die Geschichte.

Des Krams und der Gewerke Thor steht offen,
Die Kirche auch und der Gerichte Haus,
Und Strenggeschulte haben hingetroffen;
Doch Musenkinder stößt die Zunft hinaus.
Der Glaube pflegt sie, und ein frommes Hoffen
Wird ihre Amme, bis sie zu dem Strauß
Die Liebe pflückt dem Freund, dem Weib, der Muse;
Ich schmückte alle drei, selbst die Meduse.

In der That schien auch mit ihm in das stille Frankfurter Handelsgewölbe ein neckischer Kobold der Märchenwelt eingekehrt. Es konnte keinen seltsameren Contrast geben, als die innere Welt der Dichtung, in welcher er lebte, und die äußere der Kaufmannschaft, die ihn hier umgab. Er selbst hat diese Träume seiner Lehrlingsjahre in der alten Handels-, Reichs- und Krönungs-Stadt am Main mit genialen Märchenfarben in der Zueignung seines Märchens von der Gackeleia dem lieben Großmütterchen geschildert, „das den Kindern so oft den Christbaum geschmückt und mit Lichtern erleuchtet und mit der Schelle klingelnd, die Thore des Paradiesgärtchens eröffnet, daß wir unschuldige Früchte vom Baume des Lebens pflückten“. Während es in dem Comptoir seines Herrn Vaters sehr nüchtern und trocken und ernsthaft herging; während unter der Losung: Gewinnen und Sparen, und Sparen und Gewinnen, die Handelsconstellationen mit italienischem Scharfsinn erwogen und Zucker und Caffee scharf abgewogen, und Frachtbriefe und Soll und Haben aufgeschrieben wurden: da floh der träumerische Knabe, ein Kind aus Tausend und einer Nacht, auf den Speicher in die Einsiedelei eines leeren Zimmers, dort die Blindheit der Menschen beweinend, welche über ihren ernsthaften Rechnungen und Geschäften die Stelle des himmlischen Paradieses mit seinen Schätzen und Reichthümern ganz verloren und vergessen hatten. In der sogenannten Schachtelkammer des Hauses, voll abentheuerlichen Gerümpels, mit den kleinen, allerliebsten Wachspüppchen, welche alle geistlichen Orden vorstellten, mit dem großen hölzernen Kriegsschiff und hundert andern altmodischen Reliquien, dort war ihm das Archiv seines Paradieses, welches in der Sprache sterblicher Menschen den geheimnißvollen Namen eines Ländchens Vadutz führte. „O Schatzkammer von Vadutz“! ruft er aus, „was botest du Alles dar? — Vor Allem aber entzückte mich ein kunstreicher Besatz von den Braut- und Festkleidern meiner Großmutter. Nie kann ich die Bauschen und Puffen von Seide und Spitzen vergessen,

gleich Berg und Thal eines Feenlandes, gleich den Zaubergärten der Armida, von den Gewinden feiner, allerliebster, bunter Seidenblümchen labyrinthisch durchirrt. — Diese biegsamen, unzerbrechlichen Zaubergärten von Seidendrathblümchen legte ich um mich her und saß dazwischen, die drei Pomeranzen, das grüne Vögelchen, das tanzende Wasser von Gozzi lesend, und glaubte mich selbst einen verschäferten Prinzen, der voll Sehnsucht seine Lämmer in den Thälern dieses Paradieses weidete und nach Erlösung seufzte. Ich glaubte mich dann mit diesen Zaubergärten mitten in Vaduz, wo mir das Paradies, wie Lindaraxas Gärtchen, mitten in der Alhambra, eingeschlossen lag. Da lebte ich eine Märchenwelt, die über der Wirklichkeit, wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag. — Längere Zeit hielt ich mich und eine meiner Schwestern für die privatisirenden Besitzer von Vaduz, und wir erzählten uns jeden Morgen die Tugenden, welche wir in den Träumen der letzten Nacht an Land und Leuten incognito ausgeübt hatten. Unsere Verdienste häuften sich dermaaßen, daß wir sie in Bataillone eintheilen, und außer den Revuen in den Feldbau entlassen mußten. — Ich träumerischer Knabe hielt mich bei der Kaiserkrönung für nichts mehr und nichts weniger, als den verkannten privatisirenden Regenten von Vaduz, und würde es nach jener größten Ungerechtigkeit, daß der Hauptmann von Capernaum noch immer nicht Major geworden ist, für die allergrößte gehalten haben, wenn beim Ritterschlag nach der Frage: „Ist kein Dalberg da"? nicht die Frage gefolgt seyn würde: „Ist kein edler Dynast von Vaduz da, daß er das Lehnskleinod auf seine Schultern empfange?"

Allein der kalte Wind der eisernen Wirklichkeit, der in jener stürmischen Zeit der Revolutionen die Welt aus ihren Angeln hob, der die Abkömmlinge der ältesten Fürstengeschlechter entthronte, und auf den Trümmern des alten, ehrwürdigen Kaiserreiches den Kindern des Augenblickes, den Söhnen der Dunkelheit, einen Zauberthron erbaute, magisch vom Blitze

der Kanonen beleuchtet, dieser Sturmwind wehte auch mit kaltem Hauche in das Paradiesgärtlein, das der dichtende Knabe zu Frankfurt in der Sandgasse, oben auf der Gerümpelkammer im Hause zum goldenen Kopf, aus den farbenreichen, duftigen und duftenden Träumen seiner kindlichen Phantasie um sich her gesponnen und gewebt hatte; die drei Pomeranzen von Gozzi fanden sich nirgends in das Hauptbuch seines Vaters eingetragen; das grüne Vögelchen zog mit den Zugvögeln davon in seine unbekannte, mildere Heimath; das tanzende Wasser blieb aus, und das Ländchen Vadutz verwandelte sich in das Fürstenthum Lichtenstein, das bereits seinen Herren und seine Stelle in der Reichsmatrikel hatte. Da hing Israel seine Harfen an den Weiden Babylons beim wehmüthigen Schalle seiner Klagelieder auf. — „Ich war lange Zeit gar traurig, als habe sich das Paradies in meinen Händen in ein goldenes Wart ein Weilchen und ein silbernes Nichtschen in einem niemaligen Büchschen verwandelt. Und da man mich nun oft mit dem Verluste von Vadutz aufzog, und es mir sogar unter den verlornen Sachen im Wochenblättchen vorlas, sagte die Hausfreundin, die Frau Rath (Göthes Mutter), mir mitleidig ins Ohr: „„Laß dich nicht irr machen, glaub du mir, dein Vadutz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter, mit dem Antichrist an der Spitze, können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht:

Wo dein Himmel, ist dein Vadutz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz.

Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen. — Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lavinen werden sie verschütten; nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen

werden sie verwüsten; nein! baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie‘‘‘‘. So war mir nun von meiner Herrschaft in Baduz nichts geblieben, als die Reichskleinodien auf den Schultern der Phantasie, die mir, wie Links und Rechts, bald Friede und Freude gaben, als sey ich glücklich wie Salomo, bald so viel Kummer und Hunger, daß ich den Ugolino beneidete‘‘.

Es war dieß um die Wende des verflossenen Jahrhunderts; die Zeit lag in schlimmen Wehen; ein politischer Polterabend, wie damals, als die Titanen der Urzeit den Himmel stürmten, schien wiedergekehrt; überall Kampf und Streit, Gährung und Verwirrung, Aufruhr und Anarchie, Schlacht- und Trümmerfelder; überall sank eine Welt unter und tauchte eine neue auf. Während die Kanonen einer atheistischen Republik, von Sansculotten bedient, gegen die überpuderten Perrücken des alten heiligen römischen Reiches donnerten, war derselbe Geist des Neuen auch in die friedlichen Regionen der Belletristik eingedrungen; auch hier lag, gleich dem alten Herakles, eine neue Generation, Schlangen erdrückend, in der Wiege, während eine andere sich, widersträubend, noch nicht entschließen konnte, ihr Ruhebett im Sarg zu suchen. Also auch hier die seltsamsten Gegensätze, auch hier eine bunte Anarchie, die zu den Fenstern des italienischen Kaufhauses in der Sandgasse hereinblickte und nicht wenig dazu beitragen mochte, in dem entzündlichen, Alles lebhaft auffassenden Kopfe des ohnehin schon träumenden Knaben die seltsamste Gerümpel- und Schachtelkammer ordnungsloser Romantik zu meubliren.

Er selbst hat diese belletristische Herenmainacht seiner Knabenzeit in der Figur eines alten, originellen Buchhalters seines Vaters, in dem guten Herren Schwab, von dem er tausend Schwänke zu erzählen wußte, geschildert. Halb mit den Contobüchern des Comtoirs, halb mit dem Blocksberg der Literatur verkehrend, erscheint er als der Vermittler seiner Märchenwelt mit dem wirklichen Leben. Hören wir, wie er

das mythische Bild des wunderlichsten aller Buchhalter, das Symbol jener Zeit, abconterfeit.

„Dieser seltene Mann setzte dem goldnen Kopf bald die Amalia bald die Lisel (so hießen seine zwei Haarbeutelperrücken) über die Frisuren: à la Taubenflügel, Ninon, Sevigné, Rhinozeros, Elephant, Cagliostro, Montgolfier, Heloise, Siegwart, Werther, Titus, Caracalla und Incroyable, ohne irgend eine dieser Pantomimen der Zeit, welche dem goldnen Kopf zugleich durch die Haare fuhren, zu stören. Er beugte sich wie der immer blühende und fruchtende Christbaum einer derben sachlichen Vorzeit über einen gähnenden Abgrund und über den von Seufzern zerrissenen Zaun der Gegenwart bis zu der sehnsüchtigen Jasminlaube der Pfarrerstochter von Taubenheim hin, welche beschäftigt war, den kaum verbleichten himmelblauen Frack Werthers und dessen strohgelbe Beinkleider auf dem Grabe Siegwarts gegen Mottenfraß auszuklopfen und abwechselnd den bei der Urne seiner Geliebten verfrorenen Kapuziner nach den Methoden des Miltenberger Noth- und Hilfbüchleins aufzuthauen, während Karl Moor seine bleichgehärmte Wange an einen Aschenkrug lehnend ihr Matthisons Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses vorlas und seitwärts ein Verbrecher aus Ehrsucht mit Lida Hand in Hand im Mondenschimmer am Unkenteich Irrlichter weidete und nimmer vergaß, was er allda empfand. — Ein so großes Stück von der Geschichtskarte der Phantasie umfaßte jener Herr Schwab, daß ich wohl sagen kann: in den Zweigen dieses Baumes plauderten noch die Legenden, Gespenstergeschichten und Mährchen in nächtlicher Rockenstube, als schon Lenore ums Morgenroth aus schweren Träumen emporfuhr; — in seinen Zweigen hielten noch die asiatischen Banisen, die Simplizissimi, die Aventüriers, die Felsenbürger, die Robinsonen, die Seeräuber, die Cartouche, die Finanziers und deren Jude, Süß Oppenheimer, Gespräche im Reiche der Todten bis tief in die Sternennacht, da unter seinem Schatten Götz von Berlichingen nebst Suite vereint mit Schillers Räubern der Zukunft auf den Dienst lauerten, und dicht neben diesen die heilige Vehme und alle geheimen Ordensritter bis zur Dya-Na-Sore Loge hielten. Es ward ein kunterbunter Polterabend der alten und neuen Zeit unter diesem Baume gefeiert: da wetteiferte Theophrastus Bombastus Paracelsus mit Cagliostro in Theriack und Lebensäther, da lehrten Christian Weisens drei Erznarren den Naturmenschen Basedows Latein aus dem Orbis pictus Comenii, da sperrte der höfliche Schüler den Magister Philotesnos in das Magasin des enfans der Frau von Beaumont, bis er

Knigges Umgang mit Menschen auswendig könnte; da declamirte Pater Cochem aus Eckartshausens „Gott ist die reinste Liebe“ und meditirte der Letztere aus des Ersten vier letzten Dingen, da that Siegfried die genealogische Frage „was thuen die Fürsten von Hohenloh?“ und antwortete Hübner: „sie theilen sich in drei Linien“. — Da las Eulenspiegel die Correkturbogen der neuen Heloise und sang Donquixote: „Freude schöner Götterfunken“, und endlich — hier tanzte der Reifrock mit der chemise grecque den Cotillon auf der Hochzeit des Kehrauses bei einem umfassenden Orchester von der alten Laute Scheldlers, der Glasharmonika und Harfe der blinden Jungfer Paradies, einigen Maultrommeln, Papagenopfeifen und modernen Guitarren. — Ja um den Paradeplatz aller Leistungen unter dem Commando des Herrn Schwab zu umspannen, reichte kaum das Gespinnst der alten Base Cordula zu, deren reiner Faden doch von dem Taufhemde des Fräulein von Sternheim bis zur Jakobinermütze um die Spule gelaufen war“. —

Dieser Janus, dieser Proteus, dieser Centaur von Scherz und Ernst, dieser ihm ewig theure Herr Schwab sollte ihn in die Mysterien der doppelten Buchhalterei einführen. Armer Clemens! der träumende Liederschwan, statt auf den Krystallfluthen eines freien Lichtsees zu schwimmen und in das verglühende Abendroth den auftauchenden Sternen seine Lieder zuzusingen, sollte in einem finsteren Winkel, hinter einem alten Ofen, in der Ecke, auf dem Neste Hühnereier für die Küche und die Haushaltung ausbrüten! Kein Wunder, daß der Schwan mißmuthig mit den Flügeln um sich schlug und den ganzen Hühnerhof in Rumor brachte. Klagen über Klagen, jeden Tag eine neue verdrießliche Störung, ein neuer, absonderlicher Muthwille des ungebändigten Knaben. Bald entweiht er den Ernst des Geschäftes, Frachtbriefe und Quittungen in Reimen schreibend und, den illustrirten Ausgaben der Neuzeit voraus, sie mit Carikaturen und Randverzierungen ausschmückend. Bald dichtet er ein neues Kapitel zu Till Eulenspiegel und hebt, von dem Comptoir angefangen bis zum Speicher hinan, in einer stillen Abendstunde, die Thüren aus und stellt sie neben die Angeln; oder er springt in ein Kaffeefaß, in dem wogenden arabischen Bohnenmeer sich badend.

Mit solchem Muthwillen entschädigte sich sein hüpfender Geist, der nun einmal nicht rasten und ruhen konnte, für die Gewalt, die er sich in einer Lage anthun mußte, die ihm unangemessen war, die seinen Kräften nicht entsprach, die ihn kalt und leer ließ und drückte und mit Mißmuth und Uebermuth zugleich erfüllte.

Sonnenblicke in diesem traurigen Leben mußten für ihn die Stunden seyn, wenn der Vater ihn, mit den zahlreichen Geschwistern, an Feiertagen hinaus zu der ehrwürdigen alten Großmutter, La Roche, nach Offenbach führte. Die ordnungliebende, würdevolle Frau, die ihren Garten und die Aepfel und Blumen mit der gleichen, ruhigen Sorgfalt pflegte, wie die Literatur und die Künste, mußte ihm hier, in der freien Natur einer milden, anmuthigen Landschaft, wie eine sanfte Idylle erscheinen, die den Ton einer Hirtenflöte in seiner Seele weckte. Seine Schwester Bettina hat ihm die Erinnerung an jene Stunden gewiß zurückgerufen, wenn sie ihm zehn Jahre später das Bildniß der Großmutter und ihres sauberen Hauses mit wenigen feinen Strichen lebendig schilderte: „Diese Häuslichkeit“, schreibt die Schwester dem Bruder, der so oft Zeuge davon gewesen, „hat einen eigenen poetischen Schimmer; Alles in der höchsten Reinlichkeit und Heimlichkeit erhalten; zu jeder Stunde, zu jeder Jahreszeit ist nichts vernachläßigt; selbst das aufgeschichtete Brennholz am Gartenspalier ist unter ihrer Aufsicht der Schönheitslehre. — Wenn es im Winter muß verbraucht werden, so läßt sie es immer so abnehmen, daß die Schneedecke so weit wie möglich unverletzt bleibt, bis Thauwetter einfällt, wo sie's abkehren läßt. Im Herbst hat sie ihre Freude daran, wie die rothen Blätter der wilden Rebe es mit Purpur zudecken. — Im Frühling regnen Akazien ihre Blüthenblättchen darauf herab, und die Großmutter freut sich sehr daran! Ach was willst Du? — es gibt doch keine edlere Frau, wie die Großmutter! Wer den wunderschönen Blitz ihres Auges verkennt, wenn sie manchmal sinnend mitten im Garten steht und späht nach al-

len Seiten, und geht dann plötzlich hin, um einem Zweig mehr Freiheit zu geben, um eine Ranke zu stützen! und dann so befriedigt in der Dämmerung den Garten verläßt, als habe sie mit der Ueberzeugung Alles gesegnet, daß es fruchten werde".

Der Bruder aber mußte der guten alten, an die Nettigkeit und Ruhe und Ordnung ihrer Schönheitslehre gewohnten Schwäbin, der Braut Wielands, gewiß mit seinen seltsamen Einfällen und Reden und Reimen und Märchen so verwunderlich in ihrem niedlichen Hause und zierlichen Garten vorkommen, wie später die Schwester Bettina. Wie die Großmama ihn bei seinen Erzählungen so oft gefragt hatte: wo hast du nur all das wunderliche Zeug her? ganz so that sie es auch später mit dem phantastischen Mädchen, dem quecksilberigen, freiheitstrunkenen Wildfang, dessen kecke Sprünge sie bange machten. „Ich hab der Großmutter", schrieb sie dann dem Bruder, „aus dem Buch meiner absonderlichen und verwirrlichen Gedanken vorgelesen und sie meint, ihr sey bange, ich könne vom Fels stürzen. Auch im Geist kann man sich versteigen, mein Kind! sagte sie und erzählte mir die Geschichte des Kaiser Max auf der Martinswand; sie sagte, die Engel sollen ihn da wieder heruntergetragen haben, aber nicht immer sind diese bereit, wenn man sich so muthwillig versteigt. — Was brauch ich denn wieder herunter, liebe Großmama! wenn ich mich oben erhalten kann? — könnte ich denn nicht ein Wolkenschwimmer werden? Kind meiner Max, sagte sie, was hast du vor wunderliche Gedanken! — Auch darüber kann ich mich trösten, wenn meine Gedanken nicht mit der Klugheit der Menschen übereinstimmen; diese Klugheit verträgt sich nicht mit meiner hüpfenden und springenden Natur, die in Allem sich selber verstehen will, und wie ein Speer sich der Klugheit entgegen wirft. Das weiß Gott, sagte die Großmama. Aber Kind, wie sieht es aus in dir? — Wie es aussieht in mir, liebe Großmama? Nicht wie hier in Offenbach, die Wiesen weit hinaus sich zie-

hen u. s. w. Nein, dieß Vaterlandsbild gleicht nicht meiner Seele, es ist mir doch, ich komme anderswo her! Hoch und niedrig waldumwachsenes Felswerk, an dem der Rasen schüchtern hinaufklettert und das seine eigensinnigen Klippen so trotzig hinausstreckt, an dem die Nebel sich zerreißen. — Wege des Geheimnisses zwischen brausenden Wassern immer tiefer in unverständlichen Windungen, wo der Sonnenstrahl herabblickt ins enge Thal und nährt zärtlich die blauen Blüthen, und das Sonnenfeuer der Natur dampft aus dem kalten Stein, der in der Sonne erschwitzt. Der Wachholderstrauch duftet mir da Weihrauch und stachelt meine Wange, und ich weiß nicht was Glück ist, als nur — daß die Natur dieß heimliche Vertrauen zu ihr so mächtig beantwortet".

Aehnliche Gespräche hatte gewiß auch Clemens mit der verwunderten und besorgten Großmutter, nur mit dem Unterschied, daß wenn sie ihn fragte: Aber, Kind meiner Max! wie sieht es aus in dir? er ihr wohl nicht von so rauhem, wetterzerrissenen, halsbrechenden Felswerk und trotzigen Gestein sprach, wo kein grüner Halm sich hinan wagt und die wilden Stürme rasen und die verirrten Gemsen mit den Lavinen in den Abgrund hinabstürzen. Dem Schwindel unterworfen und kein Wolkenschwimmer oder Luftsegler liebte der vorsichtigere Bruder solche halsbrechende Felsenparthien der Titanenwelt nicht; sie erregten ihm vielmehr einen unwillkührlichen Schauder, wenn er nur daran dachte. Allein auch in seinem Innern sah es damals nicht aus, weder wie in dem nachtgrauen Comptoir seines italienischen Vaters, noch wie in dem zierlichen Garten seiner schwäbischen Großmama. Wie sah es denn aber drinnen aus? vielleicht wie in dem geheimnißvollen Felsenschloß der Königin, Frau Lorelei, der Hüterin des Zauberhortes, der Tochter der Phantasie, die mit dem lieben Herrgott die Welt geschaffen, oder wie in dem wunderreichen Krystallpalaste, den er dem alten Vater Rhein erbaute. Wer könnte seine strahlende Pracht beschreiben? Das war ein leuchtend Haus in der Tiefe der Fluthen, von hohem Gewölb über-

spannt; außen an seinen durchsichtigen Wänden da schwammen zu tausenden und tausenden die bunten Fische mit ihren glänzenden Schuppen und schnupperten mit ihren breiten Nasen daran herum und guckten neugierig mit ihren Goldaugen hinein, daß Alles von ihnen glitzerte und blitzte, und zwischen ihnen sah man hoch oben den blauen Himmel und den Mond und die Sterne und die nächtlichen Ufer des Stromes mit ihren rauschenden Wäldern und ihren blühenden Gärten und ihren Rebengeländen und den singenden Nachtigallen; unten aber in der geheimnißvollen, schweigenden Tiefe lag schlummernd und Träume spinnend der alte Vater Rhein mit seinem Schilfbart, und um ihn her standen alle die gläsernen Wiegen der in seinen stillen Schooß hinabgesunkenen Kinder; sie lagen da, ein Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern, auf blauen, mit Goldsand gefüllten Kissen, Blumen und Muscheln und Steine um sie her; das Lichtwasser zitterte wie fließendes Gold über ihrer Brust; man hörte ihre kleinen, unschuldigen Herzen pochen; sie lagen mit gefaltenen Händen und träumten von den Wolkenschaafen und lächelten selig in ihren Träumen und ober ihnen da schwebten die Engel mit verschlungenen Armen

Und sangen gar lieblich das Gloria,
Das Gloria, Lieb Frau Maria.

Dazwischen aber tönte gar ernst und wehmuthvoll die Stimme des Schnitters, der von den Sternen beschienen und von den Blumen umduftet, die Sense über den schlummernden Kindern schwang, und sang:

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed Körnlein wird zählen
Der Herr auf seiner Tenne rein,
Hüte dich schön's Blümelein.

Allein wie ein Kind, wenn die Spielzeit vorüber ist, die Spielsachen: seine Jagd, Schloß, Schweizerhaus, Schäferei, Weihnachtskripplein wieder in die Schachteln packen muß, so mußte auch er, wenn die Uhr zur Heimkehr in die Sandgasse geschlagen, seine lachende Märchenwelt wieder in seinem Innern verschließen, bis sich etwa auf der Gerümpelkammer ein freier Augenblick darbot, seinen poetischen Träumen nachzuhängen. Begreifen läßt sich daher leicht, daß er den Rückmarsch von der freundlichen Großmama nach dem Comptoir nicht eben mit der besten Laune antrat; gleich war der neckische Kobold wieder in ihm erwacht. Trieb der sorgliche Vater die kleine Heerde seiner aufgeweckten Kinder mit allem Eifer und Ernste zur Beschleunigung ihrer Schritte an, um die sachsenhäuser Thorsperre, vier Kreuzer per Mann, zu ersparen: so war es wieder der kleine, schadenfrohe Clemens, der sich wie von ohngefähr in den Straßengraben fallen ließ, oder an einem Stein stolperte, und dann wie Aesop kläglich nachhinkte, um die vier Kreuzer aus dem Beutel des eilenden, besorgten Vaters springen zu machen.

Daheim gingen wieder die muthwilligen Streiche an. Selten nur ließ der Vater sich oben in der Kammer des dichtenden Handlungslehrling sehen. Nicht wenig aber war er erstaunt, als er bei einem dieser seltenen Besuche sah, wie die Kammer einen ganz neuen Anstrich ohne sein Wissen gewonnen; wo er hinblickte, an Wand, Decke, Tisch und Stuhl, überall blieb ihm das Wort blau? blau? im Munde stecken. Alles war blau, Alles hatte der malerische Sinn des Sohnes mit Indigo aus dem Gewölbe blau angestrichen. An seiner Bekehrung im väterlichen Hause verzweifelnd, wurde nun der Beschluß gefaßt, nicht etwa ihm eine seiner Geistesrichtung angemessenere Bildung zu geben, sondern den Ungerathenen auswärts, bei einem alten Handelsfreunde, in einem kleinen Landstädtchen (Langensalza) unter die strengste Aufsicht zu stellen.

Dieser Beschluß wurde ihm von dem Bruder angekün-

digt, mit dem wohlgemeinten Rath, da er nun in die Welt trete, sich mit einer reputirlichen Garderobe zu versehen. Das ließ der in seiner farbenreichen Märchenwelt lebende Knabe sich nicht zweimal sagen; von dem Theaterschneider ließ er sich einen papageigrünen Rock machen, nebst Scharlachweste und pfirsichblüthfarbenen Beinkleidern. Mit diesem Putz, den er wohl schwerlich seinem ernsten Vater zeigte, hielt er sich zur Abreise aus dem Vaterhause zu der neuen Bestimmung in der Oel= oder Branntweinhandlung zu Langensalza bereit.

Diese und ähnliche Jugendabentheuer des jungen Dichters, die er selbst mit dem unvergleichlichsten Humor erzählte, mögen uns jetzt recht komisch erscheinen und ein Lächeln abzwingen; sie haben aber leider auch eine sehr ernste und traurige Seite. Eine so gänzliche Verkennung seines Genies, so verkehrte Experimente in dem keimenden Alter, wo die Körner ausgesäet werden, wo der Mensch für seine künftige Ausbildung eine sichere und feste Grundlage positiver Kenntnisse legen soll, wo er seine Schule machen soll und lernen eine gegebene Aufgabe mit Liebe und Beständigkeit regelrecht durchzuführen, diese unwiederbringliche Zeit ging für ihn nutzlos vorüber. Die Folgen davon, die sein überwiegendes Genie kaum auszugleichen vermochte, hat er in einer gewissen Unsicherheit sein Lebenlang bitter empfunden; er selbst hat dieß sein Geschick als Mann mit edler Offenherzigkeit gegen seine Freunde beklagt. Davon gibt ein Brief Zeugniß, den er im Jahre 1810 an den Maler Runge schrieb, als dieser ihn aufgefordert, in einem freundschaftlichen Briefwechsel ihre künstlerischen Ideen auszutauschen. Die Geschichte seiner Jugendzeit zusammenfassend, sagt er: „Die freundschaftlich ernste Aufforderung zu einem, Ihren Studien förderlichen Ideenwechsel ehret mich auf eine demüthigende Art, indem ich meine Schwäche zu sehr fühle. Früher hinreichend vernachlässigt, später im Kaufmannsstande nicht allzuweise angewendet, dann auf Irrfahrten nach dem goldenen Fließe seekrank, schiffbrüchig und in Sklaverei gerathen, sind mir alle Thore

philosophirender Abstractionen gänzlich verschlossen geblieben, und wenn gleich mein ganzes Leben aus einer beständigen Reflexion und Beschauung bestanden, so war leider ihr Gegenstand kein besseres Kunstwerk, als meine eigene arme Person, welche mir endlich, beschämt und geärgert daß ich ihr immer in die Augen sah, selbst den Rücken kehrte“.

In einer ähnlichen, wehmüthigen Stimmung hatte er schon einige Jahre früher an Bettina geschrieben, mit treuer, brüderlicher Liebe die geliebte Schwester zum Fleiße ermahnend: „Verzeih mir“, ruft er ihr bittend zu, „wenn ich Dinge Dir mitzutheilen suche, die viel reiner in Deiner Seele wohnen, die ich eigentlich in Dir selber wahrnehme, um sie Dir auszusprechen. Die Hoffnung auf eine köstliche Ernte macht mich so ungeduldig, ich sehe Alles hervorsprießen und zur Blüthe sich drängen in Dir, und kann es kaum erwarten, daß es der Wahrheit und Schönheit zu Gunsten reife. Noch einmal führe ich Dich auf Deine Studien zurück. — Die Zeit, die Du nicht arbeitest, liebe Bettina! mußt Du ja doch verlieren. Keine Minute lohnt Dir in Deiner Umgebung. Ja wohntest Du in der freien Natur und könntest in Feld und Thal und Wald und Berg herumlaufen, oder könntest Du mit Menschen seyn wie mit Sternen, die ihren Einfluß auf große Charaktere ausübten und zu erhabenen Handlungen reizten — aber leider haben die Sterne ihren Einfluß verloren — ich würde Dir dann nicht sagen arbeite, denn dann würde die Ursprünglichkeit aller höheren Anlagen in Dir, wie das Wort im Geist, Fleisch geworden seyn. Aber so kann es nicht seyn noch werden, weil der Genius nicht mehr als erste Kraft in uns wirkt und wir uns an die Speculation verkaufen. Du mußt daher in Deinem Inneren Dir einen Schatz sammeln, worin Du Deiner Welt reines Sonnengold einschmelzest, auf daß die lebendige Sonne in Dir selber aufgehe. Ich wollte, mir wäre so in meiner Jugend geworden! Doch keine Klagen! — Nein, so ist mirs nicht geworden! — Gott hat mich Vieles nur im Bedürfniß kennen gelehrt, damit ich es von Dir fordern könne“ *).

(Fortsetzung folgt.)

*) Clemens Brentano's Frühlingskranz. Charlottenburg 1844. Bd. I, S. 114.

VI.

Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig Rückkehr zur katholischen Kirche und seine Schrift: „Fünfzig Beweggründe, warum die katholische Religion allen andern vorzuziehen sey".

Kein deutscher Schriftsteller befindet sich in Betreff der kirchlichen Geschichte seit den letzten drei Jahrhunderten in einer so günstigen Lage, als der Verfasser des Werks: „Geschichte der Zurückkehr der regierenden Fürsten von Braunschweig und Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche im achtzehnten Jahrhundert und der Wiederherstellung der katholischen Religion in diesen Staaten". Diese Geschichte ist nach und mit Originalschriften von Augustin Theiner, Priester des Oratoriums dargestellt, und zu Einsiedeln (bei Benzinger 1843) herausgegeben worden. Ihm sind nicht nur die verschiedenen Bibliotheken Roms ohne alle Beschränkung geöffnet, sondern ihm ist es auch gestattet, die geheimen Archive des päpstlichen Stuhles für seine Arbeiten zu benützen. Pater Theiner hat, mit diesen seltenen Hülfsmitteln ausgerüstet, sowohl über die Kirchengeschichte Schwedens, als auch Rußlands, durch seine früheren Werke sehr viel neues Licht verbreitet, und wir freuen uns, daß eben jener vortheilhaften Stellung, in welcher er sich befindet, seiner unermüdeten und rastlosen Thätigkeit und Ausdauer, jetzt auch unser deutsches Vaterland mehrere höchst interessante Beiträge zu der kirchlichen Geschichte der neueren Zeit in dem vorliegenden Werke zu verdanken hat. Dasselbe, dem nunmehr verewigten, ehrwürdigen Decan des Cardinalcollegiums, dem Cardinal Pacca, der zur Zeit des Emser Congresses die Nuntia-

tur zu Cöln bekleidete, dedicirt, stellt in vier Abtheilungen folgende Ereignisse dar: 1) Die Rückkehr Anton Ulrichs, regierenden Herzogs von Braunschweig und Lüneburg, zur katholischen Kirche. 2) Die des Herzogs von Sachsen und Zeitz, Christian August, des nachmaligen Bischofs von Raab und Cardinal-Primas von Ungarn. 3) Friedrich's August II., Churfürst's von Sachsen und Königs von Polen, so wie seines Sohnes Friedrich August's III. 4) Die Zurückkehr des regierenden Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz und seines Enkels, des Herzogs Moritz Adolph, in den Schooß der katholischen Kirche und Abfall des Ersteren von derselben. Dem Werke selbst ist ein sehr vollständiges und vielfach belehrendes Urkundenbuch beigefügt.

Indem wir von dem Uebertritte der übrigen erwähnten Fürsten zur katholischen Kirche ein anderes Mal zu sprechen uns vorbehalten, wollen wir hier zunächst Einiges über die Conversion Herzog Anton Ulrichs mittheilen, welche in der That eine Reihefolge interessanter Momente bietet und mehr aus der Tiefe der Ueberzeugung hervorgegangen seyn möchte, als die des sächsischen Churfürsten.

Schon vor dem Herzoge waren andere Mitglieder seines Hauses zur Wahrheit zurückgekehrt, namentlich seine Enkelin, Elisabeth Christina, die Mutter der Kaiserin Maria Theresia. Bei Gelegenheit dieses Uebertrittes ließ der Herzog sich von den Theologen der helmstädter Universität, so wie von Christian Thomasius Gutachten darüber ausstellen, ob man auch in der katholischen Kirche selig werden könne. Dieß gab die Veranlassung zu folgenden Schriften: „Erörterte Frage Herren Fabricii Theologiä Doctor und Professor zu Helmstädt, daß zwischen der Augsburgischen Confession und Römisch-katholischen Religion kein sonderlicher Unterschied sey, und daß man in dieser sowohl als jener selig werden kann. Braunschweig. 1706". Und: „Declaratio Helmstadensium Theologorum de discrimine exili Lutheranam inter et Romanam Ecclesiam, transituque ad Romanos ri-

tus non illicito. Brunsv. 1707". Nicht lange darauf erschien auch des Thomasius Gutachten in Druck; der berühmte Jurist, um den Zorn der Theologen zu besänftigen, fügte bei Gelegenheit des Abdruckes noch die Bemerkung bei: „daß, wenn er auch der Meinung sey, man könne in der katholischen Kirche gar wohl selig werden, so möchte er doch keinem Lutheraner rathen, katholisch zu werden, wie auch, nach seinem geringen Verstande, keinem Katholiken, daß er lutherisch werde". Dieser Rath ist in der That das beste Eingeständniß, daß wenigstens zur Erlangung der Seligkeit (— und dieß möchte denn doch, sollte man glauben, die Hauptsache seyn —) der Abfall von der katholischen Kirche sehr überflüssig war. Diesem richtigen und einfachen Gedankengange folgte auch Herzog Anton Ulrich, indem er sagte: „Kann man, nach dem Geständnisse der Theologen meiner eigenen Confession, in der katholischen Kirche eben so gut, als in der protestantischen das ewige Seelenheil erlangen, so habe ich hierin allein Grund genug, ja heilige Verpflichtung, zur katholischen Kirche, welche meine Vorfahren demnach ohne Ursache verlassen haben, wiederum zurückzukehren". Von diesem Zeitpunkte an beschäftigte sich der greise Fürst mit nichts Anderem, als mit der Ausführung des sehnlichsten Wunsches seines Herzens. Er legte zuerst am 10. Januar 1710 in seinem Pallaste insgeheim in die Hände des Mainzischen Officials Bessel sein Glaubensbekenntniß ab, dann aber von Papst Clemens XI. auf das Dringendste aufgefordert, nicht aus menschlichen Rücksichten sich von dem öffentlichen Bekennen der Wahrheit der Kirche abhalten zu lassen, wiederholte er jenen Act auf eine sehr feierliche Weise öffentlich am 11. April zu Bamberg in der Schloßkapelle Lothars Franz von Schönborn, seines Freundes, des damaligen Erzbischofs von Mainz und Bischofs von Bamberg. Ein langes Leben war dem Herzog Ulrich, der damals beinahe achtzig Jahre alt war, nicht mehr beschieden; er widmete den Rest seiner Tage theils zur Begründung einer würdigen Stellung der katholischen Kirche

seines Landes, in welcher Beziehung seine Söhne, so wie die Stände ihm auf eine, ihn und sie ehrende Weise behülflich waren, theils der Bekehrung, der Verbreitung des katholischen Glaubens, theils seiner Vorbereitung auf den Tod. Seine beiden Töchter, Henriette Christine, Aebtissin des protestantischen Fräuleinstifts von Gandersheim (sie starb als Ordensschwester in dem adelichen Canonissenstift zu Ruremonde in Belgien) und Auguste Dorothea (Gemahlin des Grafen Anton Günther von Schwarzburg) kehrten zur katholischen Kirche zurück; auch die Söhne sollen der katholischen Kirche gar nicht abgeneigt gewesen, und vorzüglich nur durch den Genuß des Abendmahls unter Einer Gestalt sich zurückgehalten gefühlt haben; ein Beweis nicht dafür, wie zweckmäßig es wäre, wenn die Kirche auch den Laien den Kelch gestattete, sondern dafür, daß die Gnade des Gehorsams und der Glaube an die Göttlichkeit der Kirche die Menschen in den Schooß derselben führt. Herzog Ulrich hatte zwar die nämlichen Einwendungen; er überwand sie, und um seinen Uebertritt auch für Andere segensreicher zu machen, verfaßte er eine wirklich ganz vorzügliche, sehr lesenswerthe Schrift unter dem Titel: „Fünfzig Beweggründe, warum die katholische Religion allen andern vorzuziehen sey". Diese ursprünglich deutsch verfaßte, dann auch ins Lateinische übersetzte Schrift ist, um mit dem Darsteller der Conversionsgeschichte Herzog Anton Ulrichs zu reden: „ein wahres Meisterstück, und zeichnet sich sowohl durch Geistesschärfe, als durch entschiedenen und festen Ton der Ueberzeugung in Betreff aller jener Glaubenslehren, welche die katholische Kirche von den ihr getrennten Religionsgesellschaften unterscheiden, äußerst vortheilhaft aus. Ansprechende Anmuth und eine heitere Laune finden sich hier auf eine seltene Weise geeint, und sichern diesem Werkchen unstreitig einen ehrenwerthen Platz unter den vielen Controversschriften dieser Art. In ihm spiegelt sich zugleich die edle Seele und die große Frömmigkeit des Herzogs ganz ab". P. Theiner hat diese Schrift in sein Werk mit aufge=

nommen, auch ist ein neuer Abdruck derselben, mit Anmerkungen begleitet, zu Einsiedeln 1843 (bei Benzinger) erschienen. Nur ein Paar Betrachtungen des Herzogs mögen, weil sie so zutreffend sind, hier ihre Stelle finden. Er sagt unter Anderm:

„Ich habe ebenfalls beobachtet, daß die akatholischen Schriftsteller und die Prädicanten in ihren Predigten die römische Kirche mit keiner andern Waffe als mit Schand- und Schimpfnamen bekämpfen, um sie dem Volke verhaßt zu machen, woraus folgt, daß sie in Bekämpfung des römisch-katholischen Glaubens einen großen Mangel an soliden Beweisen haben. Es gibt keine untrüglichere Probe für den Mangel an Beweisgründen, als das Schimpfen und Schelten".

An einer andern Stelle heißt es:

„Als ich unter den Katholiken mich aufhielt, gab ich auf jene vorzüglich Achtung, welche von ihnen für kalt und lau gehalten werden, und habe gefunden, daß solche alle diejenigen sind, welche das göttliche Gesetz und die Gebote der Kirche nicht beobachten, welche keine guten Werke verrichten, welche die Beicht vernachlässigen, nicht oft die heilige Messe hören, selten dem heiligen Sacrament der Buße und des Altars sich nahen, dem Fleische fröhnen und das Fasten verachten. Andererseits habe ich bei den Akatholiken gefunden, daß diejenigen, welche oben besagte Werke nicht thun, von ihnen für die besten Protestanten und die eifrigsten Evangelischen gehalten werden. In diesem Sinne mag etwas Wahres an dem freilich übertriebenen und von Sectenhaß erzeugten Sprichwort seyn, daß nämlich der schlechteste Katholik der beste Lutheraner, der schlechteste Lutheraner der beste Kalvinist, der boshafteste Kalvinist der beste Arianer, und der treuloseste Arianer der beste Mahomedaner sey".

Indem wir es im Vorübergehen bemerken, daß Herzog Anton sich nachdrücklichst bei Anna Stuart für die Irländer verwendete, sich aber von der Intoleranz der Engländer wenig Hoffnung machte *), können wir es uns nicht versagen,

*) In einem Schreiben an Papst Clemens XI. (Urkundenbuch Nro. 23) drückt sich der Herzog über diesen Punkt folgendermaaßen aus: „Verum res catholica in hisce partibus tanto armorum strepitu (im gegenwärtigen Augenblick stehen auch wieder an 40000 Mann englischer

den wahrhaft rührenden Bericht von dem Tode dieses deutschen katholischen Fürsten, wie wir glauben, zur Erbauung unserer Leser, aufzunehmen.

„So krönte der Herzog sein langes, gesegnetes und thatenreiches Leben mit einer Handlung (die Sicherung der katholischen Kirche in den braunschweigischen Landen), die sein Andenken in den Herzen aller Katholiken ewig erhalten wird. Gleichsam als hätte er höhere Weisung über sein Abtreten von dieser Welt erhalten, beging er dieses Jahr mit ungewöhnlicher Geistessammlung und Andacht die heilige Fastenzeit, um sich, wie er seinen Beichtvater sagte, zu einem glückseligen Tode vorzubereiten. Alle Mittwoche ließ er sich in seiner Hofkapelle von Pater Benedikt Sauer, aus dem Orden des heil. Franziskus der strengern Observanz, eine Predigt über die Kunst gut zu sterben halten. Er selbst wählte die Schriftstellen, über die dieser Pater zu predigen hatte. Die erste Predigt am Aschermittwoch, mit der sich die Faste eröffnet, behandelte demnach die Rechtfertigung des Sünders. Die vier folgenden Predigten, bis zum Palmsonntag, hatten die Erklärung der Worte des Heilandes zum Gegenstande: Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist; und die fünfte Predigt am Charmittwoch sollte über die folgenden Worte handeln: Während er dieß sagte, gab er seinen Geist auf. Doch es war ihm nicht mehr vergönnt, dieselbe anzuhören, denn schon am Vorabend dieses Tages, den 27. März bald nach Mitternacht, vertauschte er nach einem siebentägigen Leiden diese Welt mit dem bessern Leben.

Er erkrankte den 20. dieses Monats, und obschon er am folgenden Tage das Bett hüten mußte, das er nie mehr verließ, so wollte er doch die vierte Predigt über den erwähnten Schrifttext in seinem Zimmer anhören, und lud hierzu die Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses, zehn an der Zahl, ein. Ihr wohnte gleichfalls der Fürst von Oettingen bei, der eben auf Besuch zum Herzog gekommen war. Sofort bereitete er sich zur Beicht und Kommunion vor, die er am folgenden Tage unter der heiligen Messe, die er sich in seinem Zimmer

Truppen in Irland) proh dolor eo devenit, ut vix solidi quid pro ejus solamine sperare liceat (Gott gebe, daß dieß nicht auch auf die Gegenwart passen möge), cum interim alieni a fide plena pro suis tuendis et dilatandis egurgitent vota, teste publica voce et privata".

lesen ließ, empfing. Von jetzt an wandte er seinen Blick ab vom irdischen Leben, und wiederholte nur immer die Worte des Apostels Paulus: „„Ich wünsche aufgelöst zu werden"". Sein Geist nährte sich ausschließlich mit Gebet und mit frommen, auf den Tod sich beziehenden Betrachtungen, die ihm der Beichtvater ohne Unterbrechung vorlesen mußte. Den 23. gegen Abend ließ er sich in Gegenwart seines ganzen Hofes das heilige Sacrament der Oelung ertheilen. Ergreifender und erhebender Anblick! Mit Freuden griff er nach dem Sterbelichte mit den Worten: „„Wohlan, ich muß meinem Christus mit brennendem Lichte und mit angezündeten Lampen entgegen gehen"". Dann ließ er sich das Crucifix reichen, das er unter tausend Küssen an seine Brust drückte, und übervoll von himmlischen Tröstungen nur die Worte wiederholte: „„Meinem Heiland bin ich gekreuziget worden"", wobei alle Anwesenden in Thränen zerflossen. Mehreremale ließ er seine erlauchten Kinder an sein Bett kommen, und gab ihnen in den rührendsten Worten weise Ermahnungen, stets in Frieden und in gegenseitiger Liebe, so wie in der Furcht Gottes zu wandeln, worauf er sie jedesmal mit seinem väterlichen Segen entließ. Offen und wiederholt erklärte er ihnen, wie er nicht genug dem Herrn danken könne, daß er ihm noch in seinem hohen Greisenalter das Licht des wahren Glaubens ertheilt habe. Vom heiligen Vater sprach er ihnen in den Ausdrücken der innigsten und tiefsten Verehrung, und beauftragte seinen Beichtvater, diesem für das väterliche Wohlwollen, das er ihm seit seiner glücklichen Vereinigung mit der Kirche bewiesen, den demüthigsten Dank darzubringen, wie nicht minder dem Cardinal Staatssekretär Paulucci. Dem Erbprinzen, seinem Nachfolger, empfahl er angelegentlichst seine Kirche zu Braunschweig. Alle Staatsdiener, hohe wie niedere, ließ er nun zum Handkusse zu, dankte ihnen für die ihm bewiesene Treue, verzieh denen, die gegen ihn gefehlt oder ihn beleidigt haben könnten, und bat auch sie um Verzeihung, wenn er ihnen je Leid oder Unrecht gethan hätte. Als sie hinweggingen, ertheilte er jedem eigenhändig ein kleines Geschenk zum Andenken. Den 24. Morgens, bereits entkräftet durch die herben und gewaltigen Schmerzen, machte er mit Pater Sauer die Vorbereitung zur heiligen Messe, die er sofort mit so feuriger Andacht anhörte, daß er unter der Wandlung bei der Aufhebung der heiligen Hostie die Hand aus dem Bette nach dem heiligen Leibe Christi seufzend ausstreckte: „„Nun entlasse, o Herr, deinen Diener im Frieden"". In seiner Krankheit beichtete er alle Tage, und ließ

sich öfters die Acte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe vorlesen. Nie gab er das geringste Zeichen von Ungeduld, so groß und so heftig auch seine Schmerzen waren. Am 25., den Palmsonntag, verlangte er nochmals die heilige Wegzehrung, und als ihm der Arzt wegen der Schwäche seines Magens, die zugleich mit häufigem Erbrechen begleitet war, rieth, vorher eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen, lehnte er dieß, Hände und Augen gegen Himmel gerichtet, mit den Worten ab: „„Himmelspeise, Himmelspeise"". Er ließ sich sofort die Epistel und das Evangelium dieses Tages vorlesen, um, wie er in heiliger Begeisterung ausrief, seinem Christo mit Palmen und Oelzweigen des Glaubens, der Geduld und der Liebe ins himmlische Jerusalem entgegenzugehen. Den Rest dieses Tages, so wie den ganzen folgenden bis gegen neun Uhr Abend, brachte er abwechselnd bald mit Beten der Bußpsalmen, bald mit Betrachtung der Leidensgeschichte des Herrn zu, die er sich zweimal aus dem Evangelium vorlesen ließ. Gleichsam als wüßte er die Stunde seines Hinscheidens, unterbrach er auf einmal diese Andachtsübung, und ersuchte den erwähnten Pater, ihm die sogenannte Sterbeandacht vorzulesen. Dann betete er die Litaneien vom Namen Jesu und von der Todesangst Christi, verrichtete die üblichen Sterbgebete und gab noch in dieser Nacht, vom 26. bis 27., zwischen 12 und 1 Uhr, als er zu den Worten kam: „„Herr in deine Hände empfehle ich meinen Geist"", in bewunderungswürdiger Ruhe die Seele seinem Schöpfer zurück".

„Schöner und seliger als er, konnte Niemand sterben. Die Liebe und die Verehrung nicht allein seiner erlauchten Familie und seiner Unterthanen, sondern auch aller Deutschen begleitete ihn ins Grab. Nach seinem Wunsche wurden drei feierliche Todtenämter für ihn gehalten, und zwar zu Horstau, zu Wolfenbüttel und zu Braunschweig. Er selbst hatte gleichfalls die Schriftstellen gewählt, über welche bei dieser Gelegenheit geprediget werden sollte. Zu Braunschweig waren es die Worte Hiobs: „„Siehe da, im Himmel ist mein Zeuge, und in der Höhe, der mich kennt""; und zu Wolfenbüttel die des königlichen Propheten: „„Was erwartet meiner im Himmel, und was habe ich auf Erde gewollt""?

VII.

Die Erziehung des katholischen Clerus in Würtemberg.

Eine Schilderung nach der Erfahrung.

Erster Artikel.

Die Früchte dieser Erziehung.

(Schluß.)

Wir haben jetzt als Frucht der Staats-Erziehungsanstalten, durch welche unser Clerus für seinen Beruf ausgebildet, oder vielmehr verbildet wird, Familienunglück genug, und es ist hoch an der Zeit, die giftigen Pfeile, welche die Herzen vieler Eltern verwundet haben, abzustumpfen und die Wunden für die Zukunft zu vermeiden. Die Verwundung hörte aber nicht auf, wenn auch der Sohn das Ziel, für das alle Opfer gebracht waren, erreicht hatte. Denn dann stand erst der katholische Priester noch nicht da — ein neuer Schmerz wie für die einzelne Familie, so für ganze Gemeinden. Für die einzelne Familie, weil bei guten katholischen Eltern die Losung gilt, lieber keinen geistlichen Sohn zu haben, als einen, der seinem hohen Berufe nicht entspricht, mit welchem Grundsatze sie sowohl zur Ehre Gottes und der Kirche, der sie einen Dienst leisten wollten, als auch zu ihrer eigenen Ehre und ihrem Heile ganz im Rechte sind, denn es sind dann die gerechtesten Hoffnungen und die billigsten Erwartungen unerfüllt geblieben. Es muß nicht ganz gleichgültigen und unempfindlichen Eltern gewiß das Herz brechen, wenn sie auf jenem Felde, auf welchem die Saat des Unheiles so weitgreifend und tiefwirkend ist, durch ihr eigenes Blut dieselbe ausgestreut sehen. Sollte aber nicht dieses Unheil mit seinem Verderbenseinfluß auf ganze Gemeinden von uns nur gemeint und geträumt seyn? Betrachten wir das Bild eines Staatsgeistlichen, eines Geistlichen also, der die Bil-

dung, die ihm nach den unter dem Schutze und der Bevormundung des Staates festgehaltenen Erziehungsprincipien zugemuthet und eingepflanzt wurde, in sich aufgenommen, und in seinem Berufe zur Ausübung bringt. Das oben geschilderte moderne Kirchthum, von dessen erhabenen Ideen die obersten Leiter und Gründer der katholischen Staatserziehungsanstalten voll gefüllt waren, konnte sich nur durch die gleichzeitig angestrebte Heranbildung eines Clerus ins Leben setzen, der für die Ausführung jener Ideen, durch welche der stagnirende Zustand der Kirche verbessert und in ächtes apostolisches Christenthum umgestaltet werden sollte, empfänglich wäre, und ohne die wahre Idee der Kirche kennen und lieben gelernt zu haben, an dem Baue des Tempels der Staatsglaubenseinheit mit Verwerfung alles wahren Glaubens mitarbeitete. Bei einem kirchlich gebildeten Clerus wäre es nie möglich gewesen, daß die die Staatsgewalt vertretende Behörde mit ihren Uebergriffen in das rein kirchliche und geistliche Gebiet in eine solche Glanzperiode gekommen wäre, in welcher man nur von einem „Kirchenrathe" und von dem Ordinariate höchstens als einem Annexum desselben etwas hörte, und in welcher sich derselbe eine solche Menge bereitwilliger Diener geschaffen hatte, daß von der Gesammtzahl der Decane — den Mustern würtembergischer Katholizität — kaum einer oder der andere gefunden werden konnte, der nicht zu dem Axiom geschworen hätte: reddite, quae sunt Dei, Caesari. Es sollten aber nach und nach für dieses Axiom alle Geistlichen in Empfang genommen werden, wie solches aus den Worten des Staatsreverses klar hervorgeht, wenn sie eidlich geloben mußten, nicht nur keine kirchliche Verfügung ohne Staatsgenehmigung zu verkünden oder zu vollziehen, sondern auch, wenn ihnen etwas Gegentheiliges zukommen oder bekannt werden sollte, es der ihnen vorgesetzten Staatskirchenbehörde alsbald anzuzeigen, dagegen die Staatsgesetze und Verordnungen auf das Pünktlichste zu befolgen, zugleich der Pfarrgemeinde Ehrfurcht und Gehorsam gegen dieselben einzuflößen. Was heißt dieses anders, als dazu sich verpflichten lassen, das, was der Staat gebietet, unbedingt und blind zu befolgen, was aber die Kirche gebietet, erst zu beobachten, wenn es der Staat erlaubt? Nun hat aber der Staat es z. B. für gut befunden, die kirchliche Praxis bei Einsegnung gemischter Ehen nicht in Ausübung kommen zu lassen, und siehe da! die einen seiner getreuen Kirchendiener erschrecken selbst darob, daß die Kirche so intolerant seyn kann, und finden die ganze kirchliche Praxis höchst unvernünftig und ganz unpassend für ihre liberale Theologie; die andern, ohne alles eigene Ur-

theil, brauchen nur den Willen eines jener Herren zu kennen, welche die antikirchliche Praxis mit Gewaltschritten in Wirksamkeit und Ausübung festhalten, und ihr eigener Wille ist ohne Murren festgestellt, während es anfänglich nur gar Wenige waren, welche Geist und Einsicht und Muth genug hatten, um zu wissen, daß dem Staate hierin kein Gehorsam zu leisten ist, und nach ihrem Wissen und Gewissen auch zu handeln. Der Hauptcharakterzug dieser Bildung ist also der unbedingte und unvernünftige, weil alles eigene Urtheil ausschließende Gehorsam gegen die Staatsgewalt, in Folge dessen im eintretenden Falle, daß zwischen einer Anforderung der Kirche und des Staates, die in wichtiger Religionssache einander direct entgegengesetzt sind, zu wählen wäre, die erstere immer den Kürzern ziehen würde. Die Professio Fidei Trident. läßt diese Bildung auf der Seite liegen, denn man kann nicht zwei Herren dienen, und erblickt deßhalb in dem Oberhaupte der Kirche den König der Finsterniß und Gewissenstyrannei, aus dessen Herrscherbereich zu entrinnen sie zur Verwirklichung eines paradiesischen Zustandes anstrebt. Doch diese Zumuthung läßt sich der Staatsgeistliche auch nicht gefallen, allein er unterscheidet zwischen Kirchenoberhaupt und römischer Curie, und ladet auf diese, deren Anmaßungen mit Abscheu zurückzuweisen seyen, alles ab, was man im selbst gezimmerten Hause nicht brauchen kann, und was man somit an der Theorie in Selbsttäuschung oder zum Scheine noch gelten läßt, das wird, wenn es ans Praktische geht, durch jene Hinterthüre wieder hinausgeschoben — ein von Häretikern und Schismatikern beliebtes Verfahren. Was — „Häretiker“! Welches Wort! Wer wagt es in den Mund zu nehmen? Worte wie: Ketzerei, römisch-katholische Kirche, alleinseligmachender Glaube, unfehlbare Kirche, Bann, Teufel u. a. können nur mit gewissem innerem Grauen gehört und betrachtet werden, und bleiben deßhalb in ganz unheimlicher Ferne stehen. Man könnte sich erstaunen (und ließ es beim Erstaunen von gewisser Seite aus wahrlich nicht bewendet seyn!), wenn etwa ein Prediger das Wort „katholische Kirche“ fest und mit besonderer Betonung in den Mund nahm. Vollends nun von Irrlehre und Ketzerei und als tiefste Unterlage für beide von dem Teufel zu reden, das gilt dem Staatsgeistlichen als etwas so Extravagantes und Obscures, daß man, weil man auf der ganzen Bildungslaufbahn keinen Samen für diese Frucht ausgestreut hatte, oder wenigstens ausgestreut wissen wollte, es selbst dem Teufel, oder, wenn man es für besser hielt, ihn nicht mehr persönlich existiren zu lassen, der Finsterniß überhaupt zuschrieb. Die Kirche ist aber auch,

argumentirt diese Weisheit, offenbar mit den Terminen der Ketzerei und des Bannes im Unrechte, denn sie widerspricht damit nicht nur der Toleranz-Theologie, sondern verstößt gegen das Völkerrecht, weil seit dem Westphälischen Frieden von so etwas nicht mehr die Rede seyn darf. O des Schmelzofens, in welchem auch die natürlichsten und einfachsten Begriffe ins Aschgraue sich auflösen. Es könnte diese Darlegung des kirchlich-politischen Bewußtseyn eines mit würtembergischer Bildung gesättigten und in ihr befriedigten Staatskirchendieners mit allen seinen herrlichen Schlüssen, Wendungen und Künsten noch vielfach erweitert werden, allein die Frucht jener Bildung ist damit schon so weit skizzirt, daß sie dem Verständigen nicht als eine beneidens-, sondern beklagenswerthe erscheint, die es um so mehr ist, als dieser geistlose, alles richtigen Denkens baar und ledige Staatsservilismus dem Staate am allerwenigsten zu Nutzen seyn kann, und als er selbst ein Regiment führt, das jede gegentheilige Ueberzeugung nicht nur nicht duldet, sondern eher mit Stockstreichen austreiben möchte, wie solche Gewaltdrohung ja selbst aus dem Munde des Ministers des Innern, als des Chefs des Erziehungs- und Unterrichtswesens, seiner Zeit gehört werden konnte. Allein der Staat dürfte weit mehr vor dem kirchlichen Liberalismus auf der Hut seyn, statt ihn an seiner Mutterbrust zu säugen; denn wenn der würtembergische Staatskirchendiener dem Princip in dem er auferzogen wurde, treu seyn will, (was freilich durch Vorherrschen anderer Leidenschaften und Rücksichten nicht immer der Fall ist), so ist er nothwendig auch politisch-liberal, d. h. im tiefsten Kerne revolutionär. Die Erfahrung und die nothwendige Consequenz sind der Beleg dafür. Die Umstoßung der einen positiven Autorität führt natürlicherweise auch die andern mit sich, da bei illiberalen, d. h. conservativen und stabilen Staatsprincipien der kirchliche Liberalismus seine Rechnung nicht finden kann. Mit jenem lauten Synoden- und Cölibatsgeschrei z. B. hatte es alsbald ein Ende, sobald die Regierung sich eines Bessern zu besinnen für gut fand. Der wahre kirchliche Sinn dagegen oder der sogenannte Ultramontanismus ist nicht jenes furchtbare Ungethüm, das man mit Temporaliensperre und Festungsarrest in seine finstere Behausung zurückhalten, und wo er einen Tritt hinsetzen will, hinauspeitschen muß, wenn der Staat bestehen soll. Ebenfalls nur consequenter Weise: weil er ein Sinn des Gehorsames auf der einen Seite ist, wird und muß er es auch seinem Wesen nach auf der andern seyn, und wird er deßhalb in der Ausübung jenes Gehorsames belassen oder zu ihr zugelassen, so wird auch diese Seite nicht

den mindesten Ungehorsam von ihm befürchten dürfen. Aber eben das ist die verschränkte, trotz aller Aufklärung so vorurtheilsvolle Bildung, daß sie diesen doppelten Gehorsam nicht zusammenzureimen weiß, daß sie von ausländischer Herrschaft träumt, vom Staate im Staate und was dergleichen Redensarten sind, mit denen der politisirende Staatskirchendiener um sich wirft. Der Grund mag der seyn, weil dieses System (wenn man eine Zusammenfassung verworrener Gedanken so heißen kann) wie sich selbst so auch andern gar nichts zutrauen zu dürfen meint, und befürchtet, der ihm entgegenstehende kirchliche Geist sey von seinem eigenen Mammonsgeiste besessen, der, sobald man ihm eine Ideen- und Glaubensherrschaft zulasse, auch gleich nach Land und Leuten, und Haus und Hof und Gut greife. Unnöthige Besorgniß; wenn die Kirche etwas will, so will sie höchstens das, was man ihr genommen hat und in der Rückforderung des entzogenen Gutes verstößt sie hoffentlich auch gegen die liberalste Staatstheorie nicht, wenn diese anders nicht bewußt oder unbewußt von dem Geiste des Communismus, gegen den man sich ja auch bei uns zu erwehren sucht, inficirt ist, und deßhalb auf das Bekommen und Haben ein Hauptgewicht legt, gleichgültig, auf welche Weise die Säcke gefüllt werden. In seiner Verschränkung aber und in seinen krassen Vorurtheilen sieht deßhalb die würtembergische Kirchenbildung in dem wahren Kirchendiener, der der Kirche ihr eigenes Leben erhalten möchte, einen Revolutionär oder Friedensstörer, der die Gewissen beunruhige, den Geist der christlichen Liebe und Demuth auf den Lippen, aber nicht im Herzen habe (so weit dieser revolutionär inficirt ist!) u. s. w. Aber der ist kein Revolutionär, der dasjenige, was ihm nach göttlichen und menschlichen Rechten gebührt, sich nicht nehmen lassen will und es wieder zurückfordert, sondern sein Gegensatz ist ein conservativer, und das ist kein haltbarer Friede, wo der eine Theil unmöglich zufrieden seyn kann, wenn er nicht seine Existenz aufgeben will, die ihm doch ungehindert garantirt war. Und das nicht einzusehen, und diese Gegenrede, wenn sie hundertmal gehört wird, immer nicht verstehen wollen, das soll Bildung seyn? Nicht einmal den Satz verstehen: was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu — das soll Bildung seyn? Diese Staatsbildung stellt sich als Heranbildung zu vollkommenem Unrechte und zur Mißachtung selbst des Naturrechtes heraus, und da soll man nicht klagen? Aber noch mehr hat man zu klagen, wenn der Staatskirchendiener in Mitte seiner Gemeinde seine Schätze ausbreitet, und die schönen Theorien, auf deren Weide er geführt wurde, ins Le-

ben übersetzt. Seine Theorie ist vor Allem jene extravagante Toleranz, welche vor Ueberfülle und Ueberströmen sich selbst verloren und in ihrem Begriffe sich aufgelöst hat. Denn jedenfalls setzt der Begriff der Toleranz, wenn sie nicht ganz und gar ein bedeutungsloses Wort seyn soll, einen Gegensatz voraus, der tolerirt wird. Allein wie das Wasser bei großer Hitze sich in Dunst verflüchtigt, so auch hier. Im Angesichte des aus der Umstoßung jeder positiven Autorität gebornen, dann aber zu einer solchen politischen Auctorität emporgewachsenen modernen Protestantismus (in welchem Sinne er eben nichts ist als reine Negation des Katholicismus), daß man die Protestantisirung des ganzen katholischen Deutschlands, wo es im gemischtem Bekenntnisse lebt, projectiren konnte, wurde es in Würtemberg, das durch einen unseligen Zusammenhang von Umständen noch besonders dazu disponirt war, als Hauptaufgabe des katholischen Erziehungswesens angesehen, die Katholiken zur protestantischen Bildung zu erheben. Sollten die Katholiken das nicht einsehen und verstehen wollen, so möge sie sich's von den Protestanten selbst sagen lassen, deren Einer sich also verlauten läßt: „Bekannt ist das, einen tiefen Blick in die Bestrebungen Roms verrathende Wort eines sehr hochgestellten römischen Geistlichen: „„Wir könnten mit Zuverlässigkeit in Europa und in andern Welttheilen darauf rechnen, daß in ein paar Menschenaltern der Protestantismus zersplittert, eingeschlossen, ohne einen dreißigjährigen Krieg überwunden wäre, oder nur in einigen Winkeln fortvegetirte, wenn wir an dem natürlichen Punkte den Hebel aufstützen könnten, wenn Eins nicht wäre — wenn die protestantische Wissenschaft nicht eingedrungen wäre in den katholischen Clerus Deutschlands. Aber das muß anders werden"". Das hat schon angefangen, anders zu werden, das Universitätsstudium der katholischen Theologen wird bald diesen Charakter verloren haben, und die Lehrer, welche jetzt am stärksten und muthigsten nach Freiheit ringen, werden sehen, in welche Ketten sie sich selbst begraben haben". (Menzel Lit. Blatt 1843 Nro. 129). Das Bedauern für diese Zukunft, so sehr wir andererseits mit Dank gegen die göttliche Vorsehung anerkennen, daß der Protestantismus seinen Zweck, die Kirche zu verherrlichen, und ihr, wo er nur kann, Dienste zu leisten, in reichem Maaße erfüllt hat, wollen wir vorläufig noch zurückhalten, und auch vor den Ketten, mit welchen unser Streben nach Freiheit uns beladen werde, nicht erzittern. Unser Bedauern gilt zunächst der Vergangenheit, es gilt der Mischung, die bei uns allenthalben angestrebt wurde, und deren Resultat war, daß der wahre Begriff der Kir

che mit allem, was er in der Theorie und Praxis Specifisches an sich hat, verflüchtigt, breit getreten und abgeschliffen wurde, so daß die politische Gleichstellung auch auf die geistige Berechtigung der Confessionen vor Gott und dem Richterstuhle der Wahrheit übergetragen wurde, und derjenige dem Ideale der Bildung am nächsten kam, der die meisten häretischen Elemente in der Wissenschaft, wie im Leben in sich aufgenommen hatte. In diesem Liebesbunde, bei dessen allmähliger Auflösung sich Halloh erhebt und Gezeter und Gezerr, so daß man ihn selbst durch die unfähigsten Leute aufrecht erhalten möchte, war man so thöricht, sich selbst in jenes Chaos hineinzustürzen, über welchem nicht der heilige Geist, sondern der Geist des Abfalles von dem Reiche der Heiligkeit seine Fittige ausgebreitet hält, und seine Kinder mit gottloser Wissenschaft und ungezügelter Freiheit ernährt, um als Engel des Lichts sie zu verblenden, und ließ in dieser Thorheit sein Gift auch in den Körper der Kirche einfressen, um den Glauben lahm und die Liebe kraftlos zu machen. Darin also wurde die Toleranz gesetzt, dasjenige, was gleich in seiner Wiege ausgestoßen wurde, für etwas zu halten, was groß gewachsen im eigenen Hause gepflanzt und genährt zu werden verdiente. Sollte aber dieses nicht der Grundwiderspruch einer kirchlichen Erziehung seyn, daß man mit dem Feinde der Kirche, der auf ihren Untergang schon lange vergeblich gewartet hat, um sein Nichts an ihre Stelle zu setzen, eine Allianz geschloßen hat? — die aber — Gott sey Dank! — keine unverbrüchliche war. Daß bei diesem Bestreben, bei welchem die Candidaten des katholischen Priesterstandes es fortwährend hören mußten, wie weit sie noch in wahrer, d. i. protestantischer Bildung zurücksezen, bei welchem also der in dem katholischen Begriffe von Toleranz liegende Gegensatz nicht nur als solcher aufgehoben, sondern zum anzustrebenden Ideale hinaufgeschraubt ist, nichts geschah und geschehen durfte, was den Katholicismus nach seiner confessionellen Richtung erhalten oder befördert hätte, oder auch nur der mindeste Gebrauch von den in der Kirche liegenden Erziehungsmitteln gemacht worden wäre, ist wie erfahrungsgemäß, so auch von selbst klar. Das mußte denn auch in den Priestern selbst, die unter diesen Auspizien den Weg zu ihrem Heiligthume betreten und durchlaufen hatten, in schönstem Bilde hervortreten. Die charakteristischen Züge dieses Bildes sind die Verachtung, die sie sich selbst zugezogen, und das Verderben, das sie in ihre Gemeinden ausstreuten. Wenn der neugeweihte Priester auszog in den Weinberg des Herrn, weil er im Innern auch nicht gehörig gezeichnet war, da ohne alles

und jedes äußere Abzeichen seines Standes, (denn mit solchen in der Residenz des Landes sich erblicken zu lassen, war sogar, um Anstoß zu vermeiden höchlich verboten, weßhalb auch daselbst an die Prüfungscandidaten die Zumuthung gestellt wurde, nicht in größerer Anzahl mit einander zu gehen,) bunt und farbig gekleidet, im Civilrocke nach jedem möglichen Schnitte, ein Weltmensch zum Muster, bei Gesellschaften und ihren unvermeidlichen Excessen nicht der Letzte. Wenn der neugeweihte Priester auszog in den Weinberg des Herrn, hatte er keine Uebung im Gebete, in geistlicher Lesung und Betrachtung, war also nur äußerlich und handwerksmäßig, ohne innere Aneignung, an das Wesen seines Berufes hingegeben, mit der gräulichen Last des Cölibates beladen und ohne jedes Mittel, das Joch des Herrn zu tragen. Das Brevier (von einem würtembergischen Geistlichen „ausgedroschenes Stroh, das man den Cameelen in die Raufe werfe" betitelt), war nie in seine Hände gekommen, er hatte davon nur Kenntniß, um es zu verabscheuen, aber keine Kenntniß seines Inhaltes, keine Wissenschaft, es zu beten und zu verstehen, keinen Begriff von einer Verpflichtung dazu, denn in der Theorie war ihm nach der Lehre, die er gehört, freier Spielraum gelassen, und von der Seite der sie überwachenden Auctorität wurde sie nicht geltend gemacht, vor Allem aber eingenommen gegen die Legende, weil nicht im Stande, das Leben der Heiligen als ein heiliges und deshalb wunderbares zu begreifen. Er stand da als Lehrer und Prediger ohne positive kirchliche Religiosität, weil die extravagante Toleranz, der er zu huldigen hatte, es nie zu solcher hatte kommen lassen, und jedenfalls das Confessionelle daran verwischte, deßwegen auch mit einem beliebigen Katechismus und Ritual (vielleicht nach eigenen Heften) in der Hand. Die Kenntniß des Ritus für die heil. Messe, die Spendung der heil. Sacramente ꝛc. ging gleichen Schritt mit den Ehren, in denen er das Brevier hielt, der allgemeinen Kirchensprache, der lateinischen, war er oft schon deßhalb abgeneigt, weil er sie allzuwenig verstand; besonders aber drückte die Last des Beichtstuhles (der übrigens durch Hinwegsetzung über Kasuistik, weil der rechte Geist sich überall zurecht finden sollte, ohne Einhaltung von Reservatfällen ꝛc. erleichtert war) die schwachen Schultern, und man wußte deßhalb zur Annahme von allgemeinen Beichten, zur Beschränkung der öftern Beichten auf die einjährige österliche, die Vornahme liturgischer Beichten, nach welcher nur noch große Sünder ein spezielles Sündenbekenntniß ablegen sollten, und andere dergleichen Einrichtungen, welche dem Priester die Mühe und den Sündern das Sündigen erleichterten, seine Zuflucht zu nehmen.

Wie auf solche und ähnliche Weise im Weinberge des Herrn geschaltet, und die Hauptberufsthätigkeit darin gesetzt wurde, als Reformator aufzutreten, und die Anbetung Gottes im Geiste und der Wahrheit herzustellen, und deßhalb die unter dem Volke gewöhnlichen alten Gebetsformen, besondere lokale Andachtsübungen, den Besuch von Gnadenorten, die Bruderschaften, den Rosenkranz ꝛc. mit einem an Wuth gränzenden Eifer auszurotten, der sich bei der Oberkirchenbehörde Lorbeern erwerben wollte, und wenn statt all dessen gar nichts an die leere Stätte verpflanzt wurde, als etwa ein deutscher Gesang, der nicht aus den Kehlen wollte, so ist das Sündenregister vollzählig genug, und der Weinberg des Herrn so auferbaut, daß jede weitere Bearbeitung unnütz und überflüssig wäre. — Der Privatwandel des Geistlichen ersetzte noch alles Uebrige.

Das ist in der Vergangenheit zur Mehrung der Achtung für den Priesterstand geschehen; Und es ist geschehen nicht aus Zufall, sondern aus Princip, und es ist geschehen nicht aus Schuld einiger zuchtloser Söhne der Kirche, sondern es ist die Frucht unkirchlicher Erziehung! Wenn nun eine solche Bildung nicht blos Eigenthum einiger Geistlichen ist, sondern sich zu einer ganzen Richtung ausgebildet hatte, welche sich der meisten mehr oder weniger bemächtigte und in einem eigenen Preßorgane ihre Intelligenz bis zu vollendetem Hohne der Kirche zur Schau trug, einer Richtung, welche noch zur Stunde mit dem sogenannten Ultramontanismus um den Siegespreis ringen zu können meint, ohne die Versumpfung zu bedenken, der sie anheimgefallen ist, einer Richtung, die an der Mutterbrust des Staates großgezogen, ihr politisches Glaubensbekenntniß in die Worte niederlegt: „Ich sage es mit Stolz, keinem Aristokraten in der Welt habe ich etwas zu verdanken, ausgenommen die gränzenlose Mißachtung, die ich für die ganze Klasse fühle" (Freim. Bl. 1843 Nro. 3, Sept. S. 184) — dann wird man sich über die herrlichen Früchte nicht mehr erstaunen, die auf solche Weise zu Tage getreten sind. Was an Eifer für Gott und seine heilige Kirche vorhanden war, mußte jetzt seine Niederdrückung finden an der babylonischen Verwirrung des Kirchenwesens, die durch die bekannte Staatsgottesdienstordnung ihren Höhepunkt erreichte. Denkt man sich ein Kirchenthum, das der Irrlehre gegenüber jede konfessionelle Ausprägung in der Lehre und gottesdienstlichen Uebung zu vermeiden sucht, innerhalb welchem vielmehr zur Versetzung und Absetzung un Beeinträchtigung derjenigen Kirchendiener geschritten wird, welche die Norm der allgemeinen Kirche über die widerrechtliche der Landes-

kirche setzen, und sich dem Staatsglauben nicht eidlich verpflichten wollen; ein Kirchthum, welches jeden Zusammenhanges mit dem allgemeinen Oberhaupte sich zu entledigen sucht, und deßhalb in seine disparaten Elemente auseinandergeht; welches durch sogenannte Vergeistigung und Nationalisirung des Gottesdienstes es zu nichts weiter gebracht hatte, als zum Nachtmahl, zur sonntäglichen Predigt und zum deutschen Liedersange, welches die Erlösung nach allen Seiten hin aufzuheben bemüht war, deshalb specielles Sündenbekenntniß, Benedictionen, Exorcismen u. a. über Bord warf, und selbst dem Erlöser im heiligsten Sacramente so viel als möglich die Lust benehmen wollte, bei den Menschenkindern zu seyn; ein Kirchthum, welches somit der Irrlehre, dem Unglauben und dem Indifferentismus geradezu in die Hände arbeitete, und damit das Reich des Teufels, statt des heiligen Geistes zu mehren bemüht war, ja in welchem es geradezu verhindert wird, zur Zurückführung der Un- und Irrgläubigen in den Schooß der Kirche die Hände zu bieten; ein Kirchthum endlich, in welchem diese Niederdrückung und Ausrottung der wahren Kirchlichkeit durch Volksaufklärung, durch Versöhnung der Gegensätze in gegenseitiger Einschmelzung, durch bürgerliche Sittenpolizei u. a. ersetzt werden soll: man denke sich ein solches Kirchthum, und gewiß wird man sich nicht wundern, daß da und dort die Mitgliedschaft der Kirche lau und lahm wurde, daß insbesondere eine zuchtlose Jugend frommen Glaubenseifers und ernster Sitte baar und ledig wurde, daß man von specifisch kirchlich-katholischen Institutionen, Priester-Exerzitien, Missionen, barmherzigen Schwestern oder andern klösterlichen Vereinen auch nicht eine Spur wahrnehmen kann, daß gegen diese wie weiland gegen die Cholera alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln getroffen sind, um jede Ansteckung ferne zu halten. Im Gegentheile nur darüber muß man sich wundern, daß solches Getriebe nur so langsamen Schrittes das wahre Kirchthum untergraben und seine gänzliche Vernichtung nicht herbeiführen konnte, sondern wie es im sonnigsten Frühlinge sein schönstes Leben zu beginnen schien, durch Gottes Gnade und den wie aus heiterem Himmel gekommenen Donner, mit welchem der Oberhirte desselben es vor den Ohren des ganzen Landes erschütterte, in Trümmer zusammenstürzte. Schon lange vorher, aber besonders seit dieser Zeit, entwand sich wie aus unsichtbarer, geheimnißvoller Tiefe herauf, die sich den Blicken der im Siegestaumel sichern und sorglosen Thurmwächter entzog, der römisch-katholische Geist nach allen Seiten der Schlangenumarmung, die ihn erdrückt und erstickt zu haben glaubte. Sein erster Laut war wie in Allem, so auch im Bereiche der geistlichen Erziehung — Klage.

VIII.

Gerbets Vorwort zu seinem Werke über das christliche Rom.

Die Leser dieses Buches werden, wie ich hoffe, schon bei dem Anblicke des Titels selbst und bevor sie noch die erste Seite durchgesehen haben, begreifen, daß sie die Erwartungen, welche der bloße Name des christlichen Roms in ihnen erregen könnte, hier auf sehr enge Gränzen einschränken müssen. Auch würde diese Skizze noch viel werthloser erscheinen, als sie wirklich ist, wenn man ein vollkommenes Bild in derselben suchen und finden wollte. Wie mangelhaft sie aber auch seyn möge, so wird sie vielleicht dennoch nicht ganz nutzlos seyn. Denn mich dünkt, das christliche Rom sey, ungeachtet aller lehrreichen Zugaben und Beilagen der Journale, so wie ungeachtet der Dampfboote, noch bei weitem nicht so gekannt, als es seyn sollte und leicht seyn könnte. Indessen sind es allerdings nicht die Bücher, woran es gebricht; mit den bändereichen Werken über die hauptsächlichsten Theile und Gegenstände dieser Metropole des Christenthums und mit ihrem Geleite, der unzählbaren Menge kleinerer Schriften über ihre Denkmale, ihre Institutionen, ihre Sitten, ihre geschichtlichen Erinnerungen vermöchte man die Gestelle einer großen Bibliothek zu besetzen, ja man würde allein mit den Büchern über die St. Peterskirche ein besonderes Zimmer ausfüllen können. Aber selbst davon abgesehen, daß sie größtentheils in lateinischer oder italienischer Sprache geschrieben sind, verbergen sich dort überdieß die Dinge von allgemeinem Interesse gar oft unter Abhandlungen, welche nur den Gelehrten von Fach anziehen. Und so befindet sich diese römische Bibliothek, sowohl ihrer Abfassung als Masse wegen, außer dem Bereiche und dem gewöhnlichen literarischen Verkehre der Mehrzahl des lesenden Publikums.

Zur Aushülfe hat man aber bis jetzt nur sehr dünne Bücher bei der Hand, die neben den colossalen Werken über denselben Gegenstand noch um so winziger erscheinen. Hier ist es nun zu bedauern, daß ei-

nige kaum etwas anderes sind, als bewundernswerthe Fragmente eines Werks, welches der Verfasser hätte vollenden sollen. Andere bieten trefflich zusammengefaßte Uebersichten dar, deren Fertigung nicht gewöhnliche Kenntnisse voraussetzt, und es ist gewiß als ein glückliches Ereigniß anzuerkennen, daß ausgezeichnete Gelehrte den reichen Erwerb ihrer Studien dem Publikum unter dieser bescheidenen Form zur Benützung überlassen. Dennoch sind diese Schriften, welches Verdienst sie auch haben mögen, unter diesem oder jenem Titel immer nichts anderes als Reisehandbücher. Rom ist aber eine Welt; und sie geben uns von dieser Welt weiter nichts, als eine genau gezeichnete geographische Karte; sie wollen uns eben so wenig in einen Ideenkreis einführen, wo uns eine klare Anschauung möglich würde, als es der Zweck eines gut geordneten Kalenders ist, uns Astronomie zu lehren.

Auf solche Weise ist der größere Theil des literarischen Publikums zwischen zwei Gattungen von Werken gestellt, wovon die einen zu viel, die andern zu wenig sagen; ihm fehlt, was es braucht: eine Hülfsquelle, die sich in der Mitte zwischen einer ungenügenden und einer unmöglichen Lectüre darbeut. In der literarischen Republik bilden die großen Werke der Gelehrsamkeit eine Art bevorzugter Domänen, die mit festgesetzter Erbfolge von Geschlecht zu Geschlecht zum Gebrauche jener Männer der Abgeschiedenheit von der Welt und der wissenschaftlichen Forschung bestimmt sind, welche man als die Aristokratie der Leser bezeichnen könnte. Dagegen sind die übersichtlichen Zusammenstellungen von den Verfassern selbst dazu bestimmt, gleich einer gangbaren Münze auch bei den untersten Klassen des lesenden Publikums im Umlaufe zu seyn. Die Mittelclasse der Leser, die weder gelehrt noch unwissend, sondern verständig und gebildet ist, sieht sich vergeblich nach Büchern über das christliche Rom um.

Diese Mittelclasse ist aber in unserer Zeit sehr zahlreich. Wir haben es der viel allgemeineren Ausbreitung gewisser Kenntnisse, welche den Verstand mehr anregen als bereichern, zu verdanken, daß es so viele Menschen gibt, die, ohne Theologen oder Archäologen oder Künstler zu seyn, vorweg Lust haben, über den Charakter dieser erhabenen Stadt ins Klare zu kommen. Und diese Classe von Lesern ist aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt: zuerst aus Katholiken, die wissen, daß in den geheiligten Denkmalen, deren vorzüglichster Herd und Mittelpunkt Rom ist, Schätze von Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Poesie beschlossen sind; dann aus Protestanten, die so weit gekommen sind, daß ihnen Rom nicht mehr als jenes verrufene Babel

erscheint, obgleich sie darin noch nicht Jerusalem finden wollen; endlich aus Menschen, die nicht in dem Maaße Christen sind, um alles Göttliche zu erkennen, aber doch christlich genug, um sich von Allem, was ein Ausdruck des Göttlichen ist, angezogen zu fühlen. Und eben der mächtige Zug, welchen es in dieser Hinsicht ausübt, war durch eigenthümliche Verhältnisse sehr begünstigt worden. Denn nachdem diese Stadt in Folge des erleichterten Reisens der Versammlungsort von Europa geworden ist, wird von ihr in Büchern jeder Art, in den Salons, die lebendige Journale, und in den Journalen, welche die lautesten Meinungssalons sind, gar viel und mancherlei geredet. So hat sich für sie ein zahlreicheres, aufmerksameres Publikum gebildet, welches sie in der Nähe oder aus der Ferne beobachtet, und eigens für seinen Gebrauch verfaßte Werke zu erwarten scheint. Und in der That, die Vorsehung öffnet von Zeit zu Zeit die verschiedensten Gesichtspunkte, um die Wahrheiten und Denkmale der Religion in Beziehung zu den besonderen Neigungen und Vorurtheilen eines Volkes oder einer Epoche zu bringen. Als im sechsten Jahrhunderte der Abgesandte des Patriarchen der Geschichte Frankreichs, Gregors von Tours, Rom besuchte, betrachtete er es — abgesehen von den Eingebungen des Glaubens — mit andern Augen und Gedanken als wir. Und auch der Caplan Karl des Großen bemerkte dort andere Dinge als jene, von welchen der Geist Mabillon's überrascht wurde, da er als ein Pilger der christlichen Wissenschaft seine italienische Reise machte. Im Laufe der letzten Jahrhunderte hat sich Rom nicht allein durch die Bauwerke, die es aufgeführt, nach oben, und durch die Ausgrabungen, wodurch es so viele verlorene Theile seiner selbst wiedergefunden, nach unten ausgedehnt, sondern auch die Wissenschaften, die sich mit ihm beschäftigen, und die Ansichten, welche sie enthüllen, sind in gleicher Weise größer geworden. Die Materialien, welche auf diesem Wege in unübersehbaren Forschungen über diese Stadt ausgearbeitet vorliegen, sind so vielfach und so verschiedenartig, daß es, um sie in ihrer Gesammtheit aufzufassen, möglich und fast nothwendig wird, sie in sich und mit einander zu verbinden, indem man sie auf allgemeine Ideen zurückführt, wodurch auch die materiellsten Einzelheiten eine höhere Bedeutung gewinnen, und bis zu einem gewissen Grade die Philosophie der Thatsachen begründet wird. Das Wiedererwachen religiöser Gefühle, die Schwermuth glaubenloser Seelen und die ernsteren Richtungen, welche sich in Zeiten entwickeln, die durch Leiden gereift sind, tragen auch dazu bei, daß unser Jahrhundert geneigter ist, in den Denkmalen der unsichtbaren Welt den Wahr-

heiten nachzuforschen, welche sie verkünden, als sich auf eine bloße Bewunderung ihrer Formen zu beschränken, womit glückliche Jahrhunderte und jugendliche Völker sich belustigen. Alle diese Dinge müssen aber die katholischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts wohl im Auge halten, wenn sie das Verständniß des christlichen Roms dem neuen, dafür empfänglich gemachten Publikum nach ihrem besten Vermögen erleichtern wollen.

Das ist der Zweck, dieß ist wenigstens die Absicht dieser Schrift. Indem ich die Ausführung derselben versuchte, glaubte ich mir einen Plan vorzeichnen zu müssen, der von jenen, welche in Schriften dieser Art bis jetzt befolgt worden waren, gänzlich verschieden sey. Man hat nämlich dort die Denkmale einer Stadt immer in Klassen abgetheilt nach einer bestimmten Ordnung vorgetragen; entweder nach ihrer örtlichen Lage topographisch, oder nach ihrer historischen Reihenfolge chronologisch, oder wohl auch, nach ihrer verschiedenen Benützung und Bestimmung sie fachweise sondernd, im gewissen Sinne praktisch, indem man z. B. die Kirchen, die Palläste, die Museen, die Kirchhöfe für sich zusammengestellt abhandelte. Indessen schien von dem Gesichtspunkte aus, welchen ich gewählt hatte, keine dieser drei Arten den Forderungen meiner Aufgabe zu genügen. Der Grundgedanke meines Buches ist, in dem sichtbaren Bestande und Daseyn des christlichen Roms das Gepräge, ich möchte sagen das Bildniß seiner geistigen Wesenheit aufzufassen. Ich mußte folglich dahin trachten, die wesentlichen Eigenschaften und Merkmale, durch welche der göttliche Mittelpunkt des Christenthums sich als solcher setzt und bewährt, im rechten Lichte hervortreten zu lassen. Daraus ergab sich aber die Nothwendigkeit, die Monumente oder die Theile von Monumenten in eine Ordnung zu bringen, wie sie durch die Beziehung derselben zu der Gesammtheit von Wahrheiten aus einem Gebiete bestimmt waren, das über allen Werken der Menschen erhaben ist. Ich habe die irdische, materielle Stadt von einer Seite betrachtet, wo nach dem Ausdrucke Bossuet's die Linien sich in der Art sammeln und verbinden, daß die geistige Stadt erscheint. Und so befindet sich aller Stoff meines Buches, wenigstens der hauptsächlichste, an der Stelle, wohin er meines Bedünkens gehört, um zur Bildung der Gestalt mitzuwirken, deren Skizze ich zu fertigen wünschte, mit einem Worte, ich versuchte mich an einer Ideenmosaik.

Nach allem Dem begreift man leicht, daß diese Schrift durchaus keine neue archäologische Arbeit über das christliche Rom seyn soll. Sie macht nicht den geringsten Anspruch darauf, solchen, die schon gründliche

Studien in diesem Fache gemacht haben, irgend etwas zu lehren; sie will keine einzige Entdeckung zu Tage fördern. Die Leser, an die ich mich wende, legen mir ganz andere Verpflichtungen auf. Von den unzähligen Erzeugnissen der Wissenschaft mußte ich jene Resultate auswählen, welche nicht sowohl den Lieblingsgeschmack des antiquarischen Gaumens, als vielmehr Vernunft und Gemüth des Menschen und Christen befriedigen. Mein Buch mußte die Dinge mehr in der frischen Bewegung des Lebens, als in tiefer Gründlichkeit zu fassen suchen; mußte sie weniger von der Seite betrachten, die zu den Geheimnissen der Gelehrsamkeit leitet, als von jener, welche mir gestattet, die in den römischen Monumenten verhüllten Wahrheiten in Formen hervorzuheben, deren künstlerisch schöne Darstellung andern Schriftstellern gelingen könnte.

Einige Personen möchten vielleicht versucht seyn, mir es als eine Art von Parteilichkeit vorzuwerfen, weil ich die großen, herrlichen Gesichtspunkte meines Gegenstandes nicht durch kritische Bemerkungen über Unvollkommenheiten und Gebrechen trüben wollte, welche sich in dieser oder jener Art in allen Städten der Welt wieder finden. Rom ist allerdings nicht das himmlische Jerusalem mit seinen Pforten von Saphir und seinen seligen Bewohnern. Allein die Unannehmlichkeiten und Mängel der italienischen Stadt, die sich von Zeit zu Zeit ändern, waren in den Plan eines Buches, welches keinen andern Zweck hatte, als in dem Bilde und in den Monumenten der christlichen Stadt dasjenige zu bezeichnen, was dem unwandelbaren Charakter des Katholicismus in jeglicher Zeit angehört, nicht aufgenommen. Und wenn Schriftsteller eine Schilderung der Alpen oder Cordilleren versuchen, so pflegt man sie nicht deswegen einer ungetreuen Darstellung zu beschuldigen, weil sie es unterlassen haben, auch jene nicht sehr anziehenden und vornehmen Dinge und Verhältnisse zu beschreiben, denen wir mitten unter den reizendsten Naturschönheiten stets begegnen.

Andere könnten mich wohl mit größerem Rechte des gerade entgegengesetzten Fehlers beschuldigen, indem sie sich beklagten, daß ich eine Menge sehr bedeutender und merkwürdiger Einzelheiten ausgelassen habe. Darauf vermag ich nur mit dem Bekenntnisse zu antworten, daß ich die Aufgabe: ein vollständiges Bild von Rom in solcher Verjüngung zu geben, daß es sich in den engen Rahmen einiger kleinen Bände fassen ließe, nicht zu lösen weiß. In unserm Auge, so klein es ist, spiegelt sich allerdings der unermeßliche Sternenhimmel ab; es ist aber Gott, der das Menschenauge gebildet hat.

Wohlwollenden Lesern möchte ich noch einen besondern Grund an-

geben, der sie zur Nachsicht mit einem Buche, welches derselben so sehr bedarf, bewegen soll. Hätte ich nämlich nur zur Befriedigung frommer Seelen geschrieben, so wäre es anders abgefaßt worden; und eben so gewiß wäre es ein anderes, wenn ich mir bloß vorgenommen hätte, verkehrte und falsche Ideen in irren, dem Glauben und der Wahrheit mehr oder weniger entfremdeten Geistern zu bekämpfen. Allein, wie jetzt die Welt beschaffen, sind wenigstens von Zeit zu Zeit Bücher nothwendig, welche jene beiden Klassen von Lesern gleichmäßig anzuziehen vermögen, und diese doppelte Richtung und Absicht macht die Ausführung des Werks schwieriger, als man ohne eigene Erfahrung vermuthen möchte. Dennoch muß sich ein christlicher Schriftsteller willig darein ergeben, weil ihn diese übernommene Mühe zu der Hoffnung berechtigt, auf einem um so größeren Felde einige fruchtbringende Samenkörner auszustreuen.

Uebrigens könnte nach meiner Meinung dieses Buch gerade durch seine Gebrechen dazu beitragen, die Erscheinung von Werken zu beschleunigen, zu deren Vollendung unsere Zeit, wenn ich nicht irre, vorzüglich berufen ist, und die einer literärischen Verwirrung, deren Folgen überaus widerwärtig sind, ein Ziel setzen werden. Die leidenschaftliche Liebe, mit welcher man sich während des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts dem Studium der heidnischen Literatur und Kunst hingab, hat zwar die Entwicklung und Blüthe der Wissenschaft christlicher Alterthümer zu Rom nicht verhindert. Die Ueberlieferung dieser Wissenschaft war dort niemals unterbrochen worden, und indem sie sich in jener Epoche mit der neu erwachten geistigen Thätigkeit verband, förderte sie Hauptwerke zu Tage, die noch jetzt die Grundlage aller spätern Forschungen bilden. Rom ist nach meiner Ueberzeugung die einzige Stadt, wo sich zu jener Zeit eine auserlesene Schaar von Gelehrten ersten Ranges der Erforschung und dem Studium jener geheiligten Denkmale mit einer nicht genug zu bewundernden unermüdlichen Ausdauer widmete. Weil aber die herrschende und lebhafteste Neigung und Richtung einer andern Seite zugewendet war, schrieben sie nur für den Leserkreis, welcher ihren Geschmack theilte; sie vernachläßigten die Nebenhülfen, wodurch sie ihre Arbeiten auch einem andern Publikum zugänglicher machen, wodurch sie dessen Aufmerksamkeit hätten gewinnen können. Und so glich die Fülle ihrer Kenntnisse mehr einem abgeschlossenen Kloster als einem anziehenden Museum. Es ergab sich eine Trennung zwischen dem Grund und Kern der Wissenschaft und zwischen der Form, mittelst welcher sie sich mittheilt und fortpflanzt;

zwischen dem Vermögen des Schaffens und der Kunst, die Erzeugnisse in Umlauf zu setzen. Diese vorübergehende Trennung, die später schon weniger fühlbar wurde, scheint vor der heilsamen Gegenwirkung, die unter unsern Augen stattfindet, vor dem beinahe allgemein empfundenen Bedürfnisse einer tiefern Ergründung alles dessen, was die Signatur des Christenthums trägt, gänzlich verschwinden zu sollen. Darum kann es nicht fehlen, daß Werke zu Tage gefördert werden, die besonders dazu bestimmt sind, Kenntniß, Sinn und Gefühl für das christliche Rom unter den gebildeten Klassen heimisch zu machen. Und so ist es auch glaublich, nachdem so viele Irrthümer, womit die Geschichte der Kirche entstellt worden war, selbst durch protestantische Schriftsteller offenbar und vernichtet wurden, daß die erneute Wissenschaft benützt werde, über der Stadt selbst, die gleichsam der Angelpunkt jener Geschichte ist, eine reiche Masse ihrer Strahlen leuchten zu lassen: man wird sie von Grund aus verstehen wollen, um so viele Dinge besser zu verstehen, deren Centrum sie ist. Das Interesse, womit wir unsere alten Kathedralen durchforschen, muß sich in viel größerem Maaße und mit einer viel mächtigeren Neigung auf das gemeinsame Monument der Christenheit übertragen, erbaut mit den Werkstücken aller Jahrhunderte und mit den Erinnerungen aller Völker. Wir werden die ewige Stadt zwar nicht mehr mit der kindlichen Begeisterung des Mittelalters betrachten, wohl aber mit einer besonnenen Bewunderung, worin sich Frömmigkeit und philosophische Bildung vereinigen. Und ist von den Büchern, welchen eine solche Wirkung vorbehalten, eines erschienen, dann mag das meinige, wenn es inzwischen Leser gefunden hat, weil nicht ebenbürtig dem Trefflichen, was man dann besitzen wird, gänzlich in Vergessenheit sinken, und ich wünsche herzlich, daß es dieses Ende recht bald finde. Gibt es doch keine bessere Beerdigung für ein christliches Buch, als begraben zu werden unter dem Guten, was seiner Erscheinung gefolgt ist!

Ob dieses Buch selbst ein wenig Gutes stiften werde, weiß ich nicht; daß es mir aber sehr nützlich geworden, weiß ich gewiß. Mit Liebe habe ich es angefangen, und mit Dankbarkeit werde ich es endigen. Die Nachforschungen, welchen ich mich widmen mußte, haben mir gar manche, unter uns fast unbekannte Schätze der Wissenschaft aufgeschlossen, und ich habe allerlei Dinge davon geborgen, die mir, so Gott will, noch für andere Werke dienen sollen. Die Studien über Rom in Rom lassen uns bis zu den Lebensquellen des Christenthums vordringen; sie erfrischen alle reinen Gefühle des Herzens, und erfüllen die

Seele in diesen Tagen der Stürme mit einer wunderbaren stillen Heiterkeit. Wohl weiß ich, daß man dem Wohlbehagen, welches wir bei gewissen Arbeiten empfinden, nicht allzugroßen Werth beilegen dürfe, denn die Bücher sind oft um so weniger Werke der Liebe, je mehr Genuß ihre Fertigung gewährt. Indessen sind wir der göttlichen Güte darum nicht weniger Dank schuldig, wenn sie uns unsere Pflichten mit Freuden mischt. Ich werde niemals vergessen, daß ich meinen Studien und meinem Aufenthalte zu Rom zwei oder drei Jahre eines unaussprechlich süßen Friedens und milden Ernstes verdanke, der sich mit jedem Tage erneuerte, und welchen wir bei den verdienstlichsten Beschäftigungen dieses Lebens so wandellos nur selten und schwer zu bewahren vermögen *).

IX.

Literatur.

I.

Die vier Bücher von der Nachfolge Christi. Uebersetzt v. W. A. Swoboda.

Zu den vielen Uebersetzungen, die wir bereits von der Nachfolge Christi haben, wieder eine neue! man sollte glauben, daß in den Händen fast eines jeden katholischen Christen sich

*) Auch die Révue religieuse litéraire et critique enthält in ihrem Maiheft, S. 256 u. ff., einen Artikel über Gerbets Werk über das christliche Rom. Der Uebersetzer jenes andern Buches von Gournerie, welches die Geschichte des christlichen Roms nach der Zeitfolge der Jahrhunderte darstellte (s. oben Bd. 12. S. 262), Pfarrer Müller zu Weilbach, hat es, wie uns berichtet ist, übernommen, nun auch Gerbets Arbeit, die sich vorzüglich die Schilderung des alt-christlichen Roms, namentlich der Katakomben zum Gegenstande gewählt hat, dem gesammten deutschen Publikum in einer, wie es nicht anders zu erwarten steht, tüchtigen Uebersetzung zugänglich zu machen. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, hervorzuheben, daß von dem Werke des P. Marchi (s. Bd. 11, S. 169 unserer Zeitschrift) über die Katakomben bereits die ersten Lieferungen zu Rom erschienen sind.

bereits das Buch befinden müsse, ungerechnet dessen, daß neben den protestantischen Uebersetzungen viele katholische auch bei den Protestanten im Umlauf sind. Und dennoch findet eine neue Arbeit der Art nicht nur einen Verleger, sondern es werden auch für die äußere Ausstattung erhebliche Opfer gebracht; ausgezeichnete Künstler haben ihre Talente und ihre Mühe mit denen der sorgsamen Uebersetzer vereint, um den goldenen Inhalt des Büchleins auch in äußerm Glanze und Wohlgefügigkeit der Rede erscheinen zu lassen. In dieser Beziehung wird die vereinte Arbeit von Guido Görres und Steinle ein stets bleibendes Denkmal seyn und für alle Zukunft zur Erbauung für Viele dienen. Allein kein Uebersetzer des schönen Buches wird den Anspruch machen, daß seine Arbeit die alleinige seyn solle, welche Geltung findet, sondern Jeder dahin streben, nach dem Maaße der ihm gegebenen Kräfte und in der Consequenz seiner ihm eigenthümlichen Behandlungsweise des Stoffes Theil zu nehmen an der Verbreitung des Segens, den Gott dem Verfasser gegeben und an das Büchlein geknüpft hat. Es ist daher als eine sehr erfreuliche Erscheinung zu bezeichnen, daß wiederum eine wohlgelungene und äußerlich schön ausgestattete mit Randzeichnungen geschmückte Uebersetzung der Nachfolge Christi erschienen ist, der man nicht anders als eine reichliche Theilnahme an jenem Segen wünschen kann. Ohnehin kommen manche der älteren Uebersetzungen, wie die von Sailer und Silbert, die ihrer Zeit unstreitig sehr viel Gutes gewirkt haben, immer mehr außer Gebrauch. In den neueren Arbeiten, unter welchen auch die Uebersetzung von Weigl eine sehr rühmliche Stelle einnimmt, tritt das Streben theils nach einem strengeren und genaueren Anschließen an den Urtext, und deßhalb nach größerer Bestimmtheit und Schärfe, theils auch nach einer in unserer Zeit immer dringender geforderten Wohlgefügigkeit der Sprache hervor. Jene Behandlungsweise des strengwörtlichen Uebersetzens bietet ihre ganz besonderen Schwierigkeiten und man läuft bei ihr Gefahr dem Genius

der deutschen Sprache Zwang anzuthun, indessen ist sie doch bei dem Verfasser der Nachfolge Christi, der sich durch seine Germanismen (z. B. Si scires totam bibliam exterius) hinlänglich als einen Deutschen verräth, leichter als bei andern Schriftstellern. Je nachdem man auf das Eine oder Andere mehr Gewicht legt, kann die eine Uebersetzung vor der andern sich auszeichnen, indessen glauben wir doch, daß es Görres ganz vorzüglich gelungen ist, Beides mit einander zu vereinen. Folgende kleine Stelle mag als Beispiel dienen:

Valde magnum est in obedientia stare, sub praelato vivere et sui juris non esse.

Hier sagt nun die nicht bloß richtige, sondern gute und wohllautende Uebersetzung von Swoboda:

„Etwas überaus Großes ist es, im Stande des Gehorsams zu leben, unter einem geistlichen Vorstande zu stehen, sein eigener Herr nicht zu seyn". Vergleichen wir dieß mit dem Original, so ist stare durch „leben" und vivere durch „stehen" übersetzt und das verbindende „et" ausgelassen. Es ist fern von uns, hiemit einen Tadel aussprechen zu wollen, es kommt ja einzig und allein darauf an, das, was der Autor sagt, klar, deutlich und schön wieder zu sagen, und damit ist der höchste Zweck erreicht; allein wenn man die in Rede stehenden Worte übersetzt wie Görres:

„Gar ein Großes ist's, im Gehorsam zu stehen, unter einem Oberen zu leben und sein eigener Herr nicht zu seyn", so ist mit jenen Eigenschaften auch noch die völlige Worttreue verbunden. —

Wo immer wir die Uebersetzung Swoboda's mit dem Originale verglichen haben, finden wir sie durchaus gelungen, es kommt uns aus der Uebersetzung derselbe ernste und doch zugleich so kindliche Sinn entgegen, wodurch das Original so unübertrefflich schön ist. Die Frage: wer denn eigentlich der Autor des Buches von der Nachfolge Christi sey, hat der Uebersetzer nicht aufgeworfen, stillschweigend aber dadurch, daß er den Namen Thomas von Kempis gar nicht erwähnt,

zu erkennen gegeben, daß er es mindestens für zweifelhaft halte, daß dieser der Verfasser gewesen sey, worin wir ihm vollkommen beistimmen.

Was die Randzeichnungen anbetrifft, so sind diese schön und geschmackvoll, und somit ist die Arbeit auch in dieser Beziehung eine durchaus empfehlenswerthe.

II.

Die Marburg bei Hambach, von Franz Xaver Remling. Mannheim 1844.

Noch stehen manche der tausendjährigen Eichen und Linden in einzelnen Gauen Deutschlands, welche der Geschichtsforscher so oft belebt und redend wünschte, daß sie ihm Urkunde von den Dingen geben möchten, die in ihrer unmittelbaren Nähe sich zugetragen. Jener Baum war Zeuge gewaltiger Schlachten, jener von einer Sitzung des Gerichts, wie sie unsere Vorfahren im Schatten der Bäume zu halten pflegten; hätte er die Gabe der Sprache, was Alles könnte er erzählen. Diesen Bäumen ähnlich sind jene Burgen, deren Zinnen einst kühn in das Land hineingeschaut haben, die uns in ihren Trümmern so oft an Vergangenheit und Vergänglichkeit mahnen. Auch sie sind stumm; aber als Menschenwerk geben sie auch Zeugniß von den Thaten der Menschen; sie sind zu befragen, und wenn es gleichwohl ein mühsames Geschäft ist, sich mit dem todten Gestein in ein künstlich ordnendes Gespräch einzulassen, bei welchem manches Mißverständniß möglich ist, so geben sie doch auf manche Frage erwünschte Antwort und für manchen Zweifel die Lösung. Durch längere Uebung der Mittel kundig, wie man sich die Denkmale der Vorzeit redend macht, hat der Pfarrer Remling zu Hambach sich daran gegeben, die höchst malerisch gelegenen Ruinen der Kestenburg (Kastanienburg), allgemeiner unter dem Namen des Hambacher Schloßes bekannt, um ihre Schicksale auszufragen; das Resultat seiner Forschungen hat er in

oben erwähnter Schrift niedergelegt, die eben dadurch besonders anziehend wird, daß sie in einer Reihefolge von Bildern uns ein Zeitalter nach dem andern vor Augen stellt. Da sehen wir zuerst die Kestenburg zur Zeit Heinrichs II., des Heiligen, als Eigenthum Wolframs, des Grafen der Ardennen. Mit seinem Sohne Johann, dem Bischof von Speyer, kam die Burg an dieses Stift, und blieb in dem Besitzthume desselben über siebenhundert Jahre. Seitdem hat nun die Burg an allen Schicksalen der Pfalz Theil genommen, und wurde in dem verheerenden Kriege mit Frankreich, wahrscheinlich ums Jahr 1688, zerstört und verwüstet. Eine eigenthümliche Berühmtheit erlangte sie in unserem Jahrhunderte, denn sie war der Platz, auf welchen das berüchtigte Hambacher Fest gefeiert wurde. Der Verfasser hat nicht verabsäumt, auch dieses in seine Schilderung mit aufzunehmen, und wir müssen ihm einräumen, daß er dieß mit eben so viel Geschick und Lebhaftigkeit zu thun verstanden hat. In neuester Zeit bildete die Burg die pfälzische Festgabe bei der Vermählung unsers durchlauchtigsten Kronprinzen, und führt nach ihrem neuen Burgherren, dem der Verfasser sein Büchlein dedicirt, den Namen Maxburg. Die Schrift ist in jeder Beziehung zu empfehlen, auch dem Geschichtsforscher vom Fache ist völlig genügt und dem Ganzen eine brauchbare Sammlung von Urkunden beigefügt worden.

X.

Zur Charakteristik des gesellschaftlichen Zustandes des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Augsburger Postzeitung vom 30. Juni d. J. brachte folgende Notiz:

„† München, 28. Juni. Der Stand der Armuth in der fabrikreichen Stadt Lille ist neulich von Seite eines Dr. Villermé zum Gegenstand einer eigenen Schrift gemacht worden. Sie gründet sich auf die Wahrnehmungen, die an 200, durch die Gesellschaft des heil. Vincenz von Paula in besagter Stadt unterstützten Familien gemacht wunden. Hiernach war die Durchschnittszahl der Köpfe per Familie $5\frac{54}{100}$, die Zahl der Kinder per Familie $4\frac{11}{100}$, die Zahl der innerhalb 18 Jahren erzeugten Kinder per Ehepaar $7\frac{2}{100}$. Der Gesundheitszustand dieses Theiles der Bevölkerung ist niederschlagend. Unter 100 Familienvätern waren 63 mit chronischen, größtentheils unheilbaren Krankheiten behaftet. Unter den Müttern traf dasselbe Loos 47 auf 100, unter den Kindern 25 von Hundert: die mittlere Durchschnittszahl der also mit Krankheit Behafteten ist 33 pCt. Die Zahl der Personen, aus welchen diese 200 Familien bestanden, war 1212. Von diesen waren nur 596 arbeitsfähig. Hr. Villermé schätzt die Exigenz für den Unterhalt einer armen Familie in Lille auf 1226 Frcs. jährlich. Hr. v. Villeneuve-Bargemont hat sie auf 1050 Frcs. angeschlagen; die Commission der Gesellschaft des heil. Vincenz von Paula aber nur auf 962 Frcs. Nun erreicht aber der Arbeitslohn, den eine solche Familie zu verdienen im Stande ist, nur die Summe von 600 Frcs.; mithin muß ein Deficit von jährlich 362 Franken per Familie durch milde Beiträge gedeckt werden“.

Das sind beherzigenswerthe Thatsachen. Die Postzeitung ruft dabei aus: „Wahrlich, von allen Arten der Herrschaft, die Europa seit dem Sturze des Römerreiches getragen hat, ist die des sogenannten Mittelstandes oder die Geldherrschaft die drückendste“! — Wer jedoch daran gehässige Folgerungen knüpfen wollte, hätte unrecht. Aber zu einer billigen Beurtheilung der Vorzeit müssen uns dergleichen Wahrnehmungen allerdings führen. Jede Zeit erhält ihr eigenthümliches Gepräge durch die Interessen, von denen sie beherrscht wird, und durch die gesellschaftlichen Stände, welche als die Träger und Vertreter die-

ser Interessen an der Spitze stehen. Als die Allianz des Geldes und der Presse am Anfange dieses Jahrhunderts die Herrschaft des sogenannten Mittelstandes entschieden hatte, wiederhallten alle Organe der Oeffentlichkeit, die im Dienste dieser Classe standen, von der Freude über den errungenen Sieg und von den Verheißungen einer bisher kaum geahneten gesellschaftlichen Glückseligkeit. Die Industrie sollte die wohlthätige Fee seyn, welche durch ihre Wunderkünste uns ein neues Paradies aus dem Schutte der vergangenen, düsteren Jahrhunderte hervorzaubern würde. Seitdem aber die Sicherheit des vollständigen Triumphes die Allianz jener beiden Mächte, des Geldes und der Presse, zu lockern begonnen; sieh! da deckt uns die letztere die Schäden der ersteren auf, und wir fangen an zu gewahren, daß die Herrschaft der Industrie hinsichtlich des Druckes, den sie mit sich führt, hinter ihren Vorgängerinnen, der Priester- und der Adels-Herrschaft, keineswegs zurücksteht. Die hohen Barone der Industrie, wie die französische Presse die unternehmenden Kapitalisten der Gegenwart betitelt, haben ihre „armen Leute", wie die Feudalherren des Mittelalters. Und es ist nicht genug, daß diese armen Leute ihnen Leben und Gesundheit opfern, um die prächtigen Fabriken nebst ihrem Anhang von Wohn- und Lusthäusern, welche statt der Klöster und der Burgen der Vorzeit unsere Landschaft zieren, zu schaffen und zu erhalten: „die ganze Gesellschaft muß sich besteuern, um ihnen diese Leute zu nähren; und muß sich dann nochmals besteuern mittels der Zölle, um ihre Herrschaft zu sichern gegen die Unternehmungen fremder Concurrenten!!

Wir sind, wie gesagt, weit entfernt, gegen diese Herrschaft die Leidenschaften aufregen zu wollen: es trifft uns ja doch nur, was wir verdienen, da der Tand, den die Industrie liefert, uns zum Bedürfniß geworden ist; aber dessen sind wir gewiß, daß auf die Nachwelt sich nicht das Sprüchwort verpflanzen wird: „Unter'm Ellenstab ist gut wohnen"!

XI.

Oekolampadius Leben und Wirken in Basel bis zu seinem Tode.

Von Altenmünster begab sich Oekolampadius zunächst nach Mainz, und von da auf eine kurze Zeit in seine Vaterstadt. Er bot der Universität Heidelberg seine Dienste an, und man war dort nicht abgeneigt, sie anzunehmen; allein man verlangte daß er die Irrthümer Luthers abschwöre, und eine Dispens, außerhalb dem Kloster zu leben, beibringe. Unter denselben Bedingungen war auch der Herzog von Bayern bereit, ihn aufzunehmen. Wieder ein Beweis, daß die Gefahren in denen er sich befand, nicht so groß waren, als er sie gern darstellen mochte. Bald darauf wurde er von dem fränkischen Ritter Franz von Sickingen eingeladen, auf der Ebernburg, nahe bei Frankfurt am Main, das Amt eines Hausgeistlichen im Sinne der Neuerer zu versehen, und folgte diesem Rufe. Hier führte er die deutsche Messe ein, und predigte täglich, war jedoch mit seiner Stellung und seiner Wirksamkeit nichts weniger als zufrieden *). Er richtete seine

*) „Am letzten Glühen deutschen Rittergeistes entzündete sich der Genius des Reformators", sagt der Verfasser, indem er auf Oekolampads Verbindung mit Sickingen zu sprechen kömmt. Eine schöne Phrase, der weiter nichts fehlt, als die Wahrheit. Deutschthum und Ritterthum sind zwei zu achtungswerthe Namen, als daß man in jenen, mit Luther verbündeten schwäbischen und fränkischen Rittern etwas Anderes, als die Entartung des Einen oder des Andern sehen könnte. Diese Ritter suchten ganz andere Dinge, als das reine Evangelium, und wenn es

Blicke wieder auf Basel, und von dem Buchhändler Kratander, der schon mehrere seiner Schriften verlegt hatte, aufgemuntert, hier sein Glück zu versuchen, verließ er im Spätherbste desselben Jahres, 1522, die Ebernburg, um sich nach einem kurzen Besuche zu Weinsberg nach Basel zu begeben. Am 16. November traf er in dieser Stadt ein, die von jetzt an sein bleibender Aufenthaltsort und der Schauplatz und zugleich das Schlachtopfer seiner Thaten seyn sollte. Eines seiner ersten Geschäfte war, eine Verbindung mit Zwingli in Zürich anzuknüpfen. Schon im Dezember dieses Jahres schrieb er demselben noch unbekannter Weise einen Brief, worin er dessen Wirken für die Ehre Gottes in sehr schwungreichen Ausdrücken anpreiset, und sich seiner Liebe und Freundschaft empfiehlt. Zwingli war ihm nun, was ihm früher Erasmus gewesen, sein vertrautester Freund und Rathgeber, und er blieb mit ihm bis zu dessen Tode in ununterbrochenem brieflichen Verkehr. Zuerst wohnte er bei dem Buchhändler und arbeitete einige Uebersetzungen aus, die dieser in seiner Offizin drucken ließ. Schon nach einigen Wochen gelang es ihm aber, sich als Vicar des kranken Pfarrers von St. Martin in die geistlichen Verrichtungen einzuschwärzen. Er brauchte anfänglich große Vorsicht, arbeitete aber dafür im Stillen mit desto größerer Thätigkeit *). An Freunden und Beschützern fehlte es ihm nicht, und es läßt sich denken, daß sämmtliche Theilnehmer an dem Spanferkelschmause, der in

---

an ihnen gelegen hätte, so würden sie Deutschland in Blut ersäuft, und einen eben solchen Terrorismus eingeführt haben, wie dritthalbhundert Jahre später der Wohlfahrtsausschuß in Frankreich. Die Begeisterung des Verfassers kühlt sich aber von selbst wieder ab, und am Schlusse bemerkt er, daß die Umgebung auf der Ebernburg etwas roh gewesen sey, und daß Oekolampadius selbst sich geäußert habe, er säe hier auf Felsengrund.

*) „So viel scheint aus Allem hervorzugehen", sagt der Verfasser, „daß er ziemlich leise auftrat".

der Fasten desselben Jahres Statt gefunden hatte, sich auf das wärmste für ihn verwendeten. Schon das Jahr darauf brachte er es dahin, daß der Rath ihn zum Lector der heil. Schrift ernannte, und ungeachtet die Universität dagegen protestirte, behauptete er sich auf widerrechtliche Weise in diesem Amte. Zwei Jahre später setzte ihn der Rath zum Pfarrer zu St. Martin ein, und endlich nach dem Siege der Reformation wurde er Pfarrer am Münster, der ehemaligen bischöflichen Kathedrale, und eine Art von Bischof über alle reformirten Pfarrer der Basellandschaft. Dieser Sieg war ganz sein Werk; er war die Seele und die geheime Triebfeder aller Bewegungen und Unternehmungen, die nach einem sechsjährigen Kampfe mit dem Umsturze der bisherigen kirchlichen und bürgerlichen Ordnung in Basel endeten. Eine politisch-revolutionäre Parthei, welche unter dem Deckmantel der Glaubensreinigung ihre Zwecke verfolgte, stand ihm hierin treulich zur Seite. Die Reformationsgeschichten sind sich im Wesen alle ähnlich. Wie an allen andern Orten war auch in Basel die Einführung der Reformation ein widerliches, das innerste Gefühl empörendes Gewebe von Trug, Arglist, Gewaltthätigkeit und Despotismus. Es ist nicht unsere Absicht, uns näher in die äußerliche Lebensgeschichte Oekolampadius einzulassen; wir berühren daher nur die Schlusscenen. Zu Ende des Jahres 1527 waren bereits dem Bischofe von Basel die letzten Reste seiner geistlichen und weltlichen Macht entrissen*),

*) Als Basel im Jahre 1501 nach dem schwäbischen Kriege dem Bunde der Eidgenossen beitrat, ward der Eid gegen den Bischof ausdrücklich vorbehalten. Im Jahre 1521 schaffte der Rath die verfassungsmäßigen Rechte des Bischofs, zugleich mit denen des Stiftes und des Adels, brevi manu ab. Dem Bischof blieb nur mehr die jährliche Abgabe von jedem Hause in der Stadt, oder der sogenannte Bischofpfennig. Im Jahre 1524 stellte der Rath auch diesen, trotz allen Protestationen des Bischofs, ein. Der Verfasser sagt hierüber: „Von katholischer Seite ist der Reformation zu Basel wie an andern Orten der Vorwurf ge-

die Messe und der katholische Gottesdienst in einigen Kirchen abgeschafft, in andern beschränkt, die Klöster aufgehoben und ihr Vermögen größtentheils eingezogen, den Prädicanten die vollste Freiheit eingeräumt. Es handelte sich nur noch darum, den Katholicismus völlig auszurotten, die Uebung desselben zu verbieten, und den Katholiken blos die Wahl zu lassen zwischen der Verläugnung ihres Glaubens und dem Verluste aller ihrer bürgerlichen Rechte.

Hiezu wollte aber Anfangs der Rath, obgleich der Mehrzahl nach aus Anhängern der Neuerung bestehend, seine Hände nicht bieten. Am 23. September 1527 erließ er ein Mandat, worin er anordnete, daß Niemand solle gezwungen werden, Messe zu halten noch zu hören, sondern daß dieses dem Gewissen eines Jeden anheimgestellt bleiben solle. Am 21. October ward in der Rathsversammlung beschlossen, daß jeder Rathsherr seines Glaubens frei seyn, und keiner genöthigt werden solle, die Messe oder diese oder jene Predigt anzuhören. Ueber diese Beschlüsse bezeigten sich die Evangelischen, wie sie sich, eine wahre Parodie dieses Namens, nannten, sehr unzufrieden, denn sie hatten entschiedenere Maaßregeln gegen ihre katholische Mitbürger erwartet, und Oekolampadius war es, der diese Unzufriedenheit anregte, nährte und aufstachelte. Unter seinem Einflusse versammelten sich vierhundert Bürger, welche sich über diese Angelegenheit beriethen, und dann an den Rath das Begehren stellten, dem zwiespältigen Predigen, vermittelst einer Disputation der beiderseitigen Prediger, ein Ende zu machen. Der Rath blieb jedoch standhaft, hieß sie auseinandergehen, und verwieß sie

---

macht worden, daß sie bloß aus politischen Triebfedern hervorgegangen. Dieser Vorwurf erweist sich schon dadurch als unbegründet, daß die politische Emancipation noch vor Beginn der Reformation erfolgte. Auf der andern Seite würden wir auch zu weit gehen, wenn wir einen Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen nicht anerkennen wollten".

auf das letzte Mandat, wornach Jeder seines Glaubens frei und den Andern unangetastet lassen sollte. Wir wollen nun den Verfasser selbst erzählen lassen, um den Verdacht einer partheiischen Auffassung zu vermeiden. „Die einmal in der Bürgerschaft begonnene Bewegung konnte nicht so leicht unterdrückt werden. Unter dem Vorwande, ihren Predigern Ehre zu erweisen, stellten die Evangelischen aus verschiedenen Zünften Mahlzeiten zu fünfzig oder selbst hundert Gedecken an; wir wissen bestimmt, daß Oekolampad und seine Collegen daran Theil nahmen. Was dabei verhandelt worden, können wir uns leicht denken, wenn es gleich nirgends gemeldet wird. Ging wohl von einer solchen Zusammenkunft die merkwürdige, sonst nirgends mitgetheilte Maaßregel aus, welche Oekolampad am 23. Dezember Zwingli mit den Worten meldet: „„Den Papisten ist ein Tag angesagt worden, an welchem sie dem Rathe eröffnen sollen, ob sie hier bleiben wollen oder fortziehen. Sie halten den Wolf an den Ohren fest““. Unmöglich hat der Rath an so etwas auch nur von ferne gedacht; scheint es nicht eher die Frucht der mit Gelagen verbundenen Zusammenkünfte, die freilich keine weitere Folge, als größere Erbitterung zwischen beiden Partheien zur Folge haben konnten? Dem sey nun, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß Oekolampadius für die Bürgerschaft gegen die Regierung Parthei nimmt, und in die Ansichten und Bestrebungen der ersteren eingeht: wenn gleich nicht geläugnet werden kann, daß er das Volk zur Mäßigung und auch wohl zum Gehorsam anhielt“. Wie nun die Gährung zum Ausbruch kam, berichtet der Verfasser folgendermaaßen: „Dahin also war es gekommen, daß Aufruhr und alle damit zusammenhängenden Zerrüttungen des gemeinen Wesens bevorstanden, wenn der Rath auf seiner Weigerung eine entschiedene Haltung zu Gunsten der Reformation zu nehmen, ferner verharrte. In solchen Umständen mußte sich der Gedanke an eidgenössische Vermittlung aufdrängen. Schon längst verlautete etwas davon in Basel, und Oekolampad und seine Collegen

wurden als Anstifter der Sache bezeichnet, was jener nicht läugnet. Er deutete dem Zwingli an, daß die Zürcher und Berner das Meiste ausrichten könnten. Gleich darauf trat der Anfang des gefürchteten Ereignisses ein. Am Ostertage wagten es fünf Bürger, die bisher in der St. Martins-kirche stehen gelassenen Bilder wegzuschaffen und niederzureißen, am Ostertage wurden die Bilder in der Augustiner-kirche von mehreren zerbrochen. Denn das Volk zerbricht den Götzen, vor dem es die Knie beugt, wenn es seine Täuschung inne wird. Vier jener Bürger wurden ins Gefängniß geführt. Am folgenden Tag, als der Rath darüber rathschlagte, entstand ein großer, von Stunde zu Stunde sich mehrender Auflauf der Bürger auf dem Kornmarkt vor dem Rathhause. Schon waren zweihundert versammelt, als sich die in ihrem Zunfthause versammelten Zunftbrüder der eingesteckten Bilderstürmer zu ihnen schlugen. Angst ergriff die Rathsversammlung; man war anfangs uneins, ob man die Bürger anhören sollte. Ueber den Zweck des Zusammenlaufens ausgefragt, antwortete ein Ausschuß von vier und dreißig ehrbaren Bürgern: „„es wolle doch die Obrigkeit der Prediger immerwährenden Zwiespalt, woraus so große Widerwärtigkeit erfolge, durch ein kräftiges Mittel endlich einmal abschaffen, daneben die abgethanen Götzen nicht so hoch achten, daß um ihretwillen einige Bürger mit Gefangenschaft oder auf andere Weise gestraft werden sollten, weil sie aus Gottes Wort berichtet seyen, daß die Bilder wider Gottes Ehre wären; deshalben sollten die eingezogenen Bürger ohne weitere Strafe entlassen, desgleichen des päpstlichen Haufens Scharmützeln und Schmähen abgestellt werden““. Da die Bürger ungeachtet der bestimmten Aufforderung des Raths nicht auseinander gehen wollten, ehe sie Antwort auf ihre Bitte erhalten hätten, so wurde sie nach langer Berathschlagung um fünf Uhr Abends dahin ertheilt, daß die Gefangenen ohne weitere Strafe und Aufschub Befreiung, und die übrigen, welche dieser Sache halb in Ungnade stünden, Verzeihung erhalten sollten“.

Es erfolgte ein Beschluß des Raths, daß die Bilder und übrigen Gezierde in jenen Kirchen, wo evangelischer Gottesdienst gehalten wurde, als den Kirchengenossen ärgerlich und beschwerlich durch obrigkeitliche Werkleute weggethan, in den übrigen aber verbleiben sollten. Der Rath hatte also den Aufrührern und Störern der öffentlichen Ruhe nachgegeben, sein Ansehen Preis gegeben, das Geheimniß seiner Schwäche verrathen; und jeder Verständige mußte erwarten, daß dieser Auftritt nur das Vorspiel zu größeren Gewaltthaten seyn werde. Wieder war es Oekolampadius, der den Brand schürte, und sowohl auf der Kanzel als in Privatversammlungen mit allen Künsten schlauer Demagogie die Gemüther aufreizte. Sein Plan war nun der, die bestehende Verfassung umzustürzen, den Rath, der sich bisher aus sich selbst ergänzt hatte, durch die Bürgerschaft ergänzen zu lassen, und auf diese Weise die Männer seiner Parthei einzuschieben. Wir wollen wieder den Verfasser hören. „So wie in Bern und St. Gallen, — um nur diejenigen Städte zu nennen, welche in diesem Jahre ihre Reformation vollendeten, — dieselbe mittelst politischer Umgestaltung möglich geworden, so geschah dasselbe auch in Basel: die Reformation war der Sieg der Bürgerschaft über den sich selbst ergänzenden Rath eben sosehr wie über die katholische Geistlichkeit und die Universität. Oekolampadius schlug sich wie früher auf die Seite der Bürgerschaft, und leistete selbst etwelche Hülfe, nicht bloß abzuwehren und Aergernissen vorzubeugen, sondern auch um das Feuer anzuzünden. Er trat in die politischen Bestrebungen der Bürger ein, mit ihnen die Ansicht theilend, daß nur eine kräftige Willensäußerung derselben eine Säuberung und Erneuerung des Raths, und eine Aenderung in der Verfassung der Reformation den Sieg verschaffen könne. Zur richtigen Beurtheilung seines Benehmens, wie desjenigen der Bürgerschaft, darf man nicht außer Acht lassen, daß es sich darum handelte, wenigstens was die kirchlichen Fragen betraf, nicht sowohl dem Rath Zwang anzuthun, als viel-

mehr der evangelischen Majorität die Oberhand zu sichern“*). Die evangelischen Bürger versammelten sich auf's Neue, und überreichten dem Rathe eine mit fünfhundert Unterschriften versehene Bittschrift um Abstellung der Messe und der zwiespältigen Predigten. Sie baten darin den Rath, sie nicht als Aufrührer anzusehen, gaben aber zugleich zu verstehen, daß sie keineswegs geneigt seyen, einen abschlägigen Bescheid anzunehmen. Sie berührten darin auch, was von Gegenseits eingewendet werden könnte: „Wo sie sprechen, man solle Niemand zum Glauben zwingen, so ist unsere Meinung nicht, solches Unmögliche vorzunehmen; denn Gott allein gibt den Glauben; nichts destoweniger sollen falsche Propheten und andere Aergernisse von keiner christlichen Obrigkeit geduldet werden; so wenig als eine Mutter zu entschuldigen ist, wenn sie ihren Töchtern unehrlicher Weiber Gespielschaft vergönnte und wollte sagen, Gott müsse sie ziehen. Zum letzten, wenn sie auch sagten, es seyen schwere Händel, worüber die Gelehrten selber uneins, warum wir uns damit beladen wollten? Das, geehrte, liebe Herren, das wollte Gott nimmer, daß unser Glaube und Lehrer Jesus Christus also verlästert werde, als hätte er ein Gesetz gegeben, das die Menschen halten sollten oder verdammt werden, und es sollte sich doch Niemand, oder doch kein Laie, daraus unterrichten mögen. Welcher zwinget Jemand einen Weg zu gehen und will, daß ihm der Weg verborgen seye? Was können wir dafür, daß etliche Hochgelehrte, aus großem Geiz, Neid und Hoffart die Wahr-

*) Eine seltsame Rechtfertigung. Die Evangelischen hatten ohnehin schon in dem Rathe die Oberhand; aber unter ihnen selbst befanden sich Mehrere, welche sich nicht entschließen konnten, den gewaltsamen Maaßregeln wider ihre katholischen Mitbürger beizustimmen. Die katholischen Rathsherrn mußten also ganz vertrieben, und ihre Stellen durch Wahl der Bürgerschaft mit Fanatikern besetzt werden, um so die Gemäßigten „Evangelischen“ zu überstimmen. Dieß war Oekolampad's Plan.

heit nicht wollen annehmen? Sie ist darum unverborgen". Dieß ist die Logik des fanatischen Partheigeistes, der dieselben Principien, mit welchen er den Gegner bekämpft, unbedenklich selbst anwendet, wenn er dieß für seinen Vortheil dienlich findet. Im Anfange protestirten die Neuerer gegen Glaubenszwang und Tyrannei; kaum aber hatten sie eine Parthei gebildet, und kaum fühlten sie sich stark genug, der weltlichen Macht Trotz zu bieten, so forderten sie, daß ihre Gegner mit Gewalt unterdrückt würden. Mit derselben Logik beriefen sie sich darauf, daß ja die Wahrheit unverborgen sey, und zankten mittlerweile untereinander selbst, was evangelische Wahrheit sey, denn schon längst lagen sich die Anhänger Luthers und Zwinglis in den Haaren. Die Bittschrift ward den 23. December 1528 dem Rathe eingehändigt. Wir übergehen, was noch weiter geschah, die halben Maaßregeln des Rathes und die immer kühneren Schritte der Aufrührer, und eilen zu der Katastrophe, die in den ersten Tagen des Februars 1529 vor sich ging. „So begannen denn jetzt", erzählt der Verfasser, „die letzten entscheidenden Bewegungen. Der evangelische Ausschuß, um nicht den Verdacht der Säumniß und Untreue auf sich zu laden, versammelte sich an der Herrnfastnacht am 7ten Februar, und beschloß die Gemeinde auf den morgenden Tag zusammenzurufen. Am folgenden Morgen, am 8. Februar, versammelten sich deßhalb achthundert Bürger bei den Baarfüßern, wo die Evangelischen seit langer Zeit ihr Frühgebet zu halten pflegten; nachdem sie es mit Andacht verrichtet und Gottes Beistand angefleht, beschlossen sie, den Rath nicht mehr zu bitten, sondern von ihm zu verlangen, daß alle Gegner der Reformation im Rathe, welche Freunde und Verwandte unter den Priestern hätten, bis nach Austrag der Sache, ihrer Ehren unbeschadet, austreten sollten. Ferner, da bis dahin der Rath sich selbst ergänzte, so sollte hinfort kein Rath ohne den großen Rath gewählt werden. Da auch bei der Wahl der Zunftmeister und Großräthe ähnliche Beschrän-

kungen wie bei den Wahlen für den kleinern Rath stattfanden, so sollten auch diese wegfallen und die Zunftbrüder an der Wahl der Meister und Großräthe Antheil nehmen. Diese letzten Forderungen wurden zwar im Interesse der Reformation gemacht; doch läßt sich nicht läugnen, daß sie mit anderweitigen politischen Bestrebungen eben so eng zusammenhingen; daher das religiöse Interesse mehr als Anlaß, denn als eigentliche Ursache derselben anzusehen ist. — Kaum hatte der Rath von der Versammlung der Bürger Kunde erhalten, als er eilig zusammentrat und nun zu spät dieselben aufforderte, durch den Ausschuß die so lange ersehnte Antwort auf dem Rathhause holen zu lassen. Die Bürger weigerten sich dessen und sandten zwölf aus ihrer Mitte auf das Rathhaus, um ihr Begehren schriftlich zu übergeben mit Beifügung der Namen der zwölf Rathsherrn, die austreten sollten; obenan auf der Liste stand der Name des regierenden Amtsbürgermeisters Meltinger. Vergebens versuchte nun der Rath lange alles Mögliche, um die Bürger zu beschwichtigen und zum Heimgehen zu bewegen, mit dem Versprechen am folgenden Morgen die Antwort zu ertheilen. Kaum aber waren sie auseinandergegangen, so wandelte sie Unruhe und Besorgniß an, es möchte ein Anschlag der Katholischen dahinter stecken. Diese Besorgniß rührte her von den immerwährenden, sehr thörichten Drohungen der Katholiken, die sich damit selbst eine Grube bereiteten. Im Augenblicke fanden sich wieder zwölfhundert Bürger versammelt; sie besetzten einen weiten Platz (Kornmarkt), vor dem Rathhause, begehrten eine abermalige Versammlung des Raths und schnellen Bescheid noch an demselben Tage. Nur mit Mühe konnte man sie dahin bringen, von der Forderung abzustehen. Allein der Vorschlag des Raths, daß die zwölf genannten Mitglieder nur während religiöser Verhandlungen abtreten, sonst aber ihres Ehrensitzes nicht beraubt seyn sollten, erzürnte die Bürger dermaaßen, daß sie beschlossen, sich vor Beendigung der Sache nicht mehr zu trennen. Sie besetzten die in den Kornmarkt auslaufenden Stra-

ßen, pflanzten daselbst fünf aus dem Zeughause geholte Kanonen auf, besetzten das Zeughaus und alle Thore, und hielten auf diese Weise den Rath eigentlich gefangen. Da entfiel etlichen katholischen Räthen völlig der Muth; Bürgermeister Meltinger und sein Tochtermann flohen des Nachts auf dem Rheine hinweg. Sogleich entstand ein neuer Allarm: man befürchtete, sie möchten die Oesterreicher, womit die Katholischen so oft drohten, herbeiholen. Bewaffnet traten zweitausend Bürger am andern Morgen zusammen. Der Rath seinerseits versammelte sich ebenfalls und willigte in das Begehren des Austrittes jener zwölf von den Bürgern bezeichneten Rathsherrn. So saßen nun im Rathe nur Anhänger der Reformation und der Sieg derselben war dadurch entschieden". Was die andern Fragen betraf, so wollte der Rath die Antwort verschieben; „aber die Sache einmal in die Hände des Volkes gespielt, fand schnellere Beendigung". Die Beendigung bestand darin, daß dreihundert bewaffnete Bürger einen allgemeinen Bildersturm vornahmen, mit vandalischer Wuth in den Kirchen die Bilder, Statuen und sonstigen Denkmahle christlicher Kunst zertrümmerten *), und als der Rath ihnen den Befehl zuschickte, davon abzulassen, antworteten: Ihr habt mit dreijährigen Berathschlagungen nichts ausgerichtet, wir wollen dieß Alles in jetziger Stunde zu Ende bringen. Nachdem sie diese Heldenthat vollbracht hatten, eilten sie, erhitzt von den Anstrengungen des Tages, auf den Kornmarkt zu den übrigen Aufrührern, welche noch auf eine Antwort warteten, und ließen dem Rath so drohende Botschaft sagen, daß dieser erschreckt in alle ihre Forderungen willigte. So endigte der glorreiche neunte Februar. „Nach den er-

*) „Ein steinernes Marienbild am Spählenthor, zu dem die fromme Andacht bis auf gegenwärtige Zeit Gebete für die Kranken richtet, entging der Wuth der Bilderstürmer; seine Erhaltung gab Anlaß zu der Sage, daß es nur durch ein Wunder der Wuth der Bürger entgangen". So der Verfasser.

schütternden Ereignissen dieses Tages", fährt der Verfasser fort, „bot die Stadt Basel einen unerfreulichen Anblick dar. Diese Trümmer des alten Gottesdienstes, dieser rauhe Uebergang in den neuen Zustand, diese bewaffnete Einführung ja Aufdringung der reineren Ueberzeugung scheinen ungünstige Auspicien für die Hoffnung einer bessern Zukunft. Bald erneuerten sich die unerbaulichen Auftritte. Am Tage nach dem großen Bildersturm war der sogenannte Aschenmittwoch: er wurde nun ganz auf eigenthümliche Weise gefeiert. Da am vorhergehenden Tage manches Bild im Münster noch unversehrt geblieben, kamen des Nachmittags vierhundert Bürger, nach einer Nachricht vom Henker angeführt, in das Münster und räumten daselbst vollends auf. Dasselbe scheint in andern Kirchen geschehen zu seyn. Anfangs wollte man dem Befehle des Raths gemäß das Holzwerk unter die Armen vertheilen. Da aber Streit darüber entstand, so beschlossen die Bürger es zu verbrennen. Zwölf große Haufen wurden auf dem Platze vor der Münsterkirche angezündet, lodernde Zeichen des Unterganges der alten Kirche". Oekolampadius jubelte, daß er nun endlich die Früchte seiner vieljährigen Umtriebe einerndtete. Mit siegestrunkenem Spott schrieb er an Capito, indem er ihm den ganzen Hergang mittheilte: „Meiner Treue, ein sehr trauriges Schauspiel für die Abergläubischen. Sie hatten Blut weinen mögen. So grausam verfuhr man gegen die Götzen, und aus Schmerz darüber starb die Messe". In demselben Briefe schreibt er ganz lakonisch und ironisch: „Die Gegner bezeichnen mich als den Anstifter aller dieser Bewegungen".

Wenn wir die Art und Weise, wie sich Oekolampadius während dieses Kampfes wider den Katholicismus benahm, näher ins Auge fassen, so werden wir ohne Mühe erkennen, wie sehr und wie unvortheilhaft sich sein sittlicher Charakter seit seinem Falle umgewandelt und wie richtig ihn Erasmus in dieser Beziehung beurtheilt hatte. Jedem Menschen bleiben die Wurzeln jener natürlichen Tugenden, die ihm von

Geburt aus eigen sind, auch nachdem er sich von Gott abgewendet, und in dieser Abwendung sein Herz verhärtet hat, aber sie nehmen eine andere Richtung, und verkehren sich allmählig in Untugenden, die damit eine gewisse Aehnlichkeit haben. So behielt auch Oekolampadius seine angeborne Ruhe und Sanftmuth bei; allein diese Tugenden waren nicht mehr von jener liebenswürdigen Offenheit, die ihn einst geziert hatte, begleitet, und verwandelten sich in heimtückische, gleißnerische Verschlagenheit. Unser Autor findet sehr häufig Gelegenheit, seine Mäßigung und Bescheidenheit zu rühmen, und es hat dieß seinen Grund. Er trat niemals mit solcher stürmischer und brutaler Heftigkeit wie Luther, sondern, wie der Verfasser es sehr richtig bezeichnet, er trat leise auf, und stellte Andere vor den Riß. Er wußte an sich zu halten, und den Zeitpunkt abzuwarten, um diejenigen, die noch zwischen dem alten Glauben und der Neuerung schwankten, nicht vor der Zeit abzustoßen. Er trieb die Heuchelei so weit, daß er im Jahr 1525, wo er sein im Geiste Zwinglis verfaßtes Buch über das Altarsacrament herausgab, in der Pfarrkirche zu St. Martin noch die Messe las, weil er die Gemüther noch nicht gehörig vorbereitet glaubte, und die Stimmung des Rathes ihm noch zu unentschieden vorkam. Wie gut er sich auch in das Demagogenhandwerk eingelernt hatte, beweisen die servilen Schmeicheleien, womit er den Rath bei jeder Gelegenheit zu bestechen suchte, so lange er seine Parthei noch nicht kräftig genug wußte, gewaltsame Schritte zu unternehmen. In demselben Jahre 1525 ließ er seine Auslegung des Propheten Isaias drucken, und widmete sie dem Rathe. In der Zueignung weiß er nicht genug Worte zu finden, der Stadt und dem Rathe seine Huldignngen darzubringen. Vor Zeiten, sagt er darin, habe man diejenigen Städte gepriesen, worin Philosophen herrschten; aber weit glücklicher achte er die Städte, beherrscht von solchen, welche nicht auf menschliche Arme, sondern auf Gott sich selbst stützend, ihr Volk nach dem Willen Gottes regierten. Andere mögen an Basel die Pracht der

Gebäude, das milde Klima, den fruchtbaren Boden, die vielen Künstler, Buchdrucker und Gelehrten rühmen, dieß Alles sey vergänglich; er schätze die Stadt Basel deßhalb glücklich, weil sie auf Gott höre, und so möge sie denn in Wahrheit die Stadt des großen Königs genannt werden *). So war Oekolampadius ganz der Mann, dessen es bedurfte, um eine Stadt zu verkehren, in der neben so schönen nationalen Tugenden noch so viele ächte Frömmigkeit und Anhänglichkeit an den alten Glauben herrschte, die einen so würdigen Oberhirten und so viele durch Tugend und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Priester in ihrer Mitte hatte, und ein rühmlicher Sitz katholischer Wissenschaft war. Luther oder Zwingli hätten hier schwerlich etwas ausgerichtet. Die guten Katholiken gingen, wie anderwärts, mit aller Offenheit aber auch ohne alle Vorsicht zu Werke, und waren daher, wie anderwärts in Allem die Betrogenen.

Um in der Stadt Basel mit dem katholischen Glauben aufzuräumen hatte Oekolampadius sechs Jahre gebraucht, in seinem Innern hatte er hiezu viel weniger Zeit nöthig gehabt. Man kann annehmen, daß er schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes zu Basel mit den letzten katholischen Resten, die er von Altenmünster und von der Ebernburg noch mit sich genommen hatte, fertig und völlig in die Ansichten seines Freundes Zwingli eingegangen war. Da wir weiter unten seine theologischen Lehrmeinungen berühren werden, so wollen wir nur dasjenige, was seinen inneren Seelenzustand betrifft, hervorheben. Es zeigt sich auch hier die Verschiedenheit des Charakters zwischen ihm und Luther. Diesem war es nie gelungen, sein Gewissen zu stillen, so sehr er sich auch bemühte. Es erwachte, quälte und zerfleischte ihn immer wie-

*) „Man möge es ihm nicht verargen", sagt der Verfasser, „wenn er in den Dedicationsworten um des Rathes Gunst sich bewirbt, immer jedoch im Auge behaltend den Fortschritt des Evangeliums".

der von Neuem, und er fand dann keine weitere Erleichterung, als sich in eine Fluth rasender Schmähungen gegen Papst und Papstthum zu ergießen. Oekolampadius kam damit besser zu Stande. Sanfte Gemüther, die weniger im Drange der Leidenschaft, mehr mit Ruhe und Besonnenheit ihren Abfall vollendet haben, verhärten sich leichter. Wir zweifeln nicht, daß auch er in einsamen Stunden die Regungen des Gewissens empfunden hat, denn völlig ertödtet wird es nie; aber im äußerlichen Leben traten die Spuren davon nicht hervor, und jener Geist besonnener Gleißnerei, der sich seiner seit seinem Abfalle bemächtiget hatte, wußte auch hierüber seinen glatten Firniß zu breiten. Uebrigens hatte er seine Maaßregeln getroffen, um auch von Seite des Verstandes sich gegen jede Beunruhigung möglichst zu verwahren. Er stimmte hierin ganz mit den übrigen Reformatoren überein, und äußerte sich in einem ähnlichen Sinne über die Wissenschaft, und] insbesondere über die Philosophie. In einem Briefe an Zwingli nannte er in Luthers Geiste die Akademieen die schlechten Häuser des Teufels. In seinen Vorlesungen über Isaias wiederholte er den Ausspruch Tertullians, daß die Philosophen die Patriarchen der Ketzer seyen. Am bestimmtesten aber sprach er sich hierüber in einer im August des Jahres 1524 gehaltenen Disputation aus. „Also wiederum“, sagt er darin, „alle weltliche Philosophie und pharisäischen Aufsätze und menschliche Lehren sind Fleisch, und darum ganz ohne Nutzen, sondern oft schädlich, und werden billig Spreu genannt, mit denen der verlorne Sohn nicht gesättigt werden mag. Darum, so wie in der Kirche und der Schule der Christen alle Meisterschaft allein Christi ist, also soll auch das Ansehen und die Weisheit der heidnischen Philosophen und aller andern, wie hochgelehrt sie auch seyn mögen, verächtlich seyn“. Diese unbedingte Verwerfung der menschlichen Vernunft war den Reformatoren eine unentbehrliche Stütze ihrer inconsequenten, halt- und gehaltlosen Theologie. Sie mußten ein Verbot darauf legen, aus den Prä-

missen des Glaubens folgerichtige Schlüsse zu ziehen, die einzelnen Glaubenswahrheiten durch die Gesetze des Denkens mit einander zu verbinden, und zu einem zusammenhängenden Ganzen zu gestalten, weil sie anders den Einwürfen ihrer Gegner nicht zu begegnen wußten. Wurden ihnen von katholischer Seite die Ungereimtheiten und Widersprüche, in welche sie ihre Behauptungen verwickelten, und insbesondere die Unsinnigkeit ihrer Glaubensregel dargethan, so war die Verhöhnung alles gesunden Menschenverstandes die einzige Antwort, die sie darauf gaben.

Oekolampadius hatte kaum die völlige Trennung von der katholischen Kirche in seinem Innern vollbracht, als schon der Kampf unter den Neurern selbst hervorbrach. Der Verfasser macht einmal die Bemerkung, daß das Zeitalter der Reformation das Zeitalter schöner und großer Freundschaften sey. Damit hat es aber seine besondere Bewandtniß. Die Reformation hatte ihre Flitterwochen. So lange es nur galt, niederzureißen, von der Herstellung des reinen evangelischen Glaubens zu sprechen, die katholische Kirche und ihr Oberhaupt mit Lästerungen zu überhäufen, herrschte allerdings unter den Neuerern die zärtlichste Freundschaft. Sie warfen sich einander die artigsten und salbungsvollsten Complimente zu, wußten des wechselseitigen Rühmens und Preisens gar nicht satt zu werden, und waren eben nicht sparsam, sich als Propheten und Evangelisten zu begrüßen, und mit Elias und Elisäus und mit Johannes dem Täufer zu vergleichen. Als nun aber auch die Zeit kam, wo gebaut, begründet und die neue Kirche aufgerichtet werden sollte, als es sich ausweisen sollte, worin denn eigentlich der evangelische Glaube bestehe, war das schöne Band bald zerrissen, die Bauleute warfen sich sehr unsanft die Bausteine an den Kopf, und die süße Freundschaft ward zur bittern Feindschaft. Noch im Juni 1524 hatte Luther an Oekolampadius geschrieben: „Vor allem bitte

ich dich, bester Oekolampadius, daß du mein bisheriges Still-
schweigen, nicht dem Undanke oder der Trägheit zuschreibest.
Denn seitdem du aus dem Brigittenkloster getreten, habe ich
keinen Brief von dir erhalten. Da Christus dein Herz so
mächtig geistig befestigt, daß du den Aberglauben, worin dein
Gewissen verstrickt war, überwinden und jenes Teufelsjoch
abwerfen konntest, glaubte ich, du seyst zu groß geworden,
als daß ich Briefe von dir erwarten dürfte, oder du durch
unsere Briefe Stärkung zu empfangen brauchtest. Wenigstens
haben wir diese deine Gesinnungen und löbliche That gewal-
tig gebilligt. Auch ergötzt sich Philippus mit besonderer
Freude an deinem Andenken, und hört nicht auf, mir alle
Tage dich größer abzuschildern". Dieß war aber auch der
letzte Tag der Flitterjahreswoche. Schon das Jahr darauf
begann der Streit wegen des Abendmahles. Wie Luther
seine ehemaligen Freunde dabei behandelte wissen wir. Oeko-
lampadius blieb auch hierin seiner Charakterrolle getreu; er
wußte sich auch hier zu beherrschen, und seine Gesinnungen
zu verhehlen, seine Antworten waren viel ruhiger, gemäßig-
ter und anständiger. Er ermahnte sogar Zwingli in einem
vertrauten Briefe, sich aller Heftigkeit zu enthalten, offen-
bart aber darin zugleich, wie er in seinem Herzen dachte.
„Du mußt", schrieb er ihm, „Luther mit friedfertigem und
sanftmüthigem Geiste antworten, nicht wie jener Meister in
der Kunst der Verläumdung und Sophistik es verdient, son-
dern wie die Fürsorge für die Wahrheit es erfordert". Da-
hin war es also gekommen, daß Oekolampadius demjenigen,
den er so hoch gestellt und als einen gottgesandten und gott-
begeisterten Mann verehrt, dessen Autorität ihn zum Abfalle
von der Kirche hingerissen hatte, jetzt für einen Meister in
der Kunst der Verläumdung und Sophistik erkannte. Es ist
dieß eines jener Momente, die es schlechthin unmöglich ma-
chen, fernerhin in den Reformatoren ein aufrichtiges Streben
nach Wahrheit und einen guten Glauben anzunehmen. Diese

ihre Uneinigkeit hätte ihnen nothwendig die Augen öffen müssen, wenn ihre Blindheit eine unverschuldete und unabsichtliche gewesen wäre. Sie hätten nothwendig erkennen müssen, daß sie geirrt hatten, und nur ihrem eigenen Geiste gefolgt waren, daß der todte Buchstabe der Schrift sich nicht selbst auslege und daß ohne eine mit höherem Beistande ausgerüstete, unfehlbare Kirche Alles in subjective Willkühr zerfließe. Zu derselben Erkenntniß hätten sie auch die schon etwas früher begonnenen Streitigkeiten mit den Wiedertäufern führen müssen. Da sie auch in Basel auftraten, hatte Oekolampadius mit einigen andern Prädikanten den Auftrag erhalten, sie zu widerlegen und zu Rechte zu bringen. Er ließ sich in Unterredungen mit ihnen ein, fand aber natürlich keine andern Waffen wider sie, als die kirchlichen, und wie anderwärts die Katholiken den Reformatoren hielt er ihnen die Neuheit ihrer Lehre, die Tradition, die Väter und die Concilien entgegen. „Euere Lehre“, sagte er ihnen, „ist ein neu Gedicht seit zwei Jahren angefangen; sie ist wider die wahre Liebe, spottet der christlichen Gemeinde, ist gerichtet auf Zertrennung und Rottirung, so daß sie aus dem Geiste Gottes nicht kommen mag“. Hierauf führte er zur Bestätigung des apostolischen Ursprunges der Kindertaufe Sätze aus dem heil. Cyprian, aus Origines und einigen Kirchenversammlungen an, und fuhr dann fort: „Nun wollet ihr so viele Tausende, die in der Kindheit die Taufe empfangen, nicht für christliche Brüder halten; wie werdet ihr Christo sein Reich so eng und schmal machen? Von wie viel heiligen Gliedern trennt ihr euch nicht ab? und so ihr eine neue Secte einführet, so werdet ihr Ein Leib mit dem Teufel“. Es scheint unerklärlich, wie er diese Worte aussprechen konnte, ohne darin die Anwendung auf sich selbst zu erblicken; allein die Erklärung ist ganz einfach die: er und die übrigen Reformatoren erkannten die Wahrheit nicht, weil sie die Wahrheit nicht erkennen wollten, weil es ihnen nur darum zu thun war, ihre Sache

um jeden Preis zu behaupten, weil sie bereits bis zur Hartnäckigkeit im Irrthum und bis zur entschiedenen Verstockung des Herzens gelangt waren *).

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Der Verfasser bemerkt hierüber, es sey merkwürdig, wie alle diese Stimmführer der Reformatoren die Sache unter den kirchlichen, traditionellen Gesichtspunkt zu stellen gesucht hätten. Es sey den Reformatoren zur Genüge vorgeworfen worden, daß sie gegenüber den Wiedertäufern in den katholischen Standpunkt gänzlich zurückgefallen, und gegen sie dieselben Argumente gebraucht haben, deren Gültigkeit sie nicht anerkannten, wenn die katholischen Gegner sie ihnen vorhielten. Die Inconsequenz habe aber mehr im Ausdrucke, als in der Sache selbst gelegen, denn Oekolampadius und seine Freunde seyen allerdings in ganz anderem Verhältniß zu der kirchlichen Entwicklung als die Wiedertäufer gestanden, weil sie durch die christliche Vergangenheit hindurchgegangen, und daraus auch hauptsächlich die Ideen und Antriebe zu ihrer Reformation geschöpft hätten. Dieß ist aber wieder nichts als leeres Gerede. Die Frage ist die einfachste von der Welt. Ist die Schrift die einzige Quelle der christlichen Glaubenslehren oder nicht? Ist sie es, so mußte die Widerlegung aus der Schrift allein geführt werden, und es konnte und durfte sich nicht auf die Ueberlieferung berufen werden. Ist sie es nicht, so zerfiel und zerfällt der ganze Protestantismus.

XII.

Friedrich Staps.

(Ein Beitrag zur Lehre vom Tyrannenmorde.)

Es ist bekannt, daß im Oktober des Jahres 1809, als Napoleon auf dem Schloßhofe zu Schönbrunn seine Garden musterte, sich ein junger Mensch an ihn drängte, um ihn zu ermorden. Der Thäter wurde ergriffen, vom Kaiser selbst verhört und wenige Tage nachher erschossen. Zu jener Zeit ging nur ein dunkles Gerücht von diesem Vorfall durch Deutschland. Später verbreiteten die Memoiren mehrerer Begleiter Napoleons einiges Licht über den tragischen Hergang, aber erst in neuester Zeit hat eine Broschüre*), deren Verfasser aus der authentischsten Quelle schöpfte, vollständigen Aufschluß über die Person des Unglücklichen gegeben, der das Opfer einer beklagenswerthen Verirrung unreifer Vaterlandsliebe wurde. — Vor einigen Jahren starb nämlich zu Naumburg an der Saale der M. Friedrich Gottlob Staps, protestantischer Prediger an der dortigen Kirche zu St. Othmar, — der Vater desselben Friedrich Staps, der im Garten von Schönbrunn erschossen war. Im Nachlasse des hochbetagten Greises fand sich eine handschriftliche Biographie seines Sohnes, in welcher er freilich erst nach Jahren, Alles zusammengetragen hatte, was ihm in der Erinnerung geblieben war,

*) Sie führt den Titel: Friedrich Staps. Erschossen zu Schönbrunn bei Wien, auf Napoleons Befehl im Oktober 1809. Eine Biographie aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters M. Fried. Gottl. Staps. Berlin 1843.

oder was er von Papieren, die sich auf den unglücklichen Jüngling bezogen noch hatte auffinden können. Dieß Manuscript kam an die Familie des Erblassers, von welcher der Herausgeber der obengenannten Broschüre es mit der Berechtigung zur Veröffentlichung erhielt. — Den Gerichten konnten übrigens die unsichern und schwankenden Zeugnisse nicht genügen, die über den Tod des jüngern Staps vorlagen. Sie mußten zum Behufe der Erbschaftsregulirung gerichtliche Gewißheit haben. So fand, obwohl der Tod des Abwesenden bereits als welthistorisches Factum in so viele Geschichtswerke übergegangen war, nachträglich noch die Formalität der Edictalcitation statt, welcher erst, als der Gerufene nach Ablauf der gesetzlichen Fristen nicht erschien, die Todeserklärung folgen konnte. —

Friedrich Staps war geboren zu Naumburg den 14. März 1792. — In seiner Kindheit schien er Neigung zum Stande seines Vaters zu haben. — „Allenthalben wohin sein Großvater väterlicher Seite ihn mitnahm", erzählt die Biographie, „predigte er nach seiner kindischen Art. Er setzte seine Zuhörer zuweilen in nicht geringe Verwunderung. Und einer oder der andere äußerte wohl, daß er dem Knaben lieber zuhöre als manchem Prediger, der mit seiner trockenen Sittenlehre die Zuhörer nicht immer erbaute. Doch, als er zu denken anfing, und die Kinderschuhe auszog" (d. h. vom fünften Jahre an) „verlor sich auch die Neigung Prediger zu werden. Er vertauschte sie mit der zum Kaufmannsstande". — Wahrscheinlich hatte dieß seinen Grund darin, daß er in einem benachbarten Kaufmannshause wohlgelitten war, wo Herr und Diener den muntern, hübschen Knaben gern sahen. Beim Lernen legte sich der Kleine schon frühzeitig auf das, was ihm in seinem künftigen Stande nützlich seyn konnte. Er ahmte die Schriftzüge der Kaufleute nach, trieb mit Eifer die französische Sprache und verwandte viel Aufmerksamkeit auf Geographie und Geschichte. Schwerer wurde ihm das Lateinlernen, doch trieb er auch dieß mit vielem Fleiße. „Vor allem

aber“ berichtet der Vater „hörte er die Religionsvorträge mit wahrer Ehrfurcht an, und prägte sich ihre Lehren tief in sein jugendliches Herz. Er fing keinen Tag ohne Gebet aus dem eigenen Schatze seines Herzens an, und mit herzlichem Danke gegen Gott legte er sich am Abend auf sein Lager. Er hat es bis an sein Ende fortgesetzt“. — Von seinem neunten Jahre an, machte er sich einen ordentlichen Studienplan und band sich, im Lernen wie im Spiel, streng an diese freiwillig von ihm selbst entworfene Eintheilung seiner Zeit, so daß er mit dem Glockenschlage das eine Buch zu, das andere aufmachte. Diesen Plan änderte er alle halbe Jahre, ohne sich je im Lernen stören, oder sich in dieser Zeit zu einem Vergnügen locken zu lassen. — So war er gleichsam die Ordnung selbst und nur fast zu fleißig. Oft mußte ihn seine Mutter fast mit Gewalt zu einer Leibesbewegung und zu jugendlichen Vergnügungen ziehen. — Dennoch war er nichts weniger als phlegmatisch, „es war“, meint der Prediger, „nur der Ehrgeitz, der ihn trieb“. — Bis spät Abends saß er neben seinem Vater, las, und fragte nach dem, was er nicht verstand. Im letzten Jahre seines Aufenthalts im elterlichen Hause war seine Lieblingslectüre Schröckh's allgemeine Weltgeschichte, und Voltaire's Histoire de Charles XII. Außerdem spielte er nicht übel Clavier, zeichnete viel und gut, und hatte sich noch in Naumburg die Anfangsgründe der englischen, auch einen Ueberblick der italienischen Sprache zu eigen gemacht. — Zur Erholung schnitt er Bilder aus buntem Papier oder sammelte Wappen. Als Kind hatte er gern Ball gespielt, schämte sich aber von seinem zehnten Jahre an plötzlich dieses Spieles. Statt dessen legte er sich einen kleinen Laden an, aus welchem ihm die Eltern und deren Freunde abkaufen mußten. Später hat er sich jedoch mit einigen dichterischen Versuchen beschäftigt, und etwa in seinem dreizehnten Jahre, nachdem er Gumal und Lina von Lossius gelesen, ein Stück davon zu einem Schauspiel umgearbeitet, später auch ein anderes kleines Schauspiel

entworfen. — Sein treuester Freund war der Sohn eines Naumburger Kaufmanns, mit welchem er auch noch später, der Uebung halber in französischer Sprache, Briefe wechselte. —

„Nachdem er", erzählt sein Vater „das vierzehnte Jahr zurückgelegt, feierte er den ersten Abendmahls-Genuß mit wahrer Rührung und herzlicher Andacht". — Um dieselbe Zeit fand sich die Gelegenheit ihn als Lehrling in einer Erfurter Handlung anzubringen. Dorthin begleiteten ihn seine Eltern am fünften Mai 1806. —

Auch in seinem neuen Verhältnisse erwarb sich der junge Staps bald durch seine gute Aufführung die Liebe seiner Vorgesetzten. Mit erneuertem Eifer trieb er hier die französische, mehr noch die englische Sprache, und es war sein Plan einmal als Buchhalter, Correspondent oder Reisediener in ein großes Haus zu treten. — Daneben beschäftigten ihn Clavier und Zeichnen, auch las er um sich zu bilden viel und mancherlei.

Bis auf einige Anfälle von Magenkrampf war er vollkommen gesund, sein Körperbau für seine Jahre eher klein als groß, sein Gesicht roth, angenehm und freundlich, die Lippen voll, die Haare dunkelbraun. Alle seine Briefe aus Erfurt athmeten die kindlichste, herzlichste Liebe gegen seine Eltern und seinen Bruder. An ihren Geburtstagen erfreute er seine Angehörigen mit kleinen Geschenken, die er von seinem ersparten Taschengelde bestritt. Zwei Commis aus andern Handlungen, junge unbescholtene Leute von seinem Alter, waren seine vertrauten Freunde. Während seiner Lehrzeit zürnte ihm sein Principal nur zweimal; das eine Mal weil er, was ihm während seiner Lehrzeit verboten war, aus Neugier heimlich einen Maskenball besucht; das andere Mal, weil er die Abwesenheit eines andern Dieners verheimlicht und seinem Herrn verläugnet hatte.

Während der Zusammenkunft Napoleons und Alexanders zu Erfurt beschrieb Friedrich Staps seinen Eltern alle dort

vorkommenden Feste, ohne auch nur mit einem Worte eine feindliche Stimmung gegen den Mann zu verrathen, in dessen Händen damals das Schicksal der Welt lag. — Diese Briefe des jungen Staps sind später von den französischen Behörden den bekümmerten Eltern abgefordert worden. Nur einer derselben blieb in ihren Händen. Er ist vom 20. März 1809 und lautet wie folgt: „Mit sehr viel Vergnügen und mit der aufrichtigsten Empfindung der Dankbarkeit hab' ich Ihren Brief gelesen, und das Kästchen, welches Sie mir zu meinem Geburtstage zu schicken die Güte gehabt, geöffnet. In Wahrheit ich weis nicht wie ich die Empfindungen meines Herzens für Ihre väterlichen Wünsche, wie für Ihre Geschenke aussprechen soll. Nur durch Liebe und Gehorsam werd ich mich beeifern, mich Ihrer Güte werth zu machen".

„Sie fragen mich, wann ich Sie besuchen darf? Das weis ich aber wirklich selbst noch nicht. Zu Ostern schwerlich, denn wir haben viel Geschäfte und noch keinen neuen Gehülfen. Indessen bitten Sie Herrn Rothstein, wenn er durch Naumburg zur Messe reist". —

„Ich wiederhole meine Danksagungen mit der Versicherung, daß ich nie aufhören werde zu seyn Ihr gehorsamster Sohn Friedrich Staps".

Derselbe kindliche Geist scheint sich auch in allen übrigen Briefen aus jener Periode ausgesprochen zu haben. — Der Vater erinnert sich später noch, wie er in einem derselben anfragte: ob er wohl einen Speciesthaler anwenden dürfe, um silhouettiren zu lernen u. dgl. „Bei dem allen", fügt die väterliche Biographie hinzu, „versäumte er Sonntags die Gottesverehrung nicht, so wenig als die Feier des Gedächtnisses dessen, dem wir unsere höchste Weisheit verdanken". — Eine jugendliche Liebe scheint in jener Periode zwar sein Herz berührt zu haben, doch hat sie schwerlich zu einem nähern Verhältnisse geführt, und zuverlässig nur eine geistig sentimentale Richtung genommen. Bei seiner Verhaftung

in Schönbrunn wurde das Bild der Geliebten bei ihm gefunden.

Zu Anfang August 1809 verlebte Friedrich 8 Tage bei seiner Familie in Naumburg. — „Heiter und unbefangen kam er an und vergnügte sich mit den Kindern und Eltern, wie nur irgend ein junger Mensch, dem die Welt lacht und der an nichts Arges oder Ernsthaftes denkt". — Mit keiner Miene verrieth er beim Abschiede irgend eine außergewöhnliche Rührung oder einen gewagten Entschluß.

Während des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich hatte er die Siege des Erzherzog Karl immer mit theilnehmender Freude seinen Eltern gemeldet, auch den Tagsbefehl desselben vom 23. Mai 1809, der den Sieg bei Aspern meldet, wörtlich abgeschrieben und dem Vater geschickt. „Was ich erfahre, sollen Sie alles wissen", schrieb er, „melden Sie aber auch mir, was Sie hören. Denn wir müssen doch alles erfahren, trotz der umherschleichenden Polizei. Die Oesterreicher werden ihnen bald ihr Handwerk legen! Ich hoffe mit Sehnsucht darauf, denn dann hat man doch mehr Freiheit".

Aus der kurzen Periode von seiner Rückkehr nach Erfurt bis zu seinem Aufbruche nach Wien, — während welcher der gewaltige Entschluß, der über sein Leben entschied, in ihm zur Reife gekommen seyn muß, — haben wir nur spärliche und unzureichende Nachrichten. Er soll besonders Schillers Werke und vorzüglich die Jungfrau von Orleans gelesen haben. — Einmal hat er sein Vorhaben (ob Napoleon zu ermorden oder Soldat zu werden? ist aus den von dem Vater mitgetheilten Notizen nicht ersichtlich —) gegen seine Freunde ausgesprochen. Diese aber drohten ihm, erschrocken über solche Aeußerung, sogleich an seinen Vater zu schreiben, wenn er nicht verspreche, seinen Entschluß aufzugeben. — Staps stellte sich hierauf, als sey seine Aeußerung überhaupt nur aus einem unreifen Gedanken entsprungen, scherzte mit seinen Freunden, trank an demselben Abende mit ihnen Punsch, und



schien wieder völlig unbefangen. Aber wenige Tage darauf (23. September 1809), als sein Lehrherr zur Leipziger Messe gereist war, miethete er Wagen und Pferd, ließ sich einen Paß nach Naumburg und weiter geben, und reißte am folgenden Morgen in der Frühe, nachdem er eilf Friedrichsd'or zu sich gesteckt und sich mit der nothdürftigsten Wäsche und Kleidung versehen hatte, heimlich und von Niemand bemerkt nach Ilmenau, wo er das mitgenommene Fahrzeug verkaufte und mit der Post nach Wien weiter fuhr.

Natürlich eilte die Mutter auf die erste Kunde von dieser Flucht mit Extrapost nach Erfurt. — Aber schon unterwegs fand sie bei Verwandten einen Brief von ihrem Sohne, der ihr schrecklichen Aufschluß über dessen Schritt gewährte. Ihr Schwager hatte ihn mit der Bitte erhalten, die Eltern erst vorzubereiten, ehe er ihn übergehe oder vorlese. Er lautet wie folgt:

Erfurt, den 20. Sept. 1809.

Theuerste Eltern!

„Diesen Brief wird Ihnen der gute Vetter in Hassenhausen übergeben, nachdem er ihnen beigebracht hat, daß Sie mich nie wieder sehen. — Ach! könnte ich Ihnen fühlbar machen, wie schwer mir es wird, dieses Ihnen zu schreiben, und doch muß ich! ja ich muß fort, fort um zu vollbringen, was mir Gott geheißen, was ich ihm fürchterlich heilig geschworen habe zu vollbringen. Fort muß ich, um Tausende von ihrem Verderben, vom Tode zu retten, und dann selbst zu sterben. Was und wie ich es thun will, darf ich selbst Ihnen nicht entdecken. Schon vor einigen Wochen kam ich auf den Gedanken, dieses zu thun; doch fand ich überall Hindernisse; als zwei Tage darauf, bei einer unangenehmen Nachricht, ich Gott bat, mir Mittel zu geben, mein Vorhaben ausführen zu können; da wurde es mir so hell vor Augen; mir war es, als sähe ich Gott in seiner Majestät, der mit donnerähnlichen Worten zu mir sprach: gehe hin und thue was du dir vorgenommen hast, ich will dich leiten, dir behülflich seyn;

du wirst diesen Zweck erreichen, doch dein Leben zum Opfer bringen müssen, aber dann bei mir ewig froh und selig seyn. Da hub ich meine Hände auf zu ihm und schwur fürchterlich und heilig, ihm zu gehorchen bis in den Tod, und verlangte hier keine frohe Stunde und dort ewige Verdammniß, wenn ich meinen Schwur brechen würde. Und schon damals hätt ich gehen sollen: aber ich war zu wankelmüthig; bereute oft, was ich geschworen hatte. Doch mein Gewissen wacht jetzt auf und sagt mir: gehe, eile fort, jetzt ist noch Zeit; aber die höchste Zeit, drum eile! Es reißt mich fort mit Riesengewalt zu meinem Schicksal hin, dessen Laufbahn bald geendet seyn wird; denn dann erwartet mich jene Seligkeit, jene ewige Herrlichkeit, die mir Gott verheißen hat. Ja, liebe Eltern! trauern Sie nicht über mich, freuen Sie sich einen Sohn zu haben der dieses unvollkommene Leben mit jenem schönen bald vertauscht. Ihnen nur verdank ich es und Ihren guten Lehren, daß ich standhaft und Gott getreu bis in den Tod bin. Sie lehrten mich es, für Gottes Sache, für das Glück, für das Leben meines Nächsten nicht den Tod zu scheuen. Ja ich kann ruhig, freudig ihm entgegen gehen, wie die Apostel thaten, will ich lächelnd sterben. Dort sehen wir einst verklärt uns wieder! Dort wird nichts uns trennen, nichts unsere Freude stören. Dort finde ich auch die Geliebte wieder, die ich verlassen muß, denn Gott verlangt ein großes Opfer".

„So sag ich Ihnen, liebe Eltern, Dir, lieber Bruder und allen Freunden und Bekannten, das letzte Lebewohl, und mein Dank für Alles, was Sie von Kindheit auf für mich gethan; für die Sorgen und Mühen, die Sie für mich hatten; für die guten Lehren und für alles, was Sie mir gaben. O Sie thaten es nicht vergebens, denn Tausende werden es Ihnen danken und für Sie beten".

„Zu der Reise, die ich machen muß, hab ich Verschiedenes, was ich nöthig hatte, geborgt, auch etwas Geld; ich bitte Sie, dieses letzte für mich noch zu bezahlen. Den Schlüssel zu meinem Schranke hat ****".

„So sey denn Gott mit Ihnen, wie er mit mir seyn wird, denn er wird immer mit seiner mächtigen Hand leiten Ihren bis in den Tod gehorsamen Sohn Fritz“.

„Ach, ich kann noch nicht schließen! haben Sie nochmals für alles Dank! Verzeihen Sie mir meine Fehler, und das, womit ich Sie beleidigt habe, so wie auch, daß ich Sie jetzt nicht um Rath fragte. Tausendmal habe ich zu Gott gebetet: Himmlischer Vater! muß es seyn? Muß ich gehen? Wie soll ich's möglich machen? Du mußt fort! donnerte mir eine Stimme zu, ich begleite und führe dich, was brauchst du mehr? Sey unverzagt und gehe. Würde ich jetzt noch bleiben, so könnte ich keinem ehrlichen Menschen in's Gesicht sehen, ohne als ein Meineidiger zu erröthen. Ein kalter, fürchterlicher Schauer würde mich überfallen, wenn ich an jenes Leben dächte, wo dann nur Qualen meiner warten würden. So denke ich jetzt mit Vergnügen daran, denn ich weiß, Gott wird mich aufnehmen in seine Herrlichkeit“.

„Am Sonntag war ich in der Kirche, da wurde vom Sterben gepredigt. Dieses hat mich nun ganz standhaft gemacht, und fühle die letzten Worte der Predigt in ihrem ganzen Umfange. Sie heißen: „erhaben über Staub, unsterblich ist des Menschen Geist“"!

Wenn es je ein psychologisches Räthsel gegeben hat, so ist es dieser Brief. Wie hat der plötzliche Umschwung, den derselbe bekundet, in einem Jünglinge vor sich gehen können, in welchem bisher auch nicht die leiseste Spur einer Anlage zum religiösen oder politischen Fanatismus zu entdecken gewesen? Hier, wie so oft in der Geschichte, zeigt es sich, wie nahe der gewöhnliche, platte, alltägliche, damals wie heute noch in Sachsen landübliche, protestantische Rationalismus an die wildeste Schwärmerei gränzt, und wie er auf einen Schlag und fast ohne alle Uebergänge in seinen entschiedensten Gegensatz umspringen kann. In diesem Falle hat augenscheinlich das Lesen der Schiller'schen Dramen den Contrast vermittelt. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß dem unglück-

lichen Jünglinge, als er den letzten Brief an seine Eltern schrieb, der berühmte Monolog der Jungfrau von Orleans vorschwebte. — Alles Weitere, ob seine Begeisterung wirklich noch eine rein natürliche, wenn gleich krankhaft überspannte war, oder ob sich, wie er in seinem Briefe anzudeuten scheint, wirklich eine Art Vision derselben beigemischt habe? mit andern Worten: ob wir das, was er in seinem Schreiben von dem Hellwerden vor seinen Augen, von den donnerähnlichen Worten, die er vernommen u. s. w., sagt — bloß als Schiller'sche Phrase oder buchstäblich zu nehmen haben? — dieß wird bei dem völligen Mangel aller weitern Quellen für immer ein ungelöstes und unlösbares Problem bleiben. —

Ueber seine Erlebnisse auf der Reise nach Wien fehlt alle und jede Kunde. Erst von dem Versuche gegen das Leben Napoleons auf dem Schloßhofe von Schönbrunn sprechen einige französische Memoiristen. —

Das Umständlichste dieser Zeugnisse, die im Wesentlichen alle übereinstimmen, rührt von Bourienne her, der seine Kunde vom General Rapp, dem Adjutanten Napoleons, hat.

„Wir waren zu Schönbrunn", so erzählt Rapp an Bourienne, „woselbst der Kaiser Revue abhielt. Schon früher fiel mir ein junger Mensch auf, den ich am Ende einer Colonne bemerkte. Eben als die Truppen im Begriff sind zu defiliren, sehe ich diesen jungen Menschen auf den Kaiser zugehen, der sich zwischen mir und Berthier befindet. Da der Prinz von Neufchatel glaubte, er wolle eine Bittschrift überreichen, so winkte er ihm zu, mir solche zu übergeben, da ich heute den Dienst als Adjutant hatte. Er erklärte aber, er wolle mit Napoleon selber sprechen, und Berthier bedeutet ihm nochmals, sich an mich zu wenden. Hierauf entfernt er sich etwas, wiederholt jedoch immer noch, er habe mit Napoleon selber zu sprechen. Nun aber nähert er sich nochmals, und kommt Napoleon sehr nahe. Ich trete ihm entgegen und rede ihn deutsch an; ich sagte ihm, er müsse bis nach der Parade warten, und daß er dann für seine Bitte Gehör fin-

den würde. Nachdem ich ihn nun aber mit Aufmerksamkeit betrachte, wird mir seine Beharrlichkeit verdächtig. Ich bemerke, wie er seine rechte Hand in der linken Seite seines Rockes verborgen hält, woselbst eine Tasche ist, aus der ein Papier hervorragt. Ich weiß nicht, fuhr Rapp fort, welcher Zufall mich in seine Augen blicken läßt, da fällt mir denn sein Blick und seine entschlossene Miene sehr auf. Da ich jetzt einen Gensdarmerieoffizier in der Nähe bemerkte, so rief ich ihn, und gab ihm Befehl, ihn, ohne Gewaltthätigkeit und ohne Aufsehen zu erregen, in's Schloß zu bringen und daselbst bis nach beendigter Parade zu bewachen".

„Dieß Alles", erzählt Rapp, „geschah in kürzerer Zeit, als ich zum Erzählen brauchte, und Jedermann war so sehr mit der Parade beschäftigt, daß die vorgefallene Scene ganz unbemerkt blieb. Indessen meldete man mir so fort, daß man bei dem jungen Menschen ein großes Messer gefunden habe, und daß er Staps heiße. Ich ging sogleich zu Duroc, und wir begaben uns beide in das Zimmer, in welches man Staps gebracht hatte. Er saß auf einem Bette, und wir fanden seine Züge eher nachdenkend als muthlos. Man hatte bei ihm das Portrait einer jungen Dame, seine Brieftasche und eine Geldbörse gefunden, in welcher zwei Goldstücke waren. Rapp setzte hinzu: „„ich glaube, es waren alte, französische Louisd'or"". Nun", fuhr Rapp fort, „fragte ich ihn nach seinem Namen: „„Ich kann ihn nur Napoleon sagen"", antwortete er. Ich fragte ihn, wozu er das Messer bei sich geführt: Er gab wieder dieselbe Antwort: „„Ich kann es nur Napoleon sagen"".

„Gedachten Sie damit einen Angriff auf sein Leben zu machen? fragte ich ihn".

„„Ja mein Herr"".

„Und warum"?

„„Ich kann es nur Napoleon sagen"".

„Dieß schien mir nun zu auffallend, um nicht den Kaiser davon in Kenntniß setzen zu müssen. Nachdem ich ihm

den ganzen Vorfall erzählt hatte, schien er mir niedergeschlagen, denn du weißt, sagte mir Rapp, wie sehr ihn die Idee seiner Ermordung beunruhigte. Er befahl mir, den jungen Menschen in sein Kabinet bringen zu lassen; aber der Befehl geschah in einem Tone, den weder ich noch du jemals an ihm bemerkt haben. Er legte dabei fortwährend die rechte Hand an die Stirne, und blickte mit forschender Miene in die Augen aller Anwesenden. Berthier, Bernadotte, Savary und Duroc waren da, und ich bemerkte, wie die Augen des Kaisers auf einem und dem andern forschend ruhten, obgleich er gewiß seyn mußte, daß keiner unter uns war, der nicht sein Leben für ihn gerne zum Opfer gebracht hätte".

„Laut Befehl führten nun zwei Gensdarmen Staps vor Napoleon. Der arme junge Mann hatte, trotz seiner verbrecherischen Absicht, in seinem Wesen etwas Interessantes, dem man unmöglich widerstehen konnte. Ich wünschte, sagte mir Rapp, er hätte läugnen können, aber wie in aller Welt sollte es möglich seyn, einen jungen Menschen zu retten, der sich selbst in den Abgrund stürzen will. Als Staps vor dem Kaiser stand, fragte er ihn, ob er französisch spreche? Staps antwortete, er verstünde nur wenig davon. Da ich nun nach Dir der beste Deutsche an Bonaparte's Hofe bin, wurde mir der Befehl, ihn deutsch in's Verhör zu nehmen, dessen Hauptinhalt ich Dir genau mittheile. Ich muß bemerken, daß mir der Kaiser den größten Theil der Fragen vorsagte, die ich an ihn richten sollte".

„Ich war demnach bei diesem Verhör nur ein Dolmetscher. Der Kaiser war so voll Eifer die Antworten Staps zu erfahren, daß ich nur den Uebersetzer zu spielen hatte, indem in dem folgenden Dialog der Kaiser selber sprach".

Der Kaiser. — Woher sind Sie?

Staps. — Aus Naumburg.

Der Kaiser. — Was ist ihr Vater?

Staps. — Er ist protestantischer Prediger.

Der Kaiser. — Wie alt sind Sie?

Staps. — Achtzehn Jahre.

Der Kaiser. — Welche Absichten hatten sie mit dem Messer?

Staps. — Sie zu tödten.

Der Kaiser. — Sie sind wahnsinnig, junger Mensch, Sie sind Illuminat.

Staps. — Ich bin nicht wahnsinnig, und weiß nicht, was Illuminat seyn heißt.

Der Kaiser. — Sie sind also krank?

Staps. — Ich bin nicht krank, ich befinde mich wohl.

Der Kaiser. — Warum wollten Sie mich tödten?

Staps. — Weil Sie das Unglück meines Vaterlandes sind.

Der Kaiser. — Habe ich Ihnen etwas Böses zugefügt?

Staps. — Mir, wie allen Deutschen.

Der Kaiser. — Wer hat Sie abgeschickt, durch wen sind Sie zu diesem Verbrechen veranlaßt?

Staps. — Von Niemand. Die feste Ueberzeugung, daß ich, wenn ich Sie tödte, meinem Vaterlande und Europa den größten Dienst beweise, hat mir die Waffen in die Hand gegeben.

Der Kaiser. — Sie sehen mich jetzt zum Erstenmale?

Staps. — Ich habe Sie schon in Erfurt gesehen, als Sie dort mit dem Kaiser von Rußland zusammen kamen.

Der Kaiser. — Hatten Sie damals schon die Absicht, mich zu tödten?

Staps. — Nein, ich glaubte nicht, daß Sie Deutschland noch mit Krieg überziehen würden. Ich war einer Ihrer größten Bewunderer.

Der Kaiser. — Seit wann sind Sie in Wien?

Staps. — Seit zehn Tagen.

Der Kaiser. — Warum haben Sie so lange gezögert, Ihr Vorhaben auszuführen?

Staps. — Ich kam bereits vor acht Tagen nach Schönbrunn, um Sie zu tödten, aber die Parade war eben vorü-

der, weshalb ich mein Vorhaben bis auf heute aufgeschoben habe.

Der Kaiser. — Sie sind wahnsinnig, sage ich, oder krank.

Als das Verhör so weit vorgerückt war, gab der Kaiser Befehl, Corvisart zu holen. Staps fragte, wer dieß sey; ich erklärte ihm: es sey ein Arzt, worauf er entgegnete: Ich brauche ihn nicht. Wir blieben nun alle still, bis der Arzt kam, während welcher Zeit Staps die größte Gemüthsruhe bewies. Sobald Corvisart angekommen war, befahl ihm Napoleon, den Puls des jungen Mannes zu untersuchen, was er auch that. Mit vieler Kaltblütigkeit sagte Staps: „Nicht wahr, mein Herr, ich bin nicht krank"?

„Der Herr befindet sich wohl", antwortete Corvisart zum Kaiser gewandt.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt"! erwiderte Staps mit einer gewissen Zufriedenheit.

Ich war ganz erstaunt über die Gemüthsruhe und Kaltblütigkeit, welche Staps bewies, und selbst der Kaiser schien niedergeschlagen bei der Versicherung des jungen Menschen. Nach einigen Minuten redete er ihn wiederum an.

Der Kaiser. — Sie haben einen überspannten Kopf, Sie stürzen Ihre Familie in's Unglück. Ich will Ihnen das Leben schenken, wenn Sie mich wegen Ihres Verbrechens, das Sie haben begehen wollen, und das Sie nunmehr bereuen, um Verzeihung bitten.

Staps. — Ich will keine Gnade, und fühle nichts als die tiefste Betrübniß, daß es mir mißlungen ist.

Der Kaiser. — Teufel, es scheint ein Verbrechen ist eine Kleinigkeit für Sie.

Staps. — Sie zu tödten, ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht.

Der Kaiser. — Was ist das für ein Portrait, das man bei Ihnen gefunden hat?

Staps. — Es ist das Bildniß meiner Geliebten.

Der Kaiser. — Sie wird ohne Zweifel über Ihr Geschick sehr betrübt seyn?

Staps. — Sie wird nur darüber betrübt seyn, daß es mir mißlungen. — Sie haßt Sie eben so sehr, wie ich.

Der Kaiser. — Nun kurz — wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir dankbar seyn?

Staps. — Ich würde Sie dennoch tödten.

Napoleon war hierüber so bestürzt, wie ich ihn noch niemals gesehen. Die Antworten, die Staps ihm gab, und dessen Standhaftigkeit hatten ihn unsäglich niedergeschlagen. Er gab Befehl, den Gefangenen abzuführen. Als er fort war, sagte Napoleon zu uns:

„Da habt Ihr die Resultate des Illuminatismus, der Deutschland beunruhigt. Wahrlich, schöne Grundsätze, schöne Ansichten; sie bilden die Jugend zu Mördern heran. Es gibt keine Mittel gegen diesen Illuminatismus, Kanonenschüsse schüchtern eine Secte nicht ein".

„Nachdem Napoleon noch lange gegen die Illuminaten geeifert hatte, ging er mit Berthier wieder in sein Cabinet, und das Ereigniß, das ein Geheimniß bleiben sollte, wurde bald im ganzen Schlosse zu Schönbrunn zum Gegenstande der Unterhaltung. Abends ließ mich der Kaiser rufen:

„Rapp", sagte er zu mir, „weißt Du, das Ereigniß von heute Morgen ist ein ganz außerordentliches. Ich glaub's nicht, daß dieser junge Mensch aus eigenem Antriebe mich morden wollte. Dahinter steckt etwas. Man wird mir's nicht ausreden, daß Berliner und Weimarische Hinterlist dabei nicht fremd sind".

„Erlauben Sie mir, Sire, es zu sagen, daß Ew. Majestät Verdacht mir nicht begründet erscheint. Staps ist hierin selbstständig, dieß beweist eben so seine Ruhe, wie sein Fanatismus".

„Ich sag Dir, es stecken Weiber dahinter. Wäre ich nur dessen gewiß, aus der Mitte ihres Hofes ließe ich sie entführen".

„O, Sire, unmöglich kann weder ein Mann, noch ein Weib an den beiden Höfen solch abscheulichen Gedanken gefaßt haben"!

„Ich bin dessen keineswegs so gewiß. Haben sie nicht Schill gegen uns aufgewiegelt, indessen wir mit Preußen Frieden haben! Doch ruhig, wir werden schon einmal sehen".

„Schills Sache steht mit Staps in keinem Zusammenhange". Du weißt, sagte Rapp zu mir, wie gern der Kaiser sah, daß man ihm in seinen Meinungen nicht widerspreche. Dieß erfuhr ich jetzt bei dieser Unterhaltung, denn auf einmal hörte er auf, mich mit Du anzureden, was er immer thut, wenn er bei guter Laune ist, und fuhr, doch unveränderten Tones, fort:

„Sagen Sie was Sie wollen, mein Herr General, man liebt mich weder in Berlin noch in Weimar".

„Das ist unzweifelhaft; aber haben Sie Anspruch auf die Liebe dieser Höfe? Und wenn man Sie nicht liebt, läßt sich daraus schließen, daß man Sie auch ermorden will".

„Ich kenne die Wuth all dieser Weiber! Doch Geduld. Schreiben Sie jetzt an den General Lauer. Ich beauftrage ihn, Staps zu verhören. Sagen Sie ihm, er solle sichs angelegen seyn lassen, eine Entdeckung von ihm herauszubringen".

„Ich schrieb, wie mir der Kaiser befohlen; aber man konnte aus Staps kein Geständniß herausbringen, er wiederholte in dem Verhör, das General Lauer mit ihm anstellte, ungefähr dasselbe, was er in Napoleons Gegenwart äußerte. Seine Standhaftigkeit und Ruhe blieben sich gleich, und er blieb bei dieser Aussage, daß er durch sich allein zu seinem Unternehmen angeregt worden sey, und Niemand zu seinem Vertrauten gemacht habe. Der Kaiser jedoch war sehr niedergeschlagen über Staps Unternehmen, und begann wiederum mit mir davon zu sprechen, als wir nach einigen Tagen Schönbrunn verließen. Wir waren allein, und er sagte zu mir:

„Der unglückliche Staps kommt nicht aus meinem Gedächtniß. Wenn ich daran denke, werde ich ganz irre. Nein, ich kann nicht begreifen, daß ein junger Mensch, ein Deutscher, ein junger Mann von feiner Bildung, zumal ein Protestant, ein solches Verbrechen ausgesonnen und hätte ausführen wollen. Sehen Sie einmal, da spricht man von den Italienern wie von einem Mördervolke, und doch hat kein Italiener mir nach dem Leben getrachtet. Das geht über meinen Verstand. Erkundigen Sie sich über die Art und Weise, wie er gestorben ist, und geben Sie mir Nachricht davon".

„Ich zog bei General Lauer Erkundigungen darüber ein, und erfuhr, was ich auch dem Kaiser mittheilte, daß Staps, welcher am 23. October sein Unternehmen begonnen hatte, am 27. October um sieben Uhr Morgens, ohne seit dem vierundzwanzigsten etwas genossen zu haben, hingerichtet wurde. Als man ihm zu essen brachte, wies er es mit den Worten zurück:

„Ich habe Kraft genug, um in den Tod zu gehen".

„Als man ihm mittheilte, daß der Friede beschlossen sey, bewies er innigen Schmerz darüber, und sein Körper wurde von einem Schauder durchrieselt. Auf dem Richtplatz angelangt, rief er mit lauter Stimme: „„Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinen Tyrannen""! und fiel". —

Bourienne meint, daß dieses Mordattentat den Frieden, den Napoleon unmittelbar darauf mit Oesterreich schloß, wesentlich beschleunigt habe. — Schon hatten sich die Conferenzen, welche nach Ablauf des zu Znaim geschlossenen Waffenstillstandes zwischen Champagny und dem Fürsten Lichtenstein angeknüpft waren, wieder zerschlagen. Da habe Napoleon, nach dem Verhör des jungen Fanatikers, Champagny kommen lassen und ihm befohlen, die Verhandlungen sofort wieder anzuknüpfen, und es auf eine Million mehr oder weniger, die er von Oesterreich verlange, nicht ankommen zu lassen. — Champagny ließ seinem Herren keine Zeit mehr, seinen Befehl zurück zu ziehen. Er schrieb sogleich an den Für-

sten Lichtenstein; noch an demselben Abend kam man in Raab zusammen, die Discussion begann auf's neue, und in der Nacht wurde der Friede unterzeichnet, den Napoleon in allen Punkten billigte.

Savary's Bericht stimmt in allen Hauptpunkten mit Bourienne's Erzählung überein, fügt zu derselben jedoch einen Umstand, der unsere oben ausgesprochene Vermuthung bestätigt. „Als man Staps fragte, welche Schriften er am liebsten lese", antwortete er: „die historischen, und unter allen, die ich gelesen habe, hat mir nur die der Jungfrau von Orleans gefallen, weil sie Frankreich vom Joch der Feinde erlöst hat; ihr wollte ich nachahmen".

Napoleon selbst erzählt, dem Memorial de St. Helene zufolge, seine Unterredung mit Staps in folgender Weise: „Napoleon ließ den Meuchelmörder in sein Cabinet führen, rief Corvisart, und befahl ihm, des Verbrechers Puls zu untersuchen, während er selber ihn anredete".

„Der Meuchelmörder blieb ruhig, ohne Bewegung, seine Absicht offen gestehend und häufig Bibelsprüche citirend:

„Was haben Sie beabsichtigt?" fragte der Kaiser.

„Sie zu tödten".

„Was habe ich Ihnen gethan? Wer hat Sie zum Richter hienieden bestellt"?

„Ich wollte dem Krieg ein Ende machen".

„Weßhalb haben Sie sich nicht an den Kaiser Franz gewendet?"

„Er! wozu das! Er ist nichts!" rief der Meuchelmörder aus. „Und dann, nach seinem Tode würde ihm ein Anderer folgen; wogegen nach ihrer Ermordung die Franzosen sofort aus Deutschland verschwinden würden".

Der Kaiser versuchte vergebens ihn zu rühren.

„Bereuen Sie?" fragte er ihn.

„Nein!"

„Würden Sie jetzt Ihre That vollbringen?"

„Ja".

„Und wenn ich Sie begnadige"?

„Hier, erzählt Napoleon, gewann die Natur einen Augenblick die Oberhand. Stimme und Anblick des jungen Menschen verriethen eine augenscheinliche Erschütterung: „Fast möchte ich glauben", sagte er, „daß es nicht Gottes Wille ist"! — Bald jedoch nahm er wieder sein ungebährdetes Wesen an. Vier und zwanzig Stunden blieb er noch im Gefängnisse ohne Nahrung; der Arzt untersuchte ihn zum zweiten Male, man verhörte ihn nochmals, doch alles war unnütz; er blieb immer derselbe Mensch, — oder besser ausgedrückt: ein wahrhaft wüthendes Thier, und man überließ ihn seinem Schicksal".

Später im Jahre 1810 wurde von Dresden aus dem Vater ein Wink gegeben, an Duroc nach Paris zu schreiben, denn der Kaiser habe diesem befohlen, den Eltern etwas zu schicken. „Der Vater that es eiligst und bat — nicht um Geld, das konnte den Verlust nicht ersetzen — sondern um ein beglaubigtes Attest über den Tod seines Sohnes. Es erfolgte indeß keine Antwort. Freilich gingen Nachrichten genug ein; durchmarschirende Truppen wollten bei seinem Tode gewesen seyn, wie sie hier und da erzählt, und seine dabei geäußerte Standhaftigkeit bewundert haben; aber der Vater selbst hat Niemand gesprochen, der seinen Sohn sterben sah".

Die Sache verhielt sich, wie dieser später erfuhr, so: Als Bonaparte 1809 nach geschlossenem Frieden über München zurückkehrte, äußerte derselbe gegen den König von Bayern, daß er gesonnen sey, dem Vater des Friedrich Staps eine Unterstützung zukommen zu lassen, und frug den König ob er ihm nicht Jemand nennen könne, durch welchen das am besten geschehe. Der König nannte den Schreiber des Briefes. Bonaparte sagte, er wolle Duroc Auftrag geben, mit ihm davon zu sprechen. Als der Genannte am selben Abend in Nymphenburg war, so theilte ihm der König von Bayern diese Aeußerung Bonapartes mit. Duroc war aber damals schon, dem König unbekannt, nach Paris abgereist, und Bonaparte folgte noch in derselben Nacht. Dieser Mann in

München hatte dieses kaiserliche Versprechen sogleich nach Dresden gemeldet, woher der Vater die Kunde mit der Aufforderung bekam, sogleich an Duroc zu schreiben; „man gab mir, schreibt jener den Trost: ich werde etwas bekommen“. —

Im Drange der Zeitereignisse ist dieser gute Vorsatz Napoleon's freilich nicht zur That geworden. Aber die partheilose Geschichte darf diesen Zug nicht verloren gehen lassen, und muß darum auch diesen Act der Großmuth und Menschlichkeit an dem Gewaltigen anerkennen, daß er ohne die leiseste Anwandlung von Rachsucht sich Mühe gab, einen Unglücklichen zu retten, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte.

Der tragische Vorfall liefert auch nach einer andern Seite hin Stoff zu manchen Betrachtungen. — Die Eltern des Hingerichteten blieben lange in Ungewißheit ob ihr Sohn todt oder nach Frankreich transportirt sey, und machten die traurigsten Erfahrungen wie schwer die, jedes Mitleid erstickende Furcht vor dem eisernen Arme des Beherrschers von halb Europa auf den Gemüthern der Deutschen lastete. — Eltern und Bruder durften nicht trauern um den Verlust, den sie erlitten hatten. „Kein Flor an unserem Arme, kein schwarzes Band an unserem Hute! Und wer erlaubte es uns nicht? Es waren nicht die Franzosen; es waren unsere — es waren die ängstlichen, furchtsamen Deutschen Dem Bruder ward es geradezu verboten —“!!!

Desto lauter äußerte sich der Grimm gegen den „Tyrannen“, als nichts mehr von ihm zu fürchten war. — Nachdem in neuester Zeit so häufig die, von der Kirche verworfenen Lehren Marianas in Betreff des Tyrannenmordes und die Aeußerungen desselben Schriftstellers über den Mörder Heinrich's III. hervorgehoben sind, um einen Schatten auf einen berühmten Orden zu werfen, dürfen auch jene Urtheile nicht untergehen, welche nach dem Sturze Napoleon's in der Heimath der Reformation über Friedrich Staps laut wurden, ohne daß es auch eine Stimme gewagt hätte, das Interesse der christlichen Moral gegen die Ueberschwänglichkeit je-

nes oft nicht ganz natürlichen Patriotismus zu vertreten. So ward in Nro. 167 des allgemeinen Anzeigers der Deutschen von 1814 folgende Frage aufgestellt: „Wie heißt der herrliche Jüngling, dessen im Nürnberger Correspondenten erwähnt worden, der im Jahre 1809 in einem heldenmüthigen, aber unglücklichen Versuch, den finstern Verbrecher von Ajaccio zu ermorden, sein Leben zum Todesopfer für sein Vaterland darbrachte? Es heißt: er sey der Sohn eines Professors der schönen Künste zu Erfurt gewesen. Im hohen, himmlisch hohen Stolz habe er, nachdem sein Dolch nicht getroffen, vor dem Tyrannen gestanden. Mit dem göttlich-schönen Trotz gefühlter Menschenwürde habe er darauf das Versprechen des durch seine Seelengröße vermuthlich tiefgerichteten Despoten, ihm sein Leben zu schenken, wenn er vorgeben wollte, er sey wahnsinnig, verachtend von sich gewiesen mit den Worten: nur im Bewußtseyn eines ewigen Hasses gegen Tyrannei, könne er seines Vaterlandes und seiner Geliebten würdig enden. Darauf habe er, nachdem er dem erblaßten Tiger laut zugerufen: noch hundert Männer, wie er, hätten ihm in Deutschland den Tod geschworen in den Alleen von Schönbrunn sein Leben gelassen. O sagt, sagt, wie heißt der herrliche Jüngling? Wie entstand seine große That? Sag es, wer es weiß, in dem Anzeiger der Deutschen, diesem Organ Deutschlands, daß wir ihn verherrlichen, den großen Heroen des Alterthums gleich, unvergeßlich in unsern Herzen tragen, daß seine trauernden Freunde in dem Ruhme seines Namens Trost und Labsal finden; daß seine weinende Geliebte in der Liebe der ganzen Nation ihre Thränen stille. O, Ruhm uns, er war ein Deutscher! Aber dein Name soll nicht verhallen, großer Jüngling! Du bist selig in dem himmlischen Wohnsitz, wo der Schutzengel der Menschheit ewig grüne Lorbeeren um die Stirne der heiligen Schaar der Tyrannenrächer windet, bist selig bei deinem Mucius Scävola, bei Aristogiton und Harmodius, Brutus u. s. w. Aber auch auf Erden unter unserm Volke soll dein Name leben! Ja in seinem Her-

zen, in dem tiefsten Heiligthum seines Herzens, wo die freie, unsterbliche That reift, wo sich der Gott im Menschen offenbaret, soll jeder Deutsche fort und fort diesem großen Jünglinge ein Altar errichten, daß jeder Tyrann, der es wagt, in den Räumen der Zukunft wieder die Menschheit in Deutschland zu verachten, vor dem so auf Erden fortlebenden Schatten dieses großen Jünglings erbebe, wie der Unglaube vor dem Geist in der Mitternacht, und vor seinem gefeierten Namen zusammenschaudere, wie der Sünder vor dem Klang der Sterbeglocke".

Darauf ward eingerückt:

„Mucius der Römer wollte sein Vaterland vom Feinde dem etrurischen König Porsenna, mit dem Dolche befreien. Friedrich Staps, eines Predigers Sohn aus Naumburg, der hochherzige deutsche Jüngling, eilte 1809 aus Erfurt nach Wien in ähnlicher Absicht; fehlte aber unsern Tyrannen, und wurde auf Befehl des Grausamen erschossen". In Nro. 309 im Allg. Anz. der Deutschen 1814 heißt es dann:

„An den Vater des herrlichen Jünglings und an das deutsche Volk. Dank ihnen verehrungswürdiger Mann, daß sie uns den Namen ihres trefflichen Sohnes, und vor der Hand einige von den Umständen seines Lebens, und von denen, die seine letzten Stunden auszeichneten, in ihrer Aechtheit öffentlich bekannt machen. Dank ihnen in meinem, in aller meiner Freunde, und, wenn ich mein Volk recht kenne, und es Großes in seiner Mitte zu erkennen und zu würdigen vermag, in des ganzen deutschen Volkes Namen. Aber noch größern Dank Ihnen, daß Sie Ihren Sohn so gebildet haben, wie er erschienen ist. Denn wo mitten in einem entarteten, versclavten Zeitalter, in einem siebzehnjährigen Jünglinge ein edler, hochherziger Entschluß für Vaterland und Freiheit reift, und dieser Entschluß die innere Festigkeit hat, daß er im Widerspruch gegen eine halbe, dem Tyrannen schmeichelnde Welt, im Angesichte des Todes, wenn sein Stoß nicht traf, doch gefaßt zur kühnen heldenmüthigen That her-

vertritt: da hat nächst Gott und dem Schutzgeist des menschlichen Geschlechts des Vaters Erziehung und hohe Lehre, so Herrliches in die junge Brust gepflanzt und zur Reife gebracht. Und nur darum, weil er schon die zarte Seele mit der Liebe für Alles Gute und Edle erfüllte, und schon in Jahren der jugendlichen, schwärmerischen Empfindung durch den Reiz schöner, großer Beispiele sie zu einem höhern Schwung gewöhnt; und weil er späterhin den erstarkenden Geist in seine eigenen Tiefen hineinführte, und ihn dort das ewige Zeugniß für des Menschen Rechte und seine ewige Anforderung an Freiheit und ein Vaterland vernehmen ließ; daß er bei dem jammernden Rufe des Vaterlandes blutige Thränen weinen lehrte; und ihn endlich lehrte, die innere erkannte Wahrheit und Pflicht, auch wenn ein ganzes Geschlecht von sich selbst und dem Vaterlande abgefallen wäre, muthig und stark in erhabener Einheit mit sich selbst, auch im äußern Leben darzustellen: darum war er so stolz und so edel, darum entschloß er sich, den, von einem ganzen Volke dem Tyrannen mit Zittern unterschriebenen Knechtsbrief durch einen kühnen Riß zu vertilgen, und sein Leben und sein Zeitalter mit der Menschheit auszusöhnen. Darum Segen Ihnen, von Gott! edler Mann, und Liebe und Erkenntlichkeit vom ganzen Volke".

Ohne Zweifel hat das Mitleid mit dem ursprünglich gutmüthigen, sittenreinen Jünglinge sein Recht, zumal wenn man erwägt, daß der Arme kraft einer mangelhaften, religiösen Ausbildung, den trügerischen Schein einer heroischen That nicht an der ewigen Wahrheit des göttlichen Gesetzes prüfen konnte. Aber die furchtbare Lehre: daß Meuchelmord an dem Feinde des Vaterlandes erlaubt sey, darf nicht wieder aus der Nacht des antiken Heidenthums emportauchen, und in sofern hat auch Napoleon, als er den jungen Schwärmer erschießen ließ, ein höheres Gesetz vollzogen, und mehr im Interesse der europäischen Gesittung gehandelt, als Jene, deren inconsequente Sentimentalität den patriotischen Meuchelmörder selig pries, ohne zu bedenken, welche Früchte schon ein halbes Jahrzehent

später aus dieser Saat reifen würden. Einstweilen aber mag es gestattet seyn, wenn die außerkirchliche Polemik der katholischen Meuchelmörder aus den Zeiten der Ligue erwähnt, mit der Hindeutung auf den Naumburger Predigerssohn zu antworten.

XIII.

Der Bau einer zweiten katholischen Kirche zu Berlin.

Seit einiger Zeit wird in verschiedenen Tagesblättern wiederholentlich die Nachricht mitgetheilt, daß der Bau einer zweiten katholischen Kirche in Berlin, und zwar auf dem Köpnikker Felde, endlich zu Stande kommen soll. Es hat lange gedauert, bis man nur dazu gelangt ist, eine Aussicht zu erhalten, daß solle gebaut werden dürfen, während das Bedürfniß nach einer solchen Kirche schon seit zwei Decennien besteht. Gott gebe, daß die Hoffnung der Katholiken Berlins auch wirklich in Erfüllung gehe, denn von der bloßen Erlaubniß zu einem Baue bis zu dem Zeitpunkte, wo eine Kirche, fertig zum Gottesdienste da steht, ist noch gewaltig weit hin. Es gehört in der That die aufopfernde Liebe der Katholiken in der preußischen Hauptstadt dazu, daß sie die bisherigen großen Unannehmlichkeiten mit solcher Geduld hingenommen haben. In einen Raum, der höchstens drei Tausend Menschen faßt, der also bei weitem nicht hinreicht, um auch nur den dritten Theil der Katholiken des Civilstandes in sich aufzunehmen, wird auch noch das zahlreiche Militär hineingezwängt. Jeder Widerspruch dagegen, jede Klage darüber würde nur dazu geführt haben, daß das katholische Militär ganz vom Gottesdienste entfernt geblieben wäre. Um also diesem größeren Uebel, ja diesem Un-

glücke vorzubeugen, hat die katholische Gemeinde sich nicht gescheut, selbst mit wahrer Lebensgefahr, da Mancher in dem fürchterlichen Gedränge und in der Hitze erdrückt zu werden oder zu verschmachten drohte, ihren Gottesdienst zu besuchen. Es ist vorzüglich für Frauenzimmer keine Kleinigkeit, im Sommer, an Festtagen eine Stunde lang so stehen zu müssen, daß man nicht Hand nicht Fuß rühren kann, und mit Aufmerksamkeit einer Predigt zuzuhören, oder dem Hochamte, welches länger als eine Stunde währt, beizuwohnen, wie denn auch schon Viele das für sie schwere Opfer bringen, bei diesem feierlichen Gottesdienste nicht zugegen zu seyn. Nimmt man dazu, daß an hohen Festtagen die Neugierde auch viele Protestanten in die katholische Kirche führt, rechnet man dazu die große Zahl katholischer Soldaten, Infanterie und Cavallerie, welche letzteren mit ihren Sporen und auch wegen ihres nothwendigen Aufenthaltes im Pferdestalle in mancher Beziehung unbequem werden, so kann man in der That sagen: es gehört für den Katholiken Berlins eine wahre Begeisterung für seinen Glauben dazu, um unter diesen Umständen, wie sie nun schon seit zwanzig Jahren vorhanden sind und wohl noch für viele Jahre obwalten werden, dem Gottesdienste getreu und regelmäßig beizuwohnen. Sind dabei in dieser Beziehung die Anforderungen an die Gemeinde groß, so sind sie noch größer an den Clerus; dieser besteht aus fünf Geistlichen, welche, abgesehen von den laufenden Geschäften und den weitläuftigen Missionsreisen, die sie bis in die ehemals sächsischen Gegenden hineinführen, um die österliche Zeit die Beichten der ganzen Gemeinde und vielleicht an vier Tausend Soldatenbeichten hören müssen. Wenn man weiß, wie es denn auch allgemein bekannt ist, mit welcher großen Gewissenhaftigkeit die Geistlichen an der St. Hedwigskirche zu Berlin sich diesem Geschäfte unterziehen, und wenn man dabei die Schwierigkeit gerade dieser Arbeit in dem Weinberge des Herrn erwägt, so muß man staunen, ja man muß die Gnade Gottes bewundern, welche diesen Männern die Kraft

und Ausdauer gegeben hat, daß sie nicht müde werden, ja daß sie nicht unter der Last der Arbeit erliegen. Nun, ihr Lohn ist nicht diesseits, aber dennoch verdienen sie und verdient die Gemeinde die Erleichterung, die durch eine zweite Kirche und durch die Anstellung eines zahlreicheren Clerus möglich ist. Ja, sie verdienen es nicht allein um Gottes willen, dem sie geben, was Gottes ist, sondern auch um der weltlichen Obrigkeit willen, der sie geben, was deren ist. Wie man überhaupt den Katholiken mit höchstem Unrecht den Vorwurf macht, als seyen sie unter protestantischen Obrigkeiten nicht loyale Unterthanen, so wäre bei dem Verhältniß der Berliner Katholiken nicht nur ein jeder Vorwurf der Art, sondern schon der Mangel der Anerkennung ihrer Loyalität ungerecht. Jeder Fürst könnte sich glücklich schätzen lauter Unterthanen von der Gesinnung zu haben, wie sie dort herrscht. Schon wer nur eine vorübergehende Gelegenheit hat, sich in dem Kreise der dortigen Katholiken zu bewegen, wird vielfältig sich davon überzeugen, wie gerade sie von der aufrichtigsten und reinsten Anhänglichkeit an des Königs Majestät beseelt sind. Regierungsmaaßregeln werden in den heutigen unzufriedenen Zeiten oft getadelt und wenn dieß in Preußen geschieht, so theilt das Gouvernement daselbst dieß Loos mit allen andern Regierungen. Trägt eine solche Maßregel in ihrer äußern Erscheinung einen der katholischen Kirche unfreundlichen Charakter an sich, so wird dieß freilich auch dort von den Katholiken eben so tief gefühlt, allein man hört von ihnen nicht ein ungefügiges Raisonniren, sondern in solchem Falle äußert sich die Betrübniß darüber vielleicht im Kreise vertrauter Freunde, im Uebrigen aber schweigt man davon. Mit Freude und mit wahrer aufrichtiger Dankbarkeit aber wird jedes noch so kleine Zeichen von Huld und Gnade entgegengenommen, selbst wenn sie nur in dem Erweise dessen besteht, was nach der gesetzmäßigen Stellung der Katholiken in Preußen nichts weiter als gerecht ist, ja es wird überhaupt alles und jedes Gute in Tendenz und Ausführung von den Katholiken Ver-

lius anerkannt, während man in anderen Kreisen der Hauptstadt so ganz und gar das Gegentheil vernehmen kann. Unter solchen Umständen kann man sich leicht denken, welch' eine große Freude es verursacht, und welche Gefühle der Dankbarkeit es hervorgerufen haben muß, daß Se. Majestät der König nicht bloß die Erlaubniß gegeben hat, daß die Kirche erbaut werden dürfe, sondern selbst noch durch Zuschuß einer großen Geldsumme das Fehlende ersetzen will. Auf solche Weise darf man das Beste hoffen; den Katholiken, deren eine Kirche Gott, ihre Anstrengungen segnend, so wunderbar in der Feuersbrunst gerettet hat, wird das Verdienst nicht entzogen, durch den Beitrag ihres Scherfleins den Bau des Gotteshauses zu befördern und die königliche Großmuth hat sich keine Grenze gezogen, von welchem Minimum an sie mit ihrer hülfreichen Hand entgegenkommen will*). Auf solche Art wird eine lange schon blutende Wunde geheilt, und dieß ist um so erfreulicher, als auch diese Maaßregel nicht isolirt dasteht, sondern zu gleicher Zeit den Katholiken gestattet worden ist, Beiträge zur Erbauung eines eigenen Krankenhauses zu sammeln; für ein solches ist ebenfalls, da die Zahl der kranken Armen katholischer Confession sich in Berlin jährlich bis auf neunhundert beläuft, ein großes Bedürfniß fühlbar geworden. Auch für jene Bewilligung ist nach unsern deutschen Zuständen eine wirkliche Ursache zur Dankbarkeit vorhanden, da ihnen gemäß nicht nur zur Errichtung solcher Anstalten, sondern auch zu dem Sammeln von Beiträgen für dieselben, eine besondere Erlaubniß einmal nöthig ist, während man in andern Ländern, z. B. in England dieß Princip kaum begreifen könnte. Doch dem sey, wie ihm wolle, dafür sind andere Dinge bei uns tausendmal besser als in andern Ländern, und zu diesen Dingen gehört vor Allen das Band zwischen Landesherrn und Unterthanen. Ein deutscher Landesherr ver-

*) Nach den eben eingehenden Nachrichten, soll Se. Majestät schon die Summe von 200000 Thlrn. bewilligt haben.

mag, nicht etwa weil er auch im Uebrigen freier dasteht, als die Regierungen anderer Länder, sondern deßhalb viel mehr ins Werk zu setzen, weil er wegen der den Deutschen angebornen Treue, weit sicherer auf seine Unterthanen zählen kann. Daher findet auch die Gerechtigkeit und das Wohlwollen deutscher Fürsten weit mehr Anerkennung, und so zweifeln wir nicht, daß jene Erweise, welche in den erwähnten Bewilligungen den Katholiken in Berlin zu Theil werden, auch ihre richtige Würdigung bei Protestanten finden werden. Dürfte man doch auch auf die Zurücknahme der verhängnißvollen Maaßregel wegen der 122 katholischen Kirchen in Schlesien hoffen, in Betreff deren ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung das Publikum bei der Beurtheilung dieser Verhältnisse auf den Standpunkt hat versetzen wollen, daß viele dieser Kirchen einmal auch protestantisch gewesen seyen. Sind sie etwa von Protestanten aus protestantischen Mitteln erbaut? oder sind sie nicht, da sie katholisch waren, der Kirche genommen worden? und soll dieß nicht jetzt zum zweiten Male geschehen? Die Katholiken Schlesiens würden am letzten Ende freilich nur in Betrübniß schweigen, sie haben doch den Trost, daß die Katholiken auf dem Köpnicker Felde für sie beten! —

XIV.

Literatur.

„Der wöchentliche Band für alle Leser".

Dieß die wörtliche Uebersetzung des Titels einer literarischen Erscheinung, welche ein Buchdrucker in London wöchentlich aus seiner Offizin hervorgehen läßt, und wovon so eben der zweite Band ins Publikum gekommen ist. The weekly Volume for all readers, jeder Band zu einem Schilling (36 kr.) hat aber, obgleich für alle Leser, dennoch

die sehr bestimmte Tendenz, zur literarischen Unterhaltung für die Arbeiter in den Fabriken, besonders für die in denselben beschäftigten jungen Mädchen zu dienen, und kann, wenn das Unternehmen auf gleichem Niveau, wie bisher, gehalten wird, wohl dazu geeignet seyn, jenen Leuten theils eine belehrende, theils erheiternde Unterhaltung zu gewähren, und sie so auf einige Augenblicke das Unangenehme ihrer Lage vergessen zu machen. Eigentlich ist die Idee eine transatlantische, die der Herausgeber aus Amerika nach England verpflanzt hat; um aber zu zeigen, daß er der geeignete Mann sey, in dieser Beziehung zur Annehmlichkeit und Lebenserheiterung der Fabrikarbeiter zu wirken, ist er auch zugleich als Schriftsteller aufgetreten, und hat den ersten „wöchentlichen Band“, oder wenn man lieber will: „Wochenband“ mit einer von ihm verfaßten Biographie William Caxton's, des ersten englischen Buchdruckers, gefüllt. Der zweite Band enthält Auszüge aus dem amerikanischen Vorbilde, welches den Namen: „The Lowell Offering“ führt. Lowell ist nämlich das nordamerikanische Manchester; dort wie hier vernimmt man bei der obligaten Begleitung der Dampfmaschinen den ganzen Tag hindurch das Schnurren der Räder in den Spinnereien und den eintönigen Gang der Webestühle in den Baumwollenfabriken. Durch jene literarische Gabe hat man dort zuerst dahin gestrebt, den jungen Mädchen in den Fabriken eine passende Lectüre in die Hand zu geben; was der englische Buchdrucker davon in seiner Sammlung mittheilt, sind Erzählungen aus dem amerikanischen Leben, wie es jene umgibt. Dahin gehört namentlich als eine ganz anmuthige Erzählung die Lebensgeschichte eines jungen Fabrikmädchens, die, wie es den meisten gelingt, sich einen kleinen Lebensunterhalt erspart hat, mit welchem sie in das Haus ihrer Mutter zurückkehrt. Eine andere Erzählung hat zum Zwecke, eine Schilderung des häuslichen Lebens der Shakers (Schüttler Convulsionairs) zu geben, dieser religiösen Secte, welche sich von England aus nach Amerika verbreitet hat, und dort unter den Fabrikarbeitern viele Anhänger findet. Welch ein abgeschmackter Aberglauben unter dem vermeintlich so aufgeklärten amerikanischen Volke herrscht, davon soll eine dritte Erzählung, unter der Ueberschrift: „Zauberei“, eine Vorstellung geben. Man sollte bei Durchlesung derselben glauben, Amerika mache in dieser Beziehung die Zeit der deutschen Hexenprocesse durch.

XIV.

Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Es konnte nicht fehlen, das Erscheinen eines so ungewöhnlichen dichterischen Phönix, wie der Clemens, mußte das gerechte Erstaunen aller ordentlichen Bürger und Bürgerinnen von Langensalza erregen. Ein seltsamerer Handelslehrling hat wohl auch nie hinter dem Ladentisch gestanden. Wer konnte liebenswürdiger seyn, als er, wenn er in seinem papageigrünen Rock, der Bewunderte und Beneidete des ganzen Städtchens, den artigen Käuferinnen die Rosinen und Mandeln seines Herrn Principals umsonst darreichte; denn dafür einige schmutzige Kreuzer in Empfang zu nehmen oder gar zu wechseln, wie hätte sich das mit dem poetischen Zartgefühl eines Lieblings der Musen vertragen, von dessen rosigen Lippen die Bienen schon in der Wiege den Honig süßer Rede gesogen, und dessen ganze Erscheinung so sehr den überlegenen Adel des Genius verkündete, daß die schelmische Schwester, die gar oft hinter ihm stand, wenn er sich im Spiegel seiner Selbstgefälligkeit betrachtetete, ihm später einmal mit spöttischem Lächeln in die Ohren flüsterte: „Clemente! du siehst im Spiegel ein edles Antlitz, mit sanftem Reiz der Unterlippe, mit unendlich anmuthig witz'gem Feuer der Oberlippe widersprochen. Du siehst eine blendende Stirn, auf der das Genie nicht zu verschleiern ist, und ein Par schwarze Augen, und einen ganzen Kerl, der gewohnt ist zu sie-

gen“ *)! — Und wer hatte in dem stillen Langensalza witzigere Einfälle, wer konnte unterhaltendere Geschichten und Märchen erzählen, wer die Leute komischer nachmachen, wer war flinker in Reimen und Wortspielen und überraschenden Wendungen und Sprüngen des Geistes, und wer behender Purzelbäume zu schlagen und über Tische und Bänke zu springen, als das Wunderkind aus Frankfurt?

Allein die ganze Herrlichkeit war sehr kurzer Dauer. Sein unruhiger Knabengeist hatte bald Langensalza auswendig gelernt; der Reiz der Neuheit war schnell vorüber, und mit der Langeweile mußte sich auch der alte Mißmuth und Uebermuth in seiner unnatürlichen Lage wieder fühlbar machen. Die, welche er früher mit seinen witzigen Einfällen auf Kosten Anderer unterhalten, wurden nun selbst der Gegenstand seines übelen Humors. Gewohnt, in seiner übermüthigen Laune Niemand ungeschoren zu lassen, respectirten die Pfeile seines Witzes sogar seine Gebieterin, die Frau des Hauses, nicht. In seinen Briefen, worin er seinem Unmuth Luft machte, verglich er sie einer Krähe, die hochbeinig durch ein Stoppelfeld spaziere. Dem Principal mußte ein Subject, das nur in Reimen und Purzelbäumen Geschäfte machte, das Mandeln und Rosinen verschenkte, durch seinen Anzug den Neid der Stutzer erweckte, und mit seinen beißenden Witzen den Credit seines Hauses erschütterte, gleich anfangs, als gänzlich unbrauchbar, ein Gegenstand des Abscheues seyn. Der junge Ladendiener wurde darum mißtrauisch bewacht, und als sich beim Oeffnen seines Schreibpultes mit einem Nachschlüssel nun gar jener verbrecherische Brief mit dem respectwidrigen Vergleiche der Principalin vorfand: da war der Krug am längsten zu Wasser gegangen. So schnell als möglich, noch vor Ablauf des ersten Halbjahres, wurde der Verbrecher mit Unwillen wieder nach Frankfurt in die Sandgasse, zum Verdruß seines ernsthaften Vaters, zurückspedirt.

*) Frühlingskranz, Band I, S. 254.

Hier ging das alte Lied wieder von neuem an: Verdruß auf der einen Seite, und Verdruß auf der andern, weil keine für einander paßte, bis zuletzt auch hier, wie in Langensalza, ein Hauptverbrechen komischer Art die Katastrophe auf das Haupt des armen Sünders herabrief. Ist die Erzählung seines jüngsten Biographen richtig, so war bei dieser neuen Verdrießlichkeit*) ein Faß Zucker der verhängnißvolle Gegenstand, welcher durch eine seltsame Ironie des Schicksals das Loos des Dichters entschied. Dieses war nämlich bei einer Sendung von hundert Fässern auf dem Wege von London nach Frankfurt verloren gegangen; der alte Brentano wollte es von dem Conto abziehen, das Londoner Haus aber bestand bei einer Sendung, die auf die Gefahr des Abnehmers gegangen und richtig verpackt worden, auf volle Bezahlung. Der Notenwechsel zwischen beiden Häusern wurde immer bitterer, die Ausdrücke schneidender; Clemens hatte das erquickliche Geschäft, diese langwierige, leidenschaftliche Correspondenz über einen so anziehenden Gegenstand zu copiren. Was war ihm an einem Zuckerfaß gelegen, kannte er ja die Zauberpalläste seiner Märchenwelt, deren Dächer Gold, deren Fußboden Edelstein, wo es Orangenduft regnete und Berge von krystallhellglänzendem Zucker sich aus süßem Brei von Hirsenmuß zu den Wolken des Himmels erhoben. Tausendmal das verschwundene Zuckerfaß und seine neunundneunzig Brüder verwünschend, konnte sein Humor nicht der beste seyn; kein Wunder also, wenn beim Copiren der Versucher in der Gestalt der Satyre zu ihm trat und es ihn in allen Gliedern kribbelte; seine Hand zuckte; er konnte nicht widerstehen und malte der Unterschrift zur Seite zwei Gesichter unter einem Hut, die einander grimmigen Zornes angrinzten. Ein kleiner Kerl betrachtete sie von ferne, und dabei standen die Worte:

Zwei Narren unter einem Hut,
Der dritte sie beschauen thut.

---

*) Siehe Rheinischen Antiquarius S. 110.

Der Brief ging ab, ohne daß der Vater etwas von dieser Arabeske wußte; aber wie erstaunte er, als die Antwort anlangte und er den Rand des ernsten Handelsschreibens mit einem majestätischen Fluß verziert sah, der, die westliche Seite einer Festung bespülend, die beleidigende Unterschrift zeigte:

Das ist die Festung Wesel,
Wer sie schaut, ist ein Esel.

Die über solchen, in einem ernsten Geschäfte unerhörten Frevel angestellten Untersuchungen, Fragen und Erklärungen brachten endlich als Urheber den aus der Art geschlagenen Sohn heraus.

So viel war dem ernsten Alten jetzt klar, daß dieser zum Geschäft nichts tauge; der Ausspruch der Hausfreundin, der Frau Rath, hatte sich an dem Knaben bewährt:

„Wo dein Himmel, ist dein Vaduz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz.

Dein Reich ist in den Wolken, und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wirds Thränen regnen". Thränen regnete es damals gewiß gar oft, bis der Vater endlich, an dem Durchsetzen seines Willens verzweifelnd, dem Sohne die Wahl seines Berufes frei gab, der nun dem Dienst der Musen sich widmend, gehorsam dem Winke der Frau Rath, seine Feenschlösser auf die geflügelten Schultern der Phantasie zu bauen begann, und dabei, nach seinem eigenen Ausspruch, bald Friede und Freude empfand, als sey er glücklich wie Salomo, bald so viel Hunger und Kummer, daß er den Ugolino beneidete.

Hiemit war ihm zur Wanderschaft durch die Wüste des Lebens der Pilgerstab der Dichtung in die Hand gegeben; das leichte Schifflein der Poesie sollte ihn durch die rasenden Wellen einer stürmischen Zeit tragen, und von dieser seiner Flagge, die die goldene Lyra des himmlischen Geistes der Harmonie im himmelblauen Felde zierte, singt er in der Einleitung zur Gründung Prags:

„Mit Brüdern, Zeit und Vaterland zu theilen,
Blieb mir zum Leben klein ererbtes Gut,
Und in der Heimath geiz'ger Bucht zu weilen,
Starb kriegsschuldtilgend mir der goldne Muth;
Doch schön're Welt unschuldig zu umweilen,
Blieb frei und himmelspiegelnd mir das Blut,
Auf's Wasser, über dem die Geister schweben,
Hab' ich zu Phöbos Flagge mich begeben".

Allein mit einem erstaunenswerthen Gedächtnisse begabt, blieben die Eindrücke von Frankfurt und Langensalza auch später nicht ohne Einfluß auf die Erzeugnisse seines dichtenden Geistes; das Druckfehler=Verzeichniß, welches seiner ersten Schrift: „Den Satiren und poetischen Spielen, Leipzig 1800", vorausgeht, ist scherzhafter Weise in der Form von Soll und Haben abgefaßt, und die Ueberschrift lautet: „Hier merke auf die Tiefe und Vielheit! Conto Current des vielgeliebten Lesers über sämmtliche Schreib= und Druckfehler. Die Herrn Verfasser, Setzer, Corrector et Comp. an mich den vielgeliebten Leser: Haben 2c. Sollen 2c." Erzählte er tausend Anekdoten aus dieser ersten unglückseligen Zeit seiner Handlungslehrjahre, die er mit Copiren und Rechnen hinter den Contobüchern und Waaren vertrauerte, so hat er auch gar manche ihrer Erinnerungen und die in jener Zeit erworbenen Kenntnisse in einem eigenen, leider unvollendet gebliebenen Märchen, „dem Komanditchen" nämlich, angebracht. Es ist hier ein speculirender, reicher Kaufmann, genannt Selige Wittib Erben und Compagnie, und seine Tochter, Komanditchen, die eine Hauptrolle spielen; daneben aber figurirt auch ein Ladendiener, genannt Ladenpeter. Wie er selbst gar oft erzählte, daß ihm sein guter Freund, Herr Schwab, der Buchhalter, ein altes Faß überlassen, worin er sich seine eigene kleine Welt austapeziert und darin, fern von dem Geräusche der schachernden Welt, mit seiner kleinen Schwester in seliger Unschuld gespielt: so begegnen wir auch hier in diesem Märchen gleichfalls dem Ladenpeter, seinem Nachbilde, der dem lieben Töchterchen des reichen Kaufmanns

auf dem Heuboden, unfern dem Taubenschlag, aus einem leeren Kaffeefaß, ohne Wissen des Alten, eine ähnliche Friedenshütte aufbaut und ausschmückt, und zwar aus Dankbarkeit, weil das gute Kind, das Komandittchen, dem armen, ungeschickten Ladenpeter einmal eine Tracht Schläge von Seiten seines Vater's abgebeten, da er zürnte, weil der träumerische Ladenjunge in seiner Zerstreuung einmal einem Landkrämer, der Syrup kaufte, diesen in ein Häringsfäßchen einpackte, wodurch er verdorben wurde. Ein Mißgeschick, was ihm selbst vielleicht in Langensalza begegnet war. Offenbar aber hatte das Faß-Kabinetchen des mitleidigen Komanditchens sein Vorbild in jenem, worin er selbst zu Frankfurt einen Theil seiner Kindheit, Märchen dichtend und träumend und dem Gesange der Vögel zuhorchend und den Flug der Tauben beobachtend, zugebracht; aber auch noch in anderer Hinsicht ist die Beschreibung dieses Wunderfasses, das eine ganze Welt umschloß, für seinen Geist und seine poetische Lebensweise höchst charakteristisch; wir können daher diese erste Epoche, seine Lehrjahre im Kaufmannsstande, nicht besser beschließen, als mit der Beschreibung dieses sinnreichen Musterfasses seiner unerschöpflichen Phantasie, worin der junge Diogenes, ehe er sich auf das geflügelte Musenroß schwang, Haus gehalten. „Es stand“, so erzählt sein Märchen, „aufrecht, auf dem Heuboden des Hauses, mitten in dem duftenden Heu', wie eine Ritterburg zwischen grünen Bergen. Auswendig sah es noch ganz aus wie ein Faß, und die Thüre war so geschickt angebracht, daß man sie nicht bemerkte: Wenn man hineintrat sah man durch ein Fenster, das mit einer Bohnenlaube umzogen war, die aus einer alten Zuckerkiste an Bindfäden hinaufwuchs auf die Dächer des Hauses und in den Taubenschlag. Das ganze Faß war inwendig mit Matten und Tuch, von Jngwer und Pfeffer und Anisballen ausgeschlagen; oben herum hing eine Guirlande von Morcheln, gedörrten Pflaumen, Mandeln und Rosinen, Feigen, Hausenblase, Zitronat, verzuckerten Pome-

ranzenschaalen und Kakaobohnen. An der Wand rings herum war ein Sitz von Zitronenkistbrettern angebracht, auf welchen Polster lagen von den Binsensäcken, worin die Smirna=Feigen gepackt werden, und diese waren mit verdorbenem Safran und Sennesblättern ausgestopft. Der Tisch, der mitten in dem Fasse stand, war eine aufgerichtete Zimmetküste, auf diese war ein Brett genagelt, auf dem einstens Chokolade gemacht worden. Ein blechernes Vanillekästchen stand hierauf als Schreibzeug, das Tintenfäßchen war eine ausgetrocknete Zitronenschaale, auf die Galläpfel festgeleimt waren, und das Sandfäßchen, worin der Sand der wohlriechendste Gewürzstaub war, bestand aus einer trockenen Pomeranzenschaale mit Muskatnüssen beleimt; oben an der Decke hieng ein Kronleuchter aus den Brettern einer Syruptonne künstlich zusammengefügt, damit die Fliegen, welche der süße Geruch häufig in das Faß zog, daran kleben blieben. Als Gemälde hiengen an der Wand herum Papierbogen, auf welchen Bisquit, Anisschnittchen, Pfeffernüsse, Honigkuchen, Zuckerbretzeln, Chokoladeküchlein waren gebacken worden; auf dem Tisch stand ein Pomadeglas voll feinem Oel, worauf ein brennender Mandelkern schwamm und daneben stand ein Senftopf voll der schönsten Rosen als Blumenurne. Vor dem Fenster hing ein Eichhörchen in einem Trillerhäuschen und ein Staar, der sprechen konnte in seinem Vogelbauer und auch eine Wachtel in ihrem grünen Haus. An der Wand stand auf Goldpapierbogen geschrieben: „„Tempel der Liebe und Freundschaft, der Dankbarkeit und Erinnerung geweiht, und Ruheplätzchen holder Schwärmerei, und Lieblingsörtchen der Sehnsucht, wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht, Komanditchens Ruh, Hüttchen für Komanditchen““ und allerlei solche bedeutende Sprüche deutscher Lieblingsdichter und was das Allerlustigste hier war, war ein kleines Loch im Boden des Faßes, welches hinunter in das Besuchzimmer des Vaters

ging, und durch welches man Alles hören und sehen konnte, was da vorging".

In dieser Beschreibung leibt und lebt der ganze Dichter, dessen Leben sich immer in seiner Poesie spiegelte, wie ihm umgekehrt das Leben im Spiegel seiner Dichtung erschien, so daß sich beide, Wahrheit und Dichtung, innig und unauflöslich verbanden. Ja dieß war auch einer der Gründe, warum er sich schon frühe nur schwer entschloß, eine seiner Poesien zu veröffentlichen und warum ihrer so viele, vollendete und unvollendete, bis zu seinem Tode nur in seinen Händen und in denen seiner vertrautesten Freunde unbekannt liegen blieben. „Das Talent, Dichterwerke zu lieben und zu verstehen", schreibt er in diesem Sinne an Runge, „und was ich selbst liebe und verstehe, zu dichten, würde ich gewiß lauter vor der Welt ausgesprochen haben, wenn nicht alles, was ich dichten mochte, zu sehr die heiligere Geschichte meines Innern gewesen wäre, als daß ich es ohne Frechheit in das laute untheilnehmende Tagwerk der Welt hätte einfügen dürfen". Die Wahrheit dieses Ausspruches ließe sich bis ins Einzelste an dem Wunderfasse des Ladenpeters nachweisen.

Es ist nicht einmal in seinen Werken, wie in seinem Leben, daß wir einem solchen stillen Friedenshüttchen im Verborgenen, gleich jenem Fasse seiner Kinderzeit und seines Märchens begegnen; das Waldschloß im Gockel, das verschüttete Thurmgewölbe im Fanferlieschen, wohin die Vögel allen Hausrath der verlassenen Ursula zutragen, und manche andere mit Liebe von ihm ausgemalten Bilder zeigen uns die gleiche Sehnsucht und Neigung seines Gemüthes zur stillen, heimlichen Abgeschiedenheit, fern vom Geräusche des Marktes. Auch die Zeitung, die er mit Arnim herausgab, war ja eine für Einsiedler und führte den bezeichnenden Titel: „Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte". In

Berlin wohnte er selbst sogar lange unter einer Treppe im Hauswinkel. Seine ganze Natur war in der That eine einsiedlerische und er selbst sagt von seiner Lebensstellung:

„Einsiedlerisch der Gott den Dichter stellte" *).

In dieser Einsiedelei aber erbaut er sich mit wunderbarem, sinnreichen Kunstgeschick aus Allem, was im großen Laden von den Menschen des gewöhnlichen Lebens weggeworfen und mit Füßen getreten wird, sein heimliches, abgeschiedenes Zelt, seine stille Herrlichkeit.

Auch dieser Zug sich mit schlechten Brettchen, mit Früchteschaalen, mit Binsen, verdorbenem Ingwer und Auskehricht zu behelfen, geht durch sein ganzes Dichten und Leben charakteristisch hindurch. Ueberall war es das Verachtete, das Geringgeschätzteste, das er aus dem Staub und der Dunkelheit aufhob, das er mit Liebe pflegte und mit Sinnigkeit und Kunstgeschick anzuwenden wußte, hierin seinen italienischen Stammgenossen gleichend, wo man in den Kramläden zur Feier eines heiligen Festes, aus Guirlanden von Eiern und Pyramiden von Käsen und Schinken aus Kränzen von Würsten und Statuen von Schmalz, bei nächtlicher Beleuchtung, Feenschlösser und Zaubergrotten und Weihnachtskrippen sinnreich zu erbauen weiß.

Diese Liebe zu dem Verkannten, die die zurückgebliebenen Aehren auf dem Stoppelfelde aufliest und sie treulich als Aussaat für eine künftige reiche Aerndte im Busen bewahrt, war es, welche ihn zum Sammler und Herausgeber der verachteten Volkslieder im Wunderhorn machte; dieselbe Liebe führte ihn, der mit den geistreichsten Männern seiner Zeit und den glänzendsten, gesellschaftlichen Kreisen der Hauptstädte verkehrt hatte, zu dem Krankenbette einer armen westphälischen Klosterfrau hin und ließ ihn dort, in der ärmlichsten Stube, Jahre lang mit unsäglicher Geduld lauschen, was sie ihm, die Unwissende, die nie im Tempel unter den

*) Gründung Prags S. 6.

Weisen und Schriftgelehrten gesessen, in einfältiger westphälischer Bauernsprache von den Gesichten ihres kindlich frommen Geistes erzählte; dieselbe Neigung war es auch, die ihn im Gebiet der Literatur auf Gerümpelmärkten, bei Buchbindern, Kerzenweibern und Bücherjuden nach vergessenen, unbekannten oder verkannten Werken vergangener Jahrhunderte mit einer Art von Lust suchen ließ.

In seinem Kunstgeschick, das er in kindischer Weise schon an jenem Fasse bewies, lag etwas von einem Robinson, der, auf eine einsame Insel verschlagen, sich doch Alles mit den einfachsten Mitteln selbst zu erfinden und zu verschaffen weiß; die Einrichtung seines Zimmers, der Stuhl, auf dem er saß, der Tisch, auf dem er schrieb, das Bleistift, womit er zeichnete, und das er, um es bei seiner Kurzsichtigkeit gleich bei der Hand zu haben, sich zur Seite, neben dem Tintenfaß an eine Schnur anzubinden pflegte, Alles trug den Charakter von der Haushaltung eines Altvaters aus der ägyptischen Thebais; allen diesen Gegenständen seines täglichen Gebrauches hatte er, trotz ihrer Geringheit, den Stempel seines eigenthümlichen erfinderischen Geistes aufgedrückt.

Vor jenem Fasse sah der Ladenpeter des Märchens ein Eichhörnchen springen und trillern, dort hörte er eine Wachtel schlagen und schwätzte ihm der lustige Staar etwas vor, und durch das Fenster sah er eine Bohnenlaube zum Dach hineinranken und durch die grünen Blätter die Tauben zum Taubenschlag fliegen, das war Alles in der That eine Aussicht, wie sie auch einem in sich gekehrten Altvater in der Wüste bei seinen Betrachtungen und Gebeten angestanden hätte, aber außer dieser unschuldigen ländlichen Umgebung war auch unten in dem Fasse ein Loch, durch welches er, selbst ungesehen, hinab in das Besuchzimmer des Vaters und Hausherren sah, wo er also jeden Fremden, der eintrat, beobachten und jedes Wort, das gesprochen wurde, aus seiner Einsiedelei belauschen konnte; auch dieß ist für des Dichters Denk- und Lebensweise höchst bezeichnend; denn von seiner

Natur nach der Einsamkeit, der Abgeschiedenheit und Stille hingezogen, hatte er doch auch immer wenigstens ein Ohr und ein Auge durch den Ritz unter seinen Füßen dem unteren Getriebe der Welt und ihrem wechselnden Schauspiel zugekehrt; ja man kann gewissermaaßen sagen, daß sein ganzes Leben in diesem beständigen Gegensatz von Einsamkeit und Weltleben verlief; er saß viele Tage in seinem Faß einsam und abgeschieden, durch das Spundloch aber in mehr oder minder leidenschaftlicher Weise mit der Welt verkehrend, der es auch von Zeit zu Zeit gelang, ihn zu mancherlei Irrgängen und abentheuervollen Streifzügen aus seiner Einsiedelei zu verlocken; doch kehrte er immer wieder zu der Liebe seiner Kindheit zurück, bei ihr Trost und Frieden suchend.

Indem auch wir von dem Märchenfasse seiner Jugendzeit scheiden, finden wir den entlassenen Ladenpeter plötzlich in ganz anderer Umgebung; er wird von Frankfurt weg auf die Schule geschickt, dort hinter den Büchern die unterbrochenen Studien nachzuholen. Allein ist einmal dieser Faden durchrissen, dann geht das Anknüpfen nicht so leicht, und am wenigsten bei einem so ungeduldigen, sprudelnden Geiste, wie dieser, der in einer Stunde tausend andere und immer andere Gedanken hatte, die ihn nicht ruhen ließen. Aber auch die ganze Zeit war dem ruhigen Studium nichts weniger als günstig; allzulaut donnerten die Kanonen der Revolution durch die Welt, der Jugend das Morgenroth eines neuen Lebens verkündend: wer mochte sich da mit alter Weisheit und todten Sprachen und bestäubten, außer Curs gesetzten Pergamenten der Vergangenheit den Kopf zerbrechen und sich den Lebensgenuß verkümmern?

In dieser Zeit, es mochte um das Jahr 1793 seyn, fällt der Tod seiner Mutter, Maximiliana von La Roche. Da er seine Knabenzeit meist in Coblenz verlebt hatte bei der Tante, so mochte er nicht gar so oft mit ihr zusammen gewesen seyn; wenigstens pflegte er weniger von ihr, wie von andern Verwandten zu erzählen; allein ihr geliebtes Bild war seiner

dankbaren Erinnerung tief eingeprägt. Eines Abends war sie in Gesellschaft gewesen; er und die Geschwister gingen zu Bett und schliefen schon als sie heimkehrte; in einem schwarzen Mäntelchen trat sie in die Kinderstube; nur Clemens wachte auf, und sah, wie sie zu ihren Bettchen hintrat und ihn und die Schlummernden küßte und ihnen segnend das Kreuz über die Stirne machte. Viele Jahre später erzählte er mehr denn einmal, wie ihm dieses Bild unvergeßlich geblieben, wie es ihm gar oft vor die Seele getreten, und sein, dem katholischen Glauben und der Verehrung des Kreuzes entfremdetes Herz mit mütterlicher Liebe zurückgerufen und mit der Religion wieder ausgesöhnt habe.

Es war diese Erinnerung einer jener segensreichen Mutterpfennige, die er auch von Anderen in Ehren gehalten wissen wollte. Er selbst hatte eine solche ehrfurchtsvolle Liebe zu dieser Mutter, die den Kelch mancher bitteren Leidensstunde in ihrem Leben austrinken mußte, daß es sein kindliches Herz mit banger Bekümmerniß erfüllte, wenn er glaubte, sie durch etwas gekränkt zu haben. Noch ehe sie dann herein in die Stube trat, öffnete er die Thüre und küßte den Griff des Thürschlosses und alles, was ihre Hand im Zimmer berühren würde, mit dem Gebete kindlicher Einfalt, daß jedes dieser Dinge ihm doch helfen möge, die liebe Mutter zu besänftigen und ihr beleidigtes Herz ihm wieder zu schenken. Wenn ich nicht irre, so ist es in dem Fragment aus der Chronika eines fahrenden Schülers, das er zu Anfang des Jahrhunderts schon schrieb, worin ein Hauch von dem Geiste jener zarten kindlichen Liebe seiner frühesten Jugend weht. Bei dem Tode der Mutter war er wohl nicht zugegen, die Schwester Bettina aber, des Vaters Lieblingskind, rief ihm zehn Jahre später jenen Trauertag des Hauses wieder ins Gedächtniß. Sie that es in ihrem schwesterlichen Briefwechsel, die Erinnerungen ihrer frühesten Jugend mit einem zarten, kindlichen Gefühl aufzeichnend, woraus nicht minder der gute, fromme Geist der dahingeschiedenen Mutter uns mit wehmuthvollem Ernst anzuwe-

hen scheint. „Der Vater“, erzählt sie dem Bruder von sich, dem Lieblingskinde, „hatte das Kind sehr lieb, vielleicht lieber, als die andern Geschwister, seinem Schmeicheln konnte er nicht widerstehen. Wollte die Mutter etwas vom Vater verlangen, da schickte sie das Kind, und es sollte bitten, daß der Vater Ja sage, dann hat er nie es abgeschlagen..... Einmal starb eine vornehme fremde Frau, die in der Stadt krank gelegen hatte an unheilbarem Uebel. Sie hatte das Kind oft kommen lassen an ihr Bett und ihm viele Spielsachen gegeben. Ein langgedehnter Grabgesang hallte durch die Straßen, schwarze Männer trugen den Sarg. Da wird die vornehme Frau begraben, hieß es, und man erzählte viel von ihrem schmerzlichen Tod! — Was ist das: Tod! Begraben! Nicht mehr da! — Das Kind kanns nicht begreifen, daß man nicht mehr da seyn könne. Und heute kann es nicht glauben ans nicht mehr seyn. — Nein! Nur wie der Schmetterling aus seinem Sarg hervorbricht, ins Blumenelement, und nicht sich besinnt, nur taumelt lichttrunken, nur freudig schwärmt, so lösen die Kranken, die Müden sich ab vom Leib, so steigen sie auf ins reinere Freiheitsleben, das ist alles, was den Sinnen nicht sichtbar war. Wie die Raupe sich veredelnd umwandelt, so kanns der Mensch auch. — Hätte es doch wieder vergessen können, was das heißt von der Erde scheiden! — Der nächste Frühling vom Tod an der Hand geführt, kommt und geleitet ihm die schönste Mutter ins Grab. Da ist Zerstörung im Haus, die Freunde! — Und viele dankbare Thränen fließen. Der Vater kanns nicht ertragen, wohin er sich wendet, muß er die Hände ringen, alles scheuet seinen Schmerz. — Die Geschwister fliehen vor ihm wo er eintritt, das Kind bleibt, es hält ihn bei der Hand fest, und er läßt sich von ihm führen. Im dunklen Zimmer von den Straßenlaternen ein wenig erhellt, wo er laut jammert vor dem Bilde der Mutter, da hängt es sich an seinen Hals und hält ihm die Hände vor den Mund, er soll nicht so laut, so jammervoll klagen! Gesegnetes Haupt, das an seiner Brust lag,

und von seinen Thränen überströmt ihm Linderung gab. — Werde doch auch so gut, wie deine Mutter sagte im gebrochenen Deutsch der italienische Vater. — Ach lieber Clemens heute kann ich nicht mehr von der Kindheitsgeschichte schreiben. Und es ist ja auch gar nichts, was ich da geschrieben hab, und doch bin ich erschüttert und muß um die Todten weinen. Mein Licht geht gleich aus, es ist so kalt im Zimmer, jetzt spür ich erst, daß ich mit bloßen Füßen die ganze Zeit am Schreibtisch sitze. Wenn ich wieder schreibe will ich fortfahren vom Kloster zu erzählen, wo wir bald nach dem Tod der Mutter hingebracht wurden. Adieu Clemens, wenn wir nach Frankfurt kommen, geh ich gleich in die Karmeliterkirche und sehe wie es da ist, ich hab Eltern und Geschwister so lange nicht besucht, wenn sie's fühlten, wenn sie sich wunderten, daß ihr Kind sie versäumt. Deine Bettine".

Die erste Universität, welche Clemens nicht lange nach dem Tode seiner Mutter in Frankfurt besuchte, war Bonn. Allein diese konnte wenig geeignet seyn, einem Geiste, wie der seinige, Nahrung und Haltung zu geben; ein Geschöpf des Tages versank sie nach kurzer, unrühmlicher Dauer mit der Zeitwoge, die sie hervorgerufen, wieder in ihr Nichts zurück. Sie trug ganz den Charakter jener für die katholische Kirche in Deutschland so demüthigenden Zeit, da die geistlichen Fürsten des Rheines, wo einst katholische Wissenschaft und Kunst in selbstständiger Herrlichkeit geblüht, Göttingen als das Orakel ihrer Weisheit verehrten; da ein Dalberg, zum Unheil der Kirche und des Reiches, durch die Vermittelung Friedrich Wilhelms II. von Preußen zum Coadjutor des Kurfürsten von Mainz erwählt wurde; da Febronius dem gutmüthigen Kurfürsten von Trier als Weihbischof diente, und auf dem Stuhle von Köln ein Bruder Josephs II. saß, der sich zum eigenen Verderben mit Illuminaten umgab und ein Leben führte, wie es einem Kirchenfürsten wenig anständig war.

In dieser Zeit, wo die Hahnen schon von den Dächern laut die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer verkün-

beten und die Sansculotten ihre Beile am hellen Tage schliffen, hielten die Kurfürsten, in unglaublicher Verblendung, die Zeichen der Zeit gänzlich verkennend, den Congreß von Ems, und haderten in kleinlichem Zwiste um die Jurisdiction mit den Nuntien des päpstlichen Stuhles. In dieser Gesinnung ward auch von dem Bruder Josephs II. die Universität Bonn 1786 gegründet, als ein geistiger Waffenplatz des Illuminatism gegen die altkatholische Universität Köln und ihre religiöse Wirksamkeit. Natürlich wurde der Geburtstag dieses Musensitzes von Nicolai und seiner allgemeinen deutschen Bibliothek, dieser Schatzkammer geistloser Gemeinheit und ungläubiger Plattheit, mit lautem Freudengeschrei begrüßt. Bestand ja das vorzüglichste Verdienst manchen Professors, dieser am Vorabend der Revolution von einem geistlichen Kurfürsten gegründeten Universität gerade darin, daß sich seine Schriften im römischen Index fanden, und von den Illuminaten, den Bewunderern Voltaires und der Encyclopädisten hochgepriesen wurden.

Wer daher ein gerechtes Urtheil über Clemens Brentano fällen will, darf nicht vergessen, daß er kaum dem Ladentisch entronnen, auf solchen Schulen seine unterbrochene Bildung vollenden sollte. Was konnte er dort für seine geistige Entwicklung gewinnen, wohin man einen sittenlosen Franziskaner, der die Kutte abgeworfen, den Eulogius Schneider, den übelberüchtigten Dichter einer geistlosen, gemeinen Erotik, als Lehrer der schönen Literatur berufen hatte. Männern dieses Korns wurde die unglückliche Jugend jener Zeit von den josephinischen Illuminaten preisgegeben. Die giftige Saat stand nur zu bald im üppigsten Flor und trug ihre infernalen Früchte. Als demzufolge ein anderer ausgesprungener Mönch, der Capuziner Chabot, für seine Bluthaten den Lohn der Nemesis auf dem Blutgerüst empfangen hatte, da konnte sich der Churfürst von Köln, derselbe, der doch nur wenige Jahre vorher seine Universität durch die Anstellung Schneiders geschändet hatte, doch nicht enthalten, einen Pater aus

dem Convent von Bonn spöttisch zu fragen: „Nun wann werdet Ihr in Eurer Kirche dem verstorbenen Mitbruder Chabot ein Todtenamt halten"? Der Mönch erwiederte: „Wir warten, daß zuerst die Professoren von der Universität das ihres Collegen Schneiders abhalten werden", denn auch dieser hatte am Ende seiner scheuslichen Laufbahn, nachdem er lange wie ein reißender Tiger mit seinem Blutgerüst von Gelag zu Gelag, schmausend und mordend herumgezogen, fast in denselben Tagen, wie Chabot, sein schandvolles Leben zu Paris unter dem Beile geendet. Der verblendete Kurfürst wurde nur zu bald selbst das Opfer der ausgestreuten Drachensaat; als er nun im Begriff stand, vor den anrückenden Haufen französischer Republikaner seinen alten heiligen Sitz am Rhein als Flüchtling zu verlassen: da ließen ihn die Professoren seiner Universität Bonn über die Weise ihrer Subsistenz während der feindlichen Besetzung befragen; zu spät klug geworden, erwiderte der Unglückliche mit gekränkter Ironie: daß Personen ihrer Denkungsart nichts von den Franzosen — den Feinden ihres Fürsten und Landes, den Umstürzern der Throne und Altäre — zu fürchten hätten.

Mit dem Einrücken der republikanischen Eroberer hatte die kurfürstliche Regierung und auch die Universität ein Ende (1794); Clemens, der nur kurze Zeit hier geweilt hatte, wurde von dem Vater zurückgerufen, um fern von dem gefahrvollen Kriegsschauplatze, auf der rechten Rheinseite, im Inneren Deutschlands seine Studien fortzusetzen. So besuchte er denn, wenn ich nicht irre, nach der Reihe die Universitäten Marburg, Leipzig, Halle und Jena.

Auf diese Weise ward er in die geistigen Strömungen hineingezogen, welche damals den protestantischen Norden Deutschlands bewegten und einen von dem katholischen Süden sehr verschiedenen Anblick darboten, aber mit ihren grell durcheinander laufenden Richtungen eben so wenig geeignet waren, einem meister- und steuerlos irrenden Dichtergeist Harmonie und festen Halt zu geben.

Während in Süddeutschland eine pedantische, steife Spießbürgerei, ein gedankenloses, üppiges und zum Theil rohes Wohlleben und Wohlbehagen, ohne höheres Interesse, ohne religiösen und wissenschaftlichen Ernst, ohne Kunst und Poesie den auf der Bärenhaut schlafenden und vom Erbe der Ahnen zehrenden Geist erschlaffte und verdumpfte, und als höchste Blüthe aus dem fett wuchernden Schimmel geistiger Stagnation den Illuminatism hervorbrachte, hatten im Norden die Folgen des negativen Princips im Protestantism zu einem trostlosen, geistigen Nihilism geführt.

Alles Positive hatte die scharfe, kritische Sichel des kalten Verstandes hinweggemäht; auf einer dürren, grauen, unabsehbar langweiligen Haide, die keine Religion mit himmlischem Thau begoß, keine Poesie mit ihrem milden Sonnenstrahl erwärmte und erheiterte, hatte der Berliner Buchhändler Nikolai und das Heer seiner Adepten ihren speculativen Kramladen aufgeschlagen; ihnen zur Seite stand der wurzellose Baum des nüchternsten Moralprincips, von dem die Raupen das letzte Blatt abgenagt hatten; an diesen gelehnt predigten sie die Tugend als Diät des Lebensgenusses, und gründeten auf sie ihren despotischen Vernunftstaat inquisitorischer Polizei, aus dem Religion und jede tiefere Geisteswissenschaft, wie Poesie und Kunst, gleich müßigen, nutzlosen Bettelmönchen und fanatischen Schwärmern eines den Lebensgenuß störenden Mysticism verbannt waren; ihrer Lehre gegenüber, ließen es sich die Gegner dieses diätischen Moralprincips, dessen Hauptsitz Berlin war *), mit Göthe zu reden, „ganz kanibalisch wohl seyn, als wie fünfhundert Säuen“.

*) In welchem Lichte damal Berlin der jüngern Generation erschien, die mit jugendlicher, hoffnungsvoller Kraft danach rang, sich dem alten Sauerteig zu entwinden, das schildert einer ihrer Genossen Steffens. (Was ich erlebte Band IV, Seite 151.) „In Jena galt freilich Berlin sehr wenig, und auch für mich hatte diese Stadt in geistiger Rücksicht nicht viel Anziehendes. Die Dürftigkeit der Gegend, die Poeten in

Das Drückende, das Unbefriedigende, die trostlose Leere dieses die Nation herabwürdigenden Zustandes mußte sich manchem edleren Geiste, manchem tieferen Gemüthe schmerzlich fühlbar machen; gar manchen mußte es im Innersten empören und ergrimmen, überall das Göttliche und Höhere im Frohndienste der Materie mißhandelt, und jeden geistigen Aufschwung verpönt zu sehen; in einer kräftigeren Weise aber hat wohl nicht leicht Einer diesem Unmuth Luft gemacht, als der elegische Dichter Hölderlin, der auf dem Gipfelpunkte des Jahrhunderts, im Jahre 1799, in seinem Hyperion, ehe er selbst dem finsteren Geiste, der sein Inneres zerriß, im Wahnsinn erlag, seinen klagenden Weheruf über sein Volk und sein Vaterland herabrief.

„Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre, als die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das ver-

der Mark, die Berliner Aufklärung, die Jesuitenriecherei Biesters und Nikolais, und die allgemeine deutsche Bibliothek bildeten ein Aggregat von, in meinen Augen, Geringem und Armseligen, welches mich nach Allem, was ich hörte und vernahm, von einem längeren Aufenthalt in Berlin abschrecken mußte. Lessing, hörte ich, konnte in Berlin keine Stellung finden; Göthe hatte eine Scheu vor Berlin und war, wir wir glaubten, nie da gewesen; meine ganze Umgebung schätzte den dort herrschenden Geist gering. Um die politischen Verhältnisse des Landes bekümmerte ich mich damals nicht, und militärische Uebungen und Wachtparaden waren mir, der ich unter dem Militär erzogen war, von meiner frühesten Kindheit an zuwider: und dennoch gehörten drei Männer, die sich dort aufhielten, zu den Verbündeten, und obgleich Jena freilich äußerlich thätiger, mußte mir Berlin deßhalb wichtig erscheinen. Hier lebte Schleiermacher, freilich in einer unbedeutenden Stellung als Charité-Prediger. Er war mir nur als Mitarbeiter des Athenäums damals bekannt. Hier hielt sich Friedrich Schlegel auf, und Tieck war ein geborner Berliner"

gossene Lebensblut im Sande zerrinnt. Ein Jeder treibt das Seine, wirst du sagen, und ich sage es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht mit dieser kalten Angst buchstäblich heuchlerisch Das, was er heißt, nur scheinen; mit Ernst, mit Liebe muß er Das seyn, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Thun. Und ist er in ein Fach gedrückt, wo der Geist nicht leben darf, so stoß er's mit Verachtung weg und lerne pflügen. Es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behuf herabgewürdiget ist bei diesem Volke. — Herzzerreißend, wenn man euere Dichter, eure Künstler sieht und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Thür saß, indessen die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: wer hat uns den Landläufer gebracht? Voll Liebe, Geist und Hoffnung wachsen seine Musen-Jünglinge dem deutschen Volke heran, Du siehst sie sieben Jahre später und sie wandeln wie die Schatten still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Gift besäete, daß er nimmer einen Grashalm trägt. Es ist auf Erden Alles unvollkommen! — ist das alte Wort der Deutschen. Wenn doch Einer diesen Gottverlassenen sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen Alles ist, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur, nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schaal und sorgenschwer und überall voll Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähen, der Kraft und Adel in ein menschlich Thun und Heiterkeit ins Leiden, und Liebe, Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt. Wo ein Volk den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem Volk, gern mag der Fremde sich da verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künst-

ker, ach, da ist des Lebens beste Lust hinweg und jeder andere Stern ist besser, denn die Erde. Wüster, immer öder werden da die Menschen, der Leichtsinn wächst, mit ihm der grobe Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen und mit der Ueppigkeit der Zungen, und die Nahrungsangst, zum Fluche wird der Segen jedes Jahres und alle Götter fliehen".

Wohl waren die schönen Geister jener Zeit eifrig bemüht, die Schlachtopfer dieser erschrecklichen Langweile und trostlosen Misere zu zerstreuen und aufzuheitern: Thümmel suchte den schwerfälligen Deutschen mit leichtfertigem Welton vertraut zu machen; Wielands griechische Muse gaukelte, französisch frisirt, in leichtdurchsichtigem Gewand, leichtfertigen Sprunges, mit lüsternem Blicke, als lockende Balettänzerin ihm vor den Augen und lud den ernsten Pedanten zum heiteren Lebensgenuß als höchste Weisheit ein; Heinse bot dem Durstenden in dieser Geistesdürre den schäumenden Pokal mit dem Feuerweine glühender Lust dar, ihn seines Elendes in Wollustträumen vergessen zu machen; Iffland erhob die Spießbürgerei seines Familienlebens mit biedermännischem Händedruck zu rührendem Theaterebelmuth; Kotzebue endlich, damal der König der europäischen Bühne, kitzelte mit Knalleffecten und zweideutigen Scherzen die Lachlust des Vergnügungssüchtigen und entlockte, der Sentimentalität einer lüsternen Tugendhaftigkeit schmeichelnd, dem harten Steine Thränenströme weichmüthiger Empfindsamkeit, zu einer Zeit, wo am schwülen Himmel dumpfen Tones die Donner der Revolution hallten, das hereinbrechende Strafgericht verkündend.

All dieß poetische Blendwerk, dem die Frivolität und Geistesermattung zu Grunde lag, konnte die unheimliche Leere nicht ausfüllen; es war den jauchzenden Zechern übel zu Muthe bei ihrem Gelag, denn die blendenden Früchte aus dem wollüstigen Zaubergarten der Circe schmeckten nach Gräberasche, und der Spruch des alttestamentalischen Königs: „Alles ist eitel", tönte von seinem Lustgelage auch zu ihnen herüber.

Ernstere, männlichere Geister, tiefer fühlende Gemüther richteten in dieser beklemmenden Schwüle ihren Blick forschend nach allen Zonen des geistigen Himmels hin, dort feste Sterne für das allen Winden preisgegebene Schiff zu entdecken: Hamann, der Magus des Nordens, schlug die divinatorische Ruthe seines tiefsinnigen Geistes an den Felsen uralter Offenbarung, und lauschte den dunkelen, bedeutungsvollen Lauten, die in seiner Seele wiederklangen; Lavater, Claudius und Starke öffneten mit gläubigem Sinne ihr Gemüth den christlichen Wahrheiten; Stilling befragte mit arglosem Vertrauen das Geisterreich um seine Geheimnisse, während Jakobi die Stimme Gottes in der inneren Offenbarung des Gewissens oder des sittlichen Gefühls als Grundlage der Religion zu vernehmen suchte; Herder, schwankend zwischen Religion und Poesie, Offenbarung und Rationalismus, horchte auf die Stimmen der Völker in ihren Mythen und Liedern, und suchte nach dem göttlichen Faden in dem Entwicklungsgange der Menschengeschichte; Johann von Müller, nicht minder schwankend, aber mit historischerem Sinne für das Positive begabt, und den Blick durch das Studium des öffentlichen Geistes der Alten geübt, brach der Geschichtschreibung und der historischen Beurtheilung eine neue Bahn, den Gesichtskreis erweiternd und die Unterlage durch positives Quellenstudium fester begründend; was er der Geschichte, das war Winkelmann der Kunst geworden.

Auf der andern Seite hatte gleichzeitig mit diesen verschiedenen Richtungen und sie vielfach berührend Lessings durchdringender Verstand mit der Schärfe wissenschaftlicher Dialektik die protestantische Kritik durch Aufdeckung ihrer inconsequenten Halbheiten auf die Spitze getrieben; ein tieferes Studium des Alterthums und seiner philosophischen und künstlerischen Entwicklung hatte die Skepsis dieses großen Kritikers wieder der positiven Tradition als Unterlage zugewendet; neben ihm hatte Kant das Instrument des logischen Erkennens, das Denkvermögen, kritisch untersucht, seinen inneren

Widerstreit, seine Leerheit an innerem Inhalt und seine Unzulänglichkeit, das Göttliche daran zu bemessen, nachgewiesen. Dieser Kritik der reinen, von allem Gegebenen abstrahirenden Vernunft gegenüber setzte auf der einen Seite Fichte das Ich auf den kategorischen Imperatorenthron. Dieß unbeschränkte, frei sich selbst bestimmende und Alles sich unterwerfende Ich construirte sich im Reflex die Welt, es erbaute sich im Gegensatz zum historischen Staat den freien Vernunftstaat, gab sich sein Naturrecht und leitete aus sich seine Ethik; und die Volkserziehung diesem Vernunftstaat nach den Principien seines Naturrechtes und seiner Ethik anheimgebend, führte es seine Bürger zur Glückseligkeit: so daß die wirkliche Welt gänzlich in dem Idealism der Ichheit wie nicht vorhanden aufging. Auf der andern Seite suchte Schelling, gegen dieß Extrem reagirend, den Zwiespalt zwischen dieser wirklichen Welt und dem denkenden Geist durch seinen transcendentalen Idealism mit dem Identitätsprincip von Subject und Object aufzuheben; da lehrte die Naturphilosophie das Absolute, das den Geist und die Außenwelt verbindend durchdrang; der Staat war sein Leib, die Geschichte seine Offenbarung, und Religion, Wissenschaft und Kunst seine Emanationen, das Ziel alles Strebens aber: dieß Absolute in allen seinen verschiedenen, in der ewigen Idee begründeten Offenbarungen zu erfassen, sich in sie hineinzuversenken, und in Wissenschaft, Kunst und Poesie wieder zur Erscheinung zu bringen.

Ein ähnliches Suchen und Umsichgreifen nach allen Seiten hin, wie auf dem philosophischen Gebiete, ein Hinüberblicken nach allen Zeiten und Völkern, um den ermatteten, schmachtenden Geist zu stärken und zu verjüngen, fand gleichzeitig auch auf dem Gebiete der Poesie statt.

Ein die verschiedensten Formen mit der gleichen Meisterschaft beherrschender und dem modernen Geiste unterwerfender Proteus hatte Göthe die deutsche Poesie und Sprache auf eine neue, vor ihm kaum geahnte Höhe hinangeführt, und auf dieser Höhe seines Olymps sich als Weltapollo den Herr-

scherstuhl einer poetischen Majestät unantastbarer Götterherrlichkeit erbaut.

Der Göß, die Puppenspiele, Werther, Clavigo, Stella, die Vögel nach Aristophanes, die Mitschuldigen, der Triumph der Empfindsamkeit, die Iphigenia waren bereits mit manchem seiner bezaubernden Lieder erschienen, und hatten durch ihre bis dahin in der deutschen Dichtung unerhörte, in Literatur und Leben tiefeingreifende Wirkung ihn mit einem magischen Glanze umgeben, der bei dem nahenden Wendepunkt der Zeit, wo allenthalben alte Autoritäten sanken und ein neues, keimendes Leben sich gewaltsam emporrang, zu den höchsten Erwartungen berechtigte; Viele, und zwar die Ausgezeichnetsten der aufstrebenden Jugend, erkannten in ihm den Erwählten, der der kommenden, ihnen angehörenden Zeit seine Signatur aufdrücken sollte: da erschien im Jahre 1790, zugleich mit dem Tasso, mit der Metamorphose der Pflanzen und kurz vor der Optik sein größtes Werk, der Faust.

Es ist der durstige, alle Gebiete des Wissens mit heißem Verlangen durchirrende, bis zur Ermüdung rastlos nach Frieden und Befriedigung suchende deutsche Geist, wie er gerade damals sich wieder kund gab, der überwacht, schlaftrunken, erschöpft und verzweifelnd dem Verführer mit dem Becher der Sinnenlust und des irdischen Lebensgenusses erliegt, und nun selbst zum Verführer der frommen, gläubigen Unschuld wird. Hölle und Himmel streiten sich um den gemarterten Verbrecher; hier bricht das Spiel ab.

Göthe hatte kein sühnendes Sacrament den Gefallenen rettend aufzurichten und seine Schuld zu tilgen. Die unbedingte Unterwerfung, die begeisterte, innige Hingabe, die Demuth des Glaubens, die Buße der Liebe, das Vertrauen der Hoffnung waren ihm, der Alles durch die Vollendung seiner Form zu beherrschen dachte, fremd. Niederknieen zu den Füßen der erbarmenden Liebe, sich selbst vergessend anbeten und mit den heißen Thränen der Reue die Schuld abwaschen: das war ihm unbequem und unbehaglich; gewohnt, Alles mit

besonnener, nie sich selbst vergessender Ruhe zu übersehen und zu durchschauen, und seinen Beifall und sein Mißfallen mit der freundlichen, mehr weltbürgerlich-hofmännischen, als stolz aristokratischen Vornehmigkeit eines in den Adelstand erhobenen freien Reichsstädters zu erkennen zu geben, war ihm der innige Verkehr mit den Mysterien einer höheren Welt und Gott nicht besonders zusagend und unheimlich.

Alles, den Genius der Religion wie seines Volkes und seiner Zeit, ja den seiner eigenen Poesie suchte er in ablehnender Weise, so viel wie möglich, in einer anständigen, respektvollen Entfernung von sich zu halten; gegen die tiefe, ahnungsvolle Gluth des spanischen Calderon erschien ihm der helle, die Wirklichkeit scharfen Blickes erfassende Geist des brittischen Shakespeare als ein wohlthätiges Gegengift; allein die wachsende Verehrung Shakespeares und das engere Anschließen an einen Dichter, der nicht selten mit den Blitzen des Genius auch in die innersten, geheimnißvollen Tiefen des Lebens humoristisch hineingewettert, also daß die schöne, sich selbst genügende Plastik der äußeren Form dabei in Asche und Rauch aufging, war ihm bei seiner Furcht vor aller Uebertreibung schon ungenehm, und er rief den Begeisterten: „Shakespeare und kein End“!

Bedenken wir nun einer Seits die charakterlose Unzuverläßigkeit des damaligen deutschen Geistes, und anderer Seits die schon frühe entschiedene Bestimmtheit aller Richtungen Göthes, dann begreift sich, daß er, mit wie herrlichen, ihn selbst oft in unbewachten Augenblicken überwältigenden Kräften er auch ausgestattet war, doch nicht der Erlöser seiner Zeit werden konnte; sein unvollendeter Faust war doch nur in all ihrer Schönheit die tragische Sphinx dieser Zeit, die das verhängnißvolle Räthsel aussprach, Anderen auf eigene Gefahr die Lösung überlassend.

Hätte die Jugend jener Zeit einen aufopfernden Geist gefunden, der durch eigene, sich selbst vergessende, begeisterte Hingabe Andere mit ihrer jugendlichen Begeisterung zu sich

hinangezogen, er wäre am entscheidenden Schlusse des Jahrhunderts, zu Deutschlands Heil und Ruhm, der natürliche Führer der deutschen Jugend und auch des Clemens Brentano gewesen; und ihres Muthes und ihrer Kraft sich freuend, und von ihrer begeisterten Liebe auf dem Schilde getragen, würde er sie jubelnd zum Höchsten hinangeführt haben. So aber ließen Göthes Richtungen und die ihrigen nicht zusammen, und er konnte sich nicht entschließen, einem zweifelhaften Erfolge den bereits gewonnenen Ruhm zum Opfer zu bringen, und aus seiner Zurückgezogenheit auf das stürmische Feld der Schlacht als Vorstreiter mitten in das Kampfgewühl zu treten.

Hiedurch aber sah sich die deutsche Jugend jener Zeit, in der ein vaterländischer, freierer, ritterlicherer Geist erwacht war, ein Verlangen nach etwas Höherem und Heiligeren, um sich daran in der Kälte der herrschenden Zweifelsucht, in den Stürmen der entzügelten Zeit zu wärmen und festzuhalten, und daran zu großherzigen Aufopferungen für das schmählich darniederliegende Vaterland zu begeistern, sie sah sich mit Gewalt von dem ablehnenden Göthe auf die Seite Schillers hingedrängt.

Schiller war diesem Berufe weit weniger gewachsen als Göthe. Sein Genius war keine so lebendige, reich und frei und unerschöpflich hervorsprudelnde Quelle; die ersten poetischen Versuche des Zöglings der militairischen Karls-Akademie hatten kaum ein Talent verrathen. Das Gräßliche,



das Schauderhafte, das krampfhaft Verzerrte, das Uebertriebene, der leere Bombast, die Eisenfresserei sollten die Stelle der Poesie vertreten; so mußte er mühsam und angestrengt, im Schweiße seiner Stirne, das reinere Gold durch



das harte Gestein eines tiefen Schachtes, worin es in seiner Brust begraben lag, ans Licht bringen, und so mühselig war dieß Schaffen, daß bis zum Jahr 1790 von seinen größeren berühmteren Werken erst die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Karlos und der Abfall der Niederlande erschienen waren. Seine Hauptwerke, die ihm ei-



gentlich seinen Rang in unserer Literatur sichern, fallen erst, nachdem er lange mit körperlicher Kränklichkeit und Trübsinn gerungen, in den Beginn des neuen Jahrhunderts, in die Jahre, die unmittelbar seinem Tode vorangingen: Wallenstein und Maria Stuart 1800; die Jungfrau von Orleans 1802; die Braut von Messina 1803; der Tell 1804.

Die Kämpfe und Gegensätze, die seine Zeit zerrissen, wühlten und nagten auch in seinem Innern, ohne daß es dem Schwankenden gelungen wäre, hin und hergezogen, zu einer festen, sein Schaffen freudigbegeisternden Ueberzeugung und zum inneren Frieden zu kommen; die mangelnde Kraft des schöpferischen Genies mußte der angestrengte, mitternächtliche Fleiß seines Talentes durch sententiöse Declamation ersetzen; und so raffte ihn 1805, in seinem vier und vierzigsten Jahre, ehe er sich zum Ziele durchgerungen, in der Zeit seines besten Schaffens, ein frühzeitiger Tod dahin, Göthe den ungetheilten Besitz des Dichterthrones über das jüngere Geschlecht anheimgebend; und dieser ergriff auch in der That an seinem Grabe mit antiker Ruhe und folgenden sehr bezeichnenden Worten davon Besitz: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; — er hat als Mann gelebt, und ist als vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewigstrebender Jüngling gegenwärtig. Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen". Aus den letzten Worten geht hervor, daß Göthe selbst wohl

keineswegs gesonnen war, sobald das beneidenswerthe Loos des in voller Blüthe, ehe die Frucht gereift, Dahingeschiedenen zu theilen, obschon er zehn Jahre älter war als Schiller.

Unter den Augen dieser Senioren wuchs nun das jüngere Geschlecht, die sogenannte romantische Schule, — als Gegensatz der antik-classischen, — zu der auch Clemens Brentano gehörte, kriegerischen Jugendmuthes der Zukunft entgegen; ihre Wiege stand zwischen Göthe und Schelling, zwischen dem Philosophen und dem Dichter, in denen ihr begeisterter Blick die leitenden Gestirne der kommenden Zeit, die Schöpfer einer neuen Weltanschauung, verehrte; Schellings speculativer Geist sollte in die Tiefen alles Daseyns hineinführen, dort die ewigen göttlichen Ideen zu finden; von Göthe aber, dem Meister der Darstellung, wollten sie die Kunst erlernen, diese Ideen mit verklärtem Leibe zur Erscheinung zu bringen. Ihre Entwickelung war zunächst aus, neben und theilweise gegen Göthe, der sich lieber als König im Sinne der Merovinger, denn als Herzog im Geiste der ersten großen Karolinger betrachtet wissen wollte.

Den Keim einer neuen Zeit in ihrer Brust fühlend, der sie Anerkennung mit dem Schwerte des Geistes erringen wollten, war die Stellung der jungen Schule eine durchaus kriegerische, erobernde; ihr heiliger Krieg galt der seichten, frivolen, irreligiösen Aufklärerei, der hohlen Sentimentalität, dem oberflächlichen Materialism, dem geistlosen, pedantischen Formenwesen, dem rohen, sinnlichen Empirism, der nüchternen, egoistischen Spießbürgerei, der geistesfaulen Bärenhäuterei mit dem Perrückenstaub, dem sklavischen Nachahmen fremder Formen und Allem, was der freien Entwicklung des Volkslebens und dem Aufschwunge des Geistes zu der neuen, tieferen und umfassenderen Anschauungsweise hemmend entgegentrat. Da aber die Götter der alten Ordnung sich dermalen noch im factischen Besitze der Macht und aller materiellen Mittel befanden, so nahmen die jungen Kampfhelden sich den Humor und die Ironie zu Bundesgenossen ihrer Polemik, und

daß der jugendliche Muth sich hiebei auch zu manchem übermüthigen Mißbrauch verleiten ließ, war kaum zu vermeiden.

Auf der andern Seite aber war diese neue Anschauungsweise der Romantiker eine kaum erst in ihren allgemeinsten Umrissen geahnte; hier galt es nicht weniger ein inneres, eroberndes Ringen, um zu ihrer Begründung einen sicheren Mittelpunkt zu finden und sie von da aus nach allen Seiten der Peripherie hin, durch alle Gebiete der Religion, der Wissenschaft und Kunst, in der Kirche, im Staat, in der Schule und im Volksleben durchzuführen; es galt nicht nur frühere Meisterwerke aus dem neuen universalen Gesichtspunkte zu beurtheilen, sondern auch durch diese Beurtheilung gestärkt und belehrt wissenschaftliche und Kunstwerke selbst zu schaffen, deren neue Herrlichkeit die Gegner niederwerfen sollte.

So zogen denn die jungen Argonauten kampfgerüstet aus nach allen Winden, die Spuren des goldenen Vließes aufzusuchen; das Absolute, die ewige Idee, die göttliche Kraft, der große Zusammenhang alles Lebens sollte allenthalben nachgewiesen werden; daß die Philosophie dort erst anfange, wo Kant mit seinem leeren Formalism aufgehört, das war ihnen klar; trunken von der Naturphilosophie machten sie sich also mit allen Kräften des freien speculativen Geistes und der entfesselten Phantasie über den gegebenen Stoff her, und es begann ein mächtiges abentheuerliches Walten jugendlicher Productivität.

Da es ihnen hiebei an einem festen Leitfaden, einem Zügel und einem unbeweglichen Mittelpunkte fehlte; da das Positive, das Absolute, erst aufzusuchen war in seinen verschiedenen Offenbarungen: so konnte es nicht fehlen, daß sie sich auch manchmal in dem Rausche ihrer Begeisterung gewaltig vergriffen. So begegnen wir in ihren Produkten jener Zeit, vor dem Schluße des Jahrhunderts, neben dem Schönsten und Tiefsten, auch den seltsamsten Verirrungen, in welche der Geist gerathen kann. In dieser pantheistischen Gemeinschaft

des unbestimmten Absoluten, welches der transcendentale Idealismus mit seiner Totalanschauung lehrte, geriethen Philosophie, Religion und Poesie manchmal in die bedenklichste Confusion und aus ihrer sich kreuzenden Verbindung entstanden Zwittergeburten der wunderlichsten Art: wissenschaftliche Phantasterei, philosophische Poesie, poetisch-ästhetische Religion und Kunstpietisterei; ein Mysticism, der sich in seiner gestaltlosen Ueberschwenglichkeit im eigenen Nebel verlor; ein Rausch der Begeisterung, der sich in seinem Tiefsinn selbst nicht verstand; eine Idealisirung der Sinnlichkeit, die zuletzt in eine unnatürliche Wollüstelei der Emfindung umsprang; eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit der Sprache, die in ein leeres Klangspiel ausartete; ein Widerstreben des freien, genialen Geistes gegen die Knechtschaft des todten Formalism, das in nebelhafter Formlosigkeit verschwamm und verschwebelte; eine gewaltsame Anstrengung des Geistes, sich in Riesengeburten selbst zu überbieten, und als Folge des narkotischen Rausches Besessenheit der Phantasie, Seelenverwirrung, Verwilderung, Abspannung und Ermattung. Auffallender, aber nicht unerklärlicher Weise finden wir diese Gegensätze des Besten und Verkehrtesten manchmal bei den jungen Schriftstellern dieser romantischen Epoche in demselben Werke vereinigt. Wohl schlossen sich die jungen Ritter der neuen Tafelrunde an Göthe an, der sie zwischen diesen Klippen hätte hindurch führen können; aber er, dem es selbst an einem tieferen, religiösen Halt fehlte, hüllte sich, mehr beobachtend als führend, in die Glanzwolke seiner Herrlichkeit, die kriegerische, übermüthige Jugend ihrem Schicksal überlassend. Diese aber erkannte ihrer Seits zu wohl Schillers Schwächen, als daß ihr Stolz, im Gefühl der eigenen Kraft, ihn als Bannerführer an die Spitze hätte stellen mögen; sie nahmen lieber eine halb feindliche Stellung gegen ihm über ein, während sie die ganze Schärfe ihres Spottes gegen Kotzebue, Nikolai und zum Theil auch gegen Iffland und Wieland und die starren, antiken Klassiker kehrten.

Das waren die allgemeinen Aspecten des geistigen Himmels, als Clemens Brentano die nordischen Universitäten besuchte.

Fassen wir nun die einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten ins Auge: so begegnen wir gleich in Tieck den Irrthümern und den Vorzügen der neuen Schule: seinen William Lowell (1796) mit seiner finsteren Zerrissenheit gab er selbst später als eine Bekämpfung der chaotischen Nacht seiner Zeitgenossen, „denen er ein Gemälde ihrer Verwirrung und ihres Seelenübermuthes hinzustellen suchte, das seine Abweichung von ihr gleichsam rechtfertigen sollte“. In den Volksmährchen des Peter Leberecht und in ihrer humoristischen Behandlung öffnete er der Dichtung einen neuen Quell aus dem lebendigen Volksgeist; in seinem Zerbino geißelte er die herrschende Plattheit, Seichtigkeit, Frivolität und Aufklärerei; in der Genovefa führte er die religiöse Legende und die Farbenpracht mittelalterlicher Dichtung wieder in die Poesie ein; die Minnesänger bearbeitete er; in Sternbalds Wanderungen und in der Herausgabe von Wackenroders Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders verkündete er den Kunstpietism der neuen Schule, und stellte der Antike die Bauwerke und Malerei des katholischen Mittelalters gegenüber; die Bedeutung Gozzi's machte er geltend; den Don Quixote kleidete er in ein deutsches Gewand, und gewöhnte den deutschen Laut an das Klangspiel romanischer Versformen. Tieck selbst aber ward zuerst als ein Dichter der neuen Zeit von den Brüdern Schlegel begrüßt und geltend gemacht, indem sie durch ihr Athenäum, ihre Charakteristiken und Kritiken das Amt der Beurtheilung für die neue Schule verwalteten; August Wilhelms spanisches Theater führte den Calderon ein, während Friedrich der Begründer einer der organischen Entwicklung des Geistes folgenden, universellen Literaturgeschichte ward; aber nicht minder wie Tieck auch an den Verirrungen seiner Zeit theilnehmend, verkündete er in der Lucinde

den romantischen Venusdienst, ganz so wie Schleiermacher, der die Deutschen mit Plato vertraut machte, einer Seits seine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern richtete, während er anderer Seits seine vertrauten Briefe über die Lucinde schrieb. Lessing, der die französischen Götzen gestürzt, hatte Shakespeare auf den Altar erhoben; Schiller hatte an ihm seine Schule gemacht; die Schlegel feierten seinen Cultus; Tieck machte ihn zum Gegenstand des feinsten, kritischen Studiums und übersetzte ihn mit August Wilhelm Schlegel, und so ward der brittische Dichter, neben dem hochgefeierten Göthe, eines der Hauptelemente zur Begründung der neueren Literatur.

Die Verklärung der Romantik durch die religiöse Begeisterung eines tiefsinnigen Geistes und eines zarten, liebevollen, harmoniereichen Gemüthes, das war die Aufgabe, die sich Novalis gestellt; allein ein frühezeitiger Tod raffte ihn, 1801, da er kaum die Grundsteine seines wundervollen Gralstempels gelegt, hinweg, und dennoch war der mystische „Blüthenstaub", den er ausgestreut, von tief begeisternder Kraft. In einem ihm verwandten Geiste suchte um dieselbe Zeit Runge die Geheimnisse des Lichtes und der Farben zur Begründung einer religiösen Kunst- und Natursymbolik zu entschleiern. Hölderlin faßte den Geist seiner Zeit von der elegischen Seite auf. Eschenmaier, Windischmann, Steffens, Röschlaub, Ritter suchten im Geiste der Naturphilosophie die Gebiete der Naturwissenschaft zu bemeistern und auch hier, anknüpfend an die neueren Entdeckungen in dem Galvanismus, der Elektricität und dem Magnetism, dem Geistigen, dem Dynamischen, den Sieg über die Materie und den Materialism der geistlosen Empirie zu erringen. Gentz kämpfte in der Politik, den großen Burke einführend, mit dem Geiste der Revolution, während Adam Müller sich bemühte der ganzen Staatswissenschaft eine tiefere philosophisch-religiöse Grundlage zu geben, und Nikolaus Vogt, mit historischem Sinne die Vergangenheit erschließend, auf das christlich-germanische

Fundament der alten Ordnung und seine höhere Bedeutung hinwies. Zacharias Werner hatte schon die Stimme seiner Muse, die die dunkeln Pfade des Irrthums durchwandeln sollte, vernehmen lassen, und der Stern Achim von Arnims stand eben im Aufgange, während Jean Paul Friedrich Richter auf dem Höhepunkte seines Glanzes die vielfachen Gegensätze der Zeit zurückspiegelte, und bald tiefsinnig ernst, bald spielend und lächelnd sie mit seinem freispringenden Humor zu versöhnen suchte.

Wenn wir nun bedenken, daß alle diese Bestrebungen und Richtungen nicht neben einander liefen, sondern, bei dem Mangel eines festen Mittelpunktes, sich oft auf die seltsamste Weise durchkreuzten, bald einander heftig anfeindeten, bald in einander verschwammen; wenn wir uns ferner erinnern, daß dieses chaotische, geistige Ringen und Kämpfen einer werdenden Zeit mit seinen oft an Wahnsinn gränzenden Verirrungen der Freidenkerei und den Mißgeburten einer zügellosen, irregeleiteten, unreifen und kranken Phantasie, äußerlich von dem Donner der Kanonen des französischen Freiheitsschwindels begleitet war, daß gleichzeitig tausendjährige Throne stürzten und unter den Trümmern der ältesten Kathedralen begraben wurden: dann kann man sich ohngefähr einen Begriff von der Lage machen, wenn man mit einem Geiste, wie der des Clemens Brentano, ohne sicheren, religiösen Halt und ohne den wissenschaftlichen Ballast einer gründlichen Schulbildung, auf dem leichten Fahrzeug der Poesie, mitten in dieß von allen Winden stürmisch aufgeregte Meer hinausgestoßen wird.

(Fortsetzung folgt.)

XV.

Zeitläufte.

Spanien seit dem Sturze Espartero's.

Was in Spanien seit zehn Jahren geschehen ist und noch heute geschieht, kann allen aufmerksamen Beobachtern des Weltlaufes zum lehrreichen Exempel dienen. — Vor allen Dingen wäre es eine kindische Hoffart, Angesichts des schauerlichen, politischen Erdbebens auf der pyrenäischen Halbinsel, in gedankenloser und blinder Sicherheit zu wähnen: daß dergleichen Unfälle unserer oft gerühmten, deutschen Vortrefflichkeit halber, uns und den unserigen niemals zustoßen könnten. — Wäre es mit diesem selbstgenügsamen Glauben gethan gewesen, so wäre Spanien das glücklichste und bestregierte Land unter der Sonne. An großer Ueberschätzung ihres eigenen Werthes haben seine Bewohner es niemals fehlen lassen, und vor Kurzem noch lebte und starb die Nation in ihrer unermeßlichen Mehrheit darauf, daß der alte Ruhm der Väter aus den Zeiten ihrer ersten Habsburger ungeschmälert und ungebrochen auf die spätern Geschlechter überliefert, das spanische Volk aber das edelste, weiseste, tapferste und deßhalb auch unbezweifelt das glücklichste auf Erden sey. — Heute haben sie leider den Glauben vom Gegentheil in die Hand bekommen, und mögen jetzt in ihren patriotischen Ueberzeugungen aus der guten, alten Zeit einigermaaßen irre geworden seyn.

Wer sich über Spaniens dermalige Lage, unbeirrt von dem Geschwätz der radicalen Zeitungen, zumal der deutschen,

ein selbstständiges Urtheil bilden will, muß vor Allem von dem einfachen Gesichtspunkte ausgehen: daß das, was sich heute in Spanien begibt, allerdings die Rache für eine Schuld ist, die das absolute Königthum in jenem Lande auf sich geladen hat, jedoch in ganz anderer Weise als unsere Tagesschriftsteller es meinen. — Nachdem im sechszehnten Jahrhundert die Stände im Kampfe mit der Krone rein und unbedingt unterlegen waren, übernahmen sich die Herrscher wie die Diener der königlichen Gewalt im süßen Moste der Machtfülle; die traurigen Folgen dieses betrübenden Rausches blieben dort so wenig aus, wie anderswo. — Der Staatsgewalt, die von ihrer eigenen Unumschränktheit trunken geworden, nahte sich das Gelüste: auch die Kirche zum Schemel ihrer Füße zu mißbrauchen. — Zu diesem Werke bot ihr die Philosophie des Unglaubens und der Empörung die Hand, die sie freudig und ohne die leiseste Ahnung ergriff, daß die bereite Helferin dereinst zum Lohne für die Handreichung mit der Krone auch den Kopf fordern werde. — So geschah es, daß die Regierung im Bunde mit der freimaurerischen Aufklärung ein Menschenalter lang, den Boden des alten, katholischen Gothenreiches mit ihren Reformationsversuchen umwühlte und die Spanier zwingen wollte nach der neuen Weise glücklich zu seyn. Nur darüber zürnten und wehklagten die Führer des zeitgeistigen Freithums, daß das beschränkte, katholische Volk in seiner dumpfsinnigen Zähigkeit noch immer nicht von den Sitten und Vorurtheilen der Väter lassen wolle! — Da geschah ihnen endlich, wie sie geglaubt hatten. Dieselbe Philosophie, welche an allen europäischen Höfen gehätschelt war, warf, als sie sich stark genug dazu fühlte, dem Königthume den Handschuh in's Gesicht. In Frankreich war der Thron der Bourbonen umgestürzt; in Spanien zog sich der Segen Gottes sichtlich von demselben Geschlechte zurück. So bot die Zwietracht zwischen Karl IV. und seinem Sohne dem revolutionären Ueberwältiger der Revolution die Handhabe zur Unterjochung der Halbinsel, auf der sich nun gerade

das ereignete, was allen aufgeklärten und weltklugen Leuten das Unglaublichste und Unerwartetste schien. — Das einfältige, katholische Volk ging, den Clerus und die Mönche an der Spitze, freudigen Muthes für die Freiheit seines Landes und seinen König in den Tod, und gab einem in Eigensucht und Knechtschaft verfaulten Zeitalter eine Lehre, welche die Mitwelt nicht zu fassen vermochte, während das Geschlecht von heute sie schon wieder vergessen hat. — Und während der alte Glaube und die alte Treue in Spanien diese Wunder der Tapferkeit und der heldenmüthigsten Ausdauer verrichteten, hatte sich das neuzeitige Geschlecht der Philosophen, dasselbe, welches die rechtmäßigen, „katholischen“ Könige groß gezogen hatten, hinter den Mauern und Bollwerken von Cadix zusammen gefunden, und dort die leitenden Ideen seiner Staatsweisheit in der Constitution von 1812 niedergelegt. —

Gott hat in seiner unverdienten Langmuth die spanischen Bourbonen nicht auf einmal und plötzlich verlassen. — Ferdinand VII. bestieg im Jahre 1814 den Thron seiner Väter unter den günstigsten Umständen für das Interesse der königlichen Macht. — Ein mäßiger Verstand, eine gewöhnliche Thätigkeit, ein redlicher Wille und ein alltägliches Maaß von Einsicht und Anstrengung hätten bei einem Monarchen, dem ein so beispielloser, mit dem Herzblute des Volkes besiegelter Enthusiasmus entgegen kam, hinreichen müssen, das Wohl des Landes zu gründen, und eine der wichtigsten Krisen in der spanischen Geschichte zum Heile seines Reiches zu entscheiden. — Statt dessen hat er, nach einer zwanzigjährigen, durch Schwäche und Unthätigkeit beispiellos elenden Regierung, in seiner Todesstunde den Feuerbrand eines Successionskrieges in sein Haus und in sein Land geworfen, und eine Monarchie an den äußersten Rand der Auflösung gebracht, die einst an der Spitze des europäischen Staatensystems stand.

Nach unserer Ueberzeugung war in diesem Kampfe um die Erbfolge das Recht auf Karl's V. Seite — Daß es aber dem

Volke in einem Dilemma, wo auf beiden Seiten bedeutende Autoritäten standen, erlaubt seyn mußte zu irren, bedarf unserer Bemerkung nicht. Ebenso gewiß ist es, daß in solchen entscheidenden Momenten das Recht allein nicht hinreicht, einen Thron und ein Land zu erobern. Karl V. hätte vielleicht alle Eigenschaften besessen, eine ruhige, geordnete Regierung in ihrem ununterbrochenen, traditionellen Gange fortzuführen. Aber der riesenhaften Aufgabe: auf einem der schwierigsten Wendepunkte der Geschichte Europa's ein zweiter Gründer seines Hauses zu werden, war er nicht gewachsen. — Eine solche Zeit fordert, außer dem Rechte noch den persönlichen Beruf, und jene geistige, die Gemüther beherrschende, magische Gewalt, wie Gott sie nur den großen Rettern ihrer Völker zu verleihen pflegt. Karl V. ist in dem Gottesurtheile um die Krone erlegen, und der traurige Trost, der den Freunden des Königthums nach diesem Ausgange geblieben, liegt in der hohen Wahrscheinlichkeit, daß seine Regierung im günstigsten Falle nur eine Fortsetzung des Regiments gewesen wäre, welches seit hundert Jahren Spanien langsam aber sicher einem großen Umsturze entgegengeführt hat. —

Nachdem Karl V. vom Schauplatz abgetreten war, mußte in Madrid geschehen, was nicht ausbleiben konnte. — Derselbe Anführer, welcher mehr durch Mittel des Verraths als der Tapferkeit den Sieg über das Heer der Königlichgesinnten davon getragen hatte, bemächtigte sich der höchsten Gewalt. Als Regent von Spanien verdrängte er die Mutter des königlichen Kindes, welchem in dem Successionskriege der Name der alten Würde und der Schatten einer Krone geblieben war. Maria Christina gleichzeitig von der Gewalt und vom spanischen Boden verjagt, mußte das Reich verlassen, und Espartero, dem Namen nach Regent, der Sache nach Herr von Spanien, hielt dritthalb Jahre lang allein das Heft der Gewalt in Händen. — Der Sturz dieses Mannes kann aber dem gläubigen Christen zum trostvollen Beweise für die große, von den Staatsmännern vergessene, von dem gebilde-

len Pöbel aller Nationen bitter verhöhnte Wahrheit dienen: daß das Gebet auch in der Politik eine Waffe ist, die mächtiger als alle bloß irdischen Mittel, ihre Kraft selbst noch im neunzehnten Jahrhundert nicht verloren hat. Bekanntlich hatte der Siegesherzog einen Gedanken gefaßt, der ihn allein schon als beschränkten Kopf, und der einfachsten Elemente gesunder Politik unkundig bezeichnen würde: er wollte die Kirche bekriegen! Wie der heilige Vater seinen Gewaltschritten nichts entgegenzusetzen hatte, als einen Aufruf an die Christenheit zum Gebet für Spanien, triumphirte die radicale Niedertracht, und ihr gebornes Organ, die deutsche allgemeine Zeitung in Leipzig meinte: Jetzt werde es sich zeigen, wie abgenutzt die veralteten Mittel des Vatikans im Jahrhundert des Lichtes und der Freiheit seyen! Allein es zeigte sich das Gegentheil. — Espartero's Sturz mit allen seinen Nebenumständen gehört zu den, zwar am wenigsten gewürdigten, aber dennoch außerordentlichsten Begebenheiten unserer Epoche. — Unverkennbar wirkte hier der Finger einer höhern Macht. Daß ein Partheiführer von den Seinigen verlassen, von mächtigern Gegnern zu Boden geworfen daß er zur schimpflichen Flucht genöthiget wird, ist in revolutionären Zeitläuften nicht gerade etwas Außerordentliches. Allein wie mächtig der Anhang Espartero's noch immer in der Armee, in den geheimen Verbindungen, in den localen Behörden aller Provinzen war, hat die Erfahrung hauptsächlich erst nach seiner Verjagung gezeigt. Um jene Zeit aber war es, als ob ein gewaltiger Zauber die ganze übermächtige und zahlreiche Parthei des Dictators gelähmt hätte. — Eine wunderbare Bewegung ergriff, nachdem Malaga am 23. Mai 1843 das erste Zeichen gegeben, eine Stadt nach der andern. — Espartero aber zeigte sich in der Stunde der Prüfung in einer Weise unfähig, die wenigstens seiner Erfahrung und seinem bisherigen Kriegsruhme nicht entsprach. Kopflos, unthätig, unschlüssig, bleibt er in Albacete stehen, während ringsum das Land sich gegen ihn erklärt, und der Aufstand der

katalonischen Bauern, die sich des Engpasses von Bruch bemächtigen, seine Generäle Serrano und Zurbano, die ihm mit dem aragonesischen Heere zu Hülfe eilen, von ihm abschneidet. Bald bleiben ihm nur noch Madrid, Saragossa und Cadix. — Da eilt Narvaez, früher ein Anführer der christinischen Truppen gegen Karl V. und dann von Espartero nach Frankreich verbannt, auf die erste Kunde von dem Aufstande gegen den Regenten nach Spanien zurück, landet in Valencia, zieht von dort mit einigen Tausend Mann, die sich ihm anschließen, gegen Teruel, gewinnt die große Straße von Saragossa nach Madrid, wo Mendizabal, auf nahen Entsatz hoffend, verzweifelte Gegenwehr vorbereitet und steht plötzlich vier Stunden vor der Hauptstadt bei Ardoz dem Heere Zurbano's gegenüber. — Kaum kommt es hier zum Gefecht; auf Narvaez Anrede an die feindlichen Truppen senken sich die Waffen; die zum Entsatze von Madrid heranziehende Macht geht fast ohne Schwertstreich zu ihm über. Da öffnet die Residenz, trotz des Fanatismus den Mendizabal in der Miliz angefacht, dem Sieger ihre Thore. Espartero aber, der vierzehn Tage lang zwecklos in Albacete gewartet hatte, zieht jetzt, statt der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen, ohne Plan und Gedanken vor Sevilla, das er beschießt. Dann flieht er vor dem unter Concha herannahenden Entsatz, und schifft sich, ohne daran zu denken, daß Cadix ihn mit offenen Armen erwartet, im Angesicht der unüberwindlichen Festung, die ihm ihre Thore offen hielt, nach England ein. — Nach der Hand läßt sich füglich behaupten, und der Erfolg bezeugt es, daß sein Ruhm ein erlogener, er selbst eine gemeine Natur gewesen seyn müsse, weil er im Besitze solcher Mittel der Vertheidigung, in der Anfechtung den Kopf verlor. — Uns aber möge es frei stehen dergleichen Wendungen des Geschicks, die wenigstens der allgemeinen Erwartung des Radicalismus in ganz Europa nicht entsprachen, für eine gerechte Züchtigung jenes frevelhaften Uebermuthes anzusehen, gegen welchen das Oberhaupt der Christenheit zum Schwerte des Gebetes gegriffen hatte.

Heute ist sonach freilich der böswilligen Verfolgung der Kirche in Spanien von höherer Hand ein Ziel gesetzt. — Aber die Wunden derselben sind noch nicht geheilt, ja die Heilung hat kaum in ihren Vorbereitungen begonnen, und daneben sind die politischen Verhältnisse des Landes in einer Weise zerrüttet, wie in keinem andern Staate von Europa. — Die in unserer ganzen Epoche überall herrschende Spannung und Verwirrung nähert sich dort ihrem Culminationspunkte. In dieser Beziehung lassen sich leider an dem edeln, aber tief unglücklichen Spanien die lehrreichsten Studien anstellen. —

Man würde sehr irren, wenn man das spanische Volk in seiner Gesammtheit, oder auch nur seiner numerischen Mehrheit nach, für revolutionär oder den irrigen Richtungen des Zeitgeistes verfallen erklären wollte. Nichts weniger! — Keine europäische Nation ist in ihrem innersten Bewußtseyn, selbst heute noch, so tief katholisch und royalistisch geblieben, — nirgends ist der modern protestantische Geist des principmäßigen, radicalen und pseudophilosophischen Ungehorsams gegen die Autorität weniger in die Massen eingedrungen, nirgends die Liebe und Verehrung des königlichen Geschlechtes und das Vertrauen zur Person des Herrschers in diesem Grade ein Nationalbedürfniß geblieben, wie in Spanien. Beweis dessen ist der unläugbare Umstand, daß heute, nachdem alle Stützen und Träger des rechtmäßigen Königthums gewichen sind, das Vertrauen die Liebe, die Hoffnung des Volkes sich an ein dreizehnjähriges Mädchen hängen kann, weil die Nation in diesem Kinde allein noch den Schatten der Idee der Monarchie festhalten zu können glaubt. Der Sitz des Uebels ist in Spanien **erstens** in der Dynastie selbst zu suchen, aus deren Stamme der Lebenssaft zurückgetreten ist. **Zweitens** ist dort, in Folge alter und neuer Sünden seiner Herrscher, Alles und Jedes bis auf die Wurzel verfault und schlecht, was Regierung heißt, und **drittens** hat sich in Folge der, auf Dekatholisirung und falsche Aufklärung des Volkes gerichteten Bemühungen

und Manipulationen der Staatsgewalt, seit drei Generationen eine gewisse, verhältnißmäßig kleine, aber an Macht und Ansehen entscheidende und tonangebende Fraction der Bevölkerung ausgesondert, welche der Sitz der revolutionären Bestrebungen und des Getriebes der politischen Partheien ist, an welchen das wirkliche Volk keinen Theil nimmt, die es nicht versteht, und von denen es nur die handgreiflichen und fühlbaren Resultate erfährt, in so weit diese in seine alten Gewohnheiten und in die Bedingungen seines Daseyns eingreifen. Dieses gilt nicht nur von der Masse des eigentlichen Volkes, sondern insbesondere auch von dem hohen Adel, der obwohl heute noch in seinen Händen das große Grundeigenthum liegt, den politischen Bewegungen in Spanien vollkommen fremd geblieben ist, und rein passiv erwartet, was die jedesmal herrschende Parthei über ihn beschließen will. Dagegen ist in den großen Städten und namentlich in Madrid der Bürgerstand der Heerd der Bewegung. — Von diesem gehen die Umwälzungen und Aufstände aus, und die, zum größten Theile aus kleinen Krämern bestehende Madrider Bürgerschaft war insbesondere bis auf den letzten Augenblick Espartero's, des militärischen Gewaltherrn, treueste Stütze. Doch ist es auch in Madrid geschehen, daß angesehene Bankhäuser die Emeute bezahlten, weil jede Veränderung der Agiotage neue Wechselfälle für das Börsenspiel bietet. In den Schreckenstagen wurden dort die glänzendsten Geschäfte gemacht, weil gerade in solchen Zeiten die bedeutendsten Schwankungen der Curse eintreten.

Die mächtigste, angesehenste und unruhigste Klasse aber ist die der Beamten. — Es ist eine Eigenthümlichkeit des heutigen Spaniens, daß sich dort, wie sonst nirgendwo in diesem Maaße, die Nachtheile der Bureaukratie dicht neben den Schattenseiten der Repräsentativregierung finden. Nach jeder Revolution, nach jedem der zahllosen Ministerwechsel, — seit zehn Jahren hat Spanien zwei und zwanzig Ministerien erlebt! — änderte sich das gesammte Beamtenpersonal im gan-

zen Reiche. — In Folge dessen bilden heute die dienstthuenden, und die unter verschiedenen Bedingungen und Titeln zur Disposition gestellten Beamten eine wahre Armee, zusammen etwa vier und zwanzig bis fünf und zwanzig tausend Köpfe. Die einen, welche im Solde stehen, sind die willenlosen Diener der Gewalt, insofern sie nicht nach Beförderung und Verbesserung ihrer Lage lüstern sind. Die andern suchen um jeden Preis eine Veränderung, um wieder in Thätigkeit und volle Besoldung zu treten. Dieses gilt von Offizieren, wie von Civilbeamten. — Auch das Richterpersonal, früher wegen seiner Redlichkeit und seiner Kenntnisse gerühmt, ist seit der Revolution in einem beispiellosen Grade demoralisirt. Nach der Katastrophe von la Granja im Jahre 1836 suchte die neue Regierung die Zahl ihrer Anhänger dadurch zu vermehren, daß sie die Mehrheit der Justizbeamten absetzte, und die Lücke mit ihren Creaturen füllte, die freilich der Rechtspraxis eben so fremd waren wie der Theorie. Espartero fand es sogar bequem, als er im Jahre 1840 einen großen Theil der Armee verabschieden mußte, viele Offiziere bei den Gerichten anzustellen. — Den Mangel an geeigneter Vorbildung ersetzte er dadurch, daß er ein Gesetz gab: jedem Offizier solle der Dienst in der Armee so angerechnet werden, als wenn er die nämliche Zeit auf der Universität zugebracht hätte. Seit dieser Zeit ist begreiflicherweise die Unwissenheit in der spanischen Justiz so groß, wie die Käuflichkeit, und von der frühern Standesehre der Richter, der höchsten Bürgschaft einer guten Rechtspflege, keine Spur mehr vorhanden. Wie diese große Wunde, die Mutter der meisten bisherigen und aller künftigen Revolutionen, zu heilen, wie die öffentliche Moral des Beamtenstandes wieder herzustellen sey, — ist zur Stunde ein ungelöstes und unlösbares Problem. — Heute sind die öffentlichen Aemter und die militärischen Grade eine Waare, wie jede andere, und bei der Jagd nach Stellen ist von Ehre und Ueberzeugung eben so wenig die Rede, wie bei dem Spiele der Börse. Hier wie dort ist das materielle Interesse,

das Geld, der Preis, für welchen jene, die diese Bahn einmal betreten haben kein Opfer zu hoch achten. — Deßhalb stürzen auch die rastlos wechselnden Ministerien mehr durch den Verrath und die Umtriebe ihrer Anhänger und Freunde, welche dem Meistbietenden zulaufend, ihre bisherige Fahne verlassen und für einen höhern Rang ihre Unterstützung dem politischen Gegner ihres Schutzherrn verkaufen, als durch die Anstrengungen der Gegner oder den Sieg eines andern politischen Systems.

Das eben Gesagte gilt in vielleicht noch höherm Maaße von der Armee wie von den Civilbeamten. — Das höchste Gut des Soldatenstandes, — die militärische Treue, — ohne welche selbst die tapferste Todesverachtung nichts als eine gefährliche, zweischneidige Waffe ist, hat sich aus der spanischen Armee fast bis auf den Namen verloren, seitdem in dem Bürgerkriege die militärischen Grade von der einen, wie von der andern Seite, um den Preis des Verraths an der Fahne versteigert wurden. — So ist die Desertion, das Complott, der Abfall dort keine Schande mehr, sondern eine Speculation, wie jedes andere Glücksspiel. Daher spinnt sich der Faden der Militärverschwörungen in Spanien, ohne abzureißen, bis auf die neuesten Zeiten fort. Auch nach dem Sturze von Espartero sind Narvaez, Serrano und Concha mehrmals nur mit genauer Noth meuchelmörderischen Anschlägen und Complotten entgangen, die von ihren eigenen Truppen gegen ihr Leben gerichtet waren. — Fast alle Subalternoffiziere und Sergeanten tragen ein Ideal von Ruhm und Kriegsglück in ihrer Phantasie, das sie durch einen glücklichen Wurf zu verwirklichen suchen. Von Pflicht und Gehorsam ist dabei keine Rede mehr. Jeder dünkt sich ein kleiner Napoleon, und wähnt auf der untersten Sprosse einer Leiter zu stehen, die zu einer Krone, zu einem Marschallsstabe, zu einem Utopien von Glück und Freude führt. Dieß ist die bittere, aber natürliche Frucht des radicalen Geistes, wenn er einmal in einem Heere Wurzel gefaßt hat. Daher ist es nicht zu ver-

wundern, daß in der spanischen Armee fast alle Offiziere entschiedene Progressisten sind.

Eine Folge dieses moralischen Zustandes ist die fast in's Lächerliche gehende Ueberfüllung der höhern Militairgrade. — Eine Armee, deren Kriegsfuß 100000 Mann beträgt, zählt sechshundert dreißig Generäle und achthundert Obersten. — In Folge des schlechten Standes der Finanzen ist diese Masse von Offizieren aller Grade schlecht oder gar nicht bezahlt, und somit schon durch die Noth gedrängt, in jeder Revolte ein Mittel gegen den Hunger zu suchen. — Die Bons, in welchen die Regimentskassen die auf halben Sold entlassenen Offiziere bezahlten, wurden zwar beim Ankaufe von Nationalgütern für voll angenommen, — konnten aber gegen baares Geld nur mit einem Verluste von 97 Prozent umgesetzt werden. Unter diesen Umständen geschah es, daß einst im Jahre 1841 die Offiziere des Regiments Majorka, von wüthendem Hunger gepeinigt, in corpore bei dem Finanzminister erschienen, und ungebeten an seiner Tafel Platz nahmen.

Daß in dieser Lage der Dinge der wahre Grund des Revolutionsfiebers, welches den spanischen Staatskörper schüttelt, weit weniger in revolutionären Theorien als Leidenschaften, in eigennützigen Absichten, in Plänen des Ehrgeizes, und in wirklich faktischen Nothständen zu suchen ist, — versteht sich von selbst. Deshalb beschränkt sich auch das politische Partheiwesen, in so weit darunter die Schwärmerei für eine Doctrin, oder ein politischer Sectenglaube, ein Fanatismus für eine gewisse Verfassungsform verstanden wird, im heutigen Spanien auf einen ziemlich engen Kreis von Individuen. Die Schule von wirklich gläubigen Theoretikern, wie der „göttliche" Arguelles, welcher die Constitution von 1812 verfassen half, stirbt nachgrade aus, und die Intrigue roher Eigensucht tritt immer mehr in die Stelle der kurzsichtigen, aber fanatisch-ehrlichen Doctrin. Daher denn auch das ewige Hin- und Herfluthen der Partheien, die jeden Augenblick Umfang und Gränzen ändern, und bei weitem weniger

ein festes Gepräge, einen bestimmten, unterscheidenden Charakter an sich tragen, als selbst in Frankreich, geschweige denn in England. Daher aber endlich auch der fortwährende Abfall, das grelle Ueberspringen der Individuen von einer Seite zur andern.

Nur im Allgemeinen lassen sich in Spanien drei Hauptnuancen der öffentlichen Meinung unterscheiden: diejenigen, die heute noch an die Möglichkeit der Wiederherstellung der ältern Zustände glauben, und ihre Hoffnung mehr oder weniger auf eine Heirath des Prinzen von Asturien mit der jungen Königin setzen; diejenigen, welche bei der Constitution von 1837 und dem konstitutionellen Königthum stehen bleiben wollen (die Moderados); diejenigen endlich, die zur Republik, zur wildesten Anarchie, zum hellen politischen Wahnsinn fortschreiten möchten (Exaltados, Progressisten). Die erstgenannte Richtung ist für den Augenblick in den Hintergrund getreten, und ohne eigentliche, politische Bedeutung; die beiden andern sind in einem Kampfe begriffen, von dem sich nicht voraus sagen läßt, ob er nicht noch vor dem endlichen Siege des Glaubens, der Sitte und der Ordnung zu einem Untergange in der Nacht barbarischer Verwilderung führen wird. Schwerlich möchte aber die gewünschte Vermählung, wenn sie auch das Princip der Legitimität rettete, im Ganzen und Großen den Gang der Ereignisse in Spanien zu ändern vermögen. Es ist freilich gewiß, daß die Störung der legitimen Thronfolge auch schon allein und für sich ein Land in's Verderben stürzen kann. Aber es spricht auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Wiederherstellung der Legitimität einen politischen Auflösungs- und Zersetzungsproceß aufhalten werde, wenn derselbe bereits so weit wie im heutigen Spanien vorgeschritten ist, es sey denn, daß dem Princip zugleich ein großartiger Träger in der Person eines gebornen Herrschergeistes geliehen werden könnte.

Als eines der wichtigsten und bedenklichsten Symptome dieses Zustandes können die Pronunciamentos angesehen

werden. Das Wort hat sich in die spanische Sprache gedrängt, wie der entsprechende Begriff in die jüngste, unglücklichste Periode der Geschichte dieses Landes. — Ein neuerer Schriftsteller, der die spanischen Verhältnisse im Ganzen treu und lebendig schildert, stellt folgende Theorie eines Pronunciamento's auf, wie es aus tausend Veranlassungen und in tausend Fällen vor sich gegangen ist, und zweifelsohne auch ferner vor sich gehen wird. Zuerst wird das Geschäft in geheimen Zusammenkünften von den Anstiftern und Leitern berathen, die gewöhnlich der Municipalität und der Miliz des Ortes angehören. Ist das Programm entworfen, so gehen die Unternehmer auf den Markt, und fassen, dem Stadthause gegenüber, Posto. Nun beginnen Reden und Declamationen über die öffentlichen Angelegenheiten und den speziellen Gegenstand der Aufregung. Natürlich sammelt sich die Menge; Anhänger und Freunde der Führer vergrößern den Trupp und bilden den Chor. Ein Redner muß in angemessenen Pausen die Worte: Freiheit, Despotismus, heroische Nation, Verrath, Vaterland u. s. w. hören lassen. Der sonstige Inhalt des Vortrags ist ziemlich gleichgültig, unerläßlich, jedoch daß er mit viva und muera schließe. Das erstere bezieht sich auf den Gegenstand des Pronunciamento, das letztere auf das Gegentheil. — Hierauf dringt der Haufe in das Stadthaus, wo sich die Stadtbehörde (Ayuntamiento) inzwischen versammelt hat. Dieser kündigt der Redner an: daß sich das heldenmüthige Volk dieser hochherzigen Stadt „prononcirt" habe. Die gegenwärtigen Mitglieder sind schon von vornherein derselben Meinung gewesen. Sie klatschen dem Patriotismus der erhabenen Bevölkerung Beifall zu, und man redigirt das Pronunciamento in Form einer hochtönenden, im epischen Style gehaltenen Proclamation. Dann wird eine Junta ein, die bestehende Autorität abgesetzt, neue Behörden ernannt, die öffenlichen Cassen weggenommen, eine Miliz ausgerüstet, bewaffnet und besoldet. — Gewöhnlich sendet man eine Abthei-

lung derselben an die nächste Stadt, um diese auch zu ihrem Pronunciamento zu bestimmen.

Oft geht dieses letztere aber auch von der Municipalität selbst, und in der Form einer an die Regierung gerichteten Forderung vor sich. — Man beschwert sich über gewisse Maaßregeln, oder fordert, daß andere ergriffen werden sollen. Hierauf antwortet die Regierung durch ein Decret, welches der localen Behörde untersagt, sich in die Politik zu mischen, die Junta auflöst, ihre Beschlüsse annullirt u. s. w. Ihrerseits erklärt sich dann die Behörde in Permanenz, schleudert Decrete gegen die Regierung, erklärt diejenigen für Rebellen, die fortfahren würden, ihr zu gehorchen u. s. w. u. s. w. Dieß ist der gewöhnliche und herkömmliche Weg, auf welchem die exaltirte Parthei das Ruder der Gewalt ergreift, wenn die parlamentarischen Mittel zu langwierig scheinen. Liegt Garnison in der Stadt, welche sich prononcirt hat, so sieht diese stumm und unbeweglich zu, schließt sich aber nach zwei Tagen unter dem Rufe: Es lebe die Königin! Es lebe die Constitution! der Bewegung an. Oft geht aber auch umgekehrt das Pronunciamento von den Truppen aus, und einige Unteroffiziere oder Lieutenants sind die Unternehmer. — Die Exaltados der Stadt bewirken dann eine Erklärung der Miliz und der Municipalität; die militärischen Chefs werden nicht gefragt. Die große Mehrheit der Bevölkerung aber sieht, hier wie immer, zu, und läßt geschehen. Uebrigens kann es auch vorkommen, daß die Parthei, welche sich pronuncirte, nicht die stärkere war, oder daß die Gegenparthei Verstärkung erhält. — Dann geschieht nach acht oder zehn Tagen eine Pronuntiation im entgegengesetzten Sinne, mit eben derselben Leichtigkeit und in denselben Formen. Dieß heißt mit dem Kunstausdrucke: die Stadt hat sich deprononcirt.

Nicht immer geht aber die Erklärung in so blutloser Weise vor sich. — In Madrid und in den großen Städten ist sie sogar meistens ein blutiges Spiel. — Es ist bezeichnend, daß der Spanier: muera über denjenigen ruft, gegen

den er sich ausspricht. — Daher muß dort auch in der Regel das Pronunciamento durch das Blut irgend eines Schlachtopfers besiegelt werden. Dann waltet der Schrecken, dann werden die Thore geschlossen, dann regnet es wüthende Beschlüsse: Jeder soll auf den ersten Ruf die Waffen ergreifen, Jedweder sofort im Voraus eine Jahressteuer zahlen u. s. w. — Alles bei Todesstrafe. — So glücklich weiß das Regiment der Junten die Säßigkeit des volkssouverainen Freithums, mit der angenehmen Kürze der Formen des Militärdespotismus zu verschmelzen *).

Es ist eine der wunderlichsten Verirrungen des theoretischen Verstandes: in einem Lande, wo dergleichen Erscheinungen an der Tagesordnung sind, von der Möglichkeit der Realisirung einer, nach englischem Muster zugeschnittenen Verfassungsurkunde zu träumen. Die Constitution von 1837 hat nämlich Spanien zu retten geglaubt, wenn sie statt des Einkammersystems von 1812 einen Senat und eine Deputirtenkammer einsetzte. — Die Mitglieder des erstern ernennt die Regierung, aber nicht aus eigner Wahl. Dieselben Wähler, welche die Deputirten zum Congreß schicken, legen der Regierung eine dreifache Liste von Candidaten vor, aus denen sie die (160) Senatoren wählt. — Und eben dieser Senat soll dann ein „Gegengewicht gegen die Demokratie“, eine Nachbildung des englischen Oberhauses seyn! In Wahrheit aber ist er das Werkzeug der herrschenden Parthei, oder ein Boot, welches das Meerschiff der zweiten Kammer am Schlepptau mit sich führt. Meistens kennen die Wähler die Candidaten gar nicht, oder sie wählen einen General, dessen Namen sie gerade in der Zeitung lesen, oder einen jener verabschiedeten, oder quiescirten Beamten, von denen Spanien wimmelt; oder endlich rein nach dem Impulse des Zufalls, den nächsten Besten. Man hofft, daß auf die nächsten Wahlen wieder mehr Bischöfe und Priester zum Congreß gesendet werden. Bis

*) Vergl. Tanski L'Espagne en 1843 et 1844, p. 57.

jetzt aber fühlt die überwiegend große Mehrheit der Wähler nichts als den tiefsten Ekel vor all diesem constitutionellen Getriebe, und enthält sich des Stimmgebens ganz und gar. Daher geschah es z. B. bei den letzten Wahlen, das von den, in ganz Spanien eingeschriebenen 600000 Wählern in den meisten Provinzen nur ein Drittel oder höchstens die Hälfte mitstimmte. Das Ergebniß davon war denn auch in der That, daß unter den 241 Mitgliedern des Congresses nur sehr wenige Vertreter positiver Interessen, aber desto zahlreichere Wortführer politischer Meinungen waren. Bei der Eröffnung desselben erschienen als gewählte Deputirte: drei Granden und fünf bis sechs Mitglieder des hohen Adels, sämmtliche damalige und neun (9) Exminister, fünzehn Generäle und Stabsoffiziere, dreißig Advokaten, sechs Literatoren, worunter zwei Journalisten, fünf Bankiers und vier Kaufleute, nur ein Industrieller, und zwar ein Papierfabrikant, ein Notar, ein Apotheker, etwa fünfzig kleinere Grundeigenthümer, eben so viel wirklich dienstthuende oder quiescirte Beamte u. s. w. Wie wenig dieses ganze Institut überhaupt noch in jenem Lande Wurzel gefaßt hat, zeigt der Umstand, daß, trotz alles Treibens und Drängens der Minister, die Deputirten so langsam und zögernd eintrafen, daß der Congreß sich, wegen Mangels einer hinreichenden Zahl von Abgeordneten, erst mehrere Wochen nach seiner Eröffnung definitiv constituiren konnte. — Uebrigens bewiesen die Ereignisse sehr bald, daß die Regierung, wenigstens während der jetzigen Zustände wilder Gährung der Leidenschaften, gar nicht im Stande ist, Spanien mit einer Cortesversammlung zu regieren. Die Hauptstadt und das Land waren den größten Theil dieses Jahres hindurch in Belagerungsstand erklärt. — Daß dieser Zustand, — obwohl die einzige, dem heutigen Spanien angemessene Regierungsform, — nicht dauern könne, daß man über kurz oder lang versuchen wird, in das Geleise der constitutionellen Gesetzlichkeit zurückzukehren, leidet nicht den geringsten Zweifel; — eben so wenig aber auch, daß keine Regierung

auf Erden jemals im Stande seyn wird, dieses Volk inmitten dieser innern Erschütterungen und bürgerlichen Unruhen, nach diesen Gesetzen zu regieren. — Trotz des Belagerungsstandes gingen in Madrid die Geschäfte und Vergnügungen ihren ganz gewöhnlichen Gang. Niemand dachte daran, daß die parlamentarische Gesetzlichkeit aufgehoben sey. Nie war der Carneval belebter in der Hauptstadt, die öffentlichen Bälle nie zahlreicher besucht. Die Regierung hatte die Constitution außer Wirksamkeit gesetzt, aber sie hatte sich in richtiger Würdigung des wahren spanischen Nationalcharacters wohl gehütet, die Freuden des Carneval zu beschränken. Der Erfolg beweist, daß sie richtig gerechnet hatte, und der oben genannte Schriftsteller macht dazu die Bemerkung: daß diese Sorglosigkeit der Nation die bedauernswürdige Frucht ihrer innern Zerrissenheit sey. — (Im Gegentheil: die Zerrissenheit ist eine Folge des Versuchs, die Nation in eine, ihr völlig fremde, politische Theorie hineinzuhetzen!) „Es scheint“, sagt er, „daß der lieberale Geist im Abnehmen sey“. — „Man findet es bequemer dem constitutionellen Regiment die Leiden, die man erduldet, zur Last zu legen, als jene Fehler aufzusuchen, welche die Constitution seit zehn Jahren gehindert haben für Spanien eine Wohlthat und eine Wahrheit zu seyn“. „Wenn Spanien Frankreich gliche“, sagt derselbe Autor an einem andern Orte, „wenn die Doctrin des constitutionellen Systems in die Massen eingedrungen wäre, und sich das Volk dieser Regierungsform mit Theilnahme und innerer Zustimmung angeschlossen hätte, dann hätte weder Gonzalez Bravo, noch irgend Jemand anders, sich der Cortes entschlagen, den regelmäßigen Gang der Regierung unterbrochen, und Spanien durch Staatsstreiche und königliche Decrete regieren dürfen. Aber die Nation nimmt keinen Theil an diesen parlamentarischen Partheikämpfen, die sich auf der Oberfläche bewegen. Sie ist dabei ein gleichgültiger Zuschauer, obwohl sie deren Schlachtopfer ist“. — Dieß heißt mit andern Worten:

jene Fictionen, auf welchen in England und zum Theil in Frankreich das Repräsentativsystem ruht, haben in Spanien noch gar keinen Boden gefunden. — Die Annahme: daß 241 Deputirte, welche eine relative Majorität unter 600,000 Wählern, ohne sie zu kennen, in den Congreß schickt, daß diese die, als souverän proclamirte, spanische Nation darstellen, — diese Täuschung ist in jenem Lande, zur Ehre des natürlichen Volksverstandes, platt zu Boden gefallen. —

Ein entscheidender Wendepunkt in diesem wüsten Treiben wird ohne Zweifel die offene und ehrliche Erklärung eines finanziellen Bankerotts seyn, der früher oder später ausgesprochen werden muß. — Seit 1834 haben sechszehn rasch auf einanderfolgende Finanzminister vergebens sich abgemüht, das Unvermeidliche hinauszuschieben. Merkwürdig ist es dabei nur, daß die Gewölbe des königlichen Schatzes in jenen Zeiten, wo auch die spanische Kirche reich war, gestützt werden mußten um nicht unter der Last des gemünzten und ungemünzten Goldes zusammen zu brechen. — Heute, wo man die Gotteshäuser, aus nationalökonomischen Gründen, jedweder Zierde beraubt, die Glocken eingeschmolzen, selbst die Güter confiscirt und zum Verkaufe ausgeboten, der ausgeplünderten Geistlichkeit aber, im eigentlichen Sinne des Wortes! die Wahl zwischen dem Hungertode und dem Bettelstabe gelassen hat, heute ist die Höhe der spanischen Schuld selbst für die Unterrichtetsten ein schauerliches Geheimniß, und die am tiefsten Eingeweihten sprechen von drei bis fünf tausend Millionen Franken. — Zinsen werden bloß noch von einem kleinen Theile dieser Schuldenmasse, d. h. von sieben Millionen capitalisirter Coupons, und auch nur mit drei Procent bezahlt. Dazu wächst das Deficit der Einnahme mit jedem Jahre. Die Hälfte der Staatsrevenuen bleibt (nach einem mäßigen Ueberschlage) in den Händen der Beamten hängen, und das Durchgehen mit einer Casse ist weder für einen Civilbeamten noch für einen General eine Schande mehr. Die Ehrlichsten unter den spanischen sind der Meinung, daß das einzige Mittel

Ordnung in dem dortigen Creditwesen zu schaffen einfach darin bestehe: offen mit der Vergangenheit zu brechen, mit einem Federzuge die Nationalschuld für bezahlt zu erklären, und dann auf der Basis der wirklichen Staatseinkünfte ein neues Leben anzufangen. Früher, in den Zeiten, des finstern Aberglaubens und der Bigotterie" war es anders. Ferdinand V. bestimmte in seinem Testamente, daß seine Krone, sein königlicher Schmuck, seine Juwelen, ja sein eignes Gold- und Silbergeschirr zur Bezahlung der Staatsschulden verwendet werden solle. Damals war aber auch die Treue des Castilianers in der Erfüllung übernommener Geldverbindlichkeiten sprichwörtlich in ganz Europa. Nach den oben berichteten Resultaten der entgegengesetzten Theorie und Praris sollte man dagegen vermuthen, daß auch in finanzieller Hinsicht auf der Schule der Kirchenstürmer des achtzehnten Jahrhunderts kein besonderer Segen ruhe.

Fassen wir das bisher Berichtete zusammen, um daraus ein Resultat für Gegenwart und Zukunft zu ziehen, so steht zunächst so viel fest, daß dem modernen, aus England auf den spanischen Boden verpflanzten Repräsentativsystem zu seinem Gedeihen hier nicht mehr fehlt als Alles, und schon die Basis, auf der es stehen könnte. Es wird und kann dort, wenigstens in den ersten Menschenaltern, nie mehr als ein lügenhaftes Gaukelspiel seyn. Andererseits ist aber auch die Wiedererweckung des alten Absolutismus des königlichen Regiments, das anderthalb Jahrhunderte lang seinem Untergange entgegen vegetirte, für Spanien eine Unmöglichkeit geworden. Der Beamtenstaat hat dort ebenfalls, wie wir gesehen haben, bereits das letzte Stadium der Auflösung erreicht. Ein kräftiger Militärdespotismus würde noch die meiste Aussicht für sich haben. Unglücklicherweise hat aber der Radikalismus den Geist des Heeres auf Generationen hinaus vergiftet, und den innersten Nerv des Kriegerthums, die Tradition der militärischen Treue, durchschnitten. Heute würde es in Spanien jeder sich neugestaltenden Militärherrschaft an den

beiden Grundbedingungen ihres Bestehens fehlen: an dem Gehorsam der Truppen und an einem Feldherrn, wie Alexander oder Napoleon. — Und dennoch liegen in der Nation noch immer so viele Elemente der Ordnung, daß die Krisis einer consequenten Anarchie auch nicht recht zur vollen Entwicklung kommen kann. Und somit ist es heute schlechterdings unmöglich, auch nur annäherungsweise zu bestimmen, welche politischen Gestaltungen aus dieser brodelnden und brausenden Gährung auftauchen werden.

Ohne Zweifel ist die Krankheit schwer, und sie wird vielleicht noch lange währen. — Aber dennoch vertrauen wir auf ein Palladium, welches das spanische Volk durch alle Stürme der Jahrhunderte gerettet hat, — auf seinen unbefleckten, katholischen Glauben. — Ohne diesen wäre Spanien, nach den revolutionären Erschütterungen der letzten zehn Jahre, heute vielleicht nur noch eine, von einer Horde wilder Thiere in Menschengestalt bewohnte Wüste. Jetzt hat es in seinem Glauben sich die Möglichkeit einer Versöhnung der kämpfenden Partheien, eine ächte Vermittelung der Extreme, und das erzeugende Princip so wie das Geheimniß der Erneuerung der Civilisation für kommende, bessere Zeiten bewahrt. — Das alte Spanien ist in das Meer der Zeit versunken, und ersteht in seiner frühern Form nie wieder. In keinem andern Lande waren der Staat und die katholische Kirche inniger und aufrichtiger verbündet gewesen als dort; nirgends hatte sich die Kirche vertrauensvoller auf die weltliche Macht gelehnt, hatte umgekehrt die irdische Gewalt sich offener zum Glauben der Kirche bekannt, als auf jenem Boden, der im siebenhundertjährigem Kampfe den Feinden des Kreuzes abgerungen war. — Eine ungläubige, eigensüchtige und feige Staatskunst hatte diesen Bund innerlich schon lange gebrochen. Aeußerlich aber hatte sie den lügenhaften Schein der Eintracht bestehen lassen, um die Kirche noch als äußeres Machtmittel zur polizeilichen Zügelung und Lenkung der Geister mißbrauchen zu können. — Daraus erwuchs den Hütern des Heiligthums

der doppelte Nachtheil; erstens: daß ihres eigenen Glaubens Kraft und Frische im falschen Vertrauen auf den weltlichen Arm unterging, und zweitens: daß die ewige Sache des Glaubens den Augen der Welt als solidarisch verantwortlich für die Thorheiten und Verbrechen der Staatsgewalt erschien. Diesem unnatürlichen Zustande stagnirender, fauler Dumpfheit hat die Vorsehung ein Ende machen wollen. Sie hat in Spanien durch die Feinde Gottes thun lassen, was dessen Freunde nicht thun durften, und was der Mensch freiwillig nicht thun soll: sie hat auch auf der Halbinsel die factische Trennung der Kirche vom Staate vollziehen lassen, nachdem eine Gott vergessene Politik im Uebermaaße ihres Frevels längst schon die Ehe gebrochen hatte, welche nach christlichem Gesetze allerdings zwischen beiden Gewalten bestehen soll. Dieß ist unseres Erachtens der wahre Sinn und die Bedeutung der spanischen Revolution in der Weltgeschichte. — Die Kirche wird diesen Sturm überstehen, aber für die Reste des Königthums möchten wir nach den dort obwaltenden Anzeichen keine Bürgschaft übernehmen.

XVII.

Rückkehr zur Kirche.

Da wir die Rückkehr zur Kirche weit mehr als ein Glück zu betrachten gewohnt sind, welches der zu ihr bekehrten Seele widerfährt, als daß wir dieß für ein für die Kirche selbst wichtiges Ereigniß hielten, so haben wir bisher nicht leicht Veranlassung genommen, über die einzelnen, der mit jedem Tage sich häufenden Conversionen zur katholischen Kirche zu sprechen. Wenn wir dießmal, bei Gelegenheit des Uebertrittes eines uns lieb gewordenen Mannes, der bereits dem protestanti-

schen Predigtamte angehört hat, eine Ausnahme machen, so geschieht dieß, weil wir glauben, daß theils die Entwicklung der Motive, welche diesen Schritt herbeiführten, theils die Worte, welche bei dieser Gelegenheit von dem würdigen Geistlichen, welcher jenen in den Wahrheiten unserer Religion den Unterricht ertheilt hatte, gesprochen wurden, in vielfacher Beziehung belehrend seyn möchten. Wir lassen zunächst die uns über jene Motive zugekommene kurze Mittheilung des Hrn. Dr. Schlemmer vorangehen, eine längere Ausführung dieses Gegenstandes hat derselbe sich für eine eigene Schrift vorbehalten. Er läßt sich darüber vernehmen, wie folgt:

Zuvörderst glaube ich bemerken zu müssen, daß mein Rücktritt zur katholischen Kirche, obwohl ich neun Jahre Pfarramtscandidat der lutherischen Glaubensgemeinschaft gewesen bin und ihr als ordinirter Geistlicher gedient habe, nur mich und meine Person angeht. Da er aber in eine Zeitepoche fällt, welche sich nach allen Indicien abschließen zu wollen scheint, so möchte er auch diesen angehören, und wegen meiner gemachten Seelen- und Lebenserfahrungen, meiner gewonnenen Ueberzeugungen das allgemeinere Interesse in Anspruch nehmen".

„Ich muß bekennen, daß ich früherhin einer fundamental von meiner jetzigen verschiedenen Richtung angehört habe. Weit entfernt, diesen frühern Standpunkt läugnen, verdecken oder bemänteln zu wollen, erwähne ich deßhalb, daß ich zur Zeit der Cölner Differenzen eine Beleuchtung des Görres'schen Athanasius versucht habe, welche, als in Bayern noch alle Stimmen schwiegen, die Behauptung aufstellte, daß die unbedingte Vertheidigung des Herrn Erzbischofs ꝛc. zur Unterwerfung des Staates unter die Kirche, zur Gefährdung der Gewissensfreiheit und Untergrabung der Humanität führen müsse. Diese Beleuchtung, wenn auch leidenschaftlich, hatte wenigstens das Verdienst, ungescheut, offen und ohne Maske den Standpunkt bezeichnet zu haben, auf welchem ich mich befand, einen Standpunkt, der eben so we-

nig mit dem Katholicismus, als mit dem Lutherthum sich befreunden konnte, ja im möglichen Falle noch eher mit jenem, als mit diesem, da es mir durchaus schon in früherer Zeit nicht einleuchten wollte, daß Luthers und der Reformatoren Subjectivität mehr Geltung haben sollte, als die katholische Kirche, an deren Ausbau die ausgezeichnetsten Geister fünfzehn Jahrhunderte lang in unbestreitbarer Consequenz und Frömmigkeit gearbeitet hatten".

„Es gibt eine Epoche im Menschenleben, in welcher Jeder, wenn er es anders aufrichtig mit sich meint, in welcher selbst der Gelehrte, nachdem er lang ohne wahres Selbst- und Weltbewußtseyn in den Gruben der Wissenschaft gegraben, sich innerlich gedrungen fühlt, seinem Selbst und Gott Rechenschaft zu geben, was er wisse, glaube und wolle, und geht man hier redlich mit sich zu Werke, so beginnt — ich darf sagen — eine zweite Erziehung, entweder die heilsamste oder die gefährlichste, je nach der Richtung, welche sie einschlägt, je nach der Art, wie sie geschieht. Diese Epoche fing bei mir von dem Augenblicke an, als ich den öffentlichen Weg der Polemik betreten hatte. Gerade das, was ich bekämpfen wollte, machte mich mißtrauisch gegen meine bisherige Ueberzeugung; die Binde, welche meine Augen bedeckte, ward hinweggenommen; offen zeigte sich mir der Abgrund, in welchen die consequent beibehaltene Straße münden mußte; ich erkannte klar, daß der Protestantismus, folgerecht und streng durchgeführt, jene Negation vertrete, in welcher alle Wehen und Wirren auf dem religiösen und politischen Gebiete nach meiner jetzigen Ueberzeugung begründet sind. Doch schwer war der Kampf, den ich von nun an mit meinem Wissen und Gewissen zu bestehen hatte. Erzogen auf einer protestantischen Vorschule, gebildet auf Universitäten, die an den grünen Feldern der katholischen Kirche kein Gefallen haben, und sie feindselig und so lange zertreten, bis purer Sand zum Vorschein kommt, die nur Irrthum, Betrug und Gewaltthat in ihr sehen, zertheilt und zerrissen durch das bunte Gemisch

von Lehren und Theorien, welche in den Hörsälen der Philosophen und Theologen verkündiget werden, und die Negation höchstens mit der Schaale, dem Gewande des Positiven umkleiden, muß ja am Ende der protestantische Theolog, wenn er nicht gänzlich die Wissenschaft von sich weiset, die Einheit des Gemüthes, das klare kirchliche Bewußtseyn verlieren, gleichsam decentralisirt und dem religiösen Leben als etwas Innerlichem unwillkührlich entfremdet werden. Waren es nun einerseits in's Leben übergegangene Ideen, die ich zu bekämpfen hatte, und die, weil es sich um Lebensprincipien handelt, nicht so leicht zu bekämpfen sind, so stellte ich andererseits selbst wieder in Zweifel, ob mein Standpunkt ein richtiger sey, und zaudernd, abzuschließen mit mir selber, hoffte ich vom praktischen Kirchendienste, vom Leben selbst eine Lösung der Widersprüche. Aber wie hätte sich ein solcher Riß in die Länge überkleiden lassen! Gar bald mußte ich jene Hoffnung als Selbsttäuschung erkennen, woraus für mich die Nothwendigkeit entsprang, der keimenden Wurzel, die durch die Mauer gedrungen, Raum zu schaffen und die Mauer selbst niederzureißen, damit die Wurzel an's Tageslicht komme und sich entfalte. In diesem Vorhaben bestärkte mich noch der Gedanke, daß ich, einmal überzeugt von der Wahrheit der katholischen Kirche, unmöglich noch Diener einer Glaubensgemeinschaft seyn könne und dürfe, der mein Herz, meine Ueberzeugung nicht angehörte. Die Principienfrage war also zugleich eine Gewissensfrage geworden, und in der Ansicht einerseits, daß der Indifferentismus die kläglichste Richtung eines Menschen sey, andererseits, daß die Zeit und Welt an ihn die Forderung stelle, nicht theilnahmslos zu seyn bei ihren Schwingungen, sondern in kräftiger Entscheidung seine innere Gesinnung auch äußerlich zu bethätigen, wollte ich den Ruf, der innerlich an mich ergangen, nicht überhören, wollte nicht wider den Stachel löken. Ich nahm deßhalb meine freiwillige Entlassung aus dem geistlichen Stande, verließ meinen früheren Glaubensverband und trat zur römisch-katho-

lischen Kirche zurück. Der Schritt ist das Resultat aus langen inneren und äußeren Kämpfen, ist für mich nicht ohne Opfer, wenn man bedenkt, daß ich eine Laufbahn verließ, der ich mein ganzes Leben gewidmet hatte, und daß Handlungen der Art auf die verschiedensten Lebens- und persönlichen Verhältnisse Bitterkeit ergießen".

„Das ist der Faden, der sich durch dieses religiöse Gewebe zieht, und den ich wohl noch weiter ausspinnen möchte, um zu beweisen, wie sich Gottesgeist und Menschengeist gegenseitig bedingen, und wie jener nicht abläßt, diesen zu mahnen und zu warnen, wenn er einen falschen Weg eingeschlagen. Diese Seelenerfahrungen sind beobachtenswerth, wie Alles, was als eigenthümliche Richtung sich beurkundet, besonders aber auch deßhalb, weil wohl jeder protestantische Theolog, wollte er zur Mutterkirche zurückkehren, einen ähnlichen Proceß durchzumachen haben möchte. Es ist klar, daß unbewußter Weise die reformatorischen Glaubensgemeinschaften von dem Principe der Negation ausgegangen sind, was aus folgenden Andeutungen erhellen möchte".

„Daß sich der Protestantismus in einer Krisis befindet, deren Ausgang sich zwar nicht mit Sicherheit bestimmen läßt, wird wohl keiner leugnen, der den Gang der geschichtlichen Ereignisse, die Gestaltungen auf dogmatischem und wissenschaftlichem Boden mit Aufmerksamkeit betrachtet. Es haben sich in dem akatholischen Körper Krankheitsstoffe angesammelt, die mehr und mehr Bedenken erregen über sein ferneres Bestehen, und diese Krankheitsstoffe sind die Folge von einem inneren Fehler, der nun und nimmer beseitigt werden kann, und wollte man auch alle Aerzte der Welt consultiren, Fehler, die, gleich dem in die Rinde eines jungen Baumes eingegrabenen Zeichen, beim Wachsen desselben und im Verlaufe der Zeit, immer größer hervortreten. Dieses Zustandes des Unwohlseyns sind sich die protestantischen Glaubensgemeinschaften auch recht wohl bewußt, sie suchen eine Hülfe, aber wo sie dieselbe suchen dürfen und können, darüber ist man

nicht einig. Der innere Halt, das Gleichgewicht ist verloren gegangen oder vielmehr nie dagewesen, daher sein schwankender Gang. Der Protestantismus mußte von jeher einen fremden Stützpunkt suchen, und er glaubte und glaubt noch jetzt trotz aller gemachten Erfahrungen ihn äußerlich zu finden. Als er sich loswand aus dem Schooße der Mutterkirche, da nannte er triumphirend Wissenschaft und Staat seine mächtigen Helfer, Freunde und Beschützer, und durch ihre Vermittlung hat er allerdings an Extension gewonnen. Aber bald verlor er an Intensivität, denn auf dem abgeschlossenen, freien, christlichen Gebiete, wo nur absolut, positiv Wahres und Göttliches Platz haben soll, wurden diese Miethtruppen bald einheimisch und dem Herrn der Zeit dienend sagten sie dem Meister den Gehorsam auf, steckten unter Witz und Muthwillen ihre Banner auf und rißen es als Eigenthum an sich, nachdem sie dasselbe verwüstet hatten. Die beiden Helfer waren dem Protestantismus über den Kopf gewachsen, die Wissenschaft bedrohte sein inneres Bestehen, seine freithätige Entwicklung, der Staat beengte seine äußere Entfaltung oder benützte ihn für seine Zwecke. Der Protestantismus hat sich so zu sagen zwischen Thür und Angel, zwischen zwei Stühle gesetzt und liegt deßhalb auf dem Boden. In dieser fatalen Lage mußten ihm nun freilich die Augen aufgehen. Die bittere Erfahrung, die er gemacht hatte, hießen ihn weiser seyn. Sich aufraffend aus seinem Schlafe warf er, erkennend, daß der Staat aus seinen usurpirten Rechten schwer zu verdrängen wäre, hauptsächlich der Wissenschaft den Fehdehandschuh hin und gebot ihr ein „bis hieher und nicht weiter!" Vorher die Frau des Hauses, sollte sie nun Magd oder Dienerin seyn, geduldet blos, um fremde Angriffe abzuwehren. So gestaltete sich die Wissenschaft, im Gefühle ihres Rechtes und richtiger Consequenz, als eine dem Protestantismus feindselige. Eigenthümlich ist und bleibt die Forschung dem Protestantismus, sie darf er, ohne sich selbst aufzugeben, nicht beschränken, begränzen oder fallen lassen. Sobald einmal die reale

Kirche in eine ideale verwandelt, die Autorität im Bewußtseyn der sichtbaren Kirche zu Gunsten des Subjectiven gewichen war, konnte keine Gränze mehr gezogen werden, ohne daß man zurrückkehre zu dem, wovon man sich abgekehrt. So wurde denn unter dem Losungswort „freie Forschung" dem dogmatischen Körper ein Stück um das andere abgerissen, das Gebäude wurde successive untergraben, baufällig gemacht, und es ist nicht abzusehen, wie der gänzliche Ruin und Fall des Hauses noch abzuwehren sey. Durch die mittelst wissenschaftlicher Quellen herzustellende Auslegung der heil. Schrift, sey sie auch die historisch-grammatische, drang die Philosophie ein, und das christliche Element mußte jede Farbe annehmen, sein positiver Gehalt wurde immer mehr ausgebeutet, und auf diese Weise verarmte der Protestantismus immer mehr an dem realen Stoffe, den er von der katholischen Kirche mit herübergebracht hatte. Von der niedern Kritik richtete diese freie subjective Forschung ihre Blicke auf die höhere Kritik und beraubte ein Buch der heil. Schrift nach dem andern seiner Aechtheit und göttlichen Autorität. Entblättert wurde nach und nach, seiner Blüthen und Früchte beraubt der lebendige Baum, und der Forschersinn hat eher keine Rast, als bis der Baum zum abgestorbenen Stamme geworden ist, den nur noch einige Wurzelfasern fristen, bis auch diese in der hart zudringenden Feuchtigkeit verfaulen. Das also ist oder muß das Resultat aus dem Grundsatze der subjectiven, freien Forschung seyn. In ihm ist die Trennung von der Mutterkirche begründet, aus ihm folgt consequenter Weise die Verwerfung der sichtbaren Kirche, ihrer Autonimität, Einheit, Infallibilität, Autorität, Tradition, statutarischen Schriftauslegung, ihres Apostelats, Primats und ihrer Ordination. Diese Glieder des katholischen Organismus hängen eng an einander, keines kann herausgenommen werden, ohne daß das Ganze sich auflöse; nur durch sie hat das christliche Element Grund und Boden, Dauer und Gewähr. Womit aber will der Protestantismus die eindringende Negation abhalten? Mit dem

Nothbehelf seiner temporären Symbole, als bloßer Ausdrücke der zeitlichen und deßhalb wechselnden Auffassung? Oder will er sich Halt verschaffen durch eine neue Reformation innerhalb des eigenen Gebietes? Durch Provinzial- oder Ländersynoden? Wo wäre hier Einheit zu erzielen, auch wenn sie zu Stande kämen! Oder mit Hülfe des Staates? Er hat sein eigen Princip, dem sich das kirchliche Element unterordnen müßte. Dem Protestantismus ist auf diese Weise die traurige Alternative gestellt, entweder der maaßlosen Freiheit sich hinzugeben oder seine Selbstständigkeit zum Opfer zu bringen. Sobald er still stehen will, verfällt er ins katholische Princip und giebt sich auf".

„Das nun sind die Folgen des Grundsatzes der freien Forschung, des Stellens der Subjectivität des Individiums über die kirchliche Autorität — die Negation. Wie aber die protestantischen Glaubensgemeinschaften bei solch heterogenen Elementen Bestand haben können, ist nicht abzusehen. Irren wir nicht, so muß der Protestantismus in drei Theile zerfallen, nämlich in denjenigen, welcher zur Mutterkirche zurückzukehren sich gedrungen fühlt, in denjenigen, welcher das bei der Reformation und durch sie herbeigeführte Dogmatische in starrer Orthodoxie oder dem concreten feindlichen Pietismus bekennt, und in den alles Positive umkehrenden negirenden Theil. Was die zur Mutterkirche Zurückkehrenden betrifft, so haben sie den Faden wieder angeknüpft, der nur durch Irrung auf dem kirchlichen Gebiete und aus Leichtsinn oder Kurzsichtigkeit zerschnitten war, und erkennen, daß das katholische Princip einzig und allein die Dauer des Christenthums verbürgt. Ihnen gegenüber wird die negirende Parthei ihren destructiven Weg bis zu dem Punkte verfolgen, wo alles Positive geschwunden ist. Dort angekommen wird sie sich abmühen, etwas Positives zu schaffen, sey es modernes Heidenthum, Vernunftreligion oder sonst etwas, was einem gemachten Gotte ähnlich sieht, und selbst dieses wird sie nur können, wenn sie sich selbst negirt, wie zwei Minus ein Plus geben.

Und tritt dann ein neues Minus dazu, so wird die Summe wiederum negativ. Dieser Proceß ist ein unendlicher, etwas positiv Bestehendes, das Autorität für Andere habe und haben müsse, kann er nicht erwirken: Denn die Negation ist dem Saturn zu vergleichen, der seine eigenen Kinder frißt. Was der Menschheit aber damit gedient sey, weiß ich nicht, sie müßte den Trost in der Philosophie und in den kurz vor seinem Tode gesprochenen Worten des Franzosen Danton finden: „meine Wohnung ist bald im Nichts, und mein Name im Pantheon". Daß zwischen diesen beiden Theilen aber die Orthodoxen und Pietisten den schlimmsten Standpunkt haben, ist gewiß: ihr Princip in seiner Halbheit genügt weder dem Leben, noch der Wissenschaft und muß endlich den streitigen Angriffen und Anfechtungen unterliegen".

„Lange kann Irrung Platz greifen, endlich aber weichen die Schatten, das Trugbild verschwindet. Lange kann der Protestantismus sein Gebäude stützen, alle möglichen Wege versuchen, sich mit der Hoffnung trösten, daß Hülfe kommen werde, der drohenden Gefahr trotzen mit scheinbarer Sicherheit und der sich verbreitenden Klarheit das Auge verschließen, endlich aber muß Entscheidung kommen. Die Reformation — Niemand wird dieß leugnen — hat, von Gott zugelassen, heilsamen Einfluß geäußert, aber zur Trennung zur Begründung der Negation hätte sie sich nicht gestalten sollen. Wie aber die göttlichen Prüfungen den Menschen läutern, so hat auch die katholische Kirche aus diesen Kämpfen gewonnen; die Angriffe gegen sie mußten zu ihrem Besten dienen, damit sie klar erkenne das Eine, was Noth thut, damit sie wisse, was ihre Dauer schütze, nämlich die Bewahrung der absoluten göttlichen Wahrheit frei gehalten von der Subjectivität des Individuums, die mit dem vom Allgemeinen losgerissenen Forschen beginnend mit der Negation des christlichen Elementes endet. Und wie das innerliche Element in dem Aeußeren und Aeußerlichen nicht untergehen darf, so darf sie von dem Principe nicht ablassen, daß das, was des Menschen

Heil begründen soll, nicht in eine kritisch angefochtene Vergangenheit, entrückt werden dürfe, sondern ein in der Kirche ewig Gegenwärtiges seyn müsse. Die Reformation hat ihr Werk erfüllt, was über sie hinausgeht, gehört dem Zeitlichen, Subjectiven an und wird als Solches zu Grunde gehen".

„Das ist der Standpunkt, der, hervorgegangen aus wissenschaftlicher Untersuchung, langen Kämpfen und Weltananschauung, meinen Rücktritt zur katholischen Kirche mir geboten hat. Nur in der Kürze habe ich ihn hier angegeben, seine weitere Entfaltung habe ich, wie bereits gesagt, einer größeren Schrift aufbewahrt, und glaube, daß er der Wissenschaft Rede stehen könne. Mehr aber, als Alles, wiegt das innere Leben, das in der katholischen Kirche zu erringen ist, und ich freue mich, einer Kirche anzugehören, die alle Anläufe der Welt abgewehrt, alle Menschenweisheit und allen Menschenwitz überlebt und noch überleben wird; einer Kirche, die allein das christliche Offenbarungselement wesentlich enthält, entfaltet hat und aufrecht zu erhalten vermag; einer Kirche, die eine Leuchte für die Füße der Väter gewesen ist, und ein Licht auf den Wegen der Kinder noch ferner werden soll, das von Anfang bei Gott war und so viele Zeitalter hindurch den Söhnen der Erde den Weg zum Himmel wies, und das nicht vergeht, wenn Himmel und Erde vergehen. Die katholische Kirche kann dem Kampfe der Negation, wenn nicht gleichgültig, doch ruhig zusehen, ihr Organismus schützt sie gegen die Angriffe. Der Protestantismus allein muß zittern, denn er möge sich kleiden in welches Gewand er wolle, er trägt in sich den vergifteten Keim der Kritik, dessen entwickelte Frucht seinen Tod verursacht, und wollte er eine fortgesetzt drohende Stellung der katholischen Kirche gegenüber einnehmen, dann wird er sich's nicht verschweigen können, daß er mitwirken wolle zur Destruction des Christenthums, worüber er einst Rechenschaft geben muß„.

Bei Gelegenheit der Aufnahme des Herrn Dr. Schlemmer wurde derselbe auf folgende Weise angeredet:

Lieber Freund!

Als Sie in erster Kindheit die heil. Taufe empfingen, wenn gleich von nicht katholischen Händen, wurden Sie schon ein Glied der katholischen Kirche; denn wer immer rechtmäßig getauft, gleichviel von wem, ist Kind Gottes und Glied am geheimnißvollen Leibe Christi geworden, welcher ist die katholische Kirche. Aber das große Mißgeschick der Völker beraubte auch Sie, wie unzählich viele andere, bei erwachender Vernunft dieser Ihrer Mutter im Geiste, indem Sie in einem Glauben erzogen wurden, der nur theilweise wahr, und einer Genossenschaft einverleibt, die Christus nicht gestiftet. In irrendem, aber redlichem Glauben hingen Sie dieser Genossenschaft in den Tagen Ihrer Jugend an, ja entschlossen sich, als die Zeit herangekommen, da es galt, einen Beruf fürs Leben sich zu wählen, derselben im Predigtamt Ihre Kräfte zu weihen. Zehn Jahre lang haben Sie es gethan. Ihre Studien brachten Sie indeß schon frühzeitig zur Erkenntniß, noch mehr aber das Leben zum Gefühl der Mängel des fragmentären Christenthums, in dessen Dienste sie standen. Schwüle Gewitterluft, die Geister ermattend und lähmend lag eine Zeit lang auf der deutschen Kirche, so daß die Gegner es an der Zeit wähnten, das ohnehin nicht mehr ferne Ende der Altersschwachen zu fördern: aber sieh da zuckt es in den Wolken, wie Blitz, der vom Aufgang bis zum Niedergang fährt; eine mächtige Erschütterung ging durch alle Länder; die Lüfte in den geistigen Gebieten zerrissen und stürmten in Strömung und Gegenströmung mächtig gegeneinander. Sie wurden damals von der Gegenströmung ergriffen, welche von unten kömmt; aber sie brachte Sie mit jener, deren Ausgang von oben ist, in Berührung; Sie lernten Ihre katholischen Gegner kennen und Ihre Kenntniß war Achtung; Sie prüften die Lehren der katholischen Kirche und mußten Sie als wahr erkennen. Sie gelangten zur Ueberzeugung, wie außer der katholischen Kirche, keine andere religiöse Gemeinschaft, wenn sie auch mit dem Namen Christi und des Evangeliums sich schmückt, mit Chri-

sto in ununterbrochenem historischen Zusammenhange stehe. Sie erkannten, wie nur in ihr das vollständige Gotteswort, so wie es durch Christus in die Welt gekommen, bestehe, in ihrem Munde töne, in ihrem Herzen lebe und tönen und leben werde, bis an der Erde und der Zeiten Gränze. Sie sahen ein, wie nur die katholische Kirche jene nicht auf Menschen Anmaaßung und Willkühr, sondern auf Jesu Verheißung gegründete Autorität besitze, welche im Stande ist, die Lehre des Glaubens unfehlbar zu deuten und so die Geister alle in jener Wahrheit, die Alle frei macht, zu vereinen. Es wurde Ihnen klar, wie nur in der katholischen Kirche das apostolische Amt und die apostolische Gewalt, ein legitimes Lehramt und wahrhaftes Priesterthum bestehe, wie also hier nicht nur das erleuchtende Wort erschalle, sondern auch die sündentilgende, heilige Gnade ströme im siebenfältigen Strom der heil. Sacramente. Sie fanden in dem Cultus der katholischen Kirche namentlich ihrem heil. Opfer, was Sie in dem Ihrigen bisher so schmerzlich vermißten, ein wahrhaft göttliches Element, eine Quelle des höchsten, unablässig, wie Thau vom Himmel zur Erde sich niedersenkenden Segens. Mit einem Worte: Sie wurden überzeugt, wie nur die katholische Kirche die wirkliche und reale Repräsentation Jesu Christi sey, fähig und berufen, alle zum Heil der Menschen nothwendigen und dienlichen Actionen fortzusetzen, wie Er dieselben angeordnet. Wie in dunkler Nacht ein Stern nach dem andern aus dem finstern Gewölke tritt, wie die Schatten sich allmählich zerstreuen, bis endlich der Morgenstern erscheint und das holde Morgenroth den nahen Tag verkündet: so ging eine katholische Wahrheit nach der andern in Ihrer Seele auf, bis der Tag der vollen Erkenntniß in ihr aufgeglänzt. So sieht das natürliche Seelenauge die Fäden des Bandes, das Sie zur katholischen Kirche zurückgezogen: das Auge des Glaubens sieht aber auch die Hand, welche diese Fäden webte, eine Hand, die aus den Wolken reicht. Ja Gottes Gabe ist der heil. Glaube, und will durch Gebet, Treue und Redlich-

keit erworben seyn. Als Sie noch fern in der Fremde waren, da blickte Sie der gütige Gott mit dem Blick seiner Erbarmung an, und umschlang Sie mit den Adamsseilen, mit den Liebesbanden, daran Er Sie trotz aller Umwege doch endlich an sein Herz gezogen. Der geistige Hunger, den Sie drüben fühlten, war seine Gnade, und das erste Aufdämmern des Glaubenslichts ein Wiederschein aus Himmelshöhen. Die Sehnsucht nach der Wahrheit, das ausdauernde Forschen und Ringen nach ihr, der edle Muth, Alles zu verlassen und daranzugeben, um sie — die kostbare Perle im Acker — zu erringen, — kamen von Gott. Auch das war ein glückliches Vorzeichen, daß Sie Zartheit der Seele und Kindessinn genug vor der Alleinherrschaft des frostigen Verstandes zu retten wußten, um sich in der Liebe der seligsten Jungfrau, welche Jesus vom Kreuz herab dem heil. Johannes und Allen, welche Johannesseelen besitzen, zur Mutter gegeben, glücklich zu fühlen. Und gewiß Ihrer Fürbitte verdanken Sie es mit Freuden, daß Gott Ihnen die Gnade gegeben, den wahren Glauben nicht nur zu erkennen, sondern auch zu umfassen und dessen ein offen Zeugniß abzulegen.

Als Mann kehren Sie zur Kirche zurück, der Sie nur in Folge der Unbill der Zeiten schon als Kind entrissen worden, und heben ihrerseits den Abfall wieder auf, in den vor dreihundert Jahren die Väter von verblendeter Leidenschaft, wie ein Wagen, dem der Fuhrmann Israels fehlte, von wilden Rossen in den Abgrund, fortgerissen wurden. O wie wohl wird Ihnen werden im Mutterhause, welches die eigentliche Heimath gläubiger Seelen ist! Mit innigem Dank gegen Gott erfüllt, werden Sie versteh'n das Gefühl des heil. Augustinus, wenn er von sich selber sagt: „Wie ein Vogel fiel ich, noch ehe ich fliegen konnte, aus dem Neste der Mutter hin auf die Heerstraße, und da warst du's, o Gott, der seine schützende Hand über mich hielt, daß die Tritte, die vorübereilten, mich nicht zertraten; ja mit zärtlicher Schonung nahmst du mich wieder auf, um mich in die schützende Umhegung wie-

der zurückzubringen". Gewiß auch jene Empfindung des großen Heiligen findet in Ihrem Herzen Wiederklang: „Spät habe ich Dich geliebt, o alte und doch immer neue Schönheit spät habe ich dich geliebt! und sieh! du warst immer in mir, ich aber war außer mir, und draußen sucht ich dich, und durch die Schönheiten, welche deine Hand gebildet, rannte ich — ein Häßlicher, dahin. Du warst bei mir; ich aber war nicht bei dir. Nun aber hast du mich gerufen, und meine Taubheit gehoben; du umstrahltest mich mit deinem Lichte, und nahmst die Verblendung von mir, Wohlgerüche strömten von dir aus und ich athmete nach dir: ich kostete und fing an, zu hungern und zu dürsten; du berührtest mich, und ich erglühte nach deinem Frieden".

Auch die heil. Kirche freut sich über Ihre Rückkehr in ihren mütterlichen Schooß, aber nicht mit jener gemeinen Freude, die nur lärmt und jubelt, weil ein Glied der Parthei der Gegner sich entzogen hat: nein, sie freut sich mit heiliger Freude. Mutterfreude ist es, was ihre Brust erfüllt, daß sie ihr Kind, welches man ihr geraubt hatte, wieder gegefunden, es wieder an ihr Herz drücken, es mit ihrer Liebe erwärmen, es mit den Säften ihres Herzens nähren kann. Hirtenfreude ist's, daß ein Schäflein, welches lange, wenn auch ohne sein Verschulden, in der Irre gewesen, vom guten Hirten wieder heimgeholt ward. Und gewiß, alle treuen Kinder der Kirche freuen sich mit ihrer Mutter, und heißen Sie an ihrem Herzen willkommen, mit dem heißesten Wunsch, daß Gott alle Ihre bisherigen Glaubensbrüder erleuchten und auch sie zur Gemeinschaft der wahren Kirche bringen möge. O wann wird sie kommen jene selige Zeit, da das Licht aufgeht über alle Völker, die noch im Land der Schatten wohnen! Wann wird der Ruf unter ihnen ertönen: Auf, laßt uns zum Berg des Herrn und zum Hause Jacobs ziehen, daß er uns lehre seine Wege, und wir wandeln auf seinen Pfaden; denn von Sion geht das Gesetz aus, und das Wort des Herrn von Jerusalem! Ach, wann kommt sie die glückliche

Zeit, wo die Feindschaft stirbt und die Liebe auflebt, wo man die Schwerter zu Pflugscharen umschmiedet und die Speere zu Sicheln! Ach die geistigen Gebiete, die Reiche der Tugend dehnten sich so weit, und die Ernte, die darauf zu gewinnen, wäre so groß! — Aber so laut auch in vielen der Widerwillen schreit, und so häßlich der Haß sich in ihnen gebährdet: sie können mir doch den Glauben nicht nehmen, daß die Liebe zur alten Kirche auch auf der Gegenseite in vielen Herzen nicht ganz erstorben. Zur Zeit, da die gefangenen Juden nach Babylon geführt wurden, nahmen auf Jeremias Geheiß die Priester das heilige Feuer vom Altar und verbargen es in eine tiefe, trockne Grube. Nehemia sandte die Nachkommen dieser Priester, es zu holen. Diese funden ein trübes Wasser. Er hieß sie solches schöpfen und herbeibringen in den Tempel. Als alles zum Opfer bereitet war, befahl er das Wasser zu gießen über das Holz und das Opfer, das auf dem Holze lag. Da nun die Sonne am Himmel sich erhoben und die Wolken sich zerstreut hatten, entzündete sich ein großes Feuer und verzehrte das Opfer. Also hoffe ich zu Gott, daß wie das heilige Feuer des alten Bundes unter der Hülle des ihm feindlichsten Elements so viele Jahre lang verborgen lag, aber auf Nehemia Gebet, da die Wolken sich zerstreuten und die Sonne sich erhoben, wieder hervorbrach, die Liebe zur alten Kirche, wenn die Zeiten voll sind, mächtig wieder aufflammen werde. O daß unser Nehemias käme! Ihr Himmel thaut ihn hernieder, ihr Wolken regnet ihn herab!

Sie, lieber Freund, gehören zu jener auserwählten Schaar, welche als Vorbote diesem glücklichen Ereignisse voraneilt, und den nahen Geisterfrühling verkündet. Mit dem Herzen haben Sie geglaubt, bekennen Sie nun auch mit dem Munde, denn mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, mit dem Munde aber bekennt man zum Heile. Wie die Kirche nicht bloß eine innere, unsichtbare ist, sondern vielmehr als äußere Gemeinschaft den Leib des menschgewordenen Gottes geheimnißvoll darstellt: so darf auch der Glaube nicht

unsichtbar im stillen Herzen sich verschließen, sondern muß zum fröhlichen Zeugniß werden vor Himmel und Erde. Freund! es gibt für jeden Menschen wichtige Momente im Leben, Momente, an denen Ewigkeiten hängen, und ein solcher ist auch für Sie gekommen. Im Namen Gottes bekennen Sie vor den Menschen, was Sie schon vor Gott bekannt!

(Hierauf wurde das Glaubensbekenntniß abgelegt.)

„So ist es geschehen! der heilige Schwur ist vollbracht! Gott hat ihn gehört und durch seine Kirche hingenommen; er ist im Buche des Lebens eingezeichnet! Sie haben der heiligen Kirche Glauben und Gehorsam geschworen, und ich kann im Namen der heiligen Kirche Sie als Mitglied erklären, welches Theil hat an ihren Gebeten und Opfern, ihren guten Werken und Verdiensten, an ihren Heilsmitteln und Segnungen, an ihren Freuden, und was noch mehr beseligt, auch an ihren Leiden. O seyn Sie ein treuer Sohn der Kirche! Sie haben den Glauben beschworen; allein Sie wissen schon, daß nach katholischer Lehre der Glaube allein nicht rechtfertigt und selig macht, sondern vielmehr ohne die Liebe todt ist, und daß dieses Glaubensbekenntniß, das Sie jetzt mit dem Mund vollbracht, wenn Sie es nicht durch die That bekräftigen, zur Anklageacte werden müßte, die vor Gott wider Sie zeugte. Ach nein, Sie werden die Zahl der todten Glieder in uns'rer Kirche, Sie werden den Schmerz der Kirche nicht vermehren, sondern ein lebendiges, thätiges Glied am Leibe Christi werden. Dann wird Sie der Schritt, den Sie gethan, nie gereuen, Sie werden vielmehr im Hochgefühl nun Christo ganz anzugehören, ihn stets segnen im Leben, werden ihn namentlich segnen in jener Stunde, welche der Weltmensch mit Schrecken die letzte nennt, wo die Thore der Ewigkeit aufgehen, und Lüfte aus anderer Welt in das vom Todesschweiß feuchte Angesicht wehen, denn katholisch ist gut — vor den Augen Gottes gut leben, katholisch ist gut sterben. Der Name des Herrn sey gepriesen, der so große Dinge an Ihnen gethan! Sein Friede sey mit Ihnen! Amen“!

XVIII.

Der römische Imperator.

Unerschöpflich ist, was Rom an Sehenswerthem, Merkwürdigem und Eigenthümlichem dem Fremdling darbietet. Sinnvoll, tiefgedacht und zugleich praktisch sind alle seine Einrichtungen. Manche sind weniger bekannt; der Einheimische geht daran vorüber als an Bekanntem, häufig Wiederkehrendem; deßwegen wird der Fremdling nicht darauf aufmerksam gemacht, und er hat es einzig dem Zufall zu danken, wenn er die Wunderstadt nicht verläßt, ohne auch hievon Kunde erhalten zu haben.

Ein solcher Zufall führte mich acht Tage nach dem weißen Sonntage an der Kirche St. Maria degli Fiori vorüber. Es war Nachmittags. Ein Cardinalswagen hielt vor derselben. Die Vermuthung, es möchte irgend eine bedeutende Function darin statt finden, lockte mich hinein. Es hatte eine Function statt, aber nicht eine solche, wie ich es vermuthete, sondern ich sah ein halbes hundert Knaben unter etlichen Priestern versammelt, und einige der erstern über christliche Glaubens- und Morallehren in lebhafter Disputation begriffen, hörte zuletzt über Einen der Knaben den Ausspruch thun, daß er Sieger, somit zum Imperator erklärt sey.

Noch war mir die Sache ein Räthsel, um dessen Lösung ich fragte. Es wurde mir folgende gegeben: Nach Beendigung des Fastenunterrichts versammelt jeder Pfarrer die Knaben seiner Pfarrei, die an jenem Theil genommen haben, in der Kirche, und läßt sie über einige Wahrheiten, worüber sie belehrt worden sind, disputiren; derjenige, welcher unter ihnen den Sieg davon trägt, wird zum Princeps unter seinen Mitschülern erklärt. Am Sonntage Quasimodo, Nachmittags, kommen nun diese alle in der genannten Kirche zusammen, um unter einander neuerdings den Wettstreit zu beginnen. Derjenige, welcher in diesem geistigen Kampfe obsiegt, wird zum Imperator erklärt, die vier Nächsten nach ihm sind seine Principi, und dem Sechsten wird die

Würde seines Gonfaloniere zuerkannt. Alle Sechs setzen sich hierauf in den ihrer harrenden Staatswagen des Cardinal-Vicarius, und werden, von Grenadieren und türkischer Musik begleitet, in das Haus des Imperators geführt. Sofort erhalten sie ihren Würden angemessene seidene Kleider, der Imperator farbige mit einem blauen Mantel, weißen seidenen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen, die Principi schwarze Gewänder, Alle an blauen Bändern große silberne Kreuze von Filigran-Arbeit, nur der Imperator ein größeres als die andern, und darüber hin einen goldenen Scepter; der Papst aber schickt ihm hundert Scudi, und es scheint, daß andere Personen kleine Geschenke von silbernen Kruzifixen, zierlich eingerahmten Bildern, Andachtsbüchern u. dgl. beifügen, denn ich sah nachmals Verschiedenes dieser Art auf einem Tischchen vor dem Imperator liegen. Drei Tage hindurch erhält derselbe eine Ehrenwache von Grenadieren, die sowohl vor dem Hause als vor seinem Zimmer stehen, und während dieser Zeit ertheilt er, umgeben von seinen Principi und dem Gonfaloniere, öffentlich Audienz; Abends wird das Haus erleuchtet, Musik spielt vor demselben, und eine zum Fenster hinausragende Fahne zeigt die Wohnung des christlichen Siegers an. Am Mittwoch wird er abermals in dem Staatswagen des Cardinal-Vicarius mit seinem Hofstaat zu dem Oberhaupte der Kirche geführt, von wo er Besuche bei sämmtlichen Cardinälen abstattet, und hiemit die festlichen Tage seiner Erhebung beschließt.

Aber nicht daß mit diesem Besuch sein Reich ein Ende hätte; nein, es dauert ein volles Jahr, und der Imperator macht während desselben seine Würde und seinen Vorrang dadurch geltend, daß er, festlich geschmückt, bei Prozessionen unter der Jugend die erste Stelle einnimmt. So sah ich denselben dieses Jahr bei der Frohnleichnamsprozession in der Kirche Maria della Vittoria, später soll er bei einigen andern noch diesen Rang behaupten.

Der dießjährige Imperator ist der Sohn eines Schneiders aus Perugia. Die Leute, bei denen er wohnt, hatten ihn angenommen als Verwandte oder Bekannte der Eltern. Ihre Wohnung befindet sich in dem dritten Stock eines schmalen Hauses in einem engen Gäßchen. Auf dem Wege nach Maria degli Campitelli, um der Beisetzung der Leiche des Cardinals Pacca in dieser Kirche beizuwohnen, nahm ich von ferne das erleuchtete Haus wahr, hörte den Schall der Musik und sah viele Menschen dahin strömen. Ich war Willens, bei der Rückkehr dem neuen Imperator ebenfalls meine Aufwartung zu machen. Da aber jene Feierlichkeit sich etwas verzog und es über zwei Stunden in der

Nacht war, als ich vor dem Häuschen ankam, bedeutete mir die Schildwache halb mit ehrerbietigem Wort, halb in scherzhaftem Ton: der Kaiser habe sich zurückgezogen, er ertheile so spät keine Audienz mehr, ich möchte des folgenden Tages wieder kommen.



Das geschah auch um Ave Maria in Begleitung zweier junger deutscher Priester. Vor dem Hause war ein dichtes Gedränge von Männern, weit mehr Weibern und Kindern beiderlei Geschlechts, hie und da auch eine etwas besser gekleidete Person. Die Wache konnte nicht müßig stehen, sondern vollauf hatte sie zu thun, um den Andrang von der engen Hausthüre abzuwehren und dafür zu sorgen, daß nicht allzu viele Personen auf einmal hineinströmten. Uns bereitete sie alsbald einen Durchgang, bedeutete aber: wir möchten ein wenig zuwarten, bis die Menge die engen Stiegen sich würde hinabgewälzt haben. Wirklich wäre es im ersten Augenblick schwer gewesen, das dritte Stockwerk zu erreichen, denn auch, nachdem schon Viele herabgestiegen waren, mußten wir uns immer noch zwischen Vielen hinaufdrängen.

Die Wohnung war in der Eile bestmöglichst zu der Festlichkeit hergerichtet worden. Das kleine Zimmer, in welchem der Imperator die Huldigungen der Besuchenden empfing, war, nach römischer Sitte, mit roth seidenen Tapeten behangen, sein Sitz um einige Stufen erhöht und ebenfalls bedeckt; etwas niedriger standen die Sitze seiner Principi. Auf dem Tisch brannten ein paar Kerzenstöcke, und einige sonst angebrachte Lichter verbreiteten genugsame Helle. Der Imperator hielt seinen Scepter leicht an den Arm gelehnt. Als die Geistlichen hineintraten, erhob er sich und machte mit einem gewissen Anstand, ungezwungen und ohne Ziererei, eine Verbeugung gegen sie; auch die Principi erhoben sich.

Der Imperator, ein Junge von vierzehn Jahren, hatte für sein Alter eine ansehnliche Größe, eine schlanke Gestalt, eine sehr regelmäßige, selbst hübsche Gesichtsbildung, und vor allem ein seelenvolles Auge. Es war zum verwundern, wie er sich in seine Würde hineinzupassen wußte; keine Verlegenheit, nichts Gespreiztes und eben so wenig Plumpes oder Linkisches, was zu derselben in Contrast getreten wäre. Bescheiden antwortete er auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Eben so gefällig erschien das Benehmen seiner jugendlichen Gefährten, und es war nicht zu verkennen, daß es ihnen schmeichle, auch von Geistlichen und Personen höhern Standes sich besucht zu sehen.

Aber wie leuchtete nicht das Auge der Frau, welche ich für die

Mutter des Knaben hielt? Wie löste sich nicht ihre Zunge, als ich sie unter jener Voraussetzung beglückwünschte? Auch der Mann, der sich mir natürlich zuerst als Vater des jungen Menschen darstellte, trat alsbald hinzu und nahm Theil an dem Gespräch und an der Beglückwünschung. Wären die beiden Eheleute leibliche Eltern dieses Siegers gewesen, sie hätten sich auf die Ehre, die ihrem Hause widerfahren, auf das Glück, welches ihnen zu Theil geworden, nicht mehr zu Gute thun können. Diese wackern Leute schienen wirklich von allen denjenigen Empfindungen durchdrungen, welche in den Eltern mußten rege geworden seyn, als ihnen die Nachricht von der Auszeichnung des Sohnes zukam. Die Frau glaubte sich zu solcher Theilnahme um so mehr berechtigt, als sie mir erzählen konnte, der Knabe befinde sich schon seit vier Jahren in ihrem Hause und habe sich jeder Zeit als sehr gelehrig erwiesen. Nun, wer möchte in Abrede stellen, daß sie zur Ansprache an diese Ehre nicht vollberechtigt gewesen sey; der Erfolg bewies, daß sie das anvertraute Kind wenigstens nicht vernachläßigt habe?

In dieser Einrichtung aber tritt Rom wieder als eminent christliche Stadt hervor; als Stadt, welche das Christenthum als Fundament anerkennt, worauf sie ruht, als leuchtenden Schmuck, der von ihren Zinnen strahlt. Alles Nothwendige, alles Wissenswerthe wird, wie überall, so auch hier gelehrt; zu allen Schätzen der Kenntniß wird die Jugend, je nach Alter und künftiger Bestimmung, gleich anderwärts, hingeführt. Wetteifer wird auch hier geweckt; der Fleiß wird auch in Roms Anstalten ausgezeichnet; die Anstrengung wird belohnt; der Preis fehlt demjenigen nicht, welcher rüstig dem aufgestellten Ziele entgegeneilt. Aber dieser Ziele sind mancherlei, keines derselben ist das gemeinsame, keines von ihnen ist das oberste, keines vereinigt, ohne alle Rücksichten auf zeitliches Verhältniß oder irdische Bestimmung Alle um sich; darum kann auch nur engerem Kreise bekannt werden, wer die Palme errungen. Mit dem hingegen, was hier ausgezeichnet, was in solcher Weise lohnend hervorgehoben worden, verhält es sich anders. Rom, einzig Rom, will mittelst einer glänzenden Manifestation bewähren, daß seine erste Frage an die heranwachsende Jugend diejenige sey: wer unter euch bewährt sich in getreuer Auffassung des ersten und allgemein Wissenswerthen als der Vorzüglichste? Rom allein will mittelst dieser glänzenden Manifestation den Beweis geben, daß es demjenigen Element, durch welches es neu begründet worden, welches die pulsirende Kraft seines Lebens ist und bleiben muß, noch immer jene Stelle anweise, die ihm eigentlich überall sollte eingeräumt werden.

Der Sieger auf dem Felde der christlichen Lehre wird nicht innerhalb der vier Mauern der Schulstube belohnt; das ermunternde Zeichen seiner Anerkennung besteht nicht in einer Denkmünze, die er Verwandten und Befreundeten vorweist und dann in den Kasten legt; nicht in einem Buch, welches den Eltern eine Ausgabe erspart; nicht in manchem Andern, was immer erfreulich und ehrenhaft bleibt, mit demjenigen aber, was hiefür geschieht, nie kann verglichen werden. Jeder Maaßstab anderer Art wird hier für zu winzig erachtet. Die Kirche will den Sieger in der Erkenntniß des Höchsten und Tiefsten, der einfachsten und erhabensten Weisheit dadurch ehren, daß sie ihn für den Augenblick mit eben der äußerlichen Auszeichnung umgibt, die sie dem Stellvertreter des obersten Hirten der Stadt und der Welt zuerkennt; der Staat aber, da er hier in die Kirche verflochten ist, fügt bei, was er als Höchstes den weltlichen Herrschern zu gewähren gewöhnt ist, und dieß Alles in solcher Oeffentlichkeit, daß es Niemand verborgen bleiben kann, der darum fragen mag.

Verschiedenartiges Urtheil, wie über alle menschlichen Dinge, könnte auch über diese Einrichtung ergehen. Wozu möchte mancher Ueberfeine und Uebernüchterne fragen, wozu dieser äußerliche, selbst übertrieben zu nennende Prunk bei einer Sache, welche doch mehr von dem Gemüth erfaßt werden, in dessen geheiligter Tiefe und Stille walten sollte? Könnte dieß nicht eher den Keim der Eitelkeit in dem jugendlichen Herzen hegen und entfalten, alldieweilen eben dasjenige, wofür die Beehrung zuerkannt worden, jenem entgegentreten will? Ist auch Gewähr vorhanden, daß nicht angeborner Intelligenz vor sittlichem Werth das Uebergewicht zugestanden werde? Viel derartiges ließe sich fragen, nicht aber beantworten.

Dagegen liegen andere Fragen eben so nahe. Kann nicht das Bewußtseyn, so hoher Ehre sich gewürdigt zu sehen, zeitlebens ein Sporn bleiben, desjenigen, was derselben theilhaftig gemacht, niemals verlustig zu gehen, ein Schild werden gegen Gefahren, die es verdrängen müßten? Kann nicht in dem begabten Knaben hiedurch die Begierde geweckt werden, denjenigen Stand zu ergreifen, der tiefer hineinführt, in jene Erkenntniß, die ihm jetzt nur so weit sich erschloßen hat, als der christliche Laye ihrer bedarf? Wer weiß es, ob diesem Gebrauch die Kirche nicht mehr als einen ihrer gewissenhaftesten Priester, nicht mehr als einen ihrer würdigsten Prälaten zu verdanken hat? Wenn ich nicht irre, so sagte mir die Pflegemutter des Knaben, derselbe werde nun den Stand eines Geistlichen ergreifen. Unstreitig sind die Gründe,

welche für diese Einrichtung sprechen gewichtiger, als diejenigen, welche sie anfechten, und gewiß würde dieselbe bei Manchen ohne alle Widerrede Anerkennung finden, wenn sie nicht von der Kirche ausgegangen wäre, auf diese nicht zurückwirkte, zu dem Christenthum, wie es in dieser seinen Körper, sein Leben, Maaß und Ordnung gefunden hat, nicht in so enger Beziehung stünde.

Für diejenigen nun, welche offene Augen einzig für das Entgegengesetzte haben, überall in Italien bloß Gebrechen und Mängeln nachspüren, welche vermeinen, wahre christliche Erkenntniß sey in diesem Lande entweder gar nicht vorhanden, oder beschränkte sich auf einen leeren äußern Mechanismus, für Solche, möge hier eine andere Reisenotiz mitgetheilt werden, nicht zur Unterstützung jenes Wahns, sondern blos um darzuthun, daß, wer für das Bessere offene Augen habe, sie deßwegen vor den Schattenseiten nicht verschließe. Das Gegentheil dürfte eher vorkommen.

Ich wanderte eines Tages mit einem Freunde durch die Straßen von Puzzuoli in der Absicht, das dortige Amphitheater aufzusuchen. Da kam ein Junge auf uns zu, ziemlich gut gekleidet, offenen Blickes, verständigen Auges, etwa dreizehn Jahre alt. Er erkannte uns als Fremde und bot uns ein Paar grün angelaufene Götzenbildchen als Antiquitäten zum Kauf an. Ich bemerkte meinem Freund: das sey Plunder von cinque cento; worauf der Junge lachend erwiederte: ich irrte mich, die Bildchen seyen weder Antiquitäten noch solcher Plunder sondern von gestern her. Nun trug er sich als Führer zu Puzzuolis verschiedenen, römischen Ueberresten an. Mein Begleiter deutete dem Jungen an, da er die Stadt schon öfter besucht habe, bedürfe er keines Führers. Mit einer Unbefangenheit und Gewandtheit, die unsere Aufmerksamkeit auf den Jungen rege machte, schlug derselbe eine Wette vor, mein Freund würde trotz dessen das Amphitheater nicht finden. Die Wette wurde eingegangen unter der Bedingung, daß von beiden Theilen keiner über den Weg etwas sprechen dürfe. Ich sprach einige Worte französisch, und flugs griff der Junge sie auf, um in dieser Sprache uns zu unterhalten. Darauf bediente sich mein Freund einer englischen Phrase, und alsbald fiel der Junge in dieser Sprache ein. Diese Kenntniß dreier Sprachen setzte uns in Verwunderung; wir fragten, wo er dieselbe erworben? per la Pratica war die Antwort; er gebe sich mit dem Geschäfte eines Führers ab, und da müßte er den Fremden Auskunft zu ertheilen wissen, somit ihre Sprachen kennen; Deutsche kämen freilich selten, darum wisse er von dieser Sprache nichts.

Wir fragten nun, was er von dem Monté nuovo wisse? und ohne Zaudern gab er Jahr und Monat an, in welchem derselbe aus dem Lucrinersee sich erhoben. Im Vorwärtsgehen zählte er die Tempel auf, von denen in der Nähe Puzzuolis sich noch Ueberreste fänden, und bei dieser Gelegenheit zeigte er ziemliche Bekanntschaft mit der heidnischen Mythologie. Dieses alles, in Verbindung mit dem ungezwungenen Benehmen des Jungen, welches auch mit der lästigen Zudringlichkeit und Plauderhaftigkeit der gewöhnlichen Führer nichts gemein hatte, machte uns denselben interessant, so daß wir das Gespräch auf einen wichtigern Gegenstand lenkten.

„Du hast so gute Kenntnisse in der heidnischen Mythologie, sagte mein Freund; bist du eben so bewandert in der christlichen Lehre? Was weißt du von dem Katechismus?" Da vernahmen wir zu unserer größten Bestürzung die Worte: „„Ich kenne den Katechismus nicht, ich habe einen solchen nie gesehen"". — „Aber hast du keinen Religionsunterricht erhalten, die Katechesen des Pfarrers nicht besucht?" — „„O! unser Pfarrer ist so blöde (tanto Stupido), daß er weder zu predigen noch zu katechisiren versteht"". — „Hast du das Sacrament der Buße und der Eucharistie noch nie empfangen?" — „„Wohl schon zwanzigmale"". Wie wir aber über die Bedeutung der Sacramente fragen wollten, war alles wieder tabula rasa. Wir machten den Versuch, ob der Junge lesen könne. Dasselbe ging, zwar nicht fertig, aber doch in so weit von statten, daß wir ihm das Anerbieten machen konnten, ihm einen Katechismus zuzuschicken.

Diese Unwissenheit des sonst talentvollen Knaben ging mir eigentlich zu Herzen. Ich bemerkte ihm wie alles dieses Wissen heidnischer Mythologie seiner Seele kein Heil bringen könne; wie er in dem bisherigen Gewerbe sein Brod nichts destoweniger suchen möge, wenn er auch auf dasjenige Bedacht nehme, was nicht von dieser Welt sey. Ich dachte mir diesen Jungen mit seinen Anlagen in die Hände der Civilisations-Spediteure fallend, in welche Gräuelstätte sein inwendiger Mensch durch deren finsteres Thun und Reden müßte verwandelt werden. Deßwegen erneuerte ich das Versprechen von Uebersendung des Katechismus ließ mir aber zugleich von dem Knaben, unter Berufung auf seine Redlichkeit und Wißbegierde das Versprechen ertheilen, daß er denselben lesen, lernen und beherzigen wolle. Deßwegen mußte er uns Tauf- und Geschlechtsnamen angeben; und so schieden wir von ihm nach einer für uns sehr angenehm zugebrachten, für ihn aber vielleicht heilsamen und folgereichen halben Stunde.

Dann, nach Neapel zurückgekehrt, dachten wir nicht allein an unser gegebenes Wort, sondern besprachen uns auch über das Mittel, den Katechismus sowohl in die Hände des Jungen zu bringen, als ihm zugleich das eigene Versprechen kräftig ins Andenken zurückzurufen. Voraussetzend, daß unser Pasquale nicht der einzige seyn werde, der in diesem Zustand sich befinden dürfte, und daß sich gleichzeitig auch zum Heil seiner Unglücksgefährten (denn dieser Ausdruck wird doch wohl gebraucht werden dürfen?) etwas wirken ließe, fanden wir es am gerathensten, den Katechismus dem Bischof von Puzzuoli zuzusenden unter Darlegung der Veranlassung und mit der Bitte, denselben dem Knaben zu übergeben. Dieser Bischof (sein Name ist mir unbekannt) war gerade vor unserer Anwesenheit in Puzzuoli installirt worden. Will er dachte ich, den hohen Obliegenheiten seines Amtes Genüge thun, so muß er auch die höhere Hand ehren, die sich eines Fremdlings bedient, um ihm ein Gebrechen offenbar zu machen, welches ohne dieß vielleicht lange Zeit hindurch vor seinen Augen hätte verborgen bleiben können. So schrieb ich an den Bischof und legte den für den Erzsprengel von Neapel verfaßten Katechismus dem Briefe bei.

Hier sehen wir, werden nun Manche ausrufen, die Vernachlässigung des Volkes, die Gleichgültigkeit der Geistlichen, wie sehr dieselben ein bloßes Lohnwerk treiben! Gleich ob anderwärts Aehnliches nicht auch vorkäme? Gleich als ob viel Rennen und Laufen ein allein richtiges Ziel nothwendig voraussetze? Gleich als ob die Wörter Katechisiren und Predigen das Beiwort christgläubig unfehlbar in sich schlößen? Wird durch eine solche Erscheinung der Ausdruck Vernachlässigung immerhin gerechtfertiget, so habe ich dennoch bei kurzem Aufenthalt in Neapel Verschiedenes gesehen, was deren Folgen neutralisiren kann, was vielleicht von Manchen nicht gesehen wird, weil es sie in ihrem eilfertigen Aburtheilen stören müßte. Ist ein Volk besser daran und steht es darum wirklich auf einer höhern Stufe, wenn es zu einem Glauben herangebildet wird, von welchem Gestalt und Farbe verschwommen sind, als zu einem solchen, wobei jene in scharfen Umrissen, diese in hellem Lichte hervortritt. Daguerreotyp oder Freske — als Zierde eines hohen Baues, was möchte in der Wahl zweifelhaft seyn?

XIX.

Literatur.

Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benützung handschriftlicher Quellen der Bibliothek zu Rom, Paris, Wien und München, verfaßt von Dr. Constantin Höfler, München 1844.

So sparsam uns auch für dießmal der Raum für eine Anzeige des erwähnten vortrefflichen Werkes, welches einen so wichtigen Theil der deutschen Geschichte und eine so interessante Persönlichkeit, wie die Kaiser Friedrichs II. darstellt, zugemessen ist, so beeilen wir uns doch, auch unsererseits dasselbe zur Kenntniß unserer Leser zu bringen. Der Kampf der Hohenstaufen gegen die Päpste ist die Vorbereitung für die nachfolgende betrübende Zeit, von Höfler sehr richtig als der Wendepunkt des Mittelalters bezeichnet. Der Wendepunkt in so fern, als bis dahin die Kirche in ihrem Bestreben alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, also auch die des Staates zu durchdringen, zwar öfters gehemmt und gehindert war, aber dennoch ihren Weg und ihr Ziel, die christliche Erziehung der Völker, mit glücklichen Resultaten verfolgt hatte. Seit Karl dem Großen war man dem Ideale des richtigen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat wenigstens nahe gekommen; es stand der Grundsatz fest, daß von zwei Schwertern die Welt regiert werde, daß — wie selbst Friedrich II. es ausdrücklich gesagt hat (vergl. auch Höfler S. 55, 56) — das weltliche Schwert zur Unterstützung des geistlichen bestimmt sey, und daß das Glück der Völker durch die allergrößte Eintracht zwischen diesen beiden Gewalten, unter denen die eine unmittelbar, die andere mittelbar von Gott gesetzt, bedingt sey. Menschliche Schwäche ließ öfters beide Häupter der Christenheit fehlen, und so konnte selbst unter dem erhabenen Kaiser Otto I. die Eintracht mit dem Papste gestört werden; der unwürdige Papst Johann XII. war dem Kaiser die Veranlassung, selbst an ihm das Unrecht zu begehen, das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche abzusetzen. Dennoch aber war dieß eine

bald sich ausgleichende Störung, der Grundsatz blieb doch bestehen, und selbst die beiden mächtigen Salier, Konrad II. und Heinrich III., insonderheit der letzte, erkannten sich doch in jeder Beziehung als die getreuen Söhne der Kirche an. Anders Heinrich IV. und Heinrich V.; der von jenem in leichtsinnigem Uebermuthe entzündete Kampf gegen die Kirche führte schon unter den Hohenstaufen zu der gänzlichen Verkehrung der Stellung des Kaisers gegen diese. Mit der Erbschaft der fränkischen Kaiser hatten die Hohenstaufen, auf die von der Mutterseite her das Blut jener übergegangen war, auch deren Princip ererbt, und auf der Bahn, welche jene betraten, wandelten auch sie. So konnte es dazu kommen, daß nicht mehr wie früher die beiden Schwerter in Eintracht und Gemeinschaft den Erdkreis regierten; nicht mehr der natürliche Schirmvogt der Kirche das Schwert zu ihrer Vertheidigung, sondern gegen sie führte, und die Völker in dem gewaltigen Kampfe dieser beiden Schwerter der christlichen Erziehung entfremdet wurden; es verfiel die äußere Ordnung, welche das Reich zusammenhielt, und mit ihr die Ordnung in der Kirche. Der letzte Moment, wo noch einmal die Christenheit das erhebende Schauspiel der Eintracht der beiden Oberhäupter sah, war jener Tag zu Venedig, wo Friedrich I. edel genug war, sein Unrecht zu fühlen, und zu Papst Alexander III hinzutrat und ihn als das rechtmäßige Oberhaupt der Christenheit begrüßte. Einer solchen Gesinnung war sein Enkel, des furchtbaren Heinrichs VI. Sohn, Friedrich II. nicht fähig. Er, der seinen Thron und all sein Glück nur dem Papste verdankte, er war es, der in schnödem Undanke der abgesagteste Feind der Kirche wurde. Er bereitete dadurch sich und seinem Hause den Untergang; aber er hat noch mehr gethan, er ist es gewesen, der jene Ordnung erschüttert und die gänzliche Auflösung der Bande vorbereitet hat, welche bis dahin die Völker alle an ihre gemeinsame Mutter, die Kirche gefesselt hatten, durch welche die Völker zu dem Einen großen Reiche Gottes auf Erden mit einander verbunden waren. Ohne ihn wie manche seiner Zeitgenossen als einen Vorläufer des Antichrists zu bezeichnen, ist er doch recht eigentlich ein Vorläufer, ja Vorbereiter desjenigen Ereignisses gewesen, welches man mit dem Namen Reformation zu benennen pflegt. Darum ist aber auch keinem Fürsten des Mittelalters so viel Ehre durch die moderne protestantische oder protestantisirte Geschichtschreibung zu Theil geworden, als gerade ihm; ein richtiger Instinkt hat immer darauf hingeführt, daß ohne die Hohenstaufen, daß namentlich ohne Friedrich II., der die päpstliche Macht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfte, die Ereignisse des sechszehnten Jahrhunderts nicht möglich gewesen wären. Heinrich IV.

lassen denn doch schon viele protestantische Schriftsteller fallen, allein Friedrich II. bleibt ihnen meistens — die Ausnahmen sind gering — ein großartiger Held. Die Historiker dieser Gesinnung vergessen dabei ganz, mit welcher furchtbaren Grausamkeit Friedrich II. diejenigen verfolgte, welche sich im Dogma von der Kirche abwendeten; sie vergessen, daß Friedrich II. es war, der gegen Solche die Strafe des Verbrennens, ja sogar indem er die Schlachtopfer in bleierne Gewänder dabei kleiden ließ, anwendete. Freilich geschah dieß nicht etwa aus Glaubenseifer für die Kirche, der doch in dieser Gestalt ein höchst verkehrter gewesen wäre, sondern nur deßhalb, weil viele Ursachen obwalteten, seine eigne Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen, die er dann auf solche Art beweisen wollte. (Vgl. Höfler S. 56.) Jenes Lob der protestantischen Schriftsteller konnte um so mehr Anklang finden, als durch die Ungunst der Umstände, die Katholiken sich fast ganz von dem Gebiete der Literatur, namentlich von dem der historischen hatten verdrängen lassen und in neuerer Zeit war es nur Döllinger, der in seinem Lehrbuche der Kirchengeschichte Erhebliches zur Berichtigung der falschen Ansichten geleistet hatte. Professor Höfler, der in seinem frühern Werke über die deutschen Päpste seinen Beruf für die Darstellung der Geschichte des Mittelalters vollständig bekundet hatte, hat nun durch sein so eben erschienenes Buch sich ein großes Verdienst um die historische Wahrheit erworben, indem er in demselben nicht bloß einen Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen geliefert, sondern auch gerade den Nimbus, welchen die neuere Geschichtschreibung um die Persönlichkeit Friedrichs II. gezogen hatte, um ein Beträchtliches verdünnt hat. So erscheint uns dann der gefeierte Held ganz in seiner elenden Treulosigkeit den Päpsten Honorius III. Gregor IX. und dem großen Juristen Sinibaldus Fliscus, der als Innocenz IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, gegenüber; die ganze Schmach des Kreuzzuges, den er wie ein Abentheurer ausführte, und auf welchem er mehr im Einverständnisse mit den Saracenen, als mit der Kirche die Krone von Jerusalem sich eigenhändig aufs Haupt setzte, wird vor uns aufgedeckt. Schauderhaft aber tritt die Behandlung hervor, welche er dem Königreiche Sicilien angedeihen ließ; hier regierte die empörendste Fiscalität, hier wurde, um die Cassen des großen kaiserlichen Handelsspeculanten zu füllen, der Handel der Nation vernichtet, diese selbst aber in einem Grade entnervt, daß zuletzt nur die 10000 Sarracenen von Luceria als bewaffnete Mannschaft übrig blieben; diese aber waren es, welche der Kaiser als seine besten Truppen in seinen Kämpfen gegen die Kirche verwendete. Man kann sich keine Vorstellung von der Grausamkeit machen, mit welcher Friedrich gegen alle verfuhr, die durch was immer nur seine Ungnade sich zuzogen; gefüllt waren die Kerker in Calabrien und Apulien, und dahin wanderte auch sein Sohn, zu dessen Sturz, auf eine kurze Zeit mit dem Papste ausgesöhnt, er diesen mitzuwirken verleitet hatte. Der Verfasser hat aber auch nicht versäumt, alle die den Kaiser auszeichnenden guten Eigenschaften, namentlich seine großen Geistesgaben, gebührend hervorzuheben, und indem wir aus dem oben angeführten Grunde für dießmal von dem Buche Abschied nehmen, wollen wir zum Schluße das Urtheil beifügen, welches Höfler über Friedrich II. fällt:

„Selten oder nie besaß ein Fürst so ausgezeichnete Fähigkeiten mit einer so glänzenden äußern Macht, als Friedrich II.; selten oder nie ward ein solcher Verein so gänzlich zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht,

als von ihm. Alle Gaben des Geistes und des Herzens, die einem Manne die Liebe und Bewunderung der Seinigen verleihen können, waren über ihn ausgegossen. Er war Dichter und schrieb über die Vogeljagd; er war bewandert in den Sprachen des Orients wie des Occidentes, wußte die gelehrtesten Männer um sich zu ziehen, liebte und schätzte Künste und Wissenschaften. Die moslemischen Fürsten beugten sich willig vor ihm. Italien gab ihm seine Schätze, Deutschland seine starken Söhne. Alle Kraft seines Geistes und seines Willens vermochte er auf ein Ziel zu verwenden, dessen Erreichung die Aufgabe seines Lebens, das Endziel des Strebens seines Hauses war, um dessenwillen er alle Kräfte ansetzte, über die er im weiten Umfange seiner Länder mit diesem eigenthümlichen Reichthume von Ideen zu verfügen vermochte. Was er also schuf, was er als das Vermächtniß seiner Regierung den Völkern hinterließ, das war seine That, es war sein Werk, sein eigen; ja man kann nicht einmal sagen, er habe die letzten Jahre seines Lebens ausgenommen, in Ausführung seiner Absichten Hindernisse gefunden, die er nicht zu überwältigen vermocht hätte. Was das Haus der Hohenstaufen wollte, was Friedrichs Absicht war, konnte sich rücksichtsloser, unumwundener nie zeigen, wie er denn auch einem halben Jahrhunderte den Stempel seines Wesens aufzudrücken vermochte. Und welch häßliches Gemälde bietet sich am Abschlusse dieser Periode dar! Italien den blutigsten und wildesten Factionen preisgegeben, in jeder Provinz, in jeder Stadt ein Bürgerkrieg, der die ganze Thätigkeit der Bewohner verschlang, und dessen entsetzliche Gräuel Friedrich durch das unmenschliche Gesetz der Blutrache veranlaßt hatte, die er an dem ganzen Geschlechte der Schuldigen oder ihm Verdächtigen nahm. Dadurch ward Italien auf Jahrhunderte in eine gewaltsame Partheientwickelung hineingestürzt, die zuletzt nach schnell aufblühender Größe den lang andauernden Ruin dieses schönen Landes herbeiführte. Auch Deutschland ward die Beute der Factionen. Gewalt trat an die Stelle des Rechtes, das Interesse der einzelnen Fürstenhäuser verdrängte die Sorge für die Wollfahrt des Reiches. Die Krone mußte erstritten werden, und selbst als die Ansprüche der Spanier, Engländer und Slaven, die sich irgendwie einer Verwandtschaft mit den Hohenstaufen rühmen konnten, Richards von Cornwallis, Alfons von Castilien, Ottokars von Böhmen, beseitigt worden waren, zieht sich noch ein blutiger Streif erschlagener Könige, wilder Schlachten um die deutsche Krone tief in das vierzehnte Jahrhundert hinein. Beide Länder aber, die Hauptstaaten von Europa, mit deren Blüthe die Kraft des Erdtheiles unzertrennlich zusammenhängt, schieden seitdem gleich feindlichen Brüdern immer mehr von einander. Die ganze alte Ordnung der Dinge riß, und während der heillose Bruch das Kaiserthum dem Abgrunde zuführte, ward das Papstthum auf eine schwindelnde, unhaltbare Höhe emporgetragen, auf welcher es einsam stehend, den Stürmen nicht mehr zu gebieten vermochte. Endlich ward das Geschlecht des Kaisers selbst unaufhaltsamen Verderben preisgegeben, in kürzester Frist erlosch es; achtzehn Jahre nach des Großvaters Tode endigte bereits Conradin auf dem Schaffote in der Hauptstadt seines Erbkönigreiches".

XX.

Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Ueber den Gang seiner Studien auf den verschiedenen Universitäten, die er besuchte, sind meine Nachrichten äußerst dürftig; überhaupt aber scheint es nicht, als ob die von ihm gehörten Collegien einen besonders tiefen Eindruck gemacht hätten; die Begebnisse, die er aus jener Zeit erzählte, waren meistens Anekdoten heiterer Art, und die Collegienhefte spielten darin die letzte Rolle. Die mangelnde Vorbildung schon und die ganze Natur seines Geistes machten ihn auch wenig tauglich, auf den Schulbänken mit lauschendem Ohre an dem Munde des Lehrers zu hängen, und das sorgfältig Aufnotirte hübsch achtsam nach Hause zu tragen, und es dort, wie die Studenten zu sagen pflegen, „nachzuochsen“, um nach absolvirten Studien ein rigoroses Examen bestehen zu können, und nach den genommenen Graden eines Magisters und Doctors sich zum Staatsdienst zu qualificiren.

Von einem selbstthätigen Geiste und einer bilderreichen Phantasie unablässig verfolgt und aufgeregt und bewegt, und kaum der eigenen, reich ihm zuströmenden Gedanken und schnell wechselnden Gefühle Meister, kostete es ihn die äußerste Anstrengung, die Gedanken Anderer ruhig in sich aufzunehmen und ihnen unverrückt zu folgen; es war ihm lieber, selbst zu sprechen und dadurch seines Ueberflußes sich zu entledigen, als Andere zu hören; und auch noch in seinen späteren Jahren, als sich die jugendliche, überwallende Gluth gekühlt

hatte und er unvergleichlich ruhiger geworden, kostete es ihn die äußerste Ueberwindung, eine Predigt anzuhören; jeder Gedanke zündete wie ein Blitz in seinem Geist; er jagte ihm auf eigene Faust nach, und gleich war er dem Text der Predigt tausend Meilen entsprungen, tief in das schrankenlose Reich seiner Gedanken versenkt.

Hienach wird leicht begreiflich, daß seine Universitätszeit, die ohnehin in die große Umwälzung fiel, wo man die praktischen Verirrungen der Franzosen, in Deutschland der Theorie nach, noch wo möglich überbot, mehr ein geistreiches, poetisches dittelantiren, denn ein schulgerechtes Studiren war. Eine Anekdote, worin er sein erstes Auftreten schilderte, trug gleich diesen Charakter.

Der junge Student war eben angekommen und gerade mit dem Auspacken seines Koffers beschäftigt; einen neuen Frack, mit dem er bei nobelen Gelegenheiten erscheinen sollte, hatte er just in der Hand, als einer seiner neuen Mitbrüder hereintrat und ihn dringend bat, ihm das schöne Kleidungsstück doch auf den Abend zu leihen. Clemens fragte ihn, wozu er denn seinen neuen Frack brauchen wolle. Der Studiosus erklärte ihm nun, daß er eben an diesem Abend in einer Komödie den Liebhaber spielen solle, daß er aber keinen Rock dafür habe, und daß der neue Frack herrlich dafür sey. „Ei“, erwiederte Clemens, „statt meinen Frack zu verleihen, spiele ich den Liebhaber lieber selber“. Der Herr Bruder Studiosus fand dieß natürlich. Am Abend begab sich Clemens mit seinem Frack in das Wirthshaus, wo sich die Schaubühne befand. In den Hof eintretend, sah er einen Haufen von Reisigbündeln aufgeschichtet; da er sich nicht blos als Acteur, sondern auch als dramatischen Dichter bei dieser günstigen Gelegenheit zeigen wollte: so setzte er sich auf einen Reisigbündel und bereitete sich dort für eine Improvisation vor. Nun begab er sich zu den Schauspielern; der Augenblick seines Auftretens erschien; er stand auf der einen Seite der Bühne hinter den Couliſſen, seine Rosamunde eben so auf der an=

dern Seite, ihm gerade gegenüber. Sie sollte vortreten und er ihr entgegen eilen und mit der Entdeckung seines verwundeten Herzens ihr zu Füßen sinken. Da sah er, gerade als die Ersehnte vortreten wollte, wie einer der Studenten ihr einen Krug Bier als Herzenskühlung über den Kopf ausgoß, so daß das Bier zu beiden Seiten in vollen Strömen herablief. Die triefende Schöne aber, resoluten Charakters und ohne Zweifel an dergleichen Auftritte gewöhnt, schüttelte sich einige Mal und schritt hervor, als wenn nichts geschehen sey. Was wollte der arme Clemente machen; er mußte hervor mit seinem feinen neuen Frack, und vor der Begossenen mit seiner glühenden Improvisation auf die Knie sinken; das Parterre begrüßte ihn murmelnd mit den Worten: ach, der neue Frankfurter! der neue Frankfurter!

Zu dem Ueberfluß an eigenen Gedanken, der ihn all sein Leben lang zu einem schlechten Schüler machte, gesellte sich nun noch ein instinctartiger, scharfer Blick, der die Schwächen, die Verkehrtheiten, Vorurtheile und Lächerlichkeiten Anderer leicht durchschaute. Hatte er die Hörsäle in dem jugendlichen Uebermuthe einer Genialität betreten, die sich Alles selbst verdankte, die überall im Umgange ihrer Ueberlegenheit bewußt und dadurch auch zum Mißbrauch gereizt ward: so waren die nordischen Hochschulen ihrer Seits keineswegs geeignet, ihn zur Demuth, zur Zügelung der übermüthigen Ausgelassenheit, zur strengen Selbstbeherrschung zu führen. In Jena namentlich saßen die Ur-alectryonen mit aufgeblasenen Federn und hohem Kamme auf dem philosophischen Neste, und brüteten mit selbstbewußter Würde über dem großen Weltei der Wissenschaft, und das junge Geschlecht der Alectryoniden krähte beim Läuten aller Glocken von den hohen Zinnen der Universität der Welt in hundert Weisen das Anbrechen der wundervollen Aurora des neuen Weltalters an. Daß der jungen, noch ungebornen Philosophie die Herrschaft der Zukunft gehöre, erfüllte sie mit Muth und Selbstgefühl; war der Stein Salamonis noch nicht gefunden, so konnte es jedenfalls

damit nicht mehr lange anstehen; die tiefsten Probleme allen Seyns, die der Menschheit seit sechs Tausend Jahren Kopf- und Herzweh gemacht, gingen raschen Schrittes ihrer Lösung entgegen; Natur und Geschichte hatten eine andere Bedeutung gewonnen; ein wunderreiches, erwartungsvolles Daseyn schien aufgeblüht, und sein Duft hatte die Jugend berauscht, daß sie nichts für unmöglich hielt. Wie in Frankreich die gemeinsten Soldaten des republikanischen Heeres im Schatten der Pyramiden, an die granitenen Sphinxe der Vorzeit gelehnt, von Herzogshüten und Königsthronen träumten, so trugen sich die Studenten von Jena mit ähnlichen Eroberungsplänen, versteht sich im Reiche der Gedanken; Schelling stand als ideologischer Napoleon an ihrer Spitze. Und wenn ihm zur Seite und noch mit ihm in scheinbarer Eintracht Fichte Licht und Luft als Gott Vater aus Nichts, aus dem a priori seines Systemes, vor den Augen seiner staunenden Zuhörer, handgreiflich construirte: was hätte da einer so allmächtigen, philosophischen Alchymisterei, im Himmel und auf der Erde, noch schwierig erscheinen sollen? Demuth, Gehorsam, Selbstverläugnung waren eben nicht die Grundlagen des neuen Jenaer Evangeliums, und in dem Kampfe, welchen die jungen Apostel gegen die alten Autoritäten einer verlebten Zeit begonnen, mußten ihnen diese Tugenden auch nicht als die besten Bundesgenossen erscheinen. Dagegen wurden Ironie und Humor von der kriegslustigen Jugend der romantischen Schule wie eine Kunst mit allem Fleiße betrieben.

In dem nahen Weimar regierte der Dichterfürst Göthe. Von der Bühne, die im protestantischen Norden, namentlich in Berlin, damal an die Stelle der verödeten und verlassenen Kirche getreten war, sollte unter Göthes Leitung in Weimar, eine geistige Regeneration Deutschlands ausgehen. Unter den größten Erwartungen und als sey es die wichtigste Angelegenheit des altersschwachen, heiligen römischen Reiches deutscher Nation, — das wie König Lear seinem schmachvollen Ende sich zuneigte, — wurden Proben aus Schillers neuesten

Tragödien dort zum erstenmale aufgeführt. Daß daher auch hier die Priester dieser Religion der Musen, mit dem tragischen Kothurne den Göttern der Erde sich zugesellten und gleich den Philosophen von Jena mit dem Selbstgefühle höherer Wesen unter den übrigen Sterblichen wandelten, läßt sich begreifen. In einem Briefe, den Clemens einige Jahre später, im Mai 1803, an seine Schwester Bettine von Weimar schrieb, schildert er die dortige übermüthige Stimmung; eine Schilderung, die uns zu demüthigenden Betrachtungen veranlassen kann, wenn wir bedenken, daß nur zwei Jahre später die Schlacht von Jena diesem ganzen Theaterzauber und aller philosophischen Herrlichkeit ein trauriges Ende bereitete. Clemens schreibt*): „Alles ist nämlich hier von einer Muse des Uebermuthes genährt, keiner geht über die Straße ohne persönliches Gefühl des Mitwirkens in die tolle Alltäglichkeit, selbst bis auf den Friseur, der einer der wichtigsten Cavaliere ist. Das ganze Windmühlenwerk der Künste ist fortwährend im Gang, die Hand des Tactkünstlers und der Fuß des Tänzers klappen in einander, die Kunstreihe körperlich geistiger Fertigkeiten wird durch einen Aufwand geistiger Regierung aufs höchste gesteigert. Fragen, Suchen und Finden sind drei verschiedene Ichs, die überall sich beisammen finden, sie bilden wie eine Oehlschlagmühle eine Witzschlagmühle. Nun schlagen auch noch die Nachtigallen dazu. Zwischen den blühenden Zweigen wandeln Deutschlands größte Geister eingehüllt in den Nymbus ihres Namens; es ist für einen Anekdotenjäger das beste Revier; wärst du hier, wir würden die Zeit aufs Beste genießen und du würdest auf dem Schmetterlingsflügel der Welt wie auf einem Teppich dich tummeln, denn so möchte ich Weimar nennen statt deutsches Athen, mit welchem absurden Namen es sich prahlt“.

Wie hätte er bei seinem feurigen Geiste in dem Aufbrausen erster ungeschwächter Jugend sich von diesem allge-

*) Clemens Brentanos Frühlingskranz. I. S. 189.

meinen Uebermuth frei halten sollen, da noch kein religiöser Zügel ihn bändigte, der ihm Schonung, Mäßigung und Nachsicht gegen andere, und Strenge gegen sich selbst zur ernsten Gewissenspflicht gemacht hätte. Im Gegentheil, die jungen Romantiker sahen ihren Krieg, den sie mit der alten geistlosen Philisterei führten, als einen heiligen an, der die schneidensten Waffen gegen die hyperboreischen Esel fordere und heilige. Bei den Studien, die sie in Ironie und Humor machten, bedurfte es für ihn keiner Anstrengung; ein origineller scharfer Witz blitzte schon früh wie ein electrischer Funke bei jeder Berührung von seiner Zunge. So begreift sich leicht, wie der übermüthige Jüngling hier das angeborne Talent bald zur höchsten Virtuosität bringen mußte. Und hier war es ohne Zweifel, wo ihm die schlimme Gewohnheit, jeden witzigen Einfall, der ihm durch den Kopf fuhr, auch über die Zunge springen zu lassen, zur andern Natur ward.

In seinen ältern Tagen machte ihm diese Sünde oder Versäumniß seiner Jugend vielen Kummer; die Zunge war mächtiger geworden als er, und er konnte ihr nie wieder ganz Meister werden. Hatte er Wochen, ja Monate lang, daran gearbeitet, einen, mit dem er es von Herzen wohl meinte, auf den rechten Weg zu bringen und zuckte gerade ein witziger Gedanke ihm durch den Kopf, so mußte er heraus, auf die Gefahr hin, daß alle seine Mühe und Arbeit verloren war. Er konnte sich eben nicht halten und bereute später oft vergeblich das unbedacht gesprochene Wort.

Nicht nur hat er hiedurch seine eigene Wirksamkeit hundertmal vernichtet, sondern auch zu den härtesten und irrigsten Beurtheilungen seines Wesens Veranlassung gegeben. Wie wir in den Dichtwerken und den Bauwerken, die der begeisterte, religiöse Sinn des Mittelalters geschaffen, plötzlich in einer Nische halb versteckt, manchmal auch ganz offen, dem tiefsten heiligsten Ernste dicht zur Seite, einen leichtfertigen Scherz, eine spöttische Anspielung zu unserm Befremden ge-

wahr werden, die uns weder religiös noch auch anständig erscheinen: so erging es auch ihm in seinen Reden.

Gar mancher wurde dadurch verführt ihn für einen scheinheiligen Heuchler zu halten, für einen lieblosen Mephistopheles, der selbst nicht an das glaube, was er Andern aufrede; dem nichts heilig und Jeder zum Spott sey. Und doch war es nichts als der kitzelnde Muthwille, die ausgelassene Unart eines arglosen Kindes, das sich in der Jugend nicht gewöhnt hatte, seine Zunge im Zaume zu halten und seine Phantasie zu zügeln. Man schob ihm die böslichste Absicht unter, als habe er einen Freund, dem er bis dahin geschmeichelt, auf das tiefste in seinen heiligsten Gefühlen verletzen wollen, während er dabei so absichtslos war: das er später über das Unheil, welches ein unbedachtes Witzwort oder ein ironisches Gleichniß angerichtet, im höchsten Grade erstaunt war, ja sich manchmal gar nicht einmal mehr darauf besinnen wollte oder konnte. Waren ja dem Ruhelosen schon hundert Gedanken durch den Kopf und über die Zunge gefahren. Er bezeugte sich sogar dankbar für die ihm gewordene Zurechtweisung, er wurde ernst, schwiegsam und traurig und weinte Thränen der Reue, gern bereit für seine absichtslose Beleidigung in aller Demuth Abbitte zu thun; ja er beklagte sich bitter über die charakterlose Schwäche so Vieler, die ihm nicht den Liebesdienst einer verdienten Zurechtweisung erwiesen, sondern lachend seinen spöttischen lieblosen Reden zuhörten.

Haben wir der Wahrheit zu lieb kein Hehl aus dieser Schwäche, die Zunge zu bemeistern gemacht: so sind wir ihm auch nicht minder das Zeugniß schuldig: daß er vor solchen, die ihm mit rühriger Charakterfestigkeit entgegentraten und in die Schranken wiesen, wenn ihn sein Witz zu muthwilligen, übermüthigen Springen verleitete, eine wahre Ehrfurcht, schon von frühester Jugend, selbst in den Tagen seiner ausgelassensten Genialität hegte und einmal ernstlich erinnert, später ihnen gegenüber sich selbst im Zügel zu halten wußte,

so daß ihre vieljährige Freundschaft bis zu seinem Tode nicht ferner gestört ward.

Leider aber war der gewöhnliche Fall der: daß es den Meisten an Geist fehlte, um seinen verletzenden Witz durch treffende Antworten zu züchtigen und an Charakter, um ihn durch entschiedenen Ernst zum schweigen zu bringen; sie hörten ihm mit verlegenem Lächeln zu, um dann hinter seinen Rücken, um so rücksichtsloser ihrem feigen Ingrimm Luft zu machen. Er glaubte, es sey noch Alles in schönster Herrlichkeit und war nicht wenig erstaunt, wenn dann plötzlich das Unwetter wie durch eine geheime Verschwörung von allen Seiten über ihn losbrach.

Es war nicht überflüssig, sondern unumgänglich nothwendig, diese Eigenheit seiner Persönlichkeit zu berühren; denn sie war verhängnißvoll für sein ganzes Leben, und sie erklärt, warum er in Berührung mit so Vielen doch so Wenigen begegnete, die ihn gerecht beurtheilten und nach seinem wahren Werthe zu schätzen wußten. Schon in seinen frühen Jugendjahren hat er diese Klage in das liebende Herz seiner Schwester ausgeschüttet *): „Du weißt ja", schrieb er ihr, „wie andere Leute von mir sprechen, wie auch die, die für die besten, die edelsten gelten, nur Böses von mir zu sagen wußten oder ahnten, und doch hast Du das nie in mir gefunden. Nicht wahr, liebes Kind, das hast Du nie?"

Seine Ironie zu üben, fehlte es ihm übrigens in Jena an nichts weniger, als an Stoff, auch im Kreise der eigenen Strebensgenossen. Die großen Freidenker der Philosophie, denen entweder Geist und Seele des Menschen aus dem Siebe ihres leeren Verstandformalism entwischt war, oder die das All, Erde, Himmel und Hölle, mit ihrer winzigen Ichheit verschlingen wollten, oder die sich mit ihrem Ich berauscht in das göttliche All stürzten, — diese Führer mußten auf dem Ka-

*) Frühlingskranz Bd. I, S. 470.

theber, mit ihren theogonischen und kosmogonischen Processen und Experimenten, ihm nicht selten unendlich komisch vorkommen.

Man hat in der That gegenwärtig nur schwer eine Vorstellung von den seltsamen Purzelbäumen und Capriolen, welche damals der deutsche Geist mit dem höchsten Ernst und der erhabensten Feierlichkeit machte, so wenig wie von der wunderlichen Traumwelt, in welche sich die nachdenkende Jugend mit ihren vordenkenden Lehrern versetzte. Hatten sie sich in den tiefen Schacht ihrer Ichheit auf der speculativen Leiter tief, tief verstiegen, und flog dann im leichten Raisonnenschein eine summende Biene an ihnen vorüber und stach sie in die Nase, oder regnete es ihnen auf den metaphysisch erhitzten Kopf, oder schlug der Blitz zu ihren eingeschlafenen Füßen donnernd nieder, daß die Träumer plötzlich aufwachten: dann starrten sie wie halberblindete Bergleute die Außenwelt wie etwas ganz Fremdes an, und mußten sich bei jedem Dinge wieder besinnen, was es eigentlich sey, sich abmühend, es in Einklang mit ihrer Ichheit und ihrer freien Selbstbestimmung zu bringen.

Steffens, der mit offenem jugendlichen Gemüthe jene kosmogonische Periode durchlebt, schildert in seiner Lebensgeschichte die Empfindungen dieser philosophischen Traumzeit. „Fichte's wunderliche Dialectik“, erzählt er*), „jener Monolog des tief sinnenden Ich's mit sich selber, jene Deduction der Empfindung, die durch These, Antithese und Synthese fortschreitend, als Schlußpunkt des innerlichen Gesprächs, das erst zu begründen suchte, was Kant auf eine fast empirische Weise voraussetzte, gab mir einen plötzlichen Aufschluß über die inneren Vorgänge der Beschäftigung des Geistes mit sich selber. Zwar war mir die Sprache, wie die Darstellung, anfänglich fremd, aber nachdem ich die einfachste Selbstthat des Ich's als den Anfangspunkt seiner Philosophie erkannt hatte,

*) Was ich erlebte Bd. IV, S. 64.

fand ich zwar, daß seine Wissenschaftslehre eine beständige abstracte Concentration erforderte, die aber nicht sehr schwierig war, ja von welcher man sich, wenn man sich erst hineingelesen hatte, nur schwer loszureißen vermochte. . . „Es war seltsam, mit welchem Gefühl ich das Gebirge anblickte, wie aus einer ausgeschiedenen, mir entfremdeten Welt die Sonne in die Stube hineinschien, die Bäume flüsterten, die Vögel sangen, wenn ich von diesem Fichteschen Selbstgespräch aufblickte und die mir fast ganz verhüllte Natur wieder entdeckte. Sie trat mir entgegen, als grüße mich ein ferner Freund nach langer Abwesenheit, den ich unter ganz anderen Lebensverhältnissen gekannt und geliebt hatte, als diejenigen waren, die mich jetzt ganz in Anspruch nahmen“.

Wie nun die studirende Jugend sich mit dieser Concentration des sich selbst beschauenden Ich's die Köpfe zerbrach, schildert er auf eine recht komische Weise, indem er uns Fichte selbst vor die Augen stellt, gerade in dem Augenblicke, wo er seine Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen eröffnete.

„Dieser kurze, stämmige Mann mit seinen schneidenden, gebietenden Zügen imponirte mir, ich kann es nicht leugnen, als ich ihn das erste Mal sah. Seine Sprache selbst hatte eine schneidende Schärfe; schon bekannt mit den Schwächen seiner Zuhörer, suchte er auf jede Weise sich ihnen verständlich zu machen. Er gab sich alle mögliche Mühe, das, was er sagte: zu beweisen; aber dennoch schien seine Rede gebietend zu seyn, als wollte er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorsam leisten müsse, einen jeden Zweifel entfernen. — „Meine Herren“, sprach er, „fassen sie sich zusammen, gehen Sie in sich ein, es ist hier von keinem Aeußern die Rede, sondern lediglich von uns selbst“. — Die Zuhörer schienen so aufgefordert, wirklich in sich zu gehen. Einige veränderten die Stellung und richteten sich auf, andere sanken in sich zusammen und schlugen die Augen nieder; offen-

bar aber erwarteten alle mit großer Spannung, was nun auf diese Aufforderung folgen solle. — „Meine Herren“, fuhr darauf Fichte fort, „denken Sie die Wand“, — ich sah es, die Zuhörer dachten wirklich die Wand und es schien ihnen allen zu gelingen. — „Haben Sie die Wand gedacht“? fragte Fichte. „Nun, meine Herren, so denken sie denjenigen, der die Wand gedacht hat“. — Es war seltsam, wie jetzt offenbar eine Verwirrung und Verlegenheit zu entstehen schien. Viele der Zuhörer schienen in der That denjenigen, der die Wand gedacht hatte, nirgends entdecken zu können, und ich begriff nun, wie es wohl geschehen könnte, daß junge Männer, die über den ersten Versuch zur Spekulation auf eine so bedenkliche Weise stolperten, bei ihren ferneren Bemühungen in eine sehr gefährliche Gemüthsstimmung gerathen konnten. Fichte's Vortrag war vortrefflich, bestimmt, klar, und ich wurde ganz von dem Gegenstande hingerissen und mußte gestehen, daß ich nie eine ähnliche Vorlesung gehört hatte“.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Empfindungen Clemens einem solchen Denkproceß beiwohnte, welche ironischen Blicke er auf seine denkende Umgebung warf, wie er dann Lehrer und Schüler mit seinem unvergleichlichen Talente parodirte, und welche Vergleiche und Bilder ihm dabei einfielen.

Die Naturphilosophie bot seinem Witze nicht minder ergiebigen Stoff dar. Auch ihren Gründer schildert Steffens bei seiner ersten Probevorlesung, die derselbe zur Habilitirung in Jena hielt.

„Schelling war von Leipzig gekommen und eben, wie ich hörte, von einer bedeutenden Krankheit genesen. Professoren und Studenten waren in dem großen Hörsaale versammelt. Schelling betrat das Katheder; er hatte ein jugendliches Ansehen, er war zwei Jahr jünger als ich, und nun der Erste von den bedeutenden Männern, deren Bekanntschaft ich sehnsuchtvoll zu machen suchte; er hatte in der Art, wie er er-

schien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfen traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfieng, schien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenstand seiner Rede war derjenige, der damals seine ganze Seele erfüllte. Er sprach von der Idee einer Naturphilosophie, von der Nothwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen, von dem Licht, welches sich über alle Gegenstände werfen würde, wenn man sie aus dem Standpunkte der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte. Er riß mich ganz hin, und ich eilte den Tag darauf, ihn zu besuchen".

Die Naturphilosophie wirkte in der dürren Zeit gleich einem Rausche auf ihre Anhänger; wie Fichtes Schüler sich in ihrem eigenen Ich verstiegen, so stürzten sich die jungen Naturphilosophen und Poeten kopfüber in das All, und versenkten sich, auf den Flügeln ihrer Speculation, in die geheimnißvollen Nebel über den grundlosen Tiefen der Unendlichkeit, also daß ihren Eltern bange ward, wenn sie von der Universität mit erhitztem Kopfe heimkehrten.

In der Studentenwelt kämpfte auf eine seltsame Weise die alte unflätige Bestialität mit einem besseren Geist ernsterer Wissenschaftlichkeit. Die Verbindungen sahen wenigstens theilweise auf Fleiß und Sittlichkeit; der geistige Kampf regte gar manchen an; in Kaffeehäusern wurde über Fichte und Schelling, über Novalis und Göthe disputirt und die Fragen der Identitätsphilosopphie wurden nicht selten durch Stich und Hieb auf blutige Weise von den Duellanten ausgefochten. Daneben waltete auch die alte Völlerei und rohe Rauferei. Clemens, der nichts weniger als den Kanonendonner und den Pulverdampf der Schlachten liebte, von Natur schüchtern und ängstlich, hielt sich diesem wüsten Treiben fern. Einmal jedoch war die Gefahr drohend. Einer seiner kriegerischen Commilitonen, der ihn gern zu seiner Belustigung auf dem blutigen

Schlachtfeld gesehen hätte, sandte ihm einen Freund mit der üblichen Herausforderungsformel zu: er lasse ihm wissen, daß er ein dummer Junge sey. Clemens aber entließ den Fordernden mit der kaltblütigen Antwort: „das wisse er längst, denn darum habe ihn sein Vater auf die hohe Schule geschickt, damit er etwas lerne“.

Bedenken wir nun, daß bei allen den erhabenen metaphysischen Ausflügen des freien Geistes, das Leben in Jena denselben freien Charakter trug, daß auch hier die fessellose Genialität in ihrer Ueberschwänglichkeit sich mit derselben Leichtigkeit über die altfränkischen Schranken der Sittlichkeit hinwegsetzte, und daß die großen Denker und Dichter, die nach den ewigen göttlichen Ideen jagten, dabei in die größten Menschlichkeiten eines groben, sinnlichen Cynismus verfielen, und dann ihr zuchtloses Treiben mit dem romantischen Zauber einer religiösen Vergeistigung der Sinnlichkeit beschönigten: so begreift sich, daß Clemens hier nicht finden konnte, was ihm fehlte, einen sicheren Halt und eine heilige Zucht. Riß ihn der allgemeine Strom auch mit sich fort: so war doch auch anderer Seits sein geistiger Instinct stark genug, daß ihm die Schwachheiten der großen Gottheiten des Tages nicht verborgen blieben, und seine Ironie nahm für die Huldigungen, die er ihnen darbringen mußte, an ihnen ihre Rache.

Diese Verhältnisse behielten ihren Einfluß auf sein ganzes Leben. Von dieser Universitätszeit her hegte er bis in sein spätes Alter eine gemischte Empfindung gegen alle Wissenschaft und namentlich gegen die Philosophie. Da nämlich seine versäumte Erziehung ihn nicht mit den gehörigen Vorkenntnissen ausgerüstet hatte, um folgen und selbst urtheilen zu können, so hatte er einer Seits einen unwillkührlichen Respekt vor einer strengen wissenschaftlichen Systematik; da sein intuitiver Geist aber anderer Seits nur zu deutlich fühlte, wie die Resultate im Vergleich zu dem wissenschaftlichen Apparate und zu dem Pomp, mit dem sie verkündigt wurden, so gering und armselig erschienen, und wie die Umwege der Philosophen,

um zu den einfachsten Wahrheiten zu gelangen, erstaunlich weitläufig und mit den schwersten Opfern verknüpft sind: so fühlte er auch wieder eine ironische Geringschätzung vor ihnen, die sich nicht selten zu einem heftigen Unwillen und einer unheimlichen Scheu vor ihren Abwegen und Irrungen steigerte.

Bei jungen Leuten, von denen er fürchtete, sie möchten von der wissenschaftlichen Hoffart angesteckt werden, die ihm über Alles verhaßt war, glaubte er daher auch diese seine Geringschätzung nicht grell genug aussprechen zu können. So erinnere ich mich noch gar wohl, daß er einmal zu jungen Schweizer Theologen, die in der ersten grünen Begeisterung von Baader und von den schelling'schen Philosophemen, von der Philosophie der Mythologie und der Offenbarung sprachen, zu ihrem nicht geringen Erstaunen sagte: „Ach! gehen Sie mir, ein Tropfen Weihwasser, den ein altes Mütterchen mit frommem Glauben beim Eintritt in die Kirche nimmt, ist mir lieber, als die ganze schelling'sche Philosophie".

Dieß war ganz seine Art. Er liebte es, wenn er irgendwo eine Uebertreibung oder einen Götzendienst fürchtete, um gleich vorn herein zu imponiren, und ein Gegengewicht in die Wagschaale zu legen, durch ein überraschendes Gleichniß dieser Art, oder einen Scherz, seine Meinung recht schneidend auszudrücken. Auch dieß trug nicht wenig dazu bei, daß die prosaische Dickköpfigkeit, die seine Worte buchstäblich nahm, ohne den Geist oder den Ernst seiner Scherze zu verstehen, ihn ganz falsch beurtheilte, etwa wie einen paradoxen Hanswursten, dem bald eine ungezügelte Phantasie, bald ein blinder Glaubensfanatism den Kopf verrückt habe. Und doch sagte er, die unbewachten Augenblicke seiner Launenhaftigkeit abgerechnet, nicht leicht etwas, das nicht einen tiefen, ernsten Sinn unter einem noch so scherzhaften oder abentheuerlichen Kleide verbarg, ja manchmal erleuchtete ein einzelnes Wort von ihm, wie ein Blitz, eine ganze Landschaft, und traf eine Sache mitten ins Innerste.

Als geborner lebendiger Dichter, der mit Gott und der Geisterwelt unmittelbar verkehrt, nahm er selbst zu dem einfältigen Glauben eines kindlich sich hingebenden Gemüthes seine Zuflucht. Und gewiß sprach seine geniale Schwester auch seine innerste Herzensmeinung aus, wenn sie, den philosophischen Studien entspringend, ihrer Freundin Günderode schrieb: „Dein Schelling und Dein Fichte und dein Kant sind mir ganz unmögliche Kerle. Was habe ich mir für Mühe gegeben, und ich bin eigentlich nur davon gelaufen hierher, weil ich eine Pause machen wollte. Repulsion, Attraction, höchste Potenz. — Weißt Du, wie mirs wird? — Dreherig — Schwindel krieg ich in den Kopf, und dann weißt Du noch? — ich schäme mich, — ja ich schäme mich, so mit Hacken und Brecheisen in die Sprach hinein zu fahren, um etwas da herauszubohren, und daß ein Mensch, der gesund geboren ist, sich ordentliche Beulen an den Kopf denken muß, und allerlei physische Krankheiten dem Geist anbilden. — Glaubst Du ein Philosoph sey nicht fürchterlich hoffärtig? — Oder wenn er auch einen Gedanken hat, davon wäre er klug? — O nein, so ein Gedanke fällt ihm wie ein Hobelspahn von der Drechselbank, davon ist so ein weiser Meister nicht klug. Die Weisheit muß natürlich seyn, was braucht sie doch solcher widerlicher Werkzeuge, um in Gang zu kommen, sie ist ja lebendig? — sie wird sich das nicht gefallen lassen. — Der Mann des Geistes muß die Natur lieben über alles, mit wahrer Lieb, dann blüht er, — dann pflanzt die Natur Geist in ihn“. Diese Empfindung hat Clemens nicht leicht schöner ausgedrückt als in seinem Märchen von der Gackeleia, wo er singt:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Setz' uns von dem stolzen Pferde,
Ohne Fallen sanft zur Erde,
Führ uns von dem hohen Stuhle
Bei der Nachtigall zur Schule,
Die mit ihrem süßen Lallen
Gott und Menschen kann gefallen;

Laß, das hohe Lied zu singen,
Uns aufs Kinderstühlchen schwingen,
Führ uns nicht in die Versuchung
Unfruchtbarer Untersuchung;
Nicht der Kelter ew'ge Schraube,
Nein die Rebe bringt die Traube.
Mach' einfältig uns gleich Tauben,
Segne uns mit Kinderglauben.
Lasse uns um jede Gnade
Kindlich bitten, kindlich danken
Und durch Dorn- und Blumenpfade,
Treu gepflegt sie ohne Wanken,
Freudig, doch mit frommem Zagen,
Hin zum lieben Vater tragen.
Laß die Engel bei uns wachen,
Daß wir wie die Kinder lachen,
Daß wir wie die Kinder weinen,
Laß uns Alles seyn, nichts scheinen. —
Mache uns zu Kindern Alle,
Jedes sey nach seiner Art,
Wie's dem lieben Gott gefalle,
Einsam oder treu gepaart.
Bricht ein Herz am andern Herzen,
Mach ihm Blumen aus den Schmerzen,
Daß mit duftendem Gewinde
Seine Wunde es verbinde,
Roth wie Amaranthen blühe,
Bis in Schmerzen es verglühe.
Wessen Herz ein Anderes spiegelt,
Der sey rein und stark geflügelt,
Daß er heil empor es trage
Zur Befriedigung aller Klage,
Zur Erlösung aller Frage,
Aus der Nacht zum Herrn der Tage".

(Fortsetzung folgt.)

XXI.

Oekolampadius Leben und Wirken in Basel bis zu seinem Tode.

(Fortsetzung.)

Zu den natürlichen Vorzügen, womit Oekolampadius in so reichlichem Maaße von der Vorsehung ausgestattet worden war, gehörte ganz besonders die Liebe zur jungfräulichen Reinigkeit und Enthaltsamkeit. Wir haben oben gesehen, mit welcher Begeisterung er davon in seinen Predigten sprach, als er sich noch im Schooße der Kirche befand. Er bewahrte aber diese Liebe zu dieser Tugend auch dann noch, als er schon abgefallen war. Den Beweis dafür liefert nachstehender Vorfall. Der Pfarrer des Städtleins Liestal in der Basellandschaft, Namens Stephan Stör, lebte mit seiner Haushälterin im offenkundigen Concubinate. Weil Alles von Reformation redete, beschloß dieser Mann sich auch zu reformiren, und die bestand darin, daß er sich seine Concubine öffentlich antrauen ließ. Nun waren ihm aber die Einkünfte seiner Pfründe nöthiger als zuvor, und er hatte nicht die mindeste Lust, denselben zu entsagen. Um sich daher in seiner Pfarrei zu behaupten, kündigte er eine öffentliche Disputation für den 16. Februar 1524 an mit dem Ersuchen, daß alle frommen Christen und besonders diejenigen, denen es sich von Amts wegen gebühre, im großen Hörsaale der Universität erscheinen und ihn aus der wahren göttlichen Schrift des alten und neuen Testamentes eines Besseren belehren möchten, wenn er geirrt habe. Die Thesen, die er anschlug, waren folgende:

I. Die heilige Ehe ist in der Schrift keinem Stande verboten; II. Unkeuschheit außer der Ehe ist jedem Stande verboten; III. Unkeuschheit außer der Ehe zu meiden, ist jedem Stande geboten; IV. Solche Unkeuschheit ist keinem Stande der Aergerniß halber schändlicher, als dem geistlichen; V. Ein öffentlicher Hurer ist nach dem göttlichen Gesetz in dem rechten und wahren Bann, und deßhalb untauglich zum priesterlichen Amt. Die Universität widersetzte sich umsonst dieser schamlosen Komödie, der Rath, der schon lange alle Macht in geistlichen Dingen an sich gerissen hatte, setzte sie durch. Da von katholischer Seite Niemand erschienen war, und auch von den anwesenden Prädikanten Keiner das Wort nahm, wendete sich endlich Stör an Oekolampadius, und bat ihn, daß er als bestellter Ordinarius der heiligen Schrift an der löblichen hohen Schule zu Basel sein christliches Gemüth und Herz zu aller Unterweisung um Gotteswillen eröffnen möge. Diese Thesen liefern ein handgreifliches Beispiel, wie oberflächlich und zugleich wie hinterlistig in der Reformationszeit die streitigen Fragen behandelt wurden. Sie sind sämmtlich von der Art, daß kein Katholik das Mindeste dagegen einzuwenden hat. Um den eigentlichen Streitpunkt hervorzuheben, hätten die Fragen folgendermaaßen gestellt werden müssen: I. Ist der ehelose Stand in Beziehung auf die christliche Vollkommenheit besser als der Ehestand? II. Handelt die Kirche weise, daß sie von denjenigen, die sich ihrem Dienste weihen wollen, verlangt, daß sie sich zur Enthaltsamkeit verpflichten? III. Gibt Gott Jedem, der diese Verbindlichkeit auf sich genommen hat, die Gabe der Enthaltsamkeit? Die erste Frage ist ohne Zweifel klar in der heiligen Schrift beantwortet, wenn irgend etwas klar ist, und das Wort Klarheit kein Unsinn seyn soll. Die zweite Frage beantwortet sich durch die Natur der Sache und durch die Erfahrung, nicht bloß, weil schon das innerste Gefühl Jedem sagt, daß sich für die Diener und Ausspender der göttlichen Geheimnisse eine höhere christliche Vollkommenheit geziemt, sondern auch, weil die Natur der geistlichen und

seelsorgerlichen Verrichtungen es sehr wünschenswerth macht, daß der Geistliche nicht durch Familienbande gebunden und durch häusliche Sorgen verhindert werde. Die dritte Frage endlich ist wenigstens im Allgemeinen in der heiligen Schrift beantwortet, da die Enthaltsamkeit für diejenigen, die sie zugleich mit der Würde und Bürde des Priesterthums auf sich genommen haben, eine Standesgnade ist, und Gott Jedem die nöthigen Standesgnaden verleiht, der ihn mit demüthigem und aufrichtigem Herzen darum bittet und die ordentlichen Mittel getreu anwendet. Höchst merkwürdig ist es nun, daß Oekolampadius den Streitpunkt in der That von der rechten Seite und ganz so auffaßte, wie diese drei Fragen ihn darstellen. Er sagte in seiner Rede: „Ich wünsche und begehre aus ganzem Herzen von unserm Herrn Jesu Christo, daß wir alle, die das Wort Gottes verkündigen, den edlen Stand der Keuschheit in der Reinigkeit des Leibes und des Geistes besitzen, wodurch wir ohne Hinderniß unzertrennlich dem Worte Gottes anhangen und den Dienst unsers Herrn zum allerchristlichsten vollbringen möchten. Denn dieselbe ist ja eine edle Tugend, indem sie uns in dem Leibe gleich macht den unleiblichen Engeln. Ich wünsche auch daß, so uns diese Gnade verliehen würde, wir uns bestrebten, dieselben zu behalten durch Absonderung von ärgerlichen Personen, von Füllerei und Trunkenheit, und uns mit Beten, Vertrauen auf Gott, fleißigem Lesen der Schrift und andern Arbeiten übten, damit der gezüchtigte Leib im Gehorsam des Geistes bleibe, und dadurch diese Gabe möge behalten werden. Der barmherzige Gott wird uns nicht weniger Beistand leisten als Paulo und Andern". Die einzig richtige Schlußfolgerung aus diesen Behauptungen wäre nun die gewesen, daß Stör seine Concubine wieder entlassen, sich von ärgerlichen Personen, Füllerei und Trunkenheit absondern, und mit Beten, Vertrauen auf Gott, fleißigem Lesen der Schrift und andern Arbeiten üben möge, damit der gezüchtigte Leib im Gehorsame des Geistes bleibe. Allein Oekolampadius gehörte nicht

mehr zu denjenigen, welche die Wahrheit aufrichtig suchen; die kirchlichen Fragen waren ihm schon zur Privat= und Partheisache geworden, und er entschied daher so, wie es das Interesse seiner Parthei forderte. Er bemerkte, daß wir denn doch nicht Alle Pauli seyn könnten, weil dieß nicht etwas Menschliches, sondern eine Gnade Gottes ist, wo daher diese Gnade nicht ist, da möge Jeder, das ist wer solche Gnade nicht hat, und sich nicht enthalten mag, sein Eheweib haben, obschon einige Concilien etwas Anderes beschlossen hätten, weil durch dieselben das Wort Gottes nicht unkräftig gemacht werde. Er schloß mit den Worten: „Darum verbietet mir Gott, mich mit einigen Wörtlein wider diese euere Handlung oder Artikel zu widersetzen, welche, so viel ich verstehe, mir wohlgefallen. Gott wolle euere christliche Liebe mit Seiner Gnade unterstützen!" — Hierauf wurden die andern Prädikanten von Stör aufgefordert, ihre Meinung kund zu thun. Zwei davon Konrad Pellikan, zweiter Lector der heil. Schrift und Jakob Wirben, beide abtrünnige Franziskaner äußerten sich auf gleiche Weise, wie Oekalampadius; die übrigen dagegen — und dieß ist wieder eine Merkwürdigkeit — führten gerade entgegengesetzte Argumente an. Einer wollte aus dem ersten Briefe an die Corinther beweisen, daß Paulus verheirathet gewesen und bald darauf Wittwer geworden sey. Ein Anderer behauptete, daß man nicht halten soll, was gegen das Gebot Gottes ist, und berief sich auf Jephta und Herodes. Ein dritter erinnerte an die Schmach der Unfruchtbarkeit bei den Juden, woraus also hervorgehe, daß die Jungfrauschaft keinen so hohen Werth habe. Ob man hierin mehr die Verfinsterung des Verstandes oder die Unverschämtheit bewundern soll, ist zweifelhaft. Und mit solchen Leuten zu fraternisiren, schämte sich Oekolampadius nicht mehr! Ungeachtet der so sehr sich widersprechenden und sich gegenseitig aufhebenden Argumente wurde zuletzt einmüthig das Benehmen des reformirten Concubinars gebilliget. Stör fragte die Bürger von Liestal, ob ihnen die Verantwortung genüge, und

und da Niemand antwortete, nahm er das stillschweigend für eine Bejahung, und beschloß mit einer Dankrede das schändliche Possenspiel *).

Diesemnach schien es um so wahrscheinlicher, daß Oekolampadius in dem ehelosen Stande verharren werde, als auch andere Umstände ihn hiezu disponiren mußten; seine schwache Leibesbeschaffenheit, seine beständige Kränklichkeit, seine Neigung zu Studien und ernsten Beschäftigungen, die ihm von Jugend auf eigen war, und endlich sein vorgerückteres Alter. Allein wo das Fundament untergraben ist, steht keine einzelne Tugend fest. Der Verfasser macht einmal in Beziehung auf die sittlichen Zustände der Reformatoren eine Bemerkung, die wir so treffend finden, daß wir nicht umhin können sie mitzutheilen. Er sagt: „Die Reformatoren hatten nicht Zeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen; obschon nicht fehlerfrei, waren sie doch mehr mit sich selbst fertig, als wir in unserer glaubensarmen und eiteln Zeit". Ganz vortrefflich! Die Reformatoren waren mit sich selbst fertig. Dieß ist der rechte Ausdruck. Sie hatten, was ihren sittlichen Zustand betraf, die Rechnung abgeschlossen, und die Thüre ihres Herzens zugeschlossen, und hüteten sich auch nur durch eine Spalte in ihr Gewissen hineinzublicken, um den Gräuel der Verwüstung, der darin herrschte, nicht wahrzunehmen, und die alten Schrecken nicht wieder aufzurühren. Dafür stürzten sie sich mit desto größerem Eifer in das Gewühl des äußerlichen Lebens, um sich zu betäuben, und mit dem Troste, daß Alles für die Ehre Gottes geschehe, zu beschwichtigen. Daher die unermüdete und wahrhaft erstaunenswerthe Thätigkeit, die sie während ihrer reformatorischen Laufbahn eben so sehr durch ihre

*) Unser Autor besitzt zu viel Ehrliebe und Zartsinn, als daß ihm dieß ganz hätte entgehen sollen. Er sagt: „Oekolampadius trat in keine eigentliche Erörterung ein; wir möchten sagen, ohne einen Verdacht auf die andern Redner zu werfen, daß sein Schicklichkeitsgefühl ihn davon abhielt. Er redete gerade nur so viel als nöthig war, um der Schrift die Ehre zu geben".

Schriften wie durch Predigten und äußerliches Umthun für ihre Sache entwickelten. Das Herz des Menschen aber ist wie ein Garten, es bedarf einer beständigen Pflege, des Säuberns, Jätens, Beschneidens, Begießens, sonst wird Unkraut, Disteln, Dornen und giftiges Gewächse überhand nehmen, und selbst die guten und edlen Pflanzen werden verwildern und entarten.

Schon drei Jahre, nachdem er die edle Tugend, die uns im Leibe den unleiblichen Engeln gleich macht, so sehr gepriesen hatte, waren diese edlen und hochherzigen Gesinnungen völlig in ihm erloschen. Es begann ihn nach den Süßigkeiten des Ehestandes zu gelüsten. Wahrscheinlich hatte ihn Luthers Beispiel aufgeregt, und er fühlte keinen Grund und Beruf in sich, dieses Gelüste zu bekämpfen. Zu Anfang des Jahres 1527 ging der ernste Prediger, der ehemalige Ordensmann und begeisterte Lobredner der Jungfräulichkeit bereits auf Freiers Füßen. Wie es scheint, theilte er den Gedanken zuerst seinen Vertrauten mit, und fand an Capito und dem Oberzunftmeister Jakob Meier, dem Haupte der evangelischen Parthei im Rathe, Gewissensräthe, wie er sie sich nur wünschen mochte. Ein Brief an Capito gibt uns hierüber Aufschlüsse. Er schreibt: „Ich will nicht, daß du dir wegen meines Cölibats Sorge machest. Es genügt mir, daß du mir einen wohlwollenden Rath gebest und durch dein Gebet mir beistehest. Gar zu jugendlich ist unsere unmäßige Sorgsamkeit. Dem himmlischen Vater sey die Sache anbefohlen. Entweder will ich eine christliche Schwester, eine Monica, suchen, oder ich werde ehelos bleiben. — Ich werde zu Christo beten, daß er mich nicht gänzliche Täuschung erfahren lasse, wenn er es einmal für gut finden sollte, mich in dieser Lebensweise zu prüfen. Der Oberzunftmeister weiß um die Sache, und denkt wie du darüber. Wie groß ist doch des Mannes Ernst, Würde, Klugheit und die Macht seiner Rede“. Wir wollen nur noch beisetzen, was der Autor über den weiteren Inhalt dieses Briefes meldet: „Wie

wenig selbst der streng sittliche Charakter Oekolampads vor übler Nachrede bewahrt wurde, geht aus einigen Mittheilungen desselben Briefes hervor; er schließt aber mit der erfreulichen Nachricht, daß eine Wittwe von gutem Rufe, und die ihn, so viel er vermuthe, bloß um Christi willen lieb gewonnen, ihm vielleicht gerne dienen würde, wenn die Freunde ihre Einwilligung geben wollten". Das Jahr darauf, als Oekolampadius bereits in seinem 47sten Jahre stand, kam die Ehe wirklich zu Stande. Die Monica war eine gewisse Wilibrandis Rosenblatt, die jugendliche Wittwe eines Meisters Jakob Keller. Zwischen ihr und der heil. Monika bestand nur der kleine Unterschied, daß diese nach dem Rathe des heil. Paulus ihr Vertrauen auf Gott setzte, und in Gebet und Flehen Tag und Nacht verharrte, diese aber den Wittwenschleier mit dem Brautkranze vertauschte. Wenn es jedoch hiebei auf die Neigung für Gottesmänner ankömmt, so hat sie in der Folge wirklich einen seltnen Grad von Heiligkeit erreicht, denn sie war auf Reformatoren eigentlich erpicht. Sie, die christliche Schwester, gebahr ihrem christlichen Bruder Oekolampadius, in dreijähriger Ehe, drei Kinder, und als derselbe starb, ward sie Capitos, und als auch dieser starb, Bucers Frau. Es waren somit unter den vier Männern, die sie gehabt hatte, drei Reformatoren. An Zwingli schrieb Oekolampadius nach geschlossener Ehe: „Der Geist läßt mich Gutes ahnen. Wir haben in dieser Sache mehr auf Gottes Anordnung, als auf der Menschen finstere Augenbraunen Rücksicht genommen. Wenige haben mir hier Glück gewünscht; und doch mußte ich eine Frau nehmen, damit sie nicht geärgert würden". Es kann in der Welt nichts Ekelhafteres geben, als wenn die Lüsternheit die Miene der Heiligkeit annimmt und die ganz ordinäre Sinnlichkeit sich mit der Salbe der Frömmelei schmiert, um den Bocksgestank zu vertreiben. Diese Heuchelei ist bei den Reformatoren um so widerlicher, weil eben sie die Ehe ihres sacramentalischen Charakters und damit auch der Würde und Heiligkeit, die sie nach katholischer

Glaubenslehre besitzt, entkleidet, und nach Luthers Ausdruck den heiligen Ehestand zu „einer Sache gemeiner Polizei“ herabgewürdigt hatten. Erasmus machte bei dieser Gelegenheit den bekannten Scherz, daß Viele von der lutherischen Sache wie von einer Tragödie sprächen, daß sie ihm aber vielmehr wie eine Komödie vorkomme, weil zuletzt Alles mit einer Hochzeit ausgehe. Unser Autor findet diesen Spott ungesalzen; allein das Salz ist ihm schwer abzusprechen, und unserer Ansicht nach ist es in der That das Beste, wenn man, an solcher Fäulniß vorübergehend, einige Körner Salz darauf streut, ohne sich weiter dabei aufzuhalten.

Wir sind bei den verhängnißvollen Tagen des Februars 1529, welche der Neuerung die unbeschränkte Herrschaft verschafften, stehen geblieben, und haben nur noch die unmittelbaren Folgen dieses Sieges in Kürze zu betrachten. Der Rath setzte schon am 17ten Februar eine Commission von zehn Klein- und zehn Großräthen ein, welche die politischen und kirchlichen Angelegenheiten ordnen, und ihre Vorschläge dem großen und kleinen Rathe überreichen mußten. Im Politischen war man bedacht, so viel als möglich den frühern Stand der Dinge zu erhalten. Desto eifriger wurde aber die kirchliche Umwälzung betrieben. Schon am 1. April war die Arbeit vollendet, und erschien unter dem Titel: „Ordnung, so eine Stadt Basel den ersten Tag Aprilis, in ihrer Stadt und Landschaft künftig zu halten erkannt hat, darin wie die verworfenen Mißbräuche mit wahrem Gottesdienste ersetzt, auch wie die Laster, so mit christlicher Tapferkeit unverträglich, Gott zu Lobe, abgestellt und bestraft werden sollen, enthalten ist. Als man zählt nach der Geburt Christi 1529“. Der Verfasser bemerkt hiezu: „Daß diese Reformationsordnung als von der Stadt Basel ausgegangen genannt wird, verdient Beachtung. Die Regierung stellt sich ganz auf den Standpunkt der bürgerlichen Bewegung, um den Gesetzen um so größere Gültigkeit zu verleihen. Unter

dem erwähnten Titel ist ein Altar und ein Baselstab im doppelten Schilde abgebildet, umgeben von den Worten: ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht: denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die dem glauben". Zuerst verbreitet sich die Ordnung darüber, wie das göttliche Wort verkündet, und wie die Laster in den Predigten bestraft werden sollen, und damit diese Vorschriften mit großem Ernste gehalten werden mögen, werde der große Rath drei oder vier Herren verordnen, so auf die Prädicanten Acht haben, daß sie das göttliche Wort lauter verkünden, die Uebertreter strafen, oder zur Strafe der Obrigkeit anzeigen. Sodann folgt: Wie die Diener des Worts und der Kirche ihrer Lehre und ihres Lebens halber, ehe sie angestellt werden, bewährt werden sollen und vom Amt der Examinatoren. Da es hoch vonnöthen sey, die Diener des Wortes, ehe sie gesandt werden, ernstlich zu prüfen, wolle die Obrigkeit zwei oder drei in der heil. Schrift gelehrte Männer und einen oder zwei Mitglieder des großen Rathes, die verfänglichsten, dazu verordnen. „Dieselben Examinatoren führen die Aufsicht über die Geistlichen in Hinsicht der Lehre und des Lebens: so ein Streit wegen Glaubenssachen sich zwischen Geistlichen erhebt, so soll derselbe vor die Examinatoren gebracht werden, und diese sollen denselben allein mit der Hülfe biblischer Schrift schlichten. Eben so haben sie die Vollmacht, die Geistlichen, welche in offenem Laster begriffen sind, oder keine Gnade noch Gunst zum Lehren haben, in ihren Aemtern stillestehen zu heißen, wobei bemerkt wird, daß die Unterthanen zu Stadt und Land ihre vorgesetzten Priester aus eigener Gewalt nicht entsetzen oder vertreiben sollen. Dieselben Examinatoren sollen jährlich zwei Synoden, den einen acht Tage nach Ostern, den andern auf Martinstag hier zu Basel halten, in welchen alle Leutpriester und Diacone zu Stadt und Land bei christlicher Liebe zu erscheinen ermahnet, ja auch schuldig seyn sollen, alles das, so ein jeder an dem andern strafwürdig oder ärgerlich zu seyn weiß, ohne

allen Neid zu eröffnen, damit, was mit christlicher Tapferkeit nicht verträglich ist, abgestellt und Aergerniß verhütet werde". Der Verfasser bemerkt hiezu: „Wie sehr athmet diese Verordnung noch den Geist der alten Kirche! Wie beschränkt war der Geschäftskreis dieser Synoden! aller Einfluß auf die Gestaltung und Weiterbildung der kirchlichen Verhältnisse ist ihnen entzogen: diese behält sich die Regierung unverkürzt vor von denjenigen Geistlichen, welche sie sich jedesmal beizuordnen geruht. Die Geistlichen behandelt sie eben durchaus nicht als geistliche Obern, sondern lediglich als Unterthanen". Hierauf folgen die Eintheilung der Pfarren, die Ordnung, an welchen Stunden das Wort Gottes verkündiget werden soll, die Vorschriften für die geistlichen Amtsverrichtungen der Wortsdiener, insbesondere für die Ertheilung der Taufe und des Abendmahles, wie es mit dem Banne oder der Excommunication zu halten, welche Festtage zu beobachten seyen, die Strafen wider die Lästerer Gottes, des Glaubens und der Sacramente, worunter eigentlich die Wiedertäufer gemeint und auch namentlich bezeichnet waren, die Ehegesetze und endlich ausführliche Sittenmandate, worunter sogar Verordnungen wider die aufgeschlitzten Hosen und Wämser und wider das Zutrinken vorkommen. So war also die Kirche völlig dem Staate überliefert, und die kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten waren nichts mehr als ein Departement der Staatsverwaltung. Durch so viele Jahre hatte Oekolampadius, wie anderwärts die Reformatoren den Staat zu Eingriffen in die kirchliche Macht aufgehetzt, ihm das Kirchenregiment aufgedrungen, ihm Beifall zugejauchzt, wenn er sich zur Unterdrückung der Kirche gebrauchen ließ. Nun kam, was nicht anders kommen konnte, und eben dieses Verrathen und Verkaufen der Kirche an den Staat ist das zweite Moment, welches alle Entschuldbarkeit der Reformatoren ausschließt; denn es ist außer Zweifel, daß dieß gegen ihre innerste Ueberzeugung war, und daß sie dabei nur von ihrer Leidenschaft geleitet wurden. Man erinnert sich dabei an jene

Fabel von dem Pferde, welches einen bittern Groll gegen den Hirsch tragend, den Menschen aufforderte, sich auf seinen Rücken zu setzen und den Feind zu erjagen und zu erlegen. Der Mensch war hiezu bereit, zäumte und sattelte das Roß, legte ihm ein tüchtiges Gebiß an, schwang sich darauf, und der edle Hirsch ward ereilt und getödtet. Das Pferd hatte seine Rache gestillt, und wollte nun wieder ins Freie hinaus, allein so hatte es der Mensch nicht verstanden, er hielt es fest und gebrauchte es fortan als dienstbares Hausthier zu ökonomischen Zwecken. Gerade so machten es die Männer des Staates in Basel, wie anderwärts, und Oekolampadius mußte es sehr bald erfahren, daß man nicht ungestraft Principien seiner Leidenschaft und seiner Selbstsucht zum Opfer bringen dürfe. Bald nach Einführung der Reformationsordnung wandte er alle Mühe an, wenigstens dieß durchzusetzen, daß die Excommunication als eine geistliche Angelegenheit behandelt werde. Er hielt zu diesem Ende eine weitläufige Rede vor dem versammelten Rath. „Am Schlusse derselben, wie unser Autor berichtet, erinnerte er denselben an die bisherigen großen Dienste, die er der Kirche geleistet, indem unter seinen Auspicien die christliche Freiheit wieder erlangt, der Götzendienst aus den Tempeln entfernt und der halbjüdische Aberglaube abgeschafft worden. Der Rath möge nun dadurch sein Werk krönen, daß er die Hand biete zur Herstellung der Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit, auf daß ein neues Volk Gottes erstehe, welches durch unverfälschten Glauben und Heiligkeit des Lebens hervorleuchte". Allein der Rath war keineswegs gesonnen, die Gewalt wieder fahren zu lassen, die ihm in die Hände gespielt worden war. Oekolampadius drang trotz des Ansehens, das er genoß, nicht durch und voll Unmuth schrieb er am 30. September 1530 an Zwingli: „Unerträglicher als der Antichrist wird die Obrigkeit, wenn sie die Kirche ihres Ansehens beraubt. Die Obrigkeit führt das Schwert, und zwar mit Recht. Allein Christus hat uns Arzneien angeboten, womit wir die gefallenen

Brüder heilen können. Bleibt der Kirche ihre Würde, so wird sie die Seelen noch immer gewinnen können durch ihre Ermahnungen, gesetzt auch, daß sie dieselben dem Teufel übergebe zum Verderben des Fleisches. Müssen aber alle Schuldigen vor die Obrigkeit gestellt werden, dann wird sie entweder ihr Schwert abstumpfen, Vieler oder Weniger schonend, oder durch harte Behandlung das Evangelium verhaßt machen. Zudem bessern wir die Gefallenen nicht, indem wir sie der Obrigkeit anzeigen, sondern wir verrathen sie. Christus hat nicht gesagt: hört er nicht, so sage es der Obrigkeit, sondern der Kirche. Ich will deswegen keineswegs mit den Wiedertäufern die Obrigkeit aus der Kirche ausschließen. Aber ihre Functionen sind nicht die der Kirche; und sie läßt Manches geschehen, was sich mit der Reinheit des Evangeliums nicht verträgt". Aus deinem eigenen Munde richte ich dich, du schalkhafter Knecht, möchte man hier ausrufen, wenn du wußtest, daß eine Obrigkeit, welche die Kirche ihres Ansehens beraubt, unerträglicher ist als der Antichrist, wenn du wußtest, daß es Verrath sey, geistliche Dinge vor die weltliche Obrigkeit zu bringen, warum protestirtest du in dem Glaubensstreite gegen Concilien, Papst, Bischöfe und geistliche Gerichte, warum riefst du erst im verflossenen Jahre die Obrigkeit auf, den Glaubensstreit mit dem weltlichen Arme zu deinen Gunsten zu entscheiden, warum belobtest du noch eben jetzt dieselbe Obrigkeit, daß sie den weltlichen Arm gebraucht hat?

Der dogmatische Inhalt der reformatorischen Kirchenordnung stimmt mit den Lehren und Grundsätzen Oekolampads überein. Wir haben nicht die Absicht, uns in eine theologische Würdigung derselben einzulassen; der Standpunkt, den wir uns gewählt haben, ist zunächst der Standpunkt der Geschichte und des Lebens. Es liegt uns nur daran, kennen zu lernen, wie der Verfasser selbst diese Lehren beurtheilt, und welchen Werth er ihnen beilegt. Die kürzeste Charakteristik des theologischen Systems Oekolampads gibt er da, wo

er dessen Buch über das Altarssacrament einer ausführlichen Erörterung würdigt. Sie lautet, wie folgt: „So hat sich Oekolampad zu einer schwindelnden Höhe der Kontemplation erhoben, welche die mystische Theologie als ihr Ziel betrachtete, und wo alle Vermittlung gänzlich verschwindet. Auf diesem Standpunkte ist nicht einmal die Menschwerdung des göttlichen Wortes nöthig; das andächtige Gemüth ersättigt sich an dem bloßen Worte. Um unsers Unglaubens willen sendet Gott seinen Sohn, damit wir lernen an seine Liebe glauben. Auch daran hätten wir uns wieder begnügen sollen; doch um uns seiner Liebe unentweglich zu versichern, bringt er sie uns nahe durch das erhabenste Zeichen oder Symbol. So sehr vertieft sich Oekolampad in die Anschauungen von Gottes ewigem Wesen, daß ihm der Tod des Sohnes zum bloßen Symbol herabsinkt, d. h. daß ihm der Gedanke an die zeitliche Vermittlung von Gottes ewigen Wesen mit sich selbst ganz entschwindet. Wenn der Tod Christi außer aller wesentlichen Beziehung zu Gottes immanentem Wesen gesetzt wird, so erhält er eine subjective Bedeutung, und wird zum Abendmahl, an dem sich die betrachtende Seele erlabt und sättigt: alle weitere Vermittlung der Idee, zu deren Verwirklichung der Tod Christi bestimmt ist, ist damit abgeschnitten, und wir sind ganz nahe bei der Lehre angelangt, wovon der Quäker Barclay ein so schön abgerundetes, in sich zusammenhängendes System entworfen hat". Dieß ist also das reine evangelische Christenthum, welches auf den Trümmern des katholischen Glaubens erbaut wurde. Nach dem wüthendsten Geschrei, daß in der römischen Kirche die Erlösung und die Verdienste Jesu Christi verkannt, entwürdiget, fruchtlos gemacht seyen, nach den salbungsreichsten Ermahnungen, auf das Kreuz des Erlösers allein alles Vertrauen zu setzen, kömmt endlich eine Lehre heraus, welche den Tod Christi zu einem bloßen Symbole macht, und die Menschwerdung des göttlichen Wortes für etwas Unnöthiges hält, und der Weinsberger Reformator reicht über die Kluft von dreihundert Jah-

ren hinüber seinem Landsmanne, dem berühmten Verfasser der kritischen Geschichte des Lebens Jesu, brüderlich die Hand. Daß den Sacramenten kein Werth und keine Bedeutung mehr zukommen kann, wo die Menschwerdung Christi selbst werth- und bedeutungslos geworden ist, liegt am Tage. Hatte Oekolampadius schon in seinen letzten Predigten und Schriften zu Altenmünster sich der Aftermystik zugewendet, und die Lebenswurzeln des Glaubens und der Sacramente durchschnitten, so fällt jetzt hier nur gänzlich ab, was schon damals nur mehr ein Scheinleben besaß. Er spricht sich hierüber in seinem Buche über das Altarssacrament mit der erwünschtesten Klarheit aus. Er sagt darin, die Gläubigen sollen die äußerlichen Symbole mehr um des Nächsten als um ihrentwillen gebrauchen, die Sacramente seyen zum Bekenntnisse der Gemeinschaft und zur Nahrung der Nächstenliebe eingesetzt, auf daß wir im Bewußtseyn, Brüder und Glieder in Christo zu seyn, diesen Glauben durch äußerliche Dienstleistungen und Bezeugungen kund geben, daher sey nicht einmal die Danksagung nach dem Abendmahle nöthig, denn es werde in andern Stunden des Gottesdienstes hiezu weit mehr Anlaß geboten. Unser Autor macht hiezu folgende Bemerkungen: „So unerwartet schroff wird alle eigentliche Beziehung zu Christo abgeschnitten, daß auch die Danksagung keinen Raum findet, damit allein die Beziehung zur Gemeinde Alles beherrsche. Ueber den Nutzen dieses Bekenntnisses für den Nächsten läßt sich Oekolampad nicht weiter aus: offenbar hat er die wohlthätige Wirkung eines erbaulichen Beispiels im Auge; wie er denn ausdrücklich sagt, die Sacramente gereichen zum Nutzen des Nächsten, sofern dieser vom Beispiel der Communicirenden Anlaß nehme, den Vater im Himmel zu preisen. Darin concentrirt sich ihm am Ende die ganze Bedeutung des Sacraments. Betrübend ist es, diesen Akt der Ueberwindung der katholischen Irrthümer in dieses Resultat auslaufen zu sehen: es hat ein gar zu bürgerliches Aussehen; es enthält eigentlich einen Widerspruch, in dem vorausgesetzt

wird, daß dieselben Gläubigen, welche keine Nahrung des Glaubens durch äußerliche Vermittlung nöthig haben, denn doch gegenseitig durch den Genuß des Mahles sich im Glauben ermuntern. Wie sonderbar, daß keiner der Communicirenden die eigene Erbauung sucht, sondern blos und allein in den Nächsten! Die ganze Vorstellungsweise ist aber nicht vollendet, und das Bewußtseyn der Anhänglichkeit des gläubigen Gemüths bricht immer wieder hervor. So sagt Oekolampad am Schluße seiner Darstellung, daß Gott mittelst der Sacramente ermuntere, antreibe, tröste, und beinahe Alles verrichte, was durch das bloße Wort".

Oekolampadius hat sich jedoch nicht bloß mit theologischen Schriften befaßt, er hat unter dem Titel: „Fragen und Antworten in Verhörung der Kinder der Kirchen zu Basel auch einen Katechismus zusammengestellt. Wir wollen auch hierüber unsern Autor vernehmen: „Nach kurzen Fragen und Antworten über die Freiheit im Gebrauche der Speisen, schließt das Ganze mit dem heiligen Abendmahl, worin leider Oekolampads falsche Ansichten in Mißtönen hineinkreischen, und sich um so mehr als solche erkennen lassen, da sie den Kinderseelen anvertraut werden. Fr. Was hältst du von dem Sacrament des Herrn Nachtmahls? A. Es ist eine gemeine Danksagung und hohe Preisung des Sterbens und Blutvergießens unsers Herrn Jesu Christi mit Bezeugung christlicher Liebe und Einigkeit. Fr. Wann willst du das Sacrament empfangen? A. Dieweil man der Jahre halb sich zu mir christlicher Tapferkeit nicht versieht, stehe ich still; wo ich aber hoffen mag andere Christen damit zu bessern will ich meinen Glauben auch bezeugen. Welch ein gefährlicher Hochmuth kann sich daraus erzeugen, wie sehr das Kind insbesondere aus seiner natürlichen Stellung herausgerückt werden! Wir haben hier vor uns eines der schlagendsten Beispiele, wohin theologische Einseitigkeit, wohin unbesonnene Bekämpfung eines Irrthums führen kann: wenn die Reformatoren die katholische Messe beschuldigten,

die Werkheiligkeit und Selbstgerechtigkeit zu befördern, so sehen wir hier, wie sie durch die schroffe Bekämpfung derselben die nämliche Anklage sich selbst mit Recht zuziehen könnten". —

In jener Schrift über die Beicht, die Oekolampadius noch zu Altenmünster verfaßte, hatte er gegen die verkehrte Moral der katholischen Theologen geeifert. Er fand, daß dieselbe entweder zu streng oder zu milde sey, und beinahe niemals das Rechte treffe. „Viele reden mit Ehrfurcht von den scholastischen Meistern", sagte er darin. „Selten bringen sie etwas Neues aus der heiligen Schrift vor, und noch dazu entstellt und verdreht. Lassen wir sie fahren mit ihren Büchern und Künsten. Nicht Alles was von Kanzel und Katheder herab verkündigt wird, wollen wir gleich für inspirirt ansehen. Oft sind sie Falsches gelehrt worden, oft widersprechen sie sich selbst; oft sagen sie lächerliche Dinge". Hat er sich also vielleicht als Reformator der Sittenlehre ausgezeichnet? Wir heben hier nur zwei in dem vorliegenden Werke vorkommenden Beispiele heraus, das eine ein lächerlicher Rigorismus, das andere ein ärgerlicher Laxismus. In einem Schreiben an die Waldenser vom 13. Oktober 1530 behauptete er, der Bilderstürmer, daß es einem Christen niemals erlaubt sey, sich selbst zu vertheidigen, auch nicht einmal im Falle des gefährlichsten Angriffes durch einen Räuber und Mörder. Das Jahr darauf wurde er über die Ehescheidung Heinrichs VIII. von England um sein Gutachten befragt. Nach einigem Schwanken erklärte er sich mit seinem Freunde Zwingli, wie der König es wünschte. „Abneigung gegen den Papst" sagt der Verfasser hierüber, „und etwelche Menschengefälligkeit, gegründet auf die bedrängte Lage des Protestantismus, mag Einiges zu seiner, wie zu der Entscheidung mancher Anderer beigetragen haben".

Das Resultat dieser Untersuchungen ist, daß Oekolampadius nach dem eigenen Bekenntnisse des Verfassers geirrt, ja Irrthümer aufgestellt hat, die zu den gröbsten und den schwer-

sten gehören. Es würde sich jedoch sehr täuschen, wer etwa glauben wollte, daß der Verfasser zu diesen Bekenntnissen durch eine Vorliebe und größere Hinneigung für Luther bestimmt worden sey. Im Gegentheil, er spricht sich über diesen noch härter aus, und bezeichnet Zwingli als den Mann, der im Gegensatze zu Luthers katholicisirenden Ansichten die streng biblische Lehre an den Tag gebracht habe. Ist er mit der schweizerischen Lehre von dem Abendmahle nicht einverstanden, so ist er es mit der Lutherischen noch weniger, und bemerkt über das Religionsgespräch in Marburg, daß die reformirten Theologen im Vortheile waren, und alle noch so starken Angriffe derselben abgeprallt seyen an dem Starrsinne Luthers, der die Worte: das ist mein Leib, mit Kreide auf den Tisch geschrieben hatte, und die Angreifenden mit dem Finger auf diese Worte deutend abwies. Wir brauchen nicht in die eigenen Ansichten des Verfassers und in das, was er eigentlich für die reine evangelische Wahrheit hält, einzugehen. Wohin dieselben führen, haben wir bereits in dem ersten Artikel angedeutet. Es genügt uns hier, daß er selbst erkennt, daß Luther eben so wie Zwingli und Oekolampadius geirrt, und nicht die Wahrheit, sondern den Irrthum gelehrt haben. Er kann somit vernünftiger Weise nur mehr so viel behaupten, daß die katholischen Irrthümer größer und verderblicher waren, als die der Reformatoren. Der Hauptvorwurf gegen die katholische Kirche dreht sich zuletzt immer um die sogenannte Werkheiligkeit herum, wodurch das Verdienst Jesu Christi und der Werth der Erlösung verdunkelt, und das Vertrauen auf den Erlöser geschwächt worden sey. Die alten Canonen gegen die Pelagianer erneuernd verwirft das Concilium von Trient in dem ersten Canon über die Rechtfertigung die Lehre derjenigen, welche sagen, daß der Mensch durch seine Werke, die er entweder durch seine natürlichen Kräfte oder durch den Unterricht im Gesetze übt, ohne die göttliche durch Jesum Christum verliehene Gnade vor Gott gerechtfertiget werden könne. Im zweiten Canon verwirft es

die Lehre derjenigen, welche sagen, die göttliche Gnade werde durch Jesum Christum nur dazu verliehen, damit der Mensch leichter ein gerechtes Leben führen und das ewige Heil sich verdienen könne, als ob dieß auch durch den freien Willen allein ohne die Gnade nur schwerer und mühsamer erreicht werden könnte. Im dritten Canon endlich verwirft es die Lehre, daß der Mensch ohne die zuvorkommende Eingebung und ohne den Beistand des heiligen Geistes glauben, hoffen, lieben oder Buße thun könne, wie es nothwendig ist, damit ihm die Gnade der Rechtfertigung verliehen werde. Dieß war von jeher die unveränderliche Lehre der katholischen Kirche. Sie war es zur Zeit des Pelagius, sie war es während des ganzen Mittelalters und ist in den Schriften aller katholischen Theologen dieser Periode klar und bestimmt ausgesprochen, sie war es unmittelbar vor der Reformation, sie ist es noch heut zu Tage, sie wird es seyn bis zum jüngsten Tage. Gesetzt die praktischen Entstellungen dieser Lehre und die in die Disciplin eingeschlichenen Mißbräuche wären zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts noch tausendmal ärger gewesen, als sie es in der Wirklichkeit waren; gesetzt das Volk hätte größtentheils ein abergläubisches Vertrauen in das heilige Meßopfer gesetzt, die Verehrung der Mutter des Herrn und der Heiligen bis zur Anbetung übertrieben, und durch die Ablässe sich den Himmel zu erkaufen gemeint, so wären dieß doch nur lauter heilbare Uebel gewesen, die nur einer durchgreifenden Belehrung und Besserung in der Disciplin bedurften, um wieder zu verschwinden. Möge der Verfasser nun die Irrthümer Luthers, Zwinglis und Oekolampadius und namentlich jene schauerliche Lehre, welche den Tod Christi zu einem Symbole, die Menschwerdung zu einer Unwesentlichkeit, die Sacramente zu bloßen Zeichen der Gemeinschaft herabsetzt, in die andere Waagschale legen, möge er einen Augenblick das ganze Partheiwesen seiner Confession bei Seite setzen, möge er sich in der Gegenwart umschauen, und das letzte Entwicklungsstadium dieser Lehren ins Auge fassen, und

seine Entscheidung wird gewiß nicht gegen die katholische Kirche ausfallen.

(Schluß folgt.)

XXII.

Hurter's Conversion.

Wer die regelmäßige Wiederkehr gewisser Ereignisse in rasch auf einander folgenden Perioden oder ihr gleichzeitiges Erscheinen an verschiedenen Orten nicht mit dem Auge des gleichgültigen Zuschauens, sondern mit dem im Lichte des Christenthums geschärften Blicke betrachtet, kann diese schwerlich anders, denn als Zeichen der Zeit beurtheilen, und wie der Schiffer das Herannahen des Sturmes aus bestimmten andern und ähnlichen Vorgängen, wird er daraus die Schwingungen und Bewegungen erkennen, die den Charakter der Zeit zu bilden vermögen. Daß in Mosul das Dominikanerkloster von den Türken verwüstet, daß in der Heimath der Stunden der Andacht, die ehrwürdigen Stiftungen christlicher Pietät verheert, und die Duldung von denen verweigert wird, welche sie am heftigsten für sich verlangten; daß selbst die persönliche Freiheit von den Inquisitoren des Liberalismus vernichtet wird, mag nach den vielen Erfahrungen, welche unser Jahrhundert an die Hand gab, kaum mehr befremden. Auch die gräßlichen Scenen in Philadelphia, und ähnliche Auftritte vermögen wohl zu erschüttern, aber wer wird sagen, daß sie außerhalb der Consequenzen jener Doctrinen liegen, welche die Glaubensspaltung aufstelle. So schmerzlich aber solche Scenen berühren, so liegt doch viel näher als der gerechte Zorn, ein tiefes, herzliches Mitleiden über Verirrungen, die mit jedem Tage wach-

sen, ohne daß die Erkenntniß der Quelle derselben aufgehe, ohne daß die Hoffnung vorhanden sey, die Masse der Verführten möge zur Besinnung gelangen. Erklären sich aber auch die gräulichsten Unthaten der Gegenwart mit Hülfe jener Doctrinen, welche, anstatt die thierische Natur des Menschen zu bändigen, sie zur Wildheit entflammten, so lassen auch andere Zeichen der Zeit eine natürliche Deutung zu, ohne deßhalb ihren Charakter als solche zu verlieren. Die Verfolgung der Katholiken in Rußland, reiht sich an die Vorgänge in Mosul, Philadephia, Aarau und Stockholm an, das freilich auch unter der gascognischen Dynastie von der Linie nicht abweichen darf, die Gustav Adolph, der warme Freund der Katholiken, in Schweden gezogen. Und, daß das Lächerliche nicht dem hochtragischen fehle, hat jetzt eine ehrsame Bürgerschaft zu Schaffhausen gleichfalls Chorus gemacht, und da die Verläumdung nicht mehr ausreichte, vorderhand durch Kesseln und Pfannen, durch Steinwürfe und Thürerbrechen das ihrige gethan. Wenn nun der Pöbel Solches gethan hätte, so wäre es eben der Pöbel gewesen, allein der weise Magistrat hat durch seine Verordnung, in welcher er die Entrüstung des Volkes billigte und nur die Excesse mißbilligte, sich selbst in dieser Angelegenheit auf eine so schmachvolle Weise betheiligt, daß die Allg. Augsburger Zeitung, wie es scheint, um ihn nicht vor Europa zu compromittiren, es vorgezogen hat, die Eingangsworte der obrigkeitlichen Proclamation lieber ganz auszulassen. Wem aber galt der Schaffhausner Lärm? Natürlich einem Verräther des Vaterlandes, der die Rechte seines Volkes beeinträchtigte, den Wohlstand gefährdete, die Freiheiten zerstörte? Doch nein! der Gegenstand des Hasses ist der erste Bürger der Schweiz, der Freund Johannes von Müller's, als Geschichtschreiber noch größer als dieser, als Christ und Mensch würdig jedem an die Seite gesetzt zu werden, den das neunzehnte Jahrhundert mit Verehrung nennt. Sey es vergönnt, den Grund dieses Ausbruches des Volksunwillens mit den Worten des verfolgten Mannes selbst zu geben, wel-

che er nach seiner Rückkehr aus Rom von Rheinau aus an Freund und Feind gerichtet hat.

„Erklärung. Am 19. d. in St. Gallen befindlich, wurde ich durch die Nachrichten von den wider die Meinigen gerichteten Unfugen schmerzlich betroffen. Doppelt: zunächst, weil mir die Gefahr lebendig vor Augen schwebte, in der sich dieselben befanden; sodann, weil durch eine kleine Zahl Aufgewiegelter und Irregeleiteter, in Verbindung mit „„Fremden und Gassenbuben, der gute Ruf einer Bürgerschaft gefährdet wurde,““ der ich einst Bereitwilligkeit zu Förderung ihrer Ehre und Wohlfahrt in mehr als einem Verhältniß bewährt zu haben glaubte. Nicht genug, daß man meine Familie in die peinliche Lage versetzte, das Schlimmste befürchten zu müssen, hat man die gröbsten Beleidigungen auch gegen meine Brüder sich erlaubt; ungeachtet dargethan werden kann, daß dieselben von meinem Vorhaben, in die katholische Kirche zurückzukehren, weder etwas wußten, noch selbst dessen Ausführung auch nur früher kannten, als das gesammte Publikum, in jedem Fall eine Einwirkung auf meinen Entschluß niemals sich würden erlaubt haben. Findet sich aber durch diesen Jemand gefährdet, so erbiete ich mich, ihm hiefür Rede zu stehen; wünscht man die innern Beweggründe zu demselben zu vernehmen, so bin ich mit dem heiligen Apostel bereit, zu aller Zeit Rechenschaft zu geben über den Glauben, den ich bekenne. Es wäre ein frevelhaftes Beginnen von meiner Seite gewesen, wenn ich den Führungen Gottes und dem Licht, welches er durch die letzten vier Jahre immer heller in mir aufgehen ließ, hätte widerstreben wollen. Gewohnt aber von jeher über alle Fragen und bei allen Begegnissen offen und ohne Menschenfurcht und da selbst, wo bevorstehender Nachtheil nicht verkannt werden konnte, mich auszusprechen, hätte ich es verschmäht, meine, durch höhere Einwirkung endlich reif gewordene Ueberzeugung vor den Augen der Welt zu verbergen, oder anders zu scheinen als zu seyn, bloß heimlich zu bekennen, was einzig bei öffentlichem Bekenntniß Werth haben und des Christen würdig seyn kann; sintemal es nicht ein Wort menschlicher Weisheit ist, welches sagt: „„wer mich bekennet vor den Menschen, den will auch Ich bekennen vor Meinem himmlischen Vater““. Wollte ich aber menschlich hievon reden, so dürfte ich doch glauben, die Freiheit, die man in allen Dingen als oberstes und unveräußerliches Gut darstellt, auch für mich in Anspruch nehmen zu dürfen, zumal da, wo es eine Angelegenheit betrifft, für die der Mensch nur Gott und seinem Ge-

wissen, sonst aber keiner noch so hohen und noch so niedrigen menschlichen Stellung verantwortlich seyn kann".

„So kurzsichtig bin ich nicht, daß ich nicht zum voraus mich darauf gefaßt gemacht hätte, voreiliges Beurtheilen, schnöde Behandlung, mancherlei Unannehmlichkeit erfahren zu müssen, daß ich aber derartige Ausbrüche, und zwar selbst gegen Unbetheiligte, mir als durchaus unmöglich dachte, mag zum Beweis dienen, daß ich trotz langer Erfahrung die Menschen noch immer nicht alles desjenigen für fähig halte, wozu manche unter ihnen sich dennoch berechtigt glauben".

„Jene Bereitung und höhere Führung, in deren Zusammenhang und immer klarere Entwicklung ich von dem 16. Juni dieses Jahres durch ein volles halbes Jahrhundert rückwärts blicken kann, ist mir in diesen letzten Tagen auf die augenfälligste Weise klar geworden. Es hing — um der gewöhnlichen menschlichen Redensart mich zu bedienen — von dem allerunbedeutendsten Zufall ab, daß ich meinen Rückweg, anstatt, wie ich vorhatte, über Konstanz über St. Gallen nahm, und hier von den Meinigen, wie unterwegs von einem treuen Freund, beschworen wurde, einsweilen nicht heimzukehren. Obwohl ich durch Befolgung dieses Rathes Schwäche und Muthlosigkeit, gerade in solchen Angelegenheiten am verwerflichsten, zu erzeigen befürchtete, glaubte ich doch diesen Rath und jenen unverkennbaren göttlichen Wink nicht unbeachtet lassen zu dürfen, nicht zweifelnd, es werde Besonnenheit, Rechtlichkeitsgefühl und die Erkenntniß, wie weit auch die Menge gegen den Einzelnen gehen dürfe, allmählig selbst in diejenigen wieder zurückkehren, welche im ersten Augenblick zu den wildesten Stürmen sich haben hinreißen lassen. Jedenfalls werde ich dem Bewußtseyn, durch offenes Bekenntniß meiner unerschütterlichen Ueberzeugung Niemanden zu nahe zu treten, und im Vertrauen, daß die Freiheit, die man für sich fordert, auch demjenigen werde wollen gestattet werden, der eine andere Anwendung derselben machen zu müssen sich gezwungen fühlt, in wenigen Tagen zurückkehren und ruhig erwarten, was da kommen möge".

„Eine Ueberzeugung mögen selbst diejenigen festhalten, welche am erbittertesten gegen mich sich erzeigt haben, diejenige nämlich, daß der wahrhaft erleuchtete Christ nur für Wohlthaten und Dienstleistungen, nicht aber für Unbilden ein Gedächtniß habe, und daß für ihn das Wort: „„überwindet das Böse durch das Gute““, nicht ein hohler Klang sey. Dr. Fr. Hurter".

Es ist unserer Denkungsart nicht angemessen, Lebende mehr zu loben, als es dem Tadel ihrer Feinde gegenüber ziemlich ist. Es war aber bisher der Ruhm dieser Blätter, dann gesprochen zu haben, wenn andere schwiegen, das Recht Recht und das Unrecht Unrecht genannt zu haben. Somit freuen wir uns denn nicht nur des Rücktrittes eines Mannes, dem Gott unter anderen großen Gaben zuletzt noch die Kraft des Glaubens, des Bekenntnisses und jenes christlichen Muthes verlieh, der unter dem Toben der Welt an innerem Frieden zunimmt; wir freuen uns auch darüber, daß jener falsche und insidiöse Friede, mit welchem die Welt die Kirche Gottes zu umarmen strebte, mehr und mehr der offenen Verfolgung Platz macht. Eine neue Schule des Kreuzes wurde denen eröffnet, welche die Festigkeit politischer Institutionen oder der Fortschritt der Cultur vor gewaltsamem Untergange schützte. Kann die Hand nicht aufgehoben werden zur Tödtung des Leibes, so ist die Zunge beschäftigt genug, den Ruf und die Ehre des Einzelnen zu morden, und der Kampf, der jetzt von den einen gegen sichtbare und rohe Gewalten bestanden wird, muß von den andern gegen unsichtbare, von Ferne zielende, durch unablässigen Angriff nicht ermüdende Gegner geführt werden. Hier kann nur Ein Schild, nur Ein Schwert helfen, jenes wunderbare und doch so natürliche, das auch bei Hurter den Knoten zerhauen, das gleichfalls unsichtbare, stark genug ist, auch die Stärksten zu entwaffnen, das Gebet. Ihm verdankt die katholische Christenheit die Rückkehr jenes Mannes, den ganz den Ihrigen zu nennen, sie lange hoffte, aber erst in dem Momente erlebte, der die Ungeduld der Menschen vielleicht einen späten, Gott aber den richtigen und besten nannte. Die Conversion Hurter's, ein Ereigniß vielleicht noch bedeutender für den Protestantismus als für die katholische Kirche, am bedeutendsten freilich für ihn selbst, enthält einen solchen Reichthum christlicher Erfahrungen, einen solchen Schatz von Gnaden, ist so lehrreich für die ganze Stellung der Kirche zu ihren Gegnern, daß Hurter sich ent-

schloß, in einer eigenen Schrift zu zeigen, wie Gott Ambos und Feile angewendet habe, ihm seine jetzige Gestalt zu geben. Wir aber können vorläufig der einen Thatsache uns erfreuen: „Die Protestanten haben ertoben wollen, daß Hurter bei ihnen bleibe, die Kinder der Kirche haben es zu erbitten unternommen, daß er zu ihnen komme“. Möge diese Erfahrung auf der einen wie auf der andern Seite beherziget werden, und das Vertrauen der Unsrigen in dem Maaße wachsen, in welchem Gott selbst in Mitte seiner Gegner die Werkzeuge auserliest, die Er für Seinen Zweck dienlich erachtet.

XXIII.

Der Brand Magdeburgs im Jahre 1631.

In dem Artikel: „Der Brand Magdeburgs im Jahre 1631“, (Hist.-polit. Blätter Bd. III, pag. 50 etc.) hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Ehre eines Mannes (Tilly) zu retten, welchen zwei Jahrhunderte verunglimpfen zu können, sich für berechtigt hielten. Zufolge der Aeußerung: „Man müsse die Einäscherung Magdeburgs in so lange vorzugsweise als ein Werk des Zufalls annehmen, bis sich durch mehrere Beweise über allen Zweifel wird erheben können, daß von Falkenberg aus besondern Gründen den Brand veranlaßt habe“, dürfte es nicht unerwünscht seyn, die gehoffte Beweisführung nicht bloß fortsetzen, sondern mit Rücksicht auf das Gewicht des Zeugnisses vielleicht auch in der Art ergänzen zu können, daß von Falkenbergs Unthat fernerhin keinem Zweifel mehr Raum gegeben wird.

In der Tepler Stiftsbibliothek befindet sich ein, nach meinem Wissen, von Niemanden noch benütztes Manuscript unter dem Titel: „Diarium, in quo triplex rebellio et excidium civitatis Magdeburgensium continentur, ita quod res eorum tragice aliquando comoedice narrantur“. Ao. Ch. 1631. 20. Maji. Des Werkes Verfasser ist der Stiftspriester Zacharias Bandhauer. Geboren in der Stadt Burg in Sachsen, wurde er in der Folge Mitglied des Prä-

monstratenser-Ordens zu Tepl in Böhmen. Seit dem Jahre 1628, in welchem das Liebfrauen-Kloster in Magdeburg dem Orden wiedergegeben wurde, lebte er theils in Magdeburg selbst, theils in dem nicht allzufernen Jerichau, woselbst er Propst war *). Seine Sachkenntniß über die Vorgänge in Magdeburg ist demnach über jeden Zweifel erhoben; auch erzählt er nur solche Thatsachen, die er mit eigenen Augen und Ohren wahrgenommen, oder die ihm von Augen- und Ohrenzeugen sind mitgetheilt worden, und dieß waren Männer, deren Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen wir nicht im geringsten versucht werden können; es waren Tilly, Pappenheim, mit welchen P. Zacharias auf einem sehr vertrauten Fuße lebte, ingleichen P. Sylvius, des Stiftes Verweser, ein Mann von großer Umsicht und Klugheit, dessen Ansehen gleich groß war bei Freund und Feind; ferner die gefangenen Magdeburger selbst, unter welchen sich Bandhauers Mitschüler und Anverwandte befanden, und durch seine Vermittlung nicht bloß Freiheit, sondern auch Unterstützung jeder Art empfingen u. dgl. **). Was wir von dem Verfasser zu erwarten haben, darüber spricht er sich in der Vorrede klar und deutlich aus: Cum igitur veritatem pro scopo susceperim, Magdeburgensium malefacta, qua possim modestia, explicabo, neque calumniis bonos, si boni sint, patriotas aut alios onerabo, sed magis ne animos acerbitate quadam exulcerem, cavebo . . . . . Proposui ex multis pauca, si non magno cum apparatu sermonis, certe multa cum veritate: non enim hic verba, sed vera placent, quae partim ipsemet oculis lustravi, partimque mihi fide dignissimorum virorum narratio suggessit.

Aus diesem Werke folgen in gedrängter Kürze einzelne Stellen, durch welche nicht bloß der gewünschte Beweis hergestellt und das böswillig umschattete Bild Tillys freundlich erhellt wird (Hist.-polit. Blät-

---

*) Die Uebergabe geschah am 19. Juli 1628 in möglichster Ordnung und Ruhe. Es wurden dabei keines Menschen Rechte verletzt, da der neue Propst, P. Stricerius, alle Gläubiger, die irgend eine Forderung an das Stift zu haben vorgaben, berichtigt hatte, und selbst die zehn Portionisten, die bis dorthin des Stiftes Einkünfte ausschließlich verzehrt hatten, konnten sich nicht über Unrecht beklagen, auch auf den Fall, daß ihnen vom Stifte keine Unterstützung gereicht worden wäre.

**) Kurz nach Magdeburgs Einäscherung kam Zacharias, durch die Schweden von Jericho vertrieben, nach Magdeburg, wo er am 1. Juni vor dem gesammten Heere predigte. Und von nun an blieb er als Prediger in der Stadt, bis die Kaiserlichen die Stadt wieder geräumt hatten.

ter XI. Bd. 5. H.), sondern auch einzelne historische Data mehr Licht und Klarheit erhalten.

Schon seit langer Zeit gährte in Magdeburg, unter der Maske der Treue, Aufruhr wider den Kaiser, und es schien, man warte nur auf eine günstige Gelegenheit, um offen auftreten zu können, als wider alles Vermuthen am 30. Mai 1629 von den magdeburger Fischern und Schiffern die kaiserliche Besatzung in Sudenburg, in der Neustadt und in Krakow, wo sie zur Eintreibung der rückständigen Kriegscontributionen stationirt war, überfallen und vertrieben, und die von Waldstein nach Meklenburg und Pommern bestimmten Proviantschiffe und Kriegskassen geplündert wurden. Der Magdeburger Senat, alle Kenntniß um diesen Frevel von sich ablehnend, schob zwar die ganze Schuld auf die wirklichen Thäter, ohne aber deßhalb das zu veranlassen, was seines Amtes gewesen wäre, vielmehr ließ er es geschehen, daß man die Prämonstratenser gefangen nahm, um sich ihrer als Geisel in dem wahrscheinlichen Kriege zu bedienen. Diese Lässigkeit des Senats erbitterte Waldstein vielleicht mehr, als der verübte Frevel selbst; er erschien sogleich mit einem Heere vor Magdeburg *), und bedrängte die Stadt von allen Seiten, so, daß man den gefangenen Geistlichen mit dem Strange zu drohen sich vermaß, wofern Waldstein die Stadt feindlich zu behandeln fortführe.

Endlich wurden diese Mißhelligkeiten auf Fürbitte der Hansastädte zu Halberstadt dahin beigelegt, daß den gebeugten Magdeburgern nicht bloß Nachsicht des Verbrechens, sondern auch jeder fernern Ahndung zu Theil werden sollte. „Der Kaiser“ erklärte Waldstein, „bedürfe ihres Geldes nicht, nur fordere er eine größere Treue und Anhänglichkeit, als bisher“ **). Der Jubel über die unerwartete Wendung dieser Angelegenheit war zu Magdeburg ungeheuer. Mit thränenden Augen priesen die Magdeburger des Kaisers und seines Feldherrn Milde, versprachen eidlich die gelobte Treue zu halten, und die Hansastädte erklärten, wofern Magdeburg je wieder etwas Aehnliches wider den Kai-

*) Hiemit finden wir also einen Erklärungsgrund für Waldsteins plötzliches Erscheinen vor Magdeburg.

**) Die gestellten Bedingungen waren, das entwendete Getreide wieder zu erstatten und eine Buße per 2000 Reichsthaler zu zahlen. Die Stadt verstand sich dazu, nur verlangte sie eine Ermässigung des Strafgeldes, als Waldstein wider alles Erwarten Alles nachließ, im Monat October, was früher war stipulirt worden.

ser unternähme, würden sie selbst bereitwillig die Bestrafung der Meineidigen über sich nehmen. — Eine kurze Zeit nach diesem so sehr zu Gunsten der Magdeburger ausgefallenen Vergleiche entstanden in der Stadt ernste Unruhen. Man verdächtigte den Senat, als begünstige er zu sehr die kaiserliche Parthei, worauf die Senatoren, im Angesichte der Abgeordneten mehrerer Städte ihres Amtes entsetzt, und an ihre Stellen andere, meist unerfahrene, leichtsinnige und kühne Männer gehoben wurden, die, um des Kaisers Ansehen wenig bekümmert, nur ihre Opposition zu verstärken anstrebten, und deßhalb an den Markgrafen von Brandenburg, Christian Wilhelm, sich anlehnend, bei dem Schwedenkönig, Gustav Adolph, Schutz und Hilfe suchten, hinwieder sich bereit erklärend, ihm mit allen Kräften dienen zu wollen.

Am 7. August langte auch wirklich der Markgraf, in Begleitung einer nach ihm von Magdeburg aus gesandten Deputation, in der Stadt an, hielt sich jedoch bis zum 11ten ganz verborgen. Aber am Sonntag, d. i. den 11ten, wurde er, unter möglichster Feierlichkeit, in den Besitz des Erzstiftes eingeführt, wodurch der Bruch zwischen Kaiser und dem Markgrafen offen und klar hervortrat *). Waldsteins Entfernung vom Kommando und die Abwesenheit des neuen Feldherrn Tilly gab den Magdeburgern Muth, und verschaffte ihnen augenblickliche Vortheile, durch die sie sich in den Besitz fast des ganzen Erzstiftes gesetzt hatten. Als aber nach Beendigung des Mantuanischen Krieges die kaiserliche Reiterei von Straßburg innerhalb achtzehn Tagen nach Sachsen vorgerückt war, wandte sich plötzlich das Blatt, und der Markgraf, bis jetzt im Besitze des Erzstiftes, wurde so in die Enge getrieben, daß er durch eigene Boten den Schwedenkönig um schlennige Hilfe und Unterstützung dringendst ansprach. Der König sandte zwar seinen Obersten, Dietrich von Falkenberg, im Monate November nach Magdeburg, dem auch insgeheim einige Truppen nachgefolgt sind (furtim ac cuneatim) **); allein des Markgrafen und der Magdeburger Lage

---

*) An demselben Tage wurden durch Oberstlieutenannt v. Boy die vier Prämonstratenser Geistlichen verhaftet, und mit ihnen zugleich ein Benedictiner Priester von Amersleben, dann Hieronymus Falk, der einzige katholische Bürger Magdeburgs und mehrere kaiserliche Soldaten und Offiziere, die sich zum Gottesdienst im Kloster eingefunden hatten.

**) Hiemit hebt sich jeder Zweifel, ob auch schwedisches Militär in Magdeburg gekämpft. Vergl. Karl Adolph Menzel: Neuere Geschichte der Deutschen B. VIII, pag. 296.

wurde von dem Augenblicke mißlicher, seit sich Pappenheim auf Tillys Kommando mit seinem Heere vor Magdeburg gelagert, um durch Gewinnung der Stadt gegen den Schwedenkönig in Sachsen einen sichern Standpunkt zu erhalten. — Aus diesem Grunde sowohl, als besonders weil er herzliches Mitleiden mit den irregeführten Bürgern trug, gab sich Tilly unendlich Mühe, die Magdeburger auf friedlichem Wege zur Unterwerfung zu bewegen, allein seine wohlwollenden Meinungen scheiterten stets an dem Aufruhrgeschrei der zwölf Prädicanten, aus denen das Magdeburger Consistorium bestand, die denn auch die Bürgerschaft in der Art fanatisirten, daß in der ganzen Stadt Niemand an eine friedliche Beilegung dieser Meuterei dachte, noch weniger davon redete. Nur der Prämonstratenser Priester und Administrator des Liebfrauen Klosters, Johann B. Sylvius, ein sehr gewandter und besonnener Mann, der den Charakter und die Gesinnungen des Volkes genau gekannt, hat es einmal versucht, dem Senate beizubringen, daß, wofern man ihn auf freien Fuß setzen und ihm zum Kaiser zu reisen erlauben würde, er diese höchst schwierige Angelegenheit gütlich beilegen zu können hoffe. Nicht so bald hat Falkenberg diesen Antrag erfahren, als er in wilder Wuth in das Kloster lief, wo man die Geistlichen gefangen hielt und Sylvius dafür mit höchst eigener Hand dem Henkerstode weihen wollte. (5. Jänner 1631.) Nur dessen Unerschrockenheit und Festigkeit und das feierliche Versprechen, nie mehr etwas dergleichen zu versuchen, entrissen ihn dem augenscheinlichen Tode.

Am folgenden Tage Abends kam auch der Markgraf zum Sylvius in das Kloster, zog ihn bei Seite und fragte, auf welche Art er ihn mit dem Kaiser versöhnen wollte. Sylvius forderte Resignirung auf das Erzbisthum mit der Aussicht, Se. Majestät der Kaiser werde den Markgrafen mit andern Ländereien, die er erblich besitzen könnte, hinreichend entschädigen; „denn ich weiß", sagte er, „daß der Kaiser sehr gütig und versöhnlich sey". Dieser Antrag mißfiel dem Markgrafen, und er schied von Sylvius zwar freundlich, untersagte ihm jedoch allen Briefwechsel mit der Stadt unter Todesstrafe, nahm ihm aber am folgenden Tage selbst alles Schreibmaterial hinweg, und am Freitage vor Dominica Laetare ließ er ihn sammt den übrigen Brüdern, vier an der Zahl, in Fesseln legen.

Nachdem Tilly die Ueberzeugung gewonnen, daß auf friedlichem Wege die Stadt zur Unterwerfung nicht bewogen werden könne, ja hiedurch ihr Starrsinn nur noch mehr sich festige: gab er endlich am 5. April 1631 den Befehl, die Stadt enger einzuschließen und förmlich

zu belagern. Ueber der Elbe stand Pappenheim, Feldmarschall des vereinigten ligischen Heeres und diesseits der Elbe Graf Wolfgang von Mansfeld, Feldmarschall der österreichischen Truppen. Ihre Operationen gegen die Stadt waren meistens glücklich; schnell nach einander wurden die Vorwerke: Trutzpappenheim, der Magdeburger Sukkurs, Trutz-Tilly, Prester Krakow, rothes Horn, Werder Zollhaus genommen und am 1. Mai bereits beherrschten die Belagerer die Elbe. Tilly glaubte, dieser glückliche Erfolg seiner Waffen werde die Magdeburger willfähriger machen. Er schrieb daher an den Markgrafen, an den Senat und an Falkenberg (Westerhus 4. und 12. Mai) ermahnte sie väterlich aber eindringlich, ihrer Eide und Pflichten eingedenk zu seyn, verhieß ihnen die begehrten Pässe, schrieb selbst (10. Mai) an den Churfürsten an Sachsen, und um auch die Bürgerschaft von der Zusicherung seines Wohlwollens, auf den Fall ihres meineidigen Widerstandes aber, von der Androhung seiner Strenge in Kenntniß zu setzen, hieß er den Boten, den sub den 12. Mai an den Senat gesendeten Brief öffentlich vorzulesen *). Allein weder diese Maaßregel, noch die auf Falkenbergs Anordnung veranlaßte Zerstörung der Vorstädte Sudenburg und Neustadt brachten die beabsichtigte Wirkung hervor; vielmehr mußten Prädikanten, um ja jeden etwaigen Eindruck, den Tillys Maaßregeln bei den Bürgern hervorgebracht haben konnten, zu vereiteln, das Volk in seiner Renitenz gegen den Kaiser kräftigen. Besonders erdröhnte am 15. Mai die Stadt von dem Aufruhrgeschrei der Prädikanten, unter welchen sich ganz vorzüglich Dr. Gilbert, Prediger bei St. Udalrich und Mag. Krammer hervorgethan hatten. „Die Bürger sollen“, sprachen sie, „den angebotenen Frieden nicht annehmen, sondern muthig zu kämpfen und sich und das Ihrige zu vertheidigen fortfahren. Mit dem Frieden müßten sie ihre Religion verlassen und mit Verlust der Religion verlören sie auch ihr Seelenheil; die papistische Religion sey teuflisch und abgöttisch; besser sey es, das Leben zu lassen, als das Seelenheil zu verlieren; sie sollen ihre Hoffnung auf Gott setzen, dessen Arm noch nicht verkürzt sey; ja ein Jeder, der an den Frieden denke, werde zuversichtlich ewig verdammt werden“ u. dgl. Inzwischen waren auch die Kaiserlichen nicht müßig. Ihre Bemühungen gegen die Stadt waren stets sieggekrönt und am 17. fürchtete man bereits um die Stadt. Falkenberg,

---

*) Hier varirt H. K. A. Menzel wesentlich von Zacharias Relation. Die Korrespondenzen sind im angezogenen Werke in extenso leider nur lateinisch.

Darauf traf er noch die nothwendigen Anstalten, um den bevorstehenden Sturm abzuschlagen, über den er sich nicht länger täuschen konnte und sowohl er, als auch der Markgraf erkannten klar die ganze Gefahr in der die Stadt schwebte, doch unterdrückten sie noch ihre Besorgniß, um Andere nicht ängstlich zu machen. Uebrigens ist an diesem Tage nichts besonderes vorgefallen. Die kaiserlichen Heere standen dicht an Magdeburgs Mauern, in Tillys Lager schien Alles ruhig. Tilly brachte die meisten Stunden der Nacht vom 19. auf den 20. im Gebete zu, nur eine schenkte er der Ruhe; dann diente er, wie er es gewohnt war, bei zwei heiligen Messen, rekognoscirte das Lager, ermuthigt die sieghoffenden Soldaten und gibt endlich an die Generäle seine Befehle. Ihm frommte sehr, daß seine Veteranen, gewohnt an Anstrengung, selbst Unwetter und Stürmen trotzten. Schon seit lange hatte er einige Reiterei abgeschickt, um alle Zugänge und Straßen zu bewachen, damit die Schweden nicht unvorhergesehens einbrächen; auch unterließ er nicht, überall Wachen und Posten aufzustellen, und was sonst so gebräuchlich, anzuordnen: Zum Wahlspruch gab er seinen Soldaten die bedeutungsvollen Namen: Jesus, Maria; hieß sie eine weiße Binde um den Arm winden und die Stadt, so bald sie den Donner des groben Geschützes hören würden, sofort zu stürmen. — Falkenberg und die Magdeburger durch Anstrengung und Wachen ermündet (sie standen seit dem 18., wie bereits berührt, Tag und Nacht in Waffen) und durch die anscheinende Ruhe in Tillys Lager getäuscht, glaubten, Tilly werde, nachdem die Nacht in Ruhe vergangen war, bei lichtem Tage den Sturm um so weniger beginnen, zumal er einiges Geschütz aus den Laufgräben hatte abfahren lassen, anscheinend gegen die zum Entsatze heranrückenden Schweden. Wohl traf auch Falkenberg die nothwendigen Vorsichtsmaaßregeln, wenn es ja doch zum Sturme kommen sollte, rief aber zugleich, mit Zurücklassung geringer Wachtposten, bei weitem den größten Theil der Truppen ab, um durch Ruhe sich stärken zu können. „Und nun begab sich ein Theil von ihnen, schreibt P. Zacharias, zur Ruhe, ein anderer zu Trinkgelagen, ein dritter in Sicherheit eingewiegt dorthin, wohin ihn seine Lust zog. Und so lagen sie waffen- und sorglos da. Viele fröhnten wilder Lust, an die Erorberung der Stadt dachte Niemand". Die Regimenter, so zum Sturme bestimmt waren, standen bereits an den Mauern, mit Waffen und Leitern wohl versehen, erwartend das verabredete Zeichen. Gegen einen Theil der Stadt, Sudenburg — war Mansfeld kommandirt. Dort stand ein äußerst festes und hohes Bollwerk, Haidek genannt, mit einem tiefen mit stehen-

den Wässern gefüllten Graben umgeben und mit schwerem Geschütz wohl versehen. Gegen den andern Stadttheil, — die Neustadt — war Pappenheim beordert. Auch dort befand sich ein festes Bollwerk — Neuwerk, — an dem die Magdeburger durch vier Jahre gebaut hatten, aber die Gräben waren wegen des niedrigen Wasserstandes der Elbe trocken. Auch diese Veste hatte mehreres schwere Geschütz. Es war kommandirt, daß der Angriff, um die Belagerten zu verwirren, auf das gegebene Signal von beiden Seiten zugleich geschehe. Um 6 Uhr Morgens wurde das Signal gebbet, und sofort wird gestürmt. Leicht wurden die Wälle gewonnen, aber dort begann der Kampf glühend zu werden, indem Falkenberg nichts unversucht verließ, den Feind wieder zurückzuschlagen. Da traf ihn eine Musketenkugel; er fiel und mit ihm auch Magdeburgs Hoffnung. Schon hatte Pappenheim durch eine ganze Stunde gekämpft, und Mansfeld hat noch immer in Haidek den Kampf nicht eröffnen wollen. Es schien, als mißgönne er Pappenheim den Siegeskranz, „denn zwischen beiden Generälen gab es einige Mißhelligkeiten, die noch nicht beigelegt waren". Pappenheim auf diese Art genöthigt, die ganze Wucht des Kampfes auszuhalten, verlor viele seiner tapfersten Männer; und wie er so viele auserlesene Krieger um sich herum fallen sah und Mansfeld noch immer den Kampf in Haidek nicht begonnen hatte: gab er endlich den Befehl, ein und das andere Häuschen (unam alteramque domunculam) an dem Walle zum Schrecken der Feinde anzuzünden. Er glaubte, daß dadurch seine Truppen hinter dem Qualm stehend, weniger sichtbar, sich mächtiger an dem Walle ausbreiten und wechselseitig würden unterstützen können. Da beginnen auch Mansfelds Truppen ohne Kommando (sine mandato) den Kampf. Sie durchwaten den Graben bis an die Schultern im Wasser, nehmen das Bollwerk, schlagen die Besatzung und rücken durch das Sudenburger Thor in die Stadt. Pappenheim sprach zu Mansfelds Offizieren, als er ihnen begegnet: „Heute habt ihr gehandelt wie verrätherische Schufte" *). Während dem siegreichen Kampfe schickte Pappenheim einen Offizier, Namens Morian, nach Westerhausen an Tilly mit der frohen Nachricht: den Wall und die Stadt habe man bereits bekommen. Tilly, der es kaum glauben mochte, begab sich alsogleich nach Magdeburg, wo er am alten Ring den Pater Silvius antraf. Er reichte ihm die Hand und freute sich

*) Dieß sonderbare Betragen Mansfelds motivirt die gegen ihn beim Kaiser von Pappenheim eingereichte Klage. (Vergl. K. A. Menzel pag. 301.)

seiner Gesundheit und Freiheit, auch Pappenheim wünschte ihm Glück und küßte seine Hand. Schon hatten die Kaiserlichen die Thore und die Mauern gewonnen, und noch immer wollten sich die Magdeburger nicht ergeben, ja mit Steinen warfen sie aus ihren Häusern nach dem siegreichen Feinde, dessen Erbitterung hiedurch aufs höchste sich steigerte. Plündernd und mordend ergoß er sich über die eroberte Stadt, und schonte Niemanden, der mit Waffen ihm begegnete. Das Elend erreichte die höchste Stufe, als plötzlich, nach Falkenbergs Anordnung, am alten Ring in einem Hause, dicht neben der Apotheke, wo eine große Menge Pulver aufbewahrt war, Feuer ausbrach, das, durch zerstreutes Pulver genährt, rasch um sich griff. In derselben Stunde brannte es an mehreren Orten. Das klägliche Bild der durch Schwert und Feuer verwüsteten Stadt vermochte der Sieger Tilly nicht zu tragen. Er durchritt die Stadt nach allen Richtungen, und zwang die Soldaten durch Versprechungen und Drohungen, abzulassen vom Morden und die Flamme zu löschen. Dem P. Sylvius, um den sich das Volk, weil durch das weiße Kleid leicht bemerkbar, Schutz suchend schaarte, rief er französisch zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, so viel du kannst, dem Verderben". Und er selbst stieg ab vom Pferde und hob einen Knaben auf, der an der Brust der entseelten Mutter lag, sprechend: „Das sey meine Beute". Thränen benetzten des greisen Kriegers Angesicht. Allein alle seine Bemühungen, die Stadt zu retten, scheiterten an dem Wahnsinne der Magdeburger. Das verzehrende Feuer hatte bereits alle Schranken durchbrochen, und nicht mehr konnte man es bewältigen. Allenthalben grinsten von der flackernden Flamme angefressene und angebrannte Mauern, und bald stürzte dieses, bald jenes Haus. Das Traurigste dabei war, daß die Ruinen nicht bloß Jene begruben, die aus Furcht vor dem Feinde ihre Wohnungen zu verlassen sich nicht getrauten, sondern auch Jene, die in Kellern und tiefsten Verstecke der Häuser sich geflüchtet hatten; und wohin das Feuer nicht dringen konnte, dorthin fand der Qualm Zutritt und die fürchterliche Hitze, die selbst die Geschütze schmolz. In wenig Stunden fanden beinahe 25,000 Menschen ihren Tod und die übrig gebliebenen fünf Tausend suchten des Siegers Schutz, den sie auch fanden *).

Nachmittags drang das Feuer auch in das Prämonstratenser Klo-

---

*) Die gefangenen Magistratualen bezeugten, daß nicht über 30,000 Personen in Magdeburg gewesen seyen.

ster. Siebenmal war dasselbe vom Feuer ergriffen, und eben so oft hat man die Flamme gelöscht. Endlich schien sie aller menschlichen Hilfe spotten zu wollen; das Kloster war unerrettbar verloren. Da erklärte Tilly, weil Silvius die Hoffnung zu dessen Erhaltung noch immer nicht aufgegeben hatte: „Ein jeder, der werde retten helfen, erhalte unbedingt seine Freiheit". Und das mühselig gerettete Haus bot an diesem Tage mehr denn sechshundert Personen sichere Zuflucht. Ihre Zahl stieg am folgenden Tage, alle Räume waren überfüllt, und man wußte nicht wohin den Fuß zu setzen. Tilly behandelte die Unglücklichen, welche dem allgemeinen Verderben entronnen, mit Milde und Schonung, gab ihnen großmüthig, ohne Lösegeld, die verlorne Freiheit wieder, und bedrohte mit Todesstrafe jede Mißhandlung der Frauen (24. Mai) *). Dieß nöthigte die Magdeburger nicht bloß zu dem Geständnisse: „nie hätten sie gedacht, die Katholiken würden so gnädig (benevole) mit ihnen verfahren, auch wünschten sie sehnlich, mit Gottes Hilfe, diese Gutthaten ihnen zu entgelten: sondern gab ihnen auch den Muth, den siegreichen Feldherrn um die Bewilligung zu bitten, eine Kirche herstellen und an ihr einen Prediger anstellen zu dürfen (8. Juni) Diesem Begehren konnte Tilly natürlich nicht willfahren, weil ihm noch immer das Aufruhrgeschrei der Pastoren in den Ohren dröhnen mußte, die, seinen wohlmeinenden Gesinnungen Trotz bietend, die Bürgerschaft zum äußersten Widerstande, ja bis zur Selbstvernichtung verhetzt hatten **).

Daß übrigens bei Magdeburgs Zerstörung über den Brand hinaus viele Gräuel begangen worden sind, bleibt wahr, auch haben wir es oft genug hören müssen; nur vergesse man nicht, daß während nicht alle Unmenschlichkeiten, die in Magdeburg verübt wurden, auf Rechnung der Sieger geschrieben werden dürfen, die Magdeburger durch ihr

*) Dieser Umstand mag Veranlassung seyn für den Wahn, als ob das Leben der Magdeburger drei Tage lang in die Willkühr der rohen Sieger gesetzt worden sey. (Vergl. K. A. Menzel pag. 303.)

**) Die Prädicanten waren es auch, welche das Volk gegen die Prämonstratenser verhetzt, alle Annäherung des Magistrats und der Bürgerschaft mit ihnen verhindert, und als deßohngeachtet freundliche Beziehungen hergestellt wurden, durch kirchliche Censuren wieder alles zerstört hatten. Sie wußten es auch dahin zu bringen, daß ihnen in den Magistratssitzungen Sitz und Stimme eingeräumt wurde. Und von diesem Augenblicke trat im Senat eine dem Kaiser entschieden feindliche Stimmung hervor, deren Opfer endlich der alte Senat wurde.

Betragen keine gerechten Ansprüche auf milde Behandlung machen durften. Denn der Stolz, mit dem sie Tillys Friedensanträge beantworteten, seine Aufforderung, doch einige bewährte Männer ins Lager zu schicken, um die gegrabenen Minen in Augenschein zu nehmen, verhöhnten; den Kaiser einen blinden Hund nannten, lieber dem Türken als ihm unterworfen zu seyn erklärten; auf seinen Feldherrn Spottlieder verfaßten *), und endlich am Kröckenthore, im Angesicht des feindlichen Heeres, eine schön geschmückte, dreimal gekrönte weibliche Statue, das so oft belagerte und nie besiegte Magdeburg vorstellend, aufhingen: waren wahrlich nicht geeignet, die Siegestrunkenen Milde und Sanftmuth zu lehren. Und war es nicht eine Aufforderung zur bittersten Rache, als sie den bereits außer der Schußweite stehenden Kriegern spottend zuriefen: Wo ist denn eure Göttin Maria? wird sie euch nicht bald in die Stadt helfen? als sie sie Götzenanbeter nannten, ihre Religion auf das frechste verhöhnten, und was jenen das Heiligste war, dem schnödesten Spotte preis gaben? — Und darf man dieß auf die Rechnung der Heeresführer und überhaupt der besseren Klasse nicht schreiben, so wird man wohl auch einen entschuldbaren Grund haben müssen, wenn die rohen Sieger, in ihrer Erbitterung die Bitten und Drohungen ihrer Feldherren außer Acht lassend, Gräuel begingen, die man von Christen nimmer hätte erwarten dürfen.

---

*) Auf einer der bei der Bestürmung der Vorwerke erbeuteten Fahne standen folgende Reime:

Das Mägdlein das ist jung,
Der Bräutigam der ist alt,
Er wollt sich gern verheurathen
Und hat doch keine Gestalt.

XXIV.

Franz Regis und unsere Zeit.

Lebensgeschichte des heil. Franz Regis aus der Gesellschaft Jesu, von d'Auberton, übersetzt von Dominik Schelkle, ehemaligem Professor in Augsburg. 1843.

Mag es wohl nicht ungerecht seyn, wenn man unserer Zeit Thatkraft und schaffenden Geist abspricht? — Soll ja doch Alles, Kirche und Staat, umgeschaffen werden. — Nur ist leider bei diesem Neubau ein übler Umstand dazwischen gekommen, der Alles hindert. Die Bauleute nämlich können über viele Dinge nicht einig werden, die doch mit zur Sache nothwendig erscheinen. Einige wollen eine solche kleine Kirche bauen, daß immer nur Ein Mensch seine Andacht darin verrichten kann; Andere wollen sie so groß machen, daß jeder vernünftige Mensch darin bequem Platz findet, ohne von der Masse gedrängt und gestossen zu werden; Einige wollen eine Kirche ohne Thurm und Kanzel; Andere wollen auch keinen Altar; dann wird gestritten, wohin man sie stellen soll, ob auf die Erde, oder in's Wasser, oder in die Luft; welches Material, und woher man es nehmen müsse; Einige wollen den Grundstein durchaus übers Meer herbringen; über die Façade selbst liegen so viele Zeichnungen vor, daß man seines Raths nicht weiß, welche man wählen soll. Unterdessen kommt ein Vollmond nach dem andern, bei welchem immer die Plenar-Sitzungen gehalten werden, und in stets größerer Verwirrung trennt man sich wieder. Dabei hat man ein anderes Versehen gemacht: man hat alle Arbeitsleute auf

den Platz bestellt, als wäre schon Alles in Ordnung, und jetzt kann man nicht anfangen. Allein die Leute wollen Brod haben, und nun nimmt Jeder Material, wo er es kriegt, baut damit ein Tempelchen nach seinem Wissen und Geschmack, das er dann verkauft, um leben zu können. Die schönsten Bausteine werden so verschleppt, einen haben sie gar bis nach Jerusalem hineintransportirt, und so ist zu einem glücklichen Anfang immer weniger Aussicht.

In dieser desperaten Lage dürfte es den Bauleuten selbst nicht unwillkommen seyn, wenn man ihnen ein kleines Modell zeigt, das gerade so aussieht, wie Alle wünschen, die noch eine Kirche wollen, daß sie werden möchte. Dieses Modell als Miniaturbild der Kirche liefert uns oben bezeichnetes Leben, das uns der Uebersetzer in einer fließenden Schreibart übergibt, und daher doppelten Dank verdient. Niemand wird dieses kleine, heilige Kirchlein betrachten, ohne selbst erbaut, und für seine Schönheit eingenommen zu werden.

Wohl ist dieß Modell aus dem Jesuiten-Orden, aber das darf nicht schon zum voraus dagegen einnehmen; denn die Jesuiten haben immer sehr reich ausgeschmückte Kirchen gehabt. Ja, der heil. Franz Regis war ein vollkommener Jesuit. Geboren zu Fonlcaverte, im Bisthum Narbonne, 1597, war er sechs und zwanzig Jahre Jesuit, davon drei Jahre im Noviciat, sieben Jahre in Studien, sechs Jahre Professor der schönen Wissenschaften und zehn Jahre Missionär im südlichen Frankreich, bis er, 1640, seine Laufbahn, als Opfer seines Eifers und seiner Liebe, vollendet hatte. Auch die Protestanten seiner Zeit liebten und verehrten ihn, und glaubten an seine Heiligkeit. Er kann als vollkommener Repräsentant dessen betrachtet werden, was sein Orden durch die ganze Zeit des Bestandes nach seiner dreifachen Richtung hin geleistet.

Die Jesuiten sind Erzieher, Prediger und Missionäre.

Vom heil. Franz Regis wird erzählt, er habe die Erziehungskunst so vollkommen verstanden, daß seine Schüler vor allen andern im Guten ausgezeichnet waren, und ihren

Lehrer der Art ehrten und liebten, daß sie selbst im Greisenalter unter Thränen der Anhänglichkeit seine Erinnerung feierten, und nichts fanden, was sie mehr zur Tugend antrieb, als seine Worte, die oft wie Feuer in ihre Seele gefallen, und sein Beispiel, das sie um so mehr anzog, als auch sie der Gegenstand seines Lebens, seiner Unterhaltung und seiner Liebe waren.

Die Kunst der Erziehung ist der deutschen Schule, wie männiglich bekannt, völlig abhanden gekommen; wir haben nur noch einen Unterricht, aber keine Erziehung mehr. Bisweilen hat man sogar das Wesen der Erziehung so wenig erkannt, daß man durch eine Ministerial-Entschließung jenes Band um Lehrer und Schüler wieder schlingen wollte, ohne welches eine Erziehung unmöglich, und das sich so ganz gelöst hat, daß man das Einschreiten weltlicher Behörden für nothwendig erachtet. Dieß einzige Beispiel dürfte Jedem, der nicht von Geburt aus blind ist, die Augen öffnen, wie es um unsere Erziehung steht.

Unsere Erziehung bedarf einer Reform, darüber waltet kein Zweifel ob. Wo aber Materialism, Rationalism und Irreligiösität die Politik bewegen, da ist man der Barbarei näher, als man glaubt, da kehrt man wieder in der Gotteslängnung zur Unwissenheit der Heiden zurück, und muß bald zur Roheit der Barbarei gelangen.

Weit entfernt, daß man die Schulen zur Pietät erzieht, befördert man das revolutionäre Element; und in manchen Ländern begünstigen es die Regierungen, obschon sie es unterdrücken wollen. Wo die Verhältnisse sich so gestaltet haben, bestimmt die Regierung, wann und wie viel das Volk beten und fasten soll; was und wie oft ihm gelehrt und gepredigt werden dürfe; was es lernen und was es glauben soll; wie es das religiöse, häusliche und eheliche Leben zu pflegen habe. Da hat die Regierung den Inpuls alles Lebens in sich aufgenommen, und jeder Stand, jedes Verhältniß, jeder Mensch, jedes Ding

soll nur das wirken, was sie es wirken lassen will; daher ihre Aengstlichkeit, ihre Unsicherheit, wenn irgendwo ein Leben, eine Bewegung sich zeigt, die nicht aus ihrem Herzen kommt, und ihre Kraftlosigkeit, auch längst und gänzlich erkannte Uebel zu heilen; denn diese Uebel kommen ja aus ihrem eigenen Herzen, und wie soll sie sich das Messer ansetzen, um faules Fleisch hinwegzuschneiden? Sie ist es, die selbst diese Zustände geschaffen, erhält und weiter fördert.

Die Mutter aller Revolution ist eine Regierung, welche alles Leben in sich absorbirt, und die Gränzen der weltlichen Macht überschreitet. Sobald sie in Sachen des Gewissens verfügt, hat sie aufgehört, heilig zu seyn, und wird jetzt auch aufhören, ehrwürdig zu seyn. — Jede Verordnung außer ihrer Sphäre erniedrigt ihr Ansehen und schwächt ihre Kraft. Das Wesen der Regierung ist nicht das Leben des Staats zu seyn, sondern das Leben des Staats zu regieren und zu pflegen. Wenn der Sohn, so lang er unter dem Gehorsam des Vaters steht, in Gegenwart des Vaters Befehle, sogar gegen den Willen desselben, ertheilt, so schwächt er das Ansehen des Vaters, sich selbst macht er verächtlich und verhaßt zugleich, und die Untergebenen reizt er zum Ungehorsam. Dieß ist das Bild für das Verhältniß des Staats zur Kirche, er, der Sohn in des Vaters Haus, darf nicht die Ordnung des Hauses nach seinem Belieben und Willkühr bestimmen. Die Regierung muß über jeder Bewegung des Staats stehen, um sie zu leiten oder zu unterdrücken, aber nicht jede Bewegung des Staats selbst seyn, oder seyn wollen, sonst macht sie sich verantwortlich für jede Verunstaltung und alles Schlechte des öffentlichen Lebens, und beraubt sich des Mittels, schadhaft gewordene Zustände zu verbessern.

Soll die Erziehung eine bessere werden, so müssen die Regierungen sich darauf beschränken, Erziehungsanstalten wohl zu begründen und zu fördern, aber die Erziehung selbst bloß zu überwachen, namentlich die Gymnasial-Studien. Nicht

der Unterricht erzieht, sondern der Charakter, der Geist, die Grundsätze, die ganze Persönlichkeit dessen, der Unterricht ertheilt. Wie soll aber in einer Zeit, wo man selbst über die Grundprincipien alles Wissens und Lebens nicht einig werden kann, bei Professoren willkührlicher, verschiedenartiger Bildung, von allen Gauen Deutschlands zusammengerufen, Einheit des Charakters, des Geistes, der Grundsätze und der Persönlichkeit anzutreffen seyn, die nicht selten mit einander nichts gemein haben als die Luft, die sie einathmen, und den Namen, den sie tragen.

Man redet unserer Zeit viel Uebels nach wegen ihrer Charakterlosigkeit. — Man sollte aber nicht vergessen, daß die Menschen immer so seyn werden, wie man sie erzogen hat. — Der Unterricht an den Schulen wird nur zu oft gerade so charakterlos, so unzusammenhängend, so buntscheckig und unangemessen, wie das Benehmen und das Verhalten der Lehrer? — Dagegen hat vor den Statsbildungsanstalten eine geistliche Körperschaft den großen Vorzug, nach bestimmten Grundsätzen und zusammenhängender Bildung erziehen zu können. Eine Disciplin der Lehrmethode und des Lehrinhaltes, auch bei genau vorgeschriebenen Büchern, ist sehr schwer, und in vielen Verhältnissen bei uns ganz unmöglich; auch hat manche Regierung es sich in diesem wichtigen Punkte gerade wieder dadurch, daß sie zu viel thut, oft unthunlich gemacht, das Rechte zu thun; denn wie soll sie hier gegen ein Individuum einschreiten, das in ihrem Namen und in ihrem Geiste zu lehren angefangen hat? das auch seine Freunde bei der Regierung haben wird? soll sie auf bloße Angeberei entscheiden? — An wen hat sie sich mit Sicherheit zu halten? — Und stellt sie ein anderes Individuum an, welche Garantie hat sie, daß es ihren Erwartungen entspreche?

Ueber diese Uebel ist eine Corporation hinweg. — Da weiß man genau, was Jeder leistet, und wer er ist; und wird eine Veränderung nothwendig, so geschieht sie mit Sicherheit und im ganzen hat sich nichts geändert, denn nur eine andere

Person ist da. Das sind unermeßliche Vortheile, die nur eine Corporation gewährt. — Durch sie wird auch dem Staate eine Garantie für den Unterricht und die Erziehung gegeben; nur hier ist dem Staate eine genügende Kenntnißnahme über alles, was vorgeht, möglich.

Eine kirchliche Corporation mit gutem Geiste, mit hinreichend wissenschaftlicher Bildung und reiner Sitte, hat etwas Erhabenes, etwas über das Gemeine hinweg; eine gewisse Ruhe, einen gewissen Ernst und Anstand, was sich auch noch im letzten Diener des Hauses angenehm ausspricht. Dieser Charakter theilt sich dem Zöglinge wie von selbst mit, und gibt ihm ein ruhiges, bescheidenes Benehmen, wogegen unsere Jugend vielfach grob und roh von der Schule kömmt.

Ein weiterer Vortheil einer Corporation ist, daß sie die Mittel hat der Jugend eine mehr allseitige und feinere Bildung geben zu können, weil der einzelne Lehrer vom Zeitgeiste, von der Meinung des Tages, von persönlichem Interesse und selbstsüchtigen Zwecken unabhängig dasteht. — Man muß nur nicht glauben, daß das eine feine und allseitige Bildung sey, wenn ein junger Mensch eine Menge Schlagworte der Tagsliteratur im Kopfe hat, und mit mehr Keckheit als Kenntniß über alles mitspricht. Seine Bildung wird so einseitig seyn, als daß von vielen Dingen abhängige Urtheil seines Lehrers. Die gesundeste, und freieste Beurtheilung aller genügend bekannter Verhältnisse findet man in unabhängigen Corporationen, die ein wissenschaftlicher, guter Geist beseelt. Man muß über der Welt stehen, wenn man die Welt richtig beurtheilen will, aber man muß zugleich von der Welt wissen, wenn das Urtheil praktisch seyn soll. Die Bildung unserer Zeit ist sehr einseitig; daher alles Parthei, alles isolirt, nirgends gemeinsames Zusammenwirken.

Auch ist es dem einzelnen Lehrer einer in jeder Beziehung ehrwürdigen Corporation viel leichter auf seine Schüler einen entschiedenen Einfluß auszuüben, und sie zu erziehen, als dem für sich allein stehenden Professor; seine Corpora-

tion gibt ihm ein geheiligtes Ansehen, und sein zurückgezogenes, einfaches Leben bezeugt seine Charakterstärke, die sehr wohlthätig auf den jugendlichen Leichtsinn der Schüler wirkt, denn wie schon bemerkt, nicht der Unterricht erzieht, sondern die Autorität, nicht aber die der Schulpläne, der Unterrichtsgesetze und der Polizeiverordnungen, sondern die Autorität des moralischen Ansehens, der moralischen Kraft; die Autorität der Achtung, die aus freier Ueberzeugung und aus Liebe hervorgeht. Unsere Lehrer dagegen stehen vielfach ohne Achtung vor ihren Schülern, und sind dadurch unfähig, sie zu erziehen.

Häufig wird unsere Jugend darüber angeklagt, das sie so wenig Achtung vor ihren Lehrer haben. Die Sache selbst ist wahr, und der Nachtheil größer, als man es sich gestehen mag. Doch sind hierin die Lehrer oft eben so wie die Schüler anzuklagen, da sie öfters gegenseitig ihre Autorität durch Anfeindungen und Mißachtung untergraben.

Anders steht es hierin bei den Jesuiten. Einig in ihren Ansichten, in ihrer Lehrmethode, in ihrer Disciplin, und in ihrer aufrichtigen Liebe und Verehrung gegeneinander, fördern sie gegenseitig ihr Ansehen den Schülern gegenüber, von denen sie dann geliebt und geehrt werden, und sich dadurch in der Möglichkeit befinden, selbe zu erziehen. Ohne Zweifel sind die Jesuiten für die Erziehung der Jugend das Beste, was wir haben; aber die Uebel der Erziehung unserer Zeit, besonders in Deutschland, vermögen auch sie nicht gänzlich zu heilen, bis sie nicht tiefer in deutschen Sinn und Wissenschaft eingedrungen sind. Denn die starre, abgeschlossene Form ihrer Wissenschaften ist wie ein alter Mann, der mit einem flüchtigen Gamsjäger Berge besteigen soll. All die Uebel unserer Zeit keimten schon damals wo die Jesuiten noch in voller Kraft waren, und sie vermochten ihrem Aufkommen nicht zu wehren, wie sollten sie jetzt ihrer Meister werden, wo sie Alles überwuchert. Auch sie können allein uns die Heilung nicht bringen; aber sehr nützlich könnten

sie uns werden, wenn sie die Bedürfnisse der Deutschen besser kennen und würdigen werden.

Soll unsre Jugend in Seminarien ohne Gefahr erzogen werden, so müßte man immer etwa zehn Knaben, und nicht mehr, beisammen in einem Zimmer haben; bei diesen müßte ein in jeder Beziehung geeigneter, gelehrter Mann Tag und Nacht wohnen; er müßte ihr Lehrer, wenigstens in einem Gegenstande, ihr Gewissensfreund, ihr Rathgeber, ihr Vater und ihr Erzieher, und zwar auf mehrere Jahre seyn, er müßte mit ihnen essen und schlafen, sich mit ihnen unterhalten. Später soll man diese Kreise weiter ziehen, und zwanzig bis dreißig mögen unter Einem Manne unter denselben Verhältnissen stehen, bis man in den letzten Jahre den ganzen Kreis frei untereinander verkehren läßt, zur Vorbereitung für das Leben in der Welt. Auf solche Art wird der junge Mensch ohne die ihm nachtheilige polizeiliche Strenge für das Leben erzogen, denn alle Polizei heilt innere Verdorbenheit nicht, und schützt nicht genug gegen Ansteckung, noch viel weniger veredelt sie den Willen des verdorbenen Menschen, sondern reizt ihn fortwährend zur Uebertretung, und weil daran wieder die Polizei hindert; so wird er ein äußerlich guter Mensch, wenn es weit kömmt, und kehrt später zu jeder Unart wieder zurück, die er verlassen zu haben scheint.

Die Kinder brauchen strenge Aufsicht, und viele Wachsamkeit; wenn aber diese Polizei nicht mit persönlich väterlicher Erziehung der Art verbunden ist, daß Aufsicht und väterlicher Umgang ein und dasselbe in Einer Person sind, so wird diese Aufsicht wohl viel Böses verhüten, aber nichts Gutes pflegen; sie wird nicht erziehen; die Kinder werden lernen ihre Maaßregeln zu nehmen, und das wird sie in Zukunft in viele Gefahr bringen.

Gut Erziehen thut nicht der Unterricht, und noch weniger die Polizei mit all ihren Vorschriften, sondern nur der persönliche Umgang eines Mannes, den man in jeder Bezie-

hung achten kann, der durch seine Liebe sich Gegenliebe erworben, und der alles Kleinliche, Gemeine und Selbstsüchtige ganz und gar an sich abgethan hat, und es an seinen Kindern mit Gelassenheit abzuthun versteht. Diese Erziehung verstand der hl. Franz Regis. Er erzog durch seine Persönlichkeit; seine Schüler waren auch seine Kinder, und ihre Fehler waren wie Geschwüre an seinem eigenen Leibe.

Der heil. Franz Regis ist auch Repräsentant seines Ordens als Prediger. Er war ein Volksprediger im ganzen Sinne des Wortes. Seine Reden waren einfach; er wollte nur das Volk bessern; doch kam die Geistlichkeit, der Adel, ja die ganze Stadt zu seinen Vorträgen; zwei bis drei Stunden vor seiner Ankunft waren schon alle Plätze eingenommen, und Jeder zog die fromme Einfalt des Heiligen der zierlichen Sprache der berühmtesten Redner vor. Er predigt Christum sagte man, und das göttliche Wort wie es ist; Jene predigen sich selbst, und geben uns ihr eigenes Wort, das Wort des Menschen. — Dieses Urtheil über die Predigt des heil. Regis ist auch ein Wort für unsere Zeit.

Kaum wurde je soviel gepredigt, als in unsern Tagen, und doch sinkt die Moralität immer tiefer. — Das Salz hat seine Kraft verloren. — Zwölf einfache Fischer haben die Welt belehrt, und so viele tausend Priester vermögen es nicht mehr das zu erhalten, was jene zwölf erworben. — Wohl steht dem Prediger unserer Zeit ein Hinderniß mehr entgegen, als früher, ein mächtiges Hinderniß: die Presse, die tausendfache Belehrung von Außen, wodurch die Menschen den Versuchungen und Verführungen mehr als ehedem ausgesetzt sind; aber deßungeachtet bleibt, das Wort des Herrn ein zweischneidig Schwert, das Mark und Bein durchdringt, nur muß es recht gebraucht werden. Damit eine Predigt wirksam sey, und das allein ist ihr Zweck, ist es nicht noth, daß sie Schönheit und Gelehrsamkeit habe; denn nicht diese Dinge, sondern nur die Gnade Gottes wirkt die Besserung des Menschen. Ohne Zweifel ist bei der gegenwärtigen kirchlichen Lage Deutschlands das Predigtamt

einer besondern Berücksichtigung werth. Und wir sind keineswegs damit einverstanden, daß man dieses so wichtige Amt ohne alle Pflege sich selbst überlassen soll, glauben aber auch nicht, daß damit etwas gedient sey, wenn man Prediger abrichten würde, wie man Schauspieler abrichtet, damit sie ihre Rolle gut vorzutragen wissen. — Woran unsere Zeit leidet, daran leiden auch ganz besonders unsere Prediger: sie sind äußerlich. — Um als Prediger vieles zu nützen, um vieles zu wirken, oder besser gesagt, um als Prediger tauglich zu seyn, daß die Gnade Gottes in den Zuhörern vieles wirke und nütze, dazu braucht man gerade keine Predigertalente zu haben, noch sonst hohe Gelehrsamkeit; sondern es genügt eine gute Bildung, wie sie jedem gesunden Hausverstande möglich ist, und die gewöhnliche Gabe des Vortrages unter guter Leitung entwickelt. — Aber das ist nothwendig: der Prediger muß ehe er die Kanzel besteigt, genau wissen, was er will; warum er diese Predigt, und diese Predigt so hält, und nicht anders; er muß zuerst eine Wahrheit aussprechen, diese dann ganz einfach erklären, und dadurch angenehm und einleuchtend belehren; dieser Erklärung muß er moralische Folgesätze anschließen, die er in ihrer Schönheit und Nützlichkeit so darstellt, daß das Gemüth für sie gewonnen und gerührt wird, und dann geht er zu den Affecten der Vorsätze über, unter Angabe der Mittel sie auszuführen, so bewegt er den Willen zur That, und der Zuhörer geht mit gutem Entschlusse nach Hause; der Prediger hat seinen Zweck erreicht. Ein ganz gewöhnlicher Priester und eine ganz gewöhnliche Predigt werden Wunder thun, wenn dieser gewöhnliche Priester genau weiß, was er mit seiner Predigt will, und es ihm selbst mit dem, was er sagt, wahrhaft ernst ist; — wenn er nicht zu denen gehört, die sich selbst suchen, und darauf ausgehen, eine schöne Predigt zu halten, auch nicht zu denen, die gar nichts suchen, sondern wenn die Zeit der Predigt kommt irgend eine Predigt lesen, und dann zur Stunde, was ihnen im Gedächtnisse geblieben, vortragen, oder auch

selbst eine Predigt aus ihrem Kopf und aus ihren Büchern zusammenschreiben, und dann, wie der Schauspieler seine Rolle, auswendig lernen. — Diese Predigten, zu denen leider viele gehören, helfen freilich nichts, so wie alle die, welche die Eitelkeit gemacht hat. Dem Prediger muß es vor Allem ernst seyn; er muß ein einfaches, kräftiges, zweckmäßiges, gutgeordnetes Wort mit Feuer und Leben, aus reiner Seele, aufrichtiger Liebe zu Gott zum Herzen seiner Zuhörer sprechen, und er wird von Allen gern gehört werden und Gutes thun. Um schöne Ausdrücke und erhabene Gedanken soll er sich niemals bekümmern; es genügt, die Sprache besserer Bildung zu sprechen, und alles Gemeine in Ton, Wort und Haltung zu vermeiden; denn je einfacher ein religiöser Vortrag ist, der mit Feuer und höherer Salbung gesprochen wird, desto größer ist seine Wirkung, desto weniger Zuthat hat dieses reine göttliche Wort von menschlicher Gebrechlichkeit. — Jedes Wort, das der Prediger deßwegen sagt, weil es schön ist, oder auch nur schöner, als ein anderes, ist ein Verrath an seinem Amte und bringt keinen Segen; er sucht sich und nicht Gottes Ehre. Die Predigt von dem Gekreuzigten sey nackt und bloß wie der Gekreuzigte selbst, aber eindringlich wie sein Anblick. Der Prediger mag die Predigten Anderer und alle Bücher benützen, die ihm zu Gebote stehen, nur soll er sich hüten, etwas Fremdes deßwegen zu nehmen, weil es schön ist, und damit seine Predigt dadurch besser gefalle; und bemüht er sich, seine Predigt dem Gedächtnisse einzuprägen, so soll er sich noch weit mehr bemühen, daß sein Herz von ihr durchdrungen sey, sonst ist sein Wort nur ein äußerliches, und bleibt ohne Wirkung.

Eine besondere Würdigung in unserer Zeit verdienen die Controvers-Predigten. Man hat schon öfters gesagt, daß man die Polemik von der Kanzel gänzlich verbannen sollte. Diese Ansicht hat ihren Grund nicht in der Sache selbst, sondern in der so vielfach ungeschickten Führung dieser Waffe.

Der Zweck der Polemik richtet sich nach der Religion der Zuhörer. Sind alle Zuhörer rechtgläubig, so hat die Polemik den Zweck, sie vor Irrthum zu bewahren, und hier darf nicht vergessen werden, daß der Mensch von Natur aus wohl die Fähigkeit hat, dem Irrthume anzuhangen, nicht aber die Wahrheit in sich aufzunehmen; denn der Glaube, die Annahme der Wahrheit, ist nicht Sache der Natur, sondern der Gnade. — Daher muß man zuerst die Zuhörer in der Wahrheit befestigen, ehe man ihnen den Irrthum ohne Nachtheil vortragen kann. Sind aber von den Zuhörern Einige in Irrthum, und man hat die Absicht, sie zur Wahrheit zurückzuführen, so gehört dazu ein ganz anderes Verfahren, und viele Klugheit. — Vor allem muß man überzeugt seyn, daß es unmöglich ist, Jemanden durch bloß menschliche Mittel zum wahren Glauben zu bringen; hiefür ist alle Gelehrsamkeit unzureichend, alles Ansehen zu schwach, und alle Gründe sind nicht überzeugend genug. Ein Prediger täuscht sich daher und ist von Eitelkeit nicht ganz frei, wenn er glaubt, durch recht viele Gründe, und durch seine Gelehrsamkeit Jemanden zum wahren Glauben zu führen. — Diese Ansicht macht streitsüchtig, selbstgefällig, und verletzt nicht selten die Liebe. Der Glaube ist zunächst Sache der Gnade; die Gnade aber verbindet sich zuerst mit dem Herzen durch den Willen; daher muß auch der Prediger zuerst auf das Herz und dann erst auf den Kopf wirken. — Damit man aber auf das Herz des Menschen wirken kann, muß dasselbe zuerst in Ruhe seyn. Sonach muß der Prediger Alles vermeiden, was aufregt; jedes verletzende Wort, jeden mißliebigen Ausdruck, ja sogar die Bemerkung, daß man diesen oder jenen Irrthum bekämpfen wolle, muß man oft verschweigen; denn schon diese Ankündigung bringt den Gegner in Unruhe und Aufregung; es ist, als wenn man Jemanden ankündet, man wolle ihm das Leben nehmen; denn ohne Zweifel ist dem Gläubigen auch eine bloß vermeintliche Wahrheit mehr als das Leben. Denn man muß das Herz des Menschen nehmen, wie es ist.

Der Mensch will nicht unrecht haben, und am allerwenigsten in Sachen der Religion. Daher muß man sich mit einem Gegner der Wahrheit niemals geradezu in einen persönlichen Streit einlassen, und sich niemals den Anschein geben, als wolle man ihn besiegen, und ihn zwingen, zu bekennen, daß er unrecht habe; denn auf diese Weise wird man ihn schwer, oder gar nie zur Ueberzeugung seines Irrthums bringen, und wenn er es für den Augenblick auch einsieht, so wird es seine verletzte Selbstliebe nicht gestehen; er wird absichtlich der bereits erkannten Wahrheit widerstehen, und dadurch die Gnade des Heils vielleicht für immer verlieren. Soll Jemand für den Glauben gewonnen werden, so kann dieses, so weit es von Menschen abhängt, nur auf folgende Art geschehen: Man muß die Wahrheit mit Milde, Sanftmuth und Liebe so einnehmend darstellen, als nur möglich, ohne mit dem Gegner geradezu in einen Kampf zu treten, ohne ihm geradezu zu widersprechen, oder ihm Gewalt anthun zu wollen; diese so vorgetragene Wahrheit wird seinen Verstand für sie einnehmen, er wird ihr einen gewissen Beifall nicht versagen können; durch diesen Beifall macht er seinen Willen zur Aufnahme derselben in sein Herz geneigt, denn der Wille gibt sich nur dem hin, woran das Gemüth ein Wohlgefallen hat; der Mensch will und thut, was er liebt. Diese Hinneigung zur Wahrheit nimmt zu, je mehr die Gründe, warum man das Gegentheil geglaubt hat, abnehmen; daher muß man die Gründe des Gegners und seine Beweise für den Irrthum kennen und dann gerade diese Beweise des Irrthums in Beweise der Wahrheit umschaffen, ohne darauf auch nur aufmerksam zu machen; denn je weniger der Gegner beobachtet wird, desto freier gibt er sich der Wahrheit und ihrer Wirkung hin. Nicht der Kopf, sondern zuerst das Herz muß gewonnen werden, und deßwegen muß man Alles fern halten, was das Herz aufregen, beunruhigen und reizen, oder gegen den Prediger einnehmen könnte. — Diese Regel hat wohl auch unter gegebenen Verhältnissen ihre Ausnahme; aber wir würden

eine Polemik ganz und gar mißbilligen, die auf der Kanzel gegen die Protestanten mit einer gewissen Heftigkeit zufährt; sie gleichsam zwingen will, ihren Irrthum aufzugeben; mit einer gewissen Selbstgefälligkeit und Siegesfreude über sie den Stab bricht; mit einer gewissen Verachtung über ihre Lehren herfällt, sie mit Spott und Scherz behandelt, und dann über die Gegner gesiegt zu haben glaubt, wenn man sie nur gereizt und beleidigt hat. Die Polemik muß auf die Kanzel, und muß es immer mehr; dazu treibt unsere Zeit, und treibt immer ernster, und sie ist sogar das einzige Mittel, die Protestanten in Masse der Wahrheit wieder zuzuführen; aber nur jene Prediger sollen sie auf die Kanzel bringen, die keinen Geist des Streitens haben; die bescheiden sind und die Gegner aufrichtig lieben; die unfähig sind, darüber zu spotten, zu schimpfen oder beißenden Witz vorzubringen, worüber jeder Katholik mit Betrübniß erfüllt seyn soll; die nicht durch die Predigt, sondern nur durch den Erfolg derselben im Lager der Gegner Unruhe veranlassen.

Besonders müßte man gegenwärtig eine Polemik tadeln, welche das katholische Volk viel zu sehr nach außen zieht, und uns wohl kaum einen Gegner gewinnt; das Volk spricht dann oft die ganze Woche über die Irrthümer der Protestanten, und seine eigene Lehre kennt es nur schlecht, und oft gar nicht; es sieht umher, was man bei Andern thut, und sich selbst läßt es im alten Schlendrian gehen. — Hätten wir uns heute mit unsern Gegnern zu messen, wir würden staunen über unsere Untüchtigkeit. — Ohne Prophet zu seyn, kann man doch mit Gewißheit sagen, daß der katholischen Kirche in Deutschland über kurz oder lang furchtbare Kämpfe bevorstehen. Der Protestantismus durchbricht immer mehr die Dämme des Glaubens, der Sittlichkeit und der Gesetze, der Autorität und des Bestandes der Dinge. Allein durch vieles Reden, wie man in unserer Zeit thut, wird nicht auch schon Vieles gelehrt. Der Grund liegt in der Aeußerlichkeit des Unterrichtes. Es ist uns noch kein Katechismus der Neuzeit in die

Hand gekommen, der nicht die Religion zu äußerlich behandelte. Ganz anders macht dieß Canisius. Sein Catechismus ist in dieser Gestalt, wie er vor uns liegt, wohl auch nicht mehr zeitgemäß, aber er enthält durchweg nur Lebensfragen, und führt den Menschen in den Geist der Kirche ein, daher es denn kommt, daß alte Menschen ihren Canisius noch recht gut wissen und verstehen, während ganz junge Menschen, die ihren Katechismus fleißig gelernt, schon nach wenigen Jahren nichts mehr wissen, und ein tieferes Verständniß gar nie erlangt haben. Uns scheint, man hat den großen Unterschied zwischen Canisius und allen Spätern kaum noch eingesehen. — Soll das Volk unterrichtet seyn, Religion kennen und haben, so muß man ihm nicht so viel vorreden, sondern kräftig und kurz; ganz das innere Wesen der Religion erforschend, soll ein Volkskatechismus nur das Nothwendige in der Art enthalten, daß man die Lebensfragen unserer Kirche wie ein Bild vor Augen hat, und durch sie dann in den Stand gesetzt ist, auf jede untergeordnete Frage eine genügende Antwort zu geben. Selbst ein ganz gewöhnliches Schulkind auf dem Lande ist eines gründlichen Verständnisses der Religion fähig, wenn man es nur nicht mit einer Menge bloß äußerlicher Fragen plagt und verwirrt. — Wie die Katechismen, so sind der größte Theil aller andern Vorträge unserer Zeit nur äußerlich; sie kommen nicht vom Leben und führen nicht zum Leben; sie kommen von keinem tieferen Verständniß und führen zu keinem solchen; daher ungeachtet des vielen Lehrens so viel Unwissenheit. Nicht das viele Reden belehrt, sondern die klare, lebendige Anschauung. Ein einziger Satz so aus dem Herzen der Religion für das Leben gesprochen, unterrichtet mehr, als ein ganzes Buch des Herumredens und Moralisirens, wie es unsere Zeit thut und gewöhnt ist, wo man oft sagen möchte: Unterrichtet doch die Leute nicht gar so viel in der Religion, damit sie die Religion nicht im Unterrichte ver-

lieren. — Ein Trunk frischen Wassers, wenn man dieß hat, ist etwas Köstliches, aber laues Wasser reizt zum Erbrechen.

Doch nicht bloß in der Weise, wie gelehrt wird, liegt eine große Schuld der Unfruchtbarkeit des Lehramtes unserer Zeit, sondern auch in der so vielfachen Erschlaffung unseres Volkes, das in Masse aufgeweckt werden muß, soll es anders gehen. Und dieses möchte durch die Missionen zu erreichen seyn. Das Lieblingsgeschäft des heil. Franz Regis waren die Missionen. Oesters bat er seine Obern, ihn zu den Heiden zu schicken, allein Gott wollte es nicht; seine Barmherzigkeit sah auf das sündige Frankreich herab, und das Antlitz dieser Gegend wollte er durch den Eifer des heil. Regis erneuern. In diesen Gegenden, von den Bischöfen und Pfarrvorständen gerufen, lebte und wirkte er durch zehn Jahre als Missionär; viele Städte und viele Dörfer wurden durch ihn gänzlich umgeschaffen, und viele tausend Menschen zu einem ordentlichen Leben wieder zurückgeführt.

Unsere Zeit, die allem abhold ist, was entschieden ins Leben eingreift, ist auch den Missionen nicht ganz zugethan. Der Zeitgeist sieht sie nicht gerne; weil er meint, sie tragen den Charakter der Aufregung an sich; es ist aber umgekehrt, der Zeitgeist trägt den Charakter der Aufregung an sich, und die Missionen den der Beschwichtigung; auch meint man, sie haben etwas Ueberspanntes, und führen zur Ueberspannung. Hierin liegt eine große Unkenntniß der Menschheit. Eben dadurch, daß eine religiöse Uebung öffentlich und allgemein gehalten wird, bewahrt sie sich selbst, und jeden Einzelnen vor Uebertreibung; durch die Masse ist sie stark genug, den Einzelnen zu heben, und durch die Masse ist sie auch stark genug, den Einzelnen vor Uebertreibung zu bewahren. Sogar die Zeit, die für eine Mission verwendet wird, bringt die Politik in Anschlag, um ihre Abhaltung zu erschweren. Wäre das wohl ein kluger Hausherr, der seinem Gärtner keine Zeit ließe, neue Bäume zu pflanzen, und den Garten von Unkraut zu reinigen? Der Zeitgeist meint, die Missionen verdummen das

Volk, und sie seyen daher nicht zu gestatten. Wir aber meinen Sünden und Laster, Leichtsinn und Müssiggang, häusliche Zerwürfnisse und schlechte Wirthschaft verdummen das Volk, und diesen Dingen wird durch die Missionen ein Ende gemacht. Auch die Propheten des religiösen Friedens sehen die Missionen nicht gerne; weil sie meinen, sie machen das katholische Volk gehässig gegen Nichtkatholiken. Dem ist aber nicht so; denn die Missionen haben mit Unterscheidungslehren nicht im Mindesten etwas zu thun. Solche Vorträge würden den ganzen Zweck der Mission vereiteln. Die Mission soll den Menschen nur mit sich selbst beschäftigen; nur in sich selbst hineinführen, und es muß sonach alles im Vortrage streng vermieden werden, was den Menschen zum Nachdenken über Andere veranlaßt. Die Missionspredigten sind Moralpredigten zur Besserung des Lebens, und sprechen nur von jenen Glaubenswahrheiten, welche die Grundlage jedes religiösen Lebens bilden, als: Gott, Bestimmung des Menschen, Gnade, Sünde, Gerechtigkeit, Buße, Tod, Ewigkeit, Himmel und Hölle. Ist ja unserer Zeit der Moralpredigt so zugethan, warum will sie denn die Missionen nicht haben? — Die Missionäre, das sind Moralprediger; — das Volk aber nennt sie Bußprediger, und das ist es, was gewissen Leuten die gute Laune verdirbt; denn die stillschweigende Zumuthung auch an sie, Buße zu thun, macht sie etwas ärgerlich; sie hat etwas Mönchisches. — Auch gibt es nicht wenige Pfarrvorstände, die den Missionen nicht besonders gut sind. Viele halten sie wenigstens da für überflüßig, wo eine Gemeinde nicht ganz demoralisirt ist; Andere glauben, eine Mission würde ihr Ansehen beeinträchtigen; sie wäre ein stillschweigendes Bekenntniß, daß man seiner Pfarrei nicht gehörig vorgestanden habe, oder es nicht könne. Doch diese menschlichen Schwachheiten, die man dem Einzelnen um so mehr zu Gute halten muß, als sie nur auf irrthümlicher Ansicht beruhen, verlieren sich gänzlich, wenn man die Sache genauer ansieht.

Missionen sind Volksexerzitien. Sind denn Exerzitien

nur für ganz verdorbene Menschen? Hat nicht der große Sales jedes Jahr Exerzitien gehalten? Exerzitien sind nützlich für jeden Gläubigen, oft auch für den Ungläubigen, und für viele höchst nothwendig. — So sind auch Missionen in jeder Pfarrei nützlich, und in gar vielen das einzige Mittel, wenn es besser gehen soll. Nicht deßwegen ruft der Pfarrvorstand die Missionäre, weil er seine Pflicht bisher nicht gethan, oder nicht im Stande ist, einen guten Einfluß auf die Gemeinde auszuüben; sondern blos deßwegen ruft er sie, weil er wünscht, daß jedes Pfarrkind, geistliche Exerzitien mache, und weil es zweckmäßiger ist, hiezu die für solches Amt bestimmten Missionäre zu rufen, als diese Exerzitien selbst zu halten; sein Beruf ist, Pfarrer und nicht, Missionär zu seyn und Exerzitien zu halten; aber je mehr er seine Gemeinde lieb hat, und je aufrichtiger er selbst ist, desto mehr wird er wünschen, daß seine Gemeinde öfters geistliche Exerzitien mache, und desto öfters wird er die Missionäre rufen, wenn er kann. Also weit entfernt, daß die Missionen das Ansehen des Pfarrers beeinträchtigen oder gar eine Anklage über versäumte Pflicht enthielten, bewirken und beweisen sie von all dem das Gegentheil. Die Gemeinde wird ihrem Pfarrer für diese Wohlthat sehr dankbar seyn; sie wird sie als einen Beweis der Liebe und des Eifers ihres Hirtens ansehen, und um vieles in ihrer Achtung und Anhänglichkeit gegen den Pfarrer zugenommen haben, der diese Wohlthat der Gemeinde bereitet hat. Daß die Missionäre geeigneter sind, Exerzitien zu halten, als der eigene Pfarrer, auch wenn er ein Heiliger wäre, das liegt auf der Hand, und und daß die Exerzitien eine ganz ungewöhnliche Wirkung hervorbringen, ist allbekannt, und liegt natürlich in der Sache selbst. Alles ist ungewöhnlich, und in dieser ungewöhnlichen Umgebung mehrere Tage lang, was man früher nie gethan, über so ernste Wahrheiten der Ewigkeit nachdenken, und immer davon in ebenfalls ungewöhnlicher Weise reden hören, das muß auch eine ungewöhnliche Wirkung hervorbringen,

die sonst nicht leicht möglich ist; denn auch die eifrigste Predigt des Pfarrers dauert nur eine kurze Zeit, kann nur anregen, und dann gehen wieder sieben Tage dahin bis zu einer zweiten Predigt und unterdessen sind die Regungen des frühern Vortrags längst entschwunden, und es bleibt gar oft beim guten Vorsatz, sich zu bessern. Anders sind die Vorträge der Missionäre. In kluger Berechnung suchen sie den Menschen in seiner tiefsten Tiefe auf, ergreifen ihn liebevoll, aber entschlossen und fest beim Arm, und lassen ihn Tage lang nicht mehr los, bis der gute Wille zur That geworden. So kann aber eben nur durch Missionen gewirkt werden.

Daher wäre zu wünschen, daß die Missionen allgemein eingeführt würden. So lang nur hie und da in einer Pfarrei eine Mission gehalten wird, ist ihre Wirkung im Ganzen gering, denn der Einfluß der benachbarten Pfarreien vernichtet bei eigner Schwäche bald wieder, was die Mission geschaffen hat. Nur durch Missionen kann das Volk im Allgemeinen wieder gebessert werden, wenn dieselben im rechten Geiste gehalten werden. Reichen die Missionäre nicht aus, so sollen sich taugliche Priester aus der Diöcese an sie anschließen und in ihrem Geiste mitwirken, wodurch der Diöcesanclerus und die Missionäre gegenseitig gewinnen werden. Nach jeder Mission sollten etwa zwei Misionäre noch mehrere Tage zurückbleiben, und den ganzen Tag in der Kirche zubringen für Jeden, der da noch etwas zu sagen oder zu fragen hat; nach Jahr und Tag soll die Mission wiederholt werden, weil es Exerzitien sind.

Doch werden die Exerzitien fürs Volk nur dann allgemein werden können, wenn zuerst die Exerzitien für den Clerus allgemein geworden sind, und diese werden es auch nur dann werden, wenn sich dafür eine bestehende und geregelte Anstalt gebildet hat. Vor allem aber ist noth, den bayerischen Clerus auf seine gegenwärtige, so bedeutende Stellung in Deutschland aufmerksam zu machen; ihm Liebe und Begeisterung für seinen Beruf durch Vorhaltung des praktischen Le-

bens schon frühzeitig einzupflanzen, und ihn so zu einer innern, lebendigen Anschauung der kirchlichen Lehre zu führen, damit er im Stande sey, aus seinem Innern heraus der Gemeinde von dem mitzutheilen, was ihm Gott durch seinen Glauben und durch die Gnade der Salbung gegeben hat.

Wir sind nicht die Vertrauten der Geheimnisse Gottes, und wissen nicht, was uns für die Zukunft beschieden ist; aber es will uns bedünken, daß der Clerus in Deutschland, und besonders in Bayern, gegenwärtig eine nicht weniger große Aufgabe zu lösen habe, als zur Zeit der Einführung des Christenthums. Dem positiven Christenthume gegenüber hat schon seit lange der Rationalism seinen glänzenden Stuhl in Deutschland aufgerichtet. Luther hat diesem Königthum eine scheinbar göttliche Basis gegeben, indem er ihm die Bibel unterbreitete, und hat es dadurch volksthümlich gemacht; denn der Protestantism ist nichts anderes, als der Rationalism mit der Bibel in der Hand. Dieses neue Königthum hat sich für jetzt eine Constitution gegeben mit zwei Kammern. Im Oberhause sitzen die Conservativen, und im Unterhause die Radikalen und Communisten, die Bettelleute des Rationalism. Beide Kammern sind darüber einig: sie seyen Beide de jure Nichts, aber de facta alles das, was sie aus sich machen. Nun gings schon lange ans Rathschlagen, was man aus sich machen soll. Jetzt erhoben sich verschiedene Bedenken, ob wohl die europäischen Höfe diese Regierung anerkennen würden? — Ein alter Diplomat gab ihr den Rath: sie solle diese Frage an die Kabinette gar nicht stellen, sondern alle Höfe von Europa als Schiedsrichter über ihr Kammerverhältniß aufrufen; dieses Amt könne Europa, und besonders Deutschland um des Friedens willen nicht ablehnen, und sie hätten dadurch den doppelten Gewinn: daß sie in ihrem Bestehen nicht nur anerkannt, sondern daß auch jede Regierung in dreifacher Weise an ihrem eigenen Untergange zu arbeiten gezwungen würde; denn jede Regierung würde die Conservativen begünstigen, damit die Communisten

nicht das Uebergewicht erlangen, und müsse in Theoria auch einige Principien der Communisten anerkennen, um den Rationalism nicht zu reizen; dieser Doppelbegünstigung entspreche aber auch eine natürliche Doppelwirkung im eignen Staate: Unglaube und Ungerechtigkeit, Rationalism und Communism, Unglaübige und Unbemittelte, und diese zwei guten Freunde, von jeder Regierung täglich in ihrem Kampf gestärkt und in ihrem Zorne gereizt, werden in Europa bald einen Zustand der Dinge herbeiführen, der mit jeder Einzelheit, sie sey so groß als sie wolle, gerade thut, was er will. Europa bietet gegenwärtig eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar. Nie noch sind die Regierungen als solche der positiven Religion mehr entfrembet gewesen, als jetzt; und jetzt steht jedes kleinste Vorkommniß, jeder Schritt der Diplomatie mit religiösen Principien in engster Verbindung, wie nie vorher. — Daher es auch vorab in Deutschland im Allgemeinen fast unmöglich ist, daß der Kirche vom Staate Heil werde; auch kann der Staat aus der nun eingeschlagenen Bahn, ob sie ihm auch zum Verderben ist, nicht mehr heraus, wenn nicht wieder der positive Glaube über den Rationalism sowohl in den Herzen der Fürsten und ihrer Räthe, als in der Tagespresse den Sieg davon trägt. Nur wenn der positive Glaube den Sieg erhält, bleibt Deutschland vor einer gänzlichen Umkehrung aller Verhältnisse verschont. Dieses Resultat der Bewegung aller Geister ist an den deutschen Clerus gebunden. Die katholische Kirche, der katholische Glaube ist wahrhaft conservativ, ist die Grundlage alles Bestandes. Alle Geister, die eines guten Willens sind, mögen nach ihrer Stellung kämpfen, um die Freiheit des Geistes gegen das schmachvolle Joch der Knechtschaft der Unwissenheit, als Folge des Unglaubens, sie seyen Protestanten oder Katholiken; aber in der ersten Reihe dieser Kämpfer stehen die Katholiken; und diesen voraus sollen die Priester stehen. Dieser Kampf ist jetzt schon ein ernster, und er wird es täglich noch mehr werden. Daß hier mit heftigem Angriffe nichts gethan ist, versteht sich von selbst; auch nichts mit ge-

genseitiger Schmähung. Die Haltung muß eine ruhig geschlossene seyn, stark in sich selbst; der Clerus muß unter sich zusammenhängen, muß sich selbst ermannen und tüchtig seyn, die eigene Lehre zu rechtfertigen; er muß aber diese Lehre auch aufrichtig lieben, und sich von ihr durchdringen, dann soll er zu einer zeitgemäßen Volksbelehrung schreiten, die nicht in vielen Worten, sondern in klaren Anschauungen besteht, und durch kurze, ganz bezeichnende Sätze ausgesprochen wird. Auch soll die positive Wahrheit sich eine starke, öffentliche Stimme verschaffen, mit Umgehung aller politischen Verhältnisse, außer daß man die Theorie durch die Praxis bestätigt, doch in der Art, daß keine Regierung, welche Grundsätze sie auch befolge, und welche Handlungen sie auch ausübe, durch diese Stimme verletzt werde.

Dieser Prophet der Wahrheit soll nur den Zweck haben, die Wahrheit im Gebiete der Kirche und des Staates mit solchem Ansehen auszusprechen, daß sie wenigstens gehört werden muß; freilich nicht die Wahrheit der Tagsereignisse, sondern der Grundsätze alles wahren Lebens und sicheren Bestehens der Dinge. Der katholische Clerus muß zuerst recht studiren und beten, das Volk zur Kenntniß des Glaubens und zu besserer Sitte vorher noch mehr bearbeiten, dann erst kann von einer kräftigen Schilderhebung in diesem geistigen Kampfe die Rede seyn.

Es suche sich Jeder diese Dinge und seinen Beruf recht klar zu machen; nach dem Maaße seiner Kraft, in kluger Berücksichtigung der Verhältnisse seiner Lage, das katholische Bewußtseyn zu wecken und das kirchliche Leben zu fördern, und in wenigen Jahren wird Deutschland Tausende zur verlassenen Kirche wieder zurückkehren sehen; aber diese Weise, die mit Härte oder kränkendem Spott die Geschiedenen behandelt, muß ganz und gar aufgegeben werden; denn Alles, was den Charakter des Streits trägt, erbittert nur, aber gewinnt nicht für die Wahrheit. Nur die Schwäche ist heftig

und schmäht; die Wahrheit sey ruhig und belehre mit Gelassenheit.

In dem Leben des Heiligen, welches wir hier zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen gemacht haben, zeigt sich auf eine praktische Weise, was der Mensch in seiner Wirksamkeit für die Kirche mit der Gnade Gottes vermag. Es wäre gar wohl zu wünschen, daß alle Die, welche ihr Beruf in die Bahn des heiligen Mannes einweist, dieß sein Leben zum Gegenstande eines eifrigen Studiums machen möchten, damit sie von ihm lernten, auf seinen Wegen zu gehen, und das von ihm angefangene Werk fortzuführen. Denn im Laufe der Zeiten sind solche herbeigekommen, wo es an Empfänglichkeit nicht fehlt; und den Zerstörern gegenüber fehlen auch Solche nicht, die mit bewahren und erbauen möchten. Der Hörer sind darum Viele; aber verhältnißmäßig nur wenige, die ein dringendes Bedürfniß zu befriedigen wissen. Indem aber die Geister bereitet und willig sind zu empfangen, wessen sie bedürfen, hat auch die Verantwortlichkeit deren zugenommen, die zu geben berufen sind; alle ihre Kräfte finden sich zur Leistung aufgefordert, damit das Eisen geschmiedet werde, wo es noch glüht. Das mögen Alle, die es angeht, in ihrem Herzen wohl bedenken, und durch das Beispiel dieses Mannes Gottes sich erwärmen lassen; denn gewissermaaßen ist jeder Priester Erzieher, Prediger, Missionär. Was er geleistet, ist Jedem, auch dem minder Begabten, erreichbar, wenn seinem guten, einfältigen Willen nicht die höhere Gnade fehlt; die aber wird jetzt dem, der reinen Herzens ist, in Fülle und im überfließenden Maaße gespendet zu seinem eigenen Heile und zum Wohle Anderer. Denn ist jetzt die Hölle offen, und würgt alle Ausgeburten des Abgrunds an den Tag hinaus; dann hat auch der Himmel sich aufgethan, und keinem fehlt sein Beistand, wenn er nur ernsten Sinnes sein Werk zu fördern unternommen.

XXV.

Literatur.

Schenkung der Heidelberger Bibliothek durch Maximilian I., Herzog und Churfürsten von Bayern an Papst Gregor XV. und ihre Versendung nach Rom. Mit Originalschriften von Augustin Theiner, Priester des Oratoriums. München 1844.

Es darf dem durch den Kampf gegen Frankreich in den Jahren 1813 und 1814 wiedererwachten deutschen Sinne keinen Augenblick verargt werden, daß, als bei Abschließung des Friedens der Ersatz vieler Verluste eintrat, auch der Wunsch sich geltend machte, eine andere Einbuße, die Deutschland vor beinahe zweihundert Jahren erlitten, und die besonders die deutschen Gelehrten empfindlich berührte, wieder hergestellt zu sehen. Dieser Wunsch betraf die heidelberger Bibliothek, welche nach der Eroberung der Stadt durch Maximilian I. im Jahre 1623 an Papst Gregor XV. geschenkt worden war, wie denn auch mit Beziehung darauf jedes einzelne Buch der Palatina zu Rom mit dem churfürstlichen Wappen und der Inschrift versehen ist:

Sum de Bibliotheca, quam Heidelberga
capta Spolium fecit et
P. M.
Gregorio XV
tropheum misit
Maximilianus Utriusque Bavariae Dux etc.
S. R. J. Archidapifer et Princeps Elector.
Anno Christi CIƆ. IƆC. XXIII.

Jenem deutschen Gefühle geschah in so fern Genüge, als die Rückgabe aller deutschen Handschriften nach Heidelberg in dem Frie-

denbeschlusse stipulirt wurde. Es ging dieß auch sogleich in Erfüllung, und bereits im Jahre 1817 konnte der damalige Bibliothekar, Fr. Wilken, seine „Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen“ herausgeben, in welcher er die einzelnen Handschriften genau beschrieben hat.

Man hat die Schenkung der Heidelberger Bibliothek nach Rom gar oft dazu benützt, um sich in Schmähungen gegen den großen Churfürsten Max, so wie gegen den von ihm beschenkten Papst Gregor XV. zu ergehen; ja Wilken stempelt jenen in seiner angeführten Schrift als einen Hochverräther des deutschen Vaterlandes und der Wissenschaften. Obschon gegenwärtig eine solche Auffassung der Sache wohl nicht mehr den allgemeinen Anklang finden möchte, wie damals, so ist es doch ein sehr dankenswerthes Unternehmen, welches P. Augustin Theiner in seiner so eben erschienenen Schrift ausgeführt hat, in welcher er nach den in Rom vorhandenen Originalurkunden den ganzen geschichtlichen Hergang der Schenkung der Palatina dargestellt hat. Indem wir diesen interessanten Beitrag zur Literaturgeschichte auch unsererseits zu einer allgemeinen Kenntniß des Publikums bringen, mögen noch einige, diese Angelegenheit betreffende Punkte hervorgehoben werden.

Abgesehen von dem Verletzenden, was man für das deutsche Nationalgefühl in jener Schenkung, und protestantischer Seits besonders darin gefunden hat, daß sie an den Papst gemacht worden war, hätte dennoch die deutsche Wissenschaft alle Ursache, schon damit zufrieden zu seyn, daß die Heidelberger Bibliothek durch Maximilian fortgeführt worden ist, denn ohne dieß existirte ohne allen Zweifel heute zu Tage wohl kaum mehr ein einzelnes Blättchen derselben. Wäre sie von andern Feuersbrünsten verschont geblieben, so wäre sie doch im Jahre 1683, als die Franzosen die Pfalz verwüsteten, unwiderbringlich ein Raub der Flammen geworden. Es wird Niemand einfallen, hieraus ein Verdienst Maximilians herleiten zu wollen, sondern man kann nur mit Dankbarkeit die Fügung hinnehmen, daß auf jene Weise die Bibliothek der Nachwelt erhalten geblieben ist. Was nun aber jene Kränkung des deutschen Nationalgefühles anbetrifft, so ist es in der That sehr auffallend, wie zart man gerade bei diesem Ereigniß empfindet, während die Zeit des dreißigjährigen Krieges diejenige ist, wo von Niemanden mehr die deutsche Sache den Fremden überlassen worden ist, als von den protestantischen Fürsten, und während man den sehr lobenswerthen

Wunsch hatte, die Heidelberger Bibliothek nach Deutschland zurückkehren zu sehen, ist es keinem Menschen eingefallen, von Schweden die herrliche, nach Upsala verschleppte Würzburger Bibliothek zurückzufordern. Daß aber Maximilian die Heidelberger Sammlung an Papst Gregor XV. gab, hatte seinen Grund nicht darin, wie Menzel (Neuere Geschichte d. Deutschen seit der Reform. Bd. 7, S. 85) sehr ungehörig bemerkt, daß Maximilian sich gegen Caraffa aus Dankbarkeit dafür willfährig zeigen wollte, „daß es diesem Nuntius eben damals gelungen war, der von den Jesuiten seit fünfzig Jahren aufgestellten Behauptung, daß die Protestanten in gleicher Weise aus den Ländern katholischer Fürsten ausgeschlossen werden müßten, wie die Katholiken aus den Ländern der protestantischen Fürsten ausgeschlossen waren, für die Erbstaaten des Kaisers Gültigkeit zu verschaffen". Menzel hat nur darin recht, daß Gründe der Dankbarkeit und auch antiprotestantische Tendenzen die Schenkung der Bibliothek veranlaßt haben. Der Papst hatte, außer vielen andern Geldbewilligungen, an Maximilian und den Kaiser mehr als 200,000 Kronen Subsidien ausgezahlt, und noch kurz zuvor dem ersteren eine Baarsendung von 60000 Gulden übermacht. Eine Vergeltung war hier ganz an ihrer Stelle, und Maximilian konnte sie auf keine, ihn weniger drückende Weise darbringen. Der Papst hatte aber den Werth der Bibliothek fast dreimal bezahlt, denn sie war damals, als Friedrich V. selbst sie zu veräußern beabsichtigt zu haben scheint, auf 80,000 Kronen geschätzt worden. Jeder Deutsche wird den Verlust für Deutschland bedauern, allein er ist gering anzuschlagen gegen andere Verluste, die unser Vaterland damals erlitt; mehr als jener der deutschen Bibliothek wiegt der Verlust der deutschen Nationalität. Aber alle Schuld solcher Einbußen, die durch den unseligen Krieg herbeigeführt wurden, fällt auf diejenigen zurück, die ihn entzündet, namentlich auf jenen verblendeten Fürsten, der sich nicht scheute, eine ihm nicht gebührende Krone aus den Händen der Empörer anzunehmen.

Außerdem bemerkt Theiner vom Papste: „Er wünschte diesen berühmten Bücherschatz nach Rom versetzt, um den Protestanten, die gerade in jener Zeit die Denkmäler der christlichen Vorzeit so sehr entstellten und die katholische Kirche mit aller Mißkennung und Verfälschung ihrer Documente aufs leidenschaftlichste angriffen, diese Goldgrube, aus der sie, mit Verachtung des kostbaren Metalls, das sie enthält, nur die gemeinsten Schlaken auszugraben gewohnt waren, um die katho-

liche Kirche anzufeinden, zu schließen“. Dieß war auch, nach Dem, was die Magdeburger Centuriatoren und andere protestantische Schriftsteller in dieser Beziehung geleistet hatten, allerdings dem Papste nicht zu verargen, und in dieser Beziehung Maximilian nicht so sehr zu tadeln, wenn er den Gegnern der Kirche, gegen welche er im Kampfe siegreich glänzte, „das zweischneidige Schwert entriß“, mit welchem sie nicht minder, wie mit dem eisernen gegen die Kirche gestritten. Allein so richtig dieser Standpunkt für Gregor XV. und unter den damaligen Zeitumständen auch für Maximilian war, so verbietet uns doch unsere deutsche Empfindung, uns an jenem Urtheile unbedingt zu betheiligen. Wenn eine Goldgrube geschlossen wurde, so wurde sie es für ganz Deutschland, und dieß war um so mehr zu bedauern, als für die Katholiken auch die Würzburger Bibliothek verloren gegangen war, und von dem edlen Metalle, welches jene Sammlung liefert, seither für Wissenschaft und Kirche kein sehr umfangreicher Gebrauch gemacht worden ist.

Mit dem Geschäfte, die Bibliothek nach Rom zu überbringen, wurde der berühmte Leo Alaccius beauftragt, der zu diesem Zwecke eine äußerst sorgfältige und umsichtige Instruction durch Alemmani, den ersten Custos der Vaticana, empfing. Diese Instruction war bisher noch nicht bekannt, sie erscheint in dem Theinerschen Werke zum ersten Male gedruckt; die nachmalige Erweiterung derselben durch den Cardinal Ludovisi war auch in Deutschland durch Quade, den Verfasser der Mayerschen Bibliothek zu Greifswald, aber ungetreu ins Lateinische übersetzt im Jahre 1708 herausgegeben worden. Wilken erklärt sie für unecht, Ranke (Gesch. d. Päpste Bd. 3, S. 393 u. ff.) hat ihre Echtheit vertheidigt, und Theiner bringt auch sie in dem Documenten-Anhange in der Ursprache.

Das Geschäft des Leo Alaccius war ein äußerst mühevolles; wenn wir uns heute zu Tage von den Mühen des Umzuges unserer herrlichen Münchener Central-Bibliothek erzählen lassen, von der Menge der dazu requirirten Arbeiter, von der Schnelligkeit, mit welcher Alles von Statten ging, und von den verhältnißmäßig ungemein geringen Kosten, mit welchen Alles ins Werk gesetzt wurde, so haben wir einen Maaßstab dafür, welch ein trauriges Loos einem Manne gefallen war, der für die Hinüberschaffung einer großen Bibliothek sich nur der Hülfe eines einzigen Dieners bedienen konnte, und alle Utensilien gar von andern Städten

her sich herbeischaffen mußte. Aber nicht genug, Leo Allacci mußte die Arbeit unter Lebensgefahr betreiben; seines Dieners wurde er durch einen Gifttrank beraubt, den man demselben beigebracht hatte, so daß sich der Gouverneur Heinrich von Metternich veranlaßt sah, dem Bibliothekar von seiner Tafel das Essen zu senden und ihn durch eine Wache zu sichern, da man auch ihm nach dem Leben trachtete. Leo arbeitete jetzt allein wie ein Lastträger. Nachdem er die Einpackung vollendet, stand ihm die gefahrvolle Reise zur Winterszeit bevor, und er legte diese in der Zeit vom 14. Februar bis zum 28. Juni zurück, von Bologna der Bücherladung voranseilend; die Bibliothek, der er selbst wieder entgegenreiste, langte in Rom am 5. August 1623 an. — Gegen die mancherlei Verläumdungen, die der große Gelehrte von vielen Neidern auszustehen hatte, nimmt Theiner ihn, mit Benützung mehrerer Documente, die die Unwahrheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen der Nachläßigkeit und Veruntreuung darthun, in Schutz.

XXVI.

Landgraf Philipp von Hessen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

I.

Philipp's Jugendzeit und erste Regierungsjahre.

Nachdem der demokratische Geist, aus welchem ursprünglich der Abfall eines Theiles der Deutschen von der Kirche seinen Anfang genommen, mit dem Aufruhr der Bauern dem Widerstande des schwäbischen Bundes erlegen war, suchten die, der neuen Lehre geneigten Fürsten den errungenen Sieg zur Vergrösserung ihrer Macht zu benutzen, und ihre Staatsklugheit war fortan darauf gerichtet zu ermitteln: wie sie durch die glücklich abgefangene, revolutionäre Strömung ihre eigene Mühle treiben lassen könnten. Die Seele dieser Politik, welche alsbald alle jene Mitglieder des hohen Reichsadels, die am Glauben Schiffbruch gelitten, unter ihrem Banner versammelt, war ein Fürst, der neben der ihm inwohnenden, mit Schlauheit gepaarten Gewaltsamkeit, die Eigenschaft besaß: durch etwaige Mahnungen seines Gewissens sich in seinen Unternehmungen nicht stören zu lassen, und der sonach, kein anderes Recht und Gesetz als den eigenen Vortheil oder die Befriedigung seiner Gelüste anerkennend, jedweden Anschlag für erlaubt hielt, zu dessen Vollführung er hinreichende Macht und Mittel hatte. — Dieß war Landgraf Philipp, der erste seines Namens im hessischen Regentenhause, im neunten

Gliede ein Nachkomme der heiligen Elisabeth, derselbe, den seine Parthei kraft einer unverdienten Mißhandlung unserer edlen Sprache, bis auf den heutigen Tag den Großmüthigen nennt. In der Lebensgeschichte dieses Regenten, an dessen Namen die „Reformation“ ihre heroischen Erinnerungen knüpft, spiegelt sich vorzugsweise der Charakter, den die protestantische Hegemonie von dem Augenblicke an gewinnt, wo sie der Reichsritterschaft und den aufrührerischen Bauern entwunden, in den Händen der Fürsten ein Werkzeug für deren politische Zwecke geworden war.

Landgraf Philipp, der Sohn Wilhelm's des Mittlern und seiner zweiten Gemahlin Anna von Mecklenburg, war geboren den 13. November 1504. Nach der Meinung der Astrologen besagten die zur Stunde seiner Geburt am Himmel regierenden Zeichen: daß er mehr „denn ein Weib zur Ehe haben“, daß die Conjunctur des Mars mit der Venus, unter der er geboren, ihm ein groß Geschrei mit den Werken der Unkeuschheit machen werde“, und daß der Planet Mars, der zu eben jener Zeit eine rückgängige Bewegung antrat, zwar gewaltige Unternehmungen aber kein sonderliches Kriegsglück vorbedeute. Ob diese Berechnungen wirklich schon vorher gemacht seyen, wie der kurhessisch-protestantische Geschichtschreiber Rommel), sonst in religiösen Fragen ein Rationalist vom reinsten Wasser!) gläubig annimmt, oder ob sie nicht etwa, — was wahrscheinlicher seyn dürfte! — nach den Ereignissen angestellt wurden, möge dahin gestellt bleiben. Gewiß ist nur, daß jene Lebensschicksale, welche dem neugeborenen, fürstlichen Kinde in dem im Hofarchiv zu Kassel befindlichen Horoscop angeblich vorhergesagt worden, buchstäblich und pünktlich in Erfüllung gegangen sind.

Nachdem Philipp im fünften Jahre seinen Vater verloren hatte, gerieth seine Mutter in langwierigen und heftigen Zwiespalt mit der hessischen Ritterschaft und den, unter sächsischer Obervormundschaft, aus der Mitte des Adels bestellten Regenten des Landes. Diesen machte sie, gestützt auf eine

letzten Willen ihres Gemahls, die vormundschaftliche Regierung streitig. Vom sechsten bis zum zehnten Lebensjahre ward der junge Landgraf getrennt von seiner Mutter, bei dem allgewaltigen Landhofmeister Ludwig von Boyneburg erzogen, wo er, wenn den Versicherungen der verwittweten Landgräfin Glauben beizumessen wäre, den Bedienten überlassen, selbst körperlich arg verwahrlost ward. — Auch später als die Landgräfin sich mit Gewalt in den Besitz der Vormundschaft gesetzt hatte, wurde wenig für seinen Unterricht, noch weniger, wie es scheint, für die Bildung seines Herzens gethan, und seine Erziehung mag von der gewöhnlichen eines Land- und Jagdjunkers damaliger Zeit wenig verschieden gewesen seyn. — „Zuvor ehe er die Kirchen reformirte*)“ sagt eine handschriftliche Chronik, „trug er große Lust zum Jagen, wie er denn alle Morgen des Nachts umb ein Uhr mit seinen Jägern und Reutern, — — — uff war, daß er in der Kühlung jagen mochte, damit die Hunde desto freudiger vndt auch (!) die Unterthanen desto zeitlicher wieder zu Haus kommen möchten, hatt er danach nach gehaltener kalten küchen, ein stundt oder etlich geruht, oder sonsten kurzweil gehabt mit seinen Junkern. Wenn er dann also früh aufwahr, hat er zuvor den Paffen eine Meß laßen lesen, vndt unter dessen sich anziehen lassen, und zum Pfaffen je bisweilen gesagt: Botz Merter scheer („Potz Marder war sein Lieblingsschwur“) eil dich fort mit dem Grempelwerk, auch wohl davon geritten und den Pfaffen allein Meß halten lassen“. — Begreiflicher Weise wird der Katholik in diesen rohen Ausbrüchen innerlicher Gemeinheit eben so nothwendig einen Mangel an religiöser Innigkeit oder sittlichem Ernst, und ein sicheres Kennzeichen frühzeitiger Verkommenheit erblicken, als die früher gewöhnliche, protestantische Geschichtschreibung in dergleichen Zügen die augenscheinliche Vorbedeutung eines Berufes zur

*) Rommel ist aufrichtig genug hinzuzusetzen: „aber auch nachher, wie man aus dem Vorwurf Bucer's von 1543 ersieht“.

„Verbesserung“ des alten, christlichen Glaubens zu erkennen pflegte.

Vier Jahre lang hatte die Landgräfin die vormundschaftliche Regierung von Hessen geführt. Da ward dieselbe Ritterschaft, mit deren Hülfe sie den Regenten Ludwig v. Boyneburg gestürzt hatte, ihrer überdrüßig und bewog nun den vierzehnjährigen Philipp sich um eine Volljährigkeitserklärung an den Kaiser zu wenden. Seiner Bitte ward willfahrt, „damit er von Jugend auf zu mehrerer Fürsichtigkeit, Tugend und Gerechtigkeit sich befleißige und darin aufwachse“. — So wurde der fürstliche Knabe selbstständiger Landesherr. Wie wenig aber diese frühzeitige Entlassung aus der mütterlichen Zucht ihm zum Heile gereicht habe, erkannte er später in einem Augenblicke richtiger Selbsterkenntniß durch die gelegentliche Aeußerung an: „er wollte, daß alle diejenigen, so dazu gerathen und geholfen, daß er durch den Kaiser mündig gemacht ward, der Engel heimführe, der vom Himmel gefallen sey“. —

Philipp's Regierungsantritt fiel in einen der trübsten Zeitpunkte unserer vaterländischen Geschichte. Trotz des ewigen Landfriedens war an Herrschaft des Rechts und Gesetzes im Reiche nicht zu denken. Wildes Faustrecht tobte durch alle Gauen. Für diesen Zustand politischer Auflösung ist die Fehde bezeichnend, welche ein Mann, der wenige Jahre später zu seinem Verderben die erste, weltliche Schutzherrschaft über den Protestantismus übernahm, gegen den jungen Landgrafen, kaum sechs Monate nach dessen Mündigsprechung erhob. Es war Franz von Sickingen, der damals schon zu jeder Gewaltthat, wenn sie Vortheil und Beute verhieß, fähig und aufgelegt, mit den ihm gleichgesinnten, großentheils vom Raube lebenden Reichsrittern, eine revolutionäre Macht im Reiche bildete, die jeder Obrigkeit und Ordnung Hohn sprach. Nachdem er straflos in vielen Fehden Adel und Städte geplündert, und als Mittel zu noch weiter aussehenden Unternehmungen unerhörte Reichthümer zusammengebrandschatzt

hatte, rückte er plötzlich, an der Spitze von viertausend Reitern und sechszehntausend Fußknechten mit zwölf Kanonen, vor die Reichsstadt Metz, und drang dieser durch die Drohung, ihre Weinberge zu vernichten, zwanzigtausend Gulden ab. Auf diesem Wege mit Gelde versehen, sandte er von dort aus Feindsbriefe an den Landgrafen Philipp, angeblich, weil Hessen einem seiner Vettern ein paar Wiesen, deren Eigenthum bestritten war, vorenthalten, und einen andern aus Sickingen's Freundschaft wider Recht bedrängt hatte. Der Absage folgte der Raubzug auf dem Fuße. So ward das unvorbereitete und wehrlose Hessen von dem kühnen Friedbrecher und seinen adelichen Raubgenossen, unter denen Götz von Berlichingen und die sonstigen, später so oft genannten Freunde des Lutherthums nicht fehlten, fast ohne Schwertstreich überzogen, Stadt und Land, um eine Volksbewaffnung zu verhüten, durch Mordbrand verheert, und Darmstadt, wo der hessische Adel gerade zum Landtage versammelt lag, durch einen raschen Handstreich umzingelt. Nur mit Mühe hatte die Landgräfin sich mit dem vierzehnjährigen Philipp nach Spangenberg geflüchtet. Die Ritterschaft aber, die ohnedieß dem jungen Fürsten nicht wohlwollte, und heimlich manches Einverständniß mit den Friedbrechern unterhielt, schloß nach wenigen Tagen bereits mit Franz von Sickingen einen Vertrag, der uns heute einen belehrenden Blick in die damalige Lage der deutschen Verhältnisse gestattet. — Wer jemals aus den Mitgliedern des hessischen Landadels oder der Reichsritterschaft an den Landgrafen eine Forderung erhoben hatte, dem war in diesem Abkommen Befriedigung zugesagt. Sich selbst hatte Sickingen, außer den strittigen Wiesen und dem Schadensersatz für seine Freunde, fünfunddreißig Tausend Gulden in drei Wochen zahlbar ausbedungen. Achtzig hessische Ritter sollten für diese Zusage einer für alle, und nöthigenfalls als Selbstschuldner haften, Sickingen auch, im Falle der Nichtzahlung berechtigt seyn, Hessen zu Wasser und zu Lande auf's neue anzugreifen und zu pfänden. — Die Summe zahlte der Landgraf nach

Mainz in die Herberge zur Krone, den übrigen Inhalt des Vertrages aber ließ er durch den Kaiser für unverbindlich erklären, und verbot seiner Ritterschaft, ihn zu erfüllen. Natürlich mahnte jetzt Franz v. Sickingen desto dringender um Erfüllung der Zusagen, schalt die hessischen Ritter, die sich ihrer Verbindlichkeit und Bürgschaft auf Befehl des Landgrafen entzogen in einem öffentlichen Libell brief = siegel = und ehrlos, und drohte seine alten Herbergen im Hessenlande bald wieder zu suchen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo er zu einem hessischen Amtmanne in Beziehung auf dessen Fürsten die spöttische Rede fallen ließ: „einen Knaben kann man mit einem Apfel versöhnen", eine Aeußerung die ihm Philipp bis an sein Ende nicht vergaß. — Aber trotz seines Zornes hätte dieser dem mächtigen Ritter gegenüber, wenn er sich selbst überlassen geblieben wäre, ohne Zweifel dennoch den kürzern ziehen müssen. — Er konnte sich gegen die Rache Sickingens nur dadurch sicher stellen, daß er Mitglied des schwäbischen Bundes wurde, der einzigen Macht im Reich, die ihren Schutzverwandten einen gewissen Grad von Rechtssicherheit gegen den Uebermuth eines räuberischen Adels gewähren konnte. Gestützt auf die mächtige Hülfe dieser Vereinigung suchte nun der Landgraf die Straßen von den Rittern zu reinigen, die seit der Sicking'schen Fehde nicht müde wurden, sich an Hessen zu reiben. — Daß sie in Mainz Hülfe, Schutz und sichere Zuflucht fanden, und daß die den Friedbrechern einmal auf maynzisches Gebiet nacheilenden hessischen Reiter von den Vasallen des Churfürsten theils niedergehauen, theils gefangen nach Mainz geschleppt wurden, gehört nicht minder zur Charakterschilderung jenes Zeitraumes. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß der Erzbischof Albrecht (aus dem Hause Brandenburg) derselbe, der späterhin, während der kirchlichen Umwälzung, eine so zweideutige Rolle spielt, es auch während des Zuges, den Franz von Sickingen nachher gegen Trier unternahm, heimlich mit den Feinden des Reichs und der Kirche

gehalten habe. Wenigstens ward damals die trierische Beute öffentlich in Mainz verkauft.

Die beiden ersten, großen, politischen Acte der beginnenden Kirchenspaltung waren der Ritterkrieg und die, sich unmittelbar diesem anschließende und zum Theil aus ihm entwickelnde Empörung der Bauern. — Die Geschichte dieser Begebenheiten ist bereits früher in diesen Blättern erzählt und Philipps Antheil an denselben dort näher beleuchtet worden. In beiden Fällen focht der junge Landgraf um die eigene Existenz. Denn schwerlich wäre, wenn die verbündeten Ritter ihren Zweck erreicht und die Reichsverfassung umgestürzt hätten, ferner noch von dem Bestande einer fürstlichen Herrschaft in Hessen die Rede gewesen, und eben so gewiß hätte, wenn die Wuth der schwärmerischen Bauern den Sieg erhielt, ein und derselbe Abgrund Fürsten, Adel und Kirche verschlungen. — Daß also Philipp im Ritterkriege seinen Hauptgegner Franz von Sickingen, an dem er außerdem noch einen alten Groll auszulassen hatte, bis in den Tod verfolgen half, lag eben so einfach in seinem Interesse, als es seinem sonstigen Charakter entspricht, daß er im Bauernkriege mehrere hundert Gefangene todt hungern ließ und ihre Anführer, die neu evangelischen Prädicanten, eigenhändig mit Knütteln erschlug *). — Ueber alle diese Thatsachen ist an den angeführten Orten bereits umständlich berichtet worden. Hier ist nur zu erzählen, in welches Verhältniß zur Neulehre selbst der Landgraf schon während eben jener Unterhandlungen trat.

Philipps Charakter, wie er sich schon in den wenigen bisher erzählten Zügen abspiegelt und aus dem weitern Verlaufe seines Lebens noch unzweideutiger erhellen wird, mußte von vornherein vermuthen lassen, daß er, dem Pietät gegen das Heilige eben so fremd war, als jedes tiefere Interesse für die Wahrheit in Glaubenssachen, — bei jeder kirchlichen Krisis

*) Hist.-polit. Blätter, Bd. VII, S. 371, 372.

in Deutschland eine unheilbringende Rolle spielen werde. Derselbe Geist, der in den Fehderittern lebte beseelte im Wesentlichen auch ihn. — Wer etwa, was beide, trotz aller Gegensätze in ihrem Standpunkte und in ihren Interessen wollten, und aus allen Kräften suchten, auf den ganz gewöhnlichen und größtentheils materiellen Vortheil zurückführte, würde, was den „großmüthigen“ Landgrafen betrifft, gewiß der Wahrheit am nächsten kommen. Zu Worms, wo die lutherische Irrung zuerst ein Gegenstand der Reichstagsverhandlungen wurde, hatte ihn seine Feindschaft mit den Rittern zufällig sogar mehr auf die Seite des Rechts und der Ordnung als ihrer Gegner gestellt. Luther war ihm hier bloß noch ein Gegenstand ziemlich unfürstlicher Neugier. Doch zeigt bereits der plumpe Spaß, den er bei der ersten persönlichen Begegnung an den Stifter der Neulehre richtete, daß er mit merkwürdigem Instinct schon damals jene Seite an derselben herauszufinden gewußt hatte, die ihm achtzehn Jahre später zur Befriedigung seiner Lüste verhelfen sollte. „Der Landgraf von Hessen“ so erzählt Luther selbst, „kam zu Worms erstlich zu mir, er war aber noch nicht auf meiner Seite, und kam in den Hof geritten, ging zu mir in mein Gemach, wollte mich sehen. Er war aber noch sehr jung, sprach: Lieber Herr Doctor, wie gehet's? Da antwortete ich: Gnädiger Herr, ich hoffe es soll gut werden. Da sagte er: Ich höre Herr Doctor, ihr lehret wenn ein Mann alt wird, und seiner Frau nicht mehr Ehepflicht leisten kann, daß dann die Frau mag einen andern nehmen, und lachte, denn die Hofräthe hatten's ihm eingeblasen“. — Luther scheint aus einer, bei ihm sonst nicht üblichen und in diesem Falle gewiß auch überflüßigen Ziererei dießmal Anstand genommen zu haben, sich zu einer seiner Lieblingslehren zu bekennen. „Ich aber lachte auch, fährt Luther fort, und sagte: Ach nein, gnädiger Herr! Ew. fürstlichen Gnaden sollten nicht also reden“. — Vielleicht haben sich schon damals die verwandten Seelen erkannt, wenigstens versichert Luther,

daß der Landgraf, als er nach kurzem Verweilen wieder von dannen ging, ihm die Hand gegeben und gesagt habe: „Habt ihr recht, Herr Doctor, so helfe Euch Gott!“ —

Es ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, ob es vor oder nach diesem Zusammentreffen war, daß Landgraf Philipp, als er auf der Jagd hörte, daß auch in seinem Lande ein Augustiner im Geiste Luthers predige, diesen Unfug verbot. Gewiß aber ist, daß er noch im Sommer des Jahres 1523 einem Kloster der Franziskanerinnen seine landesfürstliche Bestätigung ertheilte, und in einer Urkunde von Montag nach Reminiscere den Nonnen eines andern Klosters, „dem Allmächtigen, seiner werthen Mutter und dem ganzen himmlischen Heer zum Lobe“, um ihres strengen, geistlichen Lebens willen, gewisse Freiheiten von Diensten und Zinsen verlieh, dafür aber auch festsetzte, daß sie ihm und seine Familie des Verdienstes ihrer guten Werke theilhaft machen sollten. — Einige Monate später vollzog er seine Vermählung mit Christina, der achtzehnjährigen Tochter des streng katholischen Herzogs Georg von Sachsen, der den neunzehnjährigen Landgrafen schwerlich als Eidam angenommen haben würde, wenn er auch nur eine Ahnung gehabt hätte, daß dieser jemals dem alten, christlichen Glauben absagen und Lehrern zufallen könne, die ihm Vielweiberei gestatteten. — Die Hinwendung Philipps zum neuen Glauben scheint sich erst im folgenden Jahre entschieden zu haben. Inzwischen war die Lage der Verhältnisse im Reiche immer schwieriger, die Gesinnung unter den Fürsten wie im Volke immer zweideutiger geworden. Statt der kräftigen Vollziehung des Wormser Reichsabschiedes begann sich in Deutschland eine Art Mittelzustand zu befestigen. Immer mehr gewann die Ansicht Boden, daß es sich nicht sowohl zunächst und vor allen Reformen um schnelle Unterdrückung einer für die Kirche und Staat in gleichem Maaße gefährlichen, unsittlichen und fanatischen Irrlehre, als um Reinigung der Kirche, ja um Ermittlung und Feststellung dessen handle, was denn eigentlich christlich und

wahrhaft dem Evangelium gemäß sey. Solche Stimmung des Zweifels und der Unentschiedenheit war in sofern für die Kirche und ihren Frieden die verderblichste, als gerade die Ungewißheit etwaige Gelüste nach dem geistlichen Gute steigern mußte, welche sich in manchen Fürsten nicht minder regten, wie in der so eben erst gebändigten Reichsritterschaft. Den Geist dieser falschen Mitte zwischen dem Festhalten an der kirchlichen Ordnung, und dem Partheinehmen für den Abfall, spricht insbesondere der Reichsabschied vom 18. April 1524 aus, wo die, keinem von beiden Theilen genügende Anordnung getroffen war, daß ein neuer Reichstag nach Speier ausgeschrieben, und daß auf demselben berathschlagt werden solle, wie es in geistlichen Dingen bis zu einem in Deutschland zu veranstaltenden Concilium zu halten sey. Luther goß über diese Festsetzung, die ihm ein Eingriff der Fürsten in seine demagogischen Rechte schien, seinen bittersten Ingrimm aus, und umgekehrt legte auch der Kaiser, damals von Burgos aus, seine Unzufriedenheit mit einem Schlusse an den Tag, welcher der deutschen Nation, die so lange für die gottesfürchtigste geachtet worden, die Schmach auflud, als wolle und könne der Reichstag, mit Vorbeigehung der Kirche, die göttlichen und löblichen, christlichen Ordnungen, Gewohnheiten, Gesetze und Gebräuche abthun, die zu Trost aller Christgläubigen so lange gestattet worden seyen. So stand der Reichstag in der Schwebe zwischen der alten kirchlich-politischen Verfassung und der Revolution. — Einem praktischen und durch Einsprache des Gewissens wenig belästigten Geiste aber, wie dem des Landgrafen, mußte es alsbald klar werden, daß von dem Widerstande des Kaisers für die Anhänger der Neulehre weit weniger zu fürchten, als von dem Anschlusse an die verneinende Strömung der Zeit reicher Gewinn und Vortheil zu hoffen sey.

XXVII.

Von dem gegenwärtigen Zustande der katholischen Religion.

Unsere Leser kennen den Verfasser dieses Aufsatzes bereits aus einem Referate über dessen treffliches Werk les Césars (13. Bd. S. 467). Franz de Champagny, der in Erinnerung an seinen erlauchten Taufpathen, den höchstseligen Kaiser Franz II., den deutschen Klang seines Namens beibehält, vereinigt in diesen Betrachtungen die Zuversicht eines festen Glaubens mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und christlicher Milde in einer Art, welche sich von der gewöhnlichen französischen Auffassung solcher Fragen wesentlich unterscheidet, und uns zur Veröffentlichung derselben in diesen Blättern bewogen hat.

Schon im Jahre 1835 rief man uns zu: der Katholicismus ist todt. Was ihr sein Leben nennt, ist nur das feierliche Gepränge seines Leichenbegängnisses. Und wir antworteten: Habt Geduld; laßt zehn Jahre vorübergehn, dann kommt wieder und urtheilt.

Die zehn Jahre sind vorüber. Wie stehen die Dinge? Gewiß, wir können es freudig sagen, die Aussprüche der falschen Propheten sind lügenhaft gewesen; das Christenthum lebt und schreitet fort; die katholische Kirche steht aufrecht und in ewig junger Kraft, und jene Leichenfeier, die man vergeblich seit sechszig Jahren weissagt, hat noch nicht begonnen.

Sollen wir aber deswegen glauben, daß die ganze Welt bereit sey, christlich zu werden? Sollen wir die ersten und bedeutenden Anzeigen einer für unsern Glauben günstigeren Zeit zu hoch anschlagen? Sollen wir uns an die unbestimmten Ausdrücke von katholischer Bewegung, religiöser Gegenwir-

kung, an Redensarten halten, die schon deswegen gefährlich sind, weil sie nichts klar und scharf bezeichnen.

Bei den Glaubenslosen wie bei den Katholiken, bei denen, die den Muth verlieren, wie bei denen, die hoffen, glaube ich den gemeinsamen Ursprung eines sehr häufigen Irrthums wahrzunehmen: man sucht sich in der Vergangenheit ein Ideal, welches dazu dient, die Gegenwart über Gebühr zu schmähen, die Zukunft über Gebühr zu erheben; man will gleichsam ein Normaljahr des kirchlichen Lebens auffinden; man gefällt sich in dem Traumbilde einer Zeit, wo die Kirche ohne Streit regierte, ohne Widerstand triumphirte, ohne Widerspruch lehrte; wo ein kindlich aufrichtiger Glaube — wie oft ließ man dieses Wort wiederklingen! — den König wie den Hirten, den Leibeigenen wie den Edelmann, zu den Füßen derselben hinführten; alle mehr durch einen bewußtlosen Naturtrieb als durch Ueberzeugung angezogen, alle mehr von der Größe und traditionellen Macht der Kirche ergriffen, als über ihre heilige Sendung und göttliche Autorität belehrt. Und während der Christ mit schmerzlicher Sehnsucht dieser entschwundenen Zeit gedenkt, freut sich der Ungläubige das Ende derselben erlebt zu haben. Dennoch begegnet es auch ihm zuweilen, daß er sie vermißt, und sich fragt, was aus der glückseligen Einfalt seiner Väter, was aus dem Kindesalter der Völker, aus jener bequemen Herrschaft einer Macht geworden sey, von welcher die kecke Vernunft noch keine Nachweisung ihrer zweifelhaften Vollmachten und Rechtstitel gefordert hatte. Da wird er sogar freiwillig über seinen eigenen Triumph seufzen und die Tugenden eines andern Zeitalters beweinen, aber freilich nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß von allem dem nichts wiederkehren dürfe.

Denn heute ist es damit anders beschaffen. Der Mensch bringt das Christenthum nicht als Naturgabe mit auf die Welt; der Glaube, obwohl von oben geschenkt, ist mühselig zu erwerben, mühselig zu bewahren; der Christ um Christ zu bleiben, die Kirche um Kirche zu bleiben, muß schwere Käm-

pse bestehen. Darum versichert der Ungläubige: „die Vernunft hat gesiegt, jener kindliche Glaube ist erloschen. Das Christenthum war nur eine örtliche, eine zeitweise Wahrheit; ungenügend dem Bedürfnisse der reif gewordenen Menschheit. Der Mann wird nicht wieder zum Kinde werden". Und der Christ scheint dagegen von seiner Seite sagen zu wollen: „Aller Glaube ist untergegangen; für die Kirche gibt es nur Niederlagen, nur Kämpfe; sie hat keinen Frieden, keine Freiheit, keine Macht mehr. Die Zeiten sind gekommen, jene Zeiten, welche der heilige Geist angekündigt hat, wo sich kaum noch die letzte Spur von Glauben unter den Menschen offenbaren wird".

Wenn aber Gott der Kirche mitten im höchsten Drange ihrer Leiden plötzlich ein Zeichen seiner unwandelbaren, ewigen Gegenwart in und bei ihr gibt, wie er es ihr in allen Jahrhunderten gegeben hat; wenn das Christenthum, welches der Ungläubige für todt erklärt hat, sich gleich dem Sohn der Wittwe erhebt und spricht, dann rufen alsbald etliche Christen in überschwenglicher Hoffnung: „zweifeln wir nicht länger! Die große Zeit wird wieder geboren, die Kirche wird von neuem herrschen. Die Welt kommt zu uns, sie gehört uns wieder. Diese Trauer eines Tags, diese vorübereilenden Wolken werden bald zerstreut seyn"!

Was sollen wir nun zu diesem triumphirenden Jubel des Ungläubigen, zu dieser Trauer so vieler Christen, zu diesen eilfertigen Hoffnungen etlicher anderer sagen?

Nur dieses: man verkennt die vergangenen Jahrhunderte und beurtheilt sein eigenes falsch. Wenn man nicht mehr sagen will, als daß der Glaube seit ungefähr drei Jahrhunderten schwächer geworden, daß es weniger gläubige Menschen gibt, oder daß die Gläubigen weniger eifrig sind, so kann ich dieses wohl zugeben. Wenn man aber behauptet, daß der Glaube in früheren Jahrhunderten von ganz anderer Art, daß er im Menschen wie rein angeboren, wie ein nothwendi-

ges Naturgefühl gewesen sey; daß dagegen der Zweifel nur selten, geheim, ohne logische Kraft, ohne Erfolg, und mehr als ein Aufwallen der Sinne denn als eine Empörung des Geistes, vorgekommen sey, so täuscht man sich sehr. Und wenn man behaupten will, daß in irgend einer Zeit die Kirche nicht für ihre Autorität, der Christ nicht für seinen Glauben habe fürchten und kämpfen müssen, so täuscht man sich abermals.

Dieser Friede in der Kirche, dieser kindliche Glaube im Menschen, sollten sie in der That das zufällige Loos der ersten christlichen Jahrhunderte gewesen seyn? Mit der Kirche selbst mit aller ihrer Herrlichkeit und mit allen ihren Tugenden, traten auch alle ihre Leiden und alle ihre Wunden hervor; nicht bloß die Verfolgungen von außen, sondern auch die Verfolgungen von innen, die Aergernisse, die Mißbräuche die Uneinigkeiten, die Ketzereien, die verwegenen Meinungen, die verfänglichen Spitzfindigkeiten. Seht, wie sie der Apostel beklagt und verweiset! wie er die falschen Lehrer bekämpft; die, von welchen Aergerniß kommt, tadelt; wie streng er den Christen ihre Mißbräuche und Laster vorwirft; wie er gegen die feinen Wortgespinnste des Pharisäismus, dessen alter Sauerteig noch unter ihnen fortgährte, zu Felde zieht! Ist es aber der kindliche, unwissende, in voller Sicherheit ruhende Glaube, ist es jener legendenmäßige, beinahe kindische Glaube, welchen man dem Mittelalter zuschreibt, den der Apostel, mitten unter solchen Gefahren und solchen Feinden gegenüber, von den Gläubigen fordert? Gewiß nicht, wohl aber der vertrauensvolle, unterthänige, ernste, verständige, bedachtsame Glaube, rationabile obsequium. Dieser Glaube verliert sich nicht in eitles Vernünfteln, er vermeidet verfängliche Fragen; zu gleicher Zeit weiß er aber auch sein Ohr nichtigen Fabeln oder alten Weibermärchen zu verschließen. Denn: „daß sie sich nicht mit Fabeln und endlosen Geschlechtsregistern abgeben sollen“, und „in thörichte Streitfragen, in Geschlechtsregister, in Zänkereien und Streitigkeiten über das

Gesetz laß dich nicht ein, denn sie sind unnütz und eitel", sagt der Apostel *).

Lange genug hat der Glaube die Milch der Kindheit eingesogen, er bedarf kräftiger Nahrung; ringsum von Feinden bedrängt, darf er die Waffenrüstung des Geistes nicht ablegen. Bei jedem Schritte begegnen sich Kampf und Streit.

Ohne Zweifel wird man sich auf das Mittelalter berufen. Man ist gewöhnt, es als eine ausgemachte Sache anzunehmen, daß die Vernunft im Mittelalter noch in den Windeln gelegen sey. Die Menschheit denkt man sich in jener Zeit nur in süßem Frieden und natürlicher Unschuld, von Chroniken und Legenden eingewiegt, wie das Kind vom Gesang seiner Amme, während die Kirche in ihrer Allmacht die Welt und die Völkergesellschaften nach Belieben formt und bewegt. Wenn man die neuern Schriften liest, sollte man meinen, das Dogma sey vor der Legende gänzlich verschwunden, und die Religion in eine Art überlieferter Poesie aufgelöst worden, die man ohne besondern Ernst dargeboten und ohne besondere Anstrengung angenommen habe. Allerdings konnte die Kirche nach der Ueberwindung des Heidenthums dem einfachen Sinne der Völker mehr zugestehen, und den treuherzigen Glauben des Kindes manchmal bis in das reife Alter fortdauern lassen. Bestand aber etwa deswegen die Kritik, der Zweifel, der feindselige Angriff im Mittelalter nicht? waren sie nicht öffentlich, mächtig, in wirklicher Geltung? Diese Societät, die man im Allgemeinen so unterthänig schildert, erregte sie nicht einige der heftigsten Stürme, die die Kirche jemals zu ertragen hatte? Und durfte die Kirche ihre Kinder dann, als die Gefahr so groß war, waffenlos lassen? Mußte sie ihnen nicht mit der Milch der Legende auch das Brod der Lehre reichen? Konnte sie sich mit jenem natürlichen, durchaus unmündigen, durchaus poetischen Glauben begnügen, der aufgehört hätte eine Tugend zu seyn?

---

*) Timoth. I, 4. Tit. III, 9.

Zeigte nicht im Gegentheile das Mittelalter, in welchem alles einzig und allein bloßer Naturtrieb, freies, wildes Wachsthum, gewesen seyn soll, rationalistische Ausschweifungen und übermüthigen Mißbrauch der Verstandesoperationen, als ein ihm eigenthümliches Merkmal? War es nicht diese, aller logischen Neigungen und Gesetze, wie ihr versichert, so unkundige Societät, die sich von Aristoteles bezaubern ließ, die der Scholastik das Leben gab, und der Theologie, der Politik und der Wissenschaft überhaupt den Syllogismus als eine unbedingte Formel aufzwang? Nein, die Intelligenz hat niemals dem Christen, der Trugschluß niemals dem Ungläubigen gefehlt. Der heilige Anselm und der heilige Thomas waren nicht weniger vernunftstarke und geistesmündige Christen als Bossuet, und Abälard oder Johannes Scotus nicht weniger gefährliche Sophisten als Calvin.

Darum bleibt es stets, man mag sich als Ungläubiger deshalb freuen, oder als Christ darüber seufzen, ein großer Irrthum, wenn man das Christenthum und dasjenige, was man die kindliche Treuherzigkeit des Mittelalters nennt, für einerlei ausgibt; wenn man einen trennenden Abgrund zwischen die vergangenen Zeiten und die Gegenwart legt, und wenn man sich einbildet, daß andere Jahrhunderte, ich will nicht sagen christlicher, aber christlich in anderer Weise gewesen seyen als das unsrige. „Ich bin nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert", sagt unser Erlöser. — „Das Leben des Menschen auf der Erde ist ein Kriegsdienst", und das Leben der Kirche ist auch ein kriegerisches Leben. „Es muß Ketzereien geben", und Empörungen, Prüfungen, Kämpfe. Daß die Kirche die Waffen nach den Erfordernissen des Kampfes und nach den Kräften der Streitenden zu bemessen und zu wählen weiß, unterliegt keinem Zweifel; an heißeren Schlachttagen reicht sie uns auch mehr und schärfere; den gebildeten Weltmann unterrichtet sie anders als den Bauer; sie weiß, daß die Massen häufiger durch Gewohnheit als durch Ueberredung geführt werden; sie

weiß auch, daß in den Zeiten der Verneinung und des Zweifels, wo die Gewalt der Gewohnheit erschüttert ist, die Gewalt der Ueberredung verstärkt werden müsse. Dies alles weiß sie; daß sie aber darum jemals die Welt durch einen bloßen Gewohnheitsglauben gelenkt habe; daß sie im vollen Vertrauen auf einen Frieden, der ihr nie beschieden war, das Christenthum, wie die Ungläubigen geltend machen möchten, völlig entwaffnet, und durch Legenden und Poesie so weich und kindlich gemacht habe, daß es nur der ersten logischen Controverse bedurfte, um es zu zerstören: diesem widerspricht die ganze Geschichte.

Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft und der Kirche untersuchen. Auf die Vergangenheit uns stützend, wollen wir die Gegenwart beurtheilen; und indem wir unser Jahrhundert in seinen einzelnen Zügen mit den frühern Jahrhunderten genauer vergleichen, werden wir Umfang und Tiefe seiner Wunden erforschen können. Und auf diesem Wege wird es uns, wenn Gott will, gelingen, sowohl den Siegesjubel der Ungläubigen Lügen zu strafen, als auch vielleicht die fromme Trauer einiger Christen zu mildern, so wie endlich gewisse vorschnelle Hoffnungen auf ein richtigeres Maaß zurückzuführen.

Es scheint uns nämlich durchaus nutzlos die Wunden unserer Zeit verhehlen zu wollen. Der Kampf gegen den Irrthum, der nur mit der Welt sein Ende finden soll, ist ernster und drohender geworden. Die Reformation und die aus ihr hervorgegangenen Lehren haben der Verneinung und dem Zweifel einen, ich will nicht sagen mehr philosophischen oder unbedingteren, wohl aber einen allgemeineren, öffentlicheren, verwegeneren Charakter mitgetheilt. Dann hat die Schule des achtzehnten Jahrhunderts den Unglauben bei dem lesenden Pöbel beliebt und üblich gemacht; bei solchen Leuten wird die Irreligion schon vorausgesetzt, sie ist gleichsam etwas Ausgemachtes und Gebilligtes, und wie sie früher eine auffallende Seltsamkeit war, wurde sie nun ein gewöhnliches Vorurtheil. Anderer Seits gelang es dem beklagenswerthen

französischen Schisma vom Jahre 1791 die Lehren und Gewohnheiten, die bei den Hohen und Vornehmen bereits zur Mode geworden waren, auch bei den niedern Klassen volksthümlich zu machen; es trennte die Heerde von dem Hirten, unterbrach durch rohe Gewalt die frommen Uebungen und Gebräuche, und lös'te das geheiligte Band der Gewohnheit, die bezüglich auf den Glauben der meisten Christen nicht ohne großen Einfluß ist.

Die geistige Revolution der Encyklopädie und die politische Revolution von 1791, dieß waren die Ausgangspunkte unsers Jahrhunderts, und noch jetzt, man darf es weder verschweigen noch übersehen, steht es unter der Herrschaft dieser nämlichen Gewalten. Noch immer lebt und regiert das achtzehnte Jahrhundert mit Zustimmung der Mehrzahl. Ich werde später die Niederlagen, welche diese Schule erlitten hat, und den Werth der Verwahrungen, die auch ausserhalb der christlichen Bekenntnisse gegen sie eingelegt wurden, untersuchen. Eine Thatsache bleibt aber stets unbestreitbar: wenn verständige, denkende Menschen sich immer mehr und mehr von den Schlußfolgerungen des achtzehnten Jahrhunderts lossagen, so hören diese deswegen doch nicht auf volksüblich zu seyn; seine Ansichten sind die Vorurtheile des unreifen Alters, seine Aussprüche sind die cursirende Münze aller unwissenschaftlichen und gedankenlosen Schwätzer geworden. Und wenn Erziehung und Unterricht in mancher Hinsicht diese Irrthümer zu berichtigen und zu bessern streben, so sind doch beide selbst noch allzureichlich mit der Weisheit der Encyklopädisten gesegnet, und oftmal zeigen sich ihre Spuren sogar in der christlichsten Erziehung. Mögen sich in unsern Tagen Wissenschaft und Literatur von dem Joche, welches ihnen das achtzehnte Jahrhundert aufgelegt hatte, ganz oder beinahe befreit haben: so kümmert sich dagegen jenes Publikum, welches man so eigentlich die Welt nennt, gar wenig um diesen Aufstand der Wissenschaft und Literatur; für dasselben blieben die antichristlichen Systeme in voller Geltung; die verneinende Wis-

senschaft ist immer genehm, der Widerspruch, von welcher Seite er kommen mag, ist stets gut aufgenommen, und wenn die Entgegnung von unterrichteten und einsichtigen Menschen vollkommen anerkannt wird, so bleibt sie doch von jenen Weltleuten beinahe stets ignorirt.

Und das ist das bedenklichste, daß die Bewegung, welche im achtzehnten Jahrhundert von den höhern Klassen den untern mitgetheilt worden, und welche in den erstern ermattet und erlöscht, bei den letzten ihre ursprüngliche Triebkraft noch keineswegs erschöpft hat. Was das Jahr 1720, diese wüste Orgienepoche der Regentschaft, für das Finanzwesen und den Hof gewesen, das wurde das Jahr 1791, die Anfangsepoche der revolutionären Orgie, für das Volk; das Jahr 1791 hat das Volk in die Frevel der Verneinung und des Zweifels eingeweiht. Und jetzt, steht das Volk beiläufig auf demselben Punkte, wo im Jahre 1773 beim Tode Ludwig XV. der Hof und das Finanzwesen angekommen seyn mochten. Das Volk weiß, glaubt, liest und man darf sagen thut gegenwärtig das, was im Jahre 1773 die Höflinge der Madame du Barry und die Gönner der Encyklopädisten wußten, glaubten, lasen und thaten. Die Strömung ist also nicht aufgehalten, der Feind ist nicht besiegt. Die Verneinung und die sophistischen Täuschungen sind in diesen untern Schichten der Gesellschaft noch nicht zurückgedrängt. Ja, ich möchte fragen, haben sie selbst nur ihre Verwüstungen vollendet? haben sie den Höhepunkt ihrer Macht erreicht? sind sie an der Grenze angekommen, wo Gottes Finger sie aufhalten wird? Ich wage nicht dieß zu beantworten, und will lieber meine Ungewißheit bis zu dem Augenblicke bewahren, wo die Zweifel dem Augenscheine des Guten weichen müssen.

Kurz, die Schule des achtzehnten Jahrhunderts hat ein großes Uebel verschuldet, indem sie mit ihren beschränkten und hochmüthigen Begriffen die Politik von der Religion zu trennen trachtete, und sich anmaßte, der weltlichen Macht den Unglauben wie ein Gesetz aufzulegen. Es ist hier eben so

wenig die Rede von der Trennung der beiden Gewalten, die man immer leicht unterscheiden konnte, ohne sie zu entzweien, als von der Duldung gegen die verirrten Sekten, die mit einer atheistischen Gesetzgebung durchaus nichts gemein hat. Hier handelt es sich von den Doctrinen, die auf Kosten des einfachsten gesunden Menschenverstandes der Obrigkeit nur einen irdischen Ursprung, nur eine materielle Aufgabe und nur ein willkührliches, nur im Menschen gründendes Gesetz anweisen wollten. Dadurch wollten sie dieselbe in einen Zustand nothwendiger Gleichgültigkeit, wenn nicht Feindseligkeit gegen allen Glauben versetzen, und unter dem bodenlosen Vorwande, die Freiheit der Völker zu sichern, haben sie die Regierenden thätsächlich von jedem göttlichen, ja man darf sagen, von jedem sittlichen Gesetze entbunden. Und ein einziges Mal nur, Gott sey Dank! haben diese mißgebornen Lehren ihre vollkommene Verwirklichung erlebt. Eine einzige Regierung hat sich gefunden, die ihrem Ausgangspunkte getreu, den Atheismus folgerecht als Princip, das unbedingte Recht der rohen Gewalt als Regel verkündigt, und die Gesinnungen und Gefühle der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ausdrücklich abgeschworen hat *). Und diese Regierung hat durch die ungeheuere Abscheulichkeit und Schamlosigkeit ihrer Verbrechen jede Tyrannei überboten, deren die Geschichte gedenkt. Allein von allen Europäischen Mächten ist kaum eine, die von dem Triumphe der Ideen des achtzehnten Jahrhunderts in dieser oder jener Epoche nicht einige Nachwehen verspürt hätte. Scheint es doch, als wenn die Fürsten befürchtet hätten, die Allmacht Gottes zu vergrößern, und als ob sie ein Princip scheuten, welches ihnen zwar mehr Kraft gab, aber auch mehr Pflichten auferlegte. So konnte es kommen, daß wir hier eine Regierung sehen, die außerhalb der katholischen Wahrheit wurzelnd, ihr entschieden feindlich ist; dort eine andere, die

*) Der Nationalconvent erklärt: daß er auf jeden Gedanken von Philanthropie verzichtet.

sich misstrauisch von ihr absondert; endlich wieder eine, die sich für gänzlich neutral ausgeben möchte, und nichts mehr fürchtet als den Anschein, daß sie etwas gläubiger sey, als der wenigst glaubende ihrer Unterthanen. Wie sehr und bleibend haben diese irrigen Begriffe sogenannter Philosophen den Frieden der Völker gestört, und das Glück der Könige gefährdet! Wie viele redliche, tüchtige Willenskraft wurde durch sie erfolglos und gelähmt, wie viele weise Rathschläge wurden durch sie verkehrt! Um wie viel schwieriger haben sie die künftige Erziehung und Wiedergeburt der Völker gemacht, diese erste und unumgängliche Aufgabe, die auch von den Regierungen allmälig als die absolute Bedingung ihrer eigenen Sicherheit erkannt wird!

War es nicht augenscheinlich, daß, sobald die bürgerliche Gewalt für unabhängig von dem göttlichen Gesetze erklärt wurde, der alte, so oft erneuerte Kampf zwischen dem Reiche und der Kirche wieder heftiger als jemals auflodern werde? Und gewiß, die geistliche Gewalt erschien zu keiner Zeit weniger furchtbar für die Fürsten, deren Wachsamkeit sich mit einem viel bedrohlicheren Feinde zu beschäftigen hatte. Niemals war ihre Mäßigung größer, ihre Geduld langmüthiger, ihre äußere Entwaffnung entschiedener; und niemals waren die Angriffe grimmiger, beleidigender und unversöhnlicher als gegen diesen vermeintlichen, so friedlichen und waffenlosen Gegner. Von den unbesonnen Gewalthätigkeiten Josephs des Zweiten an, bis zu dem Schisma, in welches sich die Constituante blindlings stürzte, als wäre rings um sie auch nicht eine Spur von Schwierigkeiten und antisocialen Grundsätzen zu entdecken gewesen; von der blutigen Verfolgung des Jahres 1793 an bis zu den jüngsten Leiden in Spanien, Preußen, Rußland und in den Gebieten einiger deutschen protestantischen Kleinmächte — wie viele Tage der Ruhe waren der katholischen Kirche beschieden? Und wie viel mußte der Glaube der Völker mitten unter diesen Stürmen ertragen? Wie oft mußten die Gläubigen, wiederholten Mißhandlungen preisgegeben, ohne Hirten seyn? Und

wie langer Zeit bedarf es, um die Wunden zu schließen, die Zweifel zu beschwichtigen und die Leidenschaften zu sänftigen, welche der Zwiespalt zwischen dem innern geistlichen Bischof und dem äußern weltlichen Bischof, zwischen dem, welchem man glauben, und jenem, welchen man fürchten muß, mit einem Worte zwischen denen hervorgerufen hat, deren inniges Bündniß zum Heile der Völker bleibend und ewig seyn sollte!

So ist die Schule des achtzehnten Jahrhunderts dem christlichen Principe unermüdlich nachgejagt, um es zu bekämpfen, und sie hat gehofft es im Geiste der höhern wie in den Gewohnheiten der arbeitenden Klassen, in den politischen Gewalten wie in der Kirche selbst, gründlich zu überwinden. Das Ueberwundene mußte aber durch etwas ersetzt, die unermeßliche Leere, die es in der Menschenseele zurückließ, mußte ausgefüllt werden. Der politische Enthusiasmus, welchen man statt des christlichen unterschieben wollte, war unter den Ruinen, womit er seinen Ursprung verherrlicht hatte, oder in den Selbsttäuschungen, die er erfuhr, gar bald erloschen, und der Götzendienst der Parteien vermochte eben so wenig das menschliche Herz zu befriedigen, als die Andacht zum papiernen Verfassungswerke die Stelle der Andacht nach dem Sinn und Gebote des Evangeliums versehen konnte. Was blieb nun zu thun übrig? Nur eines: konnte man dem Herzen und dem Geiste keine Nahrung mehr bieten, so mußte man Herz und Geist den Sinnen dienstbar machen; man mußte den geistigen Menschen dem fleischlichen Menschen unterordnen; mußte die Herrschaft der Sinne durch die ganze weite Wüste vergrößern, die sich im Reiche der Gedanken ergeben hatte; mußte aus den materiellen Sorgen und Genüssen sich eine Philosophie, einen Gottesdienst, eine Religion zusammenflicken. Und so wurde die Vorliebe, oder besser gesagt die Tyrannei der materiellen Interessen nicht bloß zum gewöhnlichen Thun und Treiben, sondern sie wurde gelehrt, überlegt, gepredigt und geboten. Die virtus post nummos ist ein Dogma geworden,

und das war es, was die Weisheit dieser Welt aufzufinden wußte um Gott zu ersetzen.

Es ist hier nicht der Ort, die Gebrechen und die Untüchtigkeit einer Lehre zu bezeichnen, die unvermeidlich damit beginnt, in der Moral, in der Philosophie und in der Politik drei Dinge zu unterdrücken, die, was man auch sagen möge, sehr positiv und sehr reell sind: das Herz, den Verstand und die Einbildungskraft. Außerdem bliebe ihr auch noch die Aufgabe, und hier liegt das Hauptgebrechen, an welchem das System scheitern muß, die Gelüste, welche man maßlos aufreizt, versöhnlich unter sich auszugleichen; mit andern Worten, diese Millionen Menschen, die man unablässig auf den Reichthum als das einzige Ziel ihres Lebens hinhetzt, alle zugleich, alle ohne Widerspruch und ohne Kampf reich zu machen. Doch mit dieser Seite des Gegenstandes habe ich mich hier nicht zu beschäftigen.

Durch die ausschließliche Bevorzugung des materiellen Lebens wollte man aber nicht allein den Glauben ersetzen, sondern sich auch gegen seine Rückkehr und gegen jene angeborne Beunruhigung der menschlichen Seele, die wider den eigenen Willen nach Gott seufzt, wahren und sichern. Sogar die Philosophie, die glaubenlose Philosophie, schien gefährlich, denn sie beschäftigte sich doch mit Gott, war es auch nur um ihn zu leugnen. Man hielt es für besser gar nicht mehr an ihn zu denken. „Seht, rief man uns zu, wir sind keine Gegner, wir sind nur gleichgültig gegen solche Dinge; wir leugnen weder die Gottheit noch die Religion, sondern wir denken bloß nicht daran. Wir essen und trinken, wir besorgen unsere Geschäfte und kümmern uns nicht um das Uebrige. Dabei lassen wir euch leben, sogar predigen; wir bewilligen euch eine gewisse Gabe von Freiheit, jedoch unter der Voraussetzung, daß kein Laut von euch uns zu Ohren komme, der uns stört oder beunruhigt. Wir sind keine Atheisten, bloß Gastronomen“.

Es ist wahr, die Welt ließ sich gleichgültig machen. Man entfernte Gott viel mehr als einen lästigen Gedanken, als

daß man ihn als einen irrthümlichen verworfen hätte. Die Zeit war gekommen, welche Bossuet, schon ehe die Ungläubigkeit des achtzehnten Jahrhunderts in voller Thätigkeit gewesen, mit seinem prophetischen Adlerblick vorausgesehen hatte, „die Zeit, wo die lockern Wüstlinge und starken Geister ihr Ansehen verlieren, nicht, weil man ihre Gesinnungen verabscheut, sondern weil man gegen alles, mit Ausnahme der Vergnügungen und Geschäfte, gleichgültig geworden ist". Diese wunderbare Weissagung wurde wörtlich erfüllt. Ist aber damit zugleich gesagt, daß in dieser Gleichgültigkeit nicht auch Haß verborgen sey, und daß diese ausschließliche Sucht nach Vergnügen und Gewinn nicht eine mißtrauische Feindseligkeit gegen den Glauben zur Folge habe, weil dessen lästige Dazwischenkunft die Genüsse wie die Geschäfte stören würde? Das Christenthum bleibt im Grunde der größte Feind; es nimmt immer noch zu viel Platz auf der Welt ein, um unbekannt, um vergessen zu seyn, um ohne Haß und ohne Liebe dem Auge zu entschwinden. Zwar ist es ein Feind, mit welchem man ein leichtes Spiel zu haben glaubt, indem man ihn nicht mehr im offenen Sturme angreift, sondern auf Bedingungen mit ihm eingeht, ihm eine gewisse Gabe von Freiheit zugesteht, jedoch unter der Voraussetzung, daß er sich nicht in unsere Angelegenheiten mische; ihm ein kleines Plätzchen neben uns einräumt, gleichfalls unter der Voraussetzung, daß er es mit keinem Schritte zu verlassen wage. Dabei sind die unabhängigen und aus Gleichgültigkeit parteilosen Geister dennoch eifrig bemüht, das kleine Plätzchen und die beschränkte Freiheit, welche sie, wie sie sagen, dem Christenthume gerne bewilligen wollen, immer mehr und so sehr einzuengen, daß beide, wenn Gott jene gewähren ließe, bald gänzlich unsichtbar würden. Diese Gleichgültigen, wie sie sich nennen, sind aber dieselben Menschen, welche in ihrem Familienkreise die gewöhnlichsten Uebungen des Christenthums stören, hindern, manchmal mit Härte untersagen; es sind dieselben Menschen, welche als Glieder der Gemeindeverwaltung den

armen Bruder, der das Volk unterrichten will, fortjagten, wenn sie könnten, und welche, obgleich in allem Andern wahrhaft unparteiische Richter, stets Mittel finden würden, um dem lieben Gott Unrecht zu thun; es sind die nämlichen, welche in den öffentlichen Angelegenheiten stets dienstbare Gesetze zur Bedrückung des Priesters, niemals aber eines zu dessen Schutze finden werden. Sind aber solche Gleichgültige nicht echte Feinde? Ist eine solche Unparteilichkeit nicht gründlicher Haß? Und sollten jene, welche das Christenthum so erschöpft, so tief unter sich finden, daß sie nach ihren Aeußerungen nicht einmal mehr an solches denken, sollten sie nicht die Würde ihres Sieges besser bewahren und endlich aufhören den überwundenen Feind zu verfolgen.

Wie es aber auch damit seyn möge, so ist das wenigstens nur zu gewiß, daß durch die thätige Feindseligkeit des achtzehnten Jahrhunderts und die systematische Gleichgültigkeit des unsern das Christenthum von allen socialen Angelegenheiten ausgeschlossen und verbannt ist. Die Societät, der moderne Staat, geht ohne dasselbe oder gedenkt wenigstens ohne es seinen Gang zu gehen; denn durchdränge sein Geist nicht dennoch den innersten Kern unsers Daseyns, hätten nicht alle Institutionen wie alle einigermaaßen vernünftigen Gedanken nicht ihre, wenn auch noch so entfernten Wurzeln in ihm, wie stände es mit uns? Indessen scheint man wenigstens seiner nicht zu achten. Eine Menge von Menschen lebt, hat eine Familie, erzieht ihre Kinder, regiert oder wird regiert, ohne einen Gedanken an Gott, ohne einen Begriff des Christenthums, wenigstens einen bestimmteren, zu haben. Wie viele gibt es, die in dem Maaße als es angeht sich immer mehr und mehr des Christenthums und sogar jener Grundsätze der christlichen Sittenlehre entäußern, die zum Schutze der Völkergesellschaften selbst noch den Glauben überleben müssen! Wie viele, die mit jedem Tage in einem ausschließlich-materiellen Leben versinken, die mit jedem Tage den Antheil Gottes an der Leitung der menschlichen Dinge mehr schmälern,

die mit jedem Tage in ihren Schriften, bei ihren Festen, in ihren Sitten die Leugnung und die Verachtung des Guten immer roher und schamloser zur Schau tragen! Eine freche höhnende, ungezogene Erörterung, gegen Gott und Glauben gerichtet, gehörte zum guten Tone des achtzehnten Jahrhunderts; der gute Ton unsers Jahrhunderts erörtert und vernünftelt nicht mehr. Dafür hat er zu wenig philosophisches Gelüste; die Philosophie beschwert den Geist allzusehr, darum ist sie aus der Mode gekommen. Der gute Ton unsers Jahrhunderts, statt sich auf sogenannte Vernunftschlüsse und Beweisführungen gegen Gott einzulassen, bezeugt bloß durch sein Leben und Thun, daß er Gott leicht entbehren könne.

Dieses sind die Leiden und Wunden der Kirche. „Ihr Menschen von geringem Glauben" sollen wir bei diesem Anblicke jede Hoffnung verlieren? Nein, wahrlich nein, und hier ist der Ort, wo wir mehr im Einzelnen nachweisen müssen, daß von allen diesen Gefahren keine für die Kirche neu ist, daß von allen diesen Gegner nicht einer ihr entgegentritt, welchen sie nicht kennte, welchen sie nicht schon früher einmal bekämpft und unterworfen hätte.

Glaubt ihr, es habe nicht immer Zweifler und Gottesleugner gegeben, und aller Unglaube schreibe sich von Voltaire her? Erkennt ihr nicht im Gegentheile, daß Voltaire durch ein langes Geschlechtsregister mit den Zweiflern und Ungläubigen aller Zeiten zusammenhängt? Im Mittelalter hielt sich der Unglaube in den höchsten Regionen der Gesellschaft nicht immer verborgen. Johann ohne Land bot einem muhamedanischen Fürsten seinen Abfall vom Glauben zum Kauf an, und der Kaiser Friedrich II. ein ächter Mann des achtzehnten Jahrhunderts, lebte in der Mitte des dreizehnten umgeben von Sarazenen, und hatte sich einen Hof aus allen starken Geistern seiner Zeit gebildet. Viele Christen kamen von den Kreuzzügen als halbe Muhamedaner, und noch ungläubiger als Muhamedaner zurück.

Dante fand guten Grund, Feldherrn und Staatsmänner, z. B. einen Farinata, in den Kreis der Gotteslengner zu versetzen, und was sind seine Frati Godenti anderes als ächte Epicuräer? Damals bestanden weder Inquisition noch Censur, um den Verirrungen der Gedanken Einhalt zu thun, vielmehr war immer irgend ein mit dem heiligen Stuhle hadernder Fürst bereit, den philosophirenden Aufrührer zu beschirmen. Aristoteles und sein Commentator, der ungläubige Muselmann Averoes, schärften die Geister für Zweifel und sophistische Künste, und es gibt weder einen so ungeheuern Pantheismus, noch einen so unbedingten Skepticismus, noch einen so kecken Rationalismus, von welchem sich nicht einige Spuren in jenen Jahrhunderten zeigten, sey es auch nur in den Gegenschriften der kirchlichen Doctoren.

Will man aber vielleicht einwenden, dieß alles sey nur bei den Gelehrten und Vornehmen vorgekommen, das einfache Volk habe dagegen die Reinheit seines Glaubens bewahrt? Wie erklärt man dann die großen Häresien des Mittelalters, z. B. die der Albigenser, welche von den Fürsten begünstigt, beim Volke im guten Rufe stehend, oft von ganzen Landschaften angenommen wurden? Kühner, als der Protestantismus bei seinem ersten Auftreten gewesen, hielten sich diese Häresien keineswegs sorgsam an den Buchstaben der Schrift um dort zu suchen, was die Träumereien einer verirrten Einbildungskraft rechtfertigen sollte, sondern im Allgemeinen Kinder des alten Manichäismus, drangen sie augenblicklich bis zu den höchsten Regionen, wo sich der menschliche Gedanke schwindelnd verliert; bestritten sie den christlichen Begriff von dem Urwesen, erschütterten sie das Christenthum in seiner Grundlage und, mitten durch ein dichtes Gewirre toller, deßwegen aber um so willkommenerer Fabeln sich wieder auf den festen Boden des Lebens niederlassend, gründeten sie eine practische Philosophie, die allen Pflichten im gleichen Maaße feindlich wie jeglicher Ausschweifung befreundet war. Dahin, wo der Protestantismus, der ein kecker Partheiführer

gegen die Institutionen aber eine beinahe zaghafte Häresie im Punkte des Dogmas war, nur stufenweise, gleichsam gegen seinen Willen und lediglich durch die nothwendige Entwickelung seines Princips gelangte, dahin kam der Rationalismus oder der Pantheismus des Mittelalters mit einem einzigen Sprunge.

So verhielt es sich mit dem Kampfe der Ideen, mit den geistigen und dogmatischen Fehden. Wie steht es nun mit dem äußern und materiellen Kriege?

Will man von den Mißhandlungen und Leiden, welche das Papstthum erduldet reden? Glaubt ihr, es seyen nicht auch vor Pius VI. viele Päpste gefangen, flüchtig, beleidigt gewesen? Erinnert euch der Ohrfeige des Nogaret, und fraget euch selbst, ob jenem Jahrhunderte die starken Geister fehlten und ob La Revelliere und die Agenten des Directoriums im Jahre 1799 etwa unabhängiger gewesen, als jener Abgesandte Philipp des Schönen im Jahre 1303? Wenn man von den langen Streithändeln zwischen dem Priesterthume und dem Reiche spricht, so stellt man sich gewöhnlich zwei kriegsgerüstete Mächte vor, die ihre Herrn gegen einander rücken lassen. Man stellt sich Heinrich den vierten und Friedrich Barbarossa nicht so gewaffnet vor wie Bonaparte, und Gregor den siebenten und Innocenz den dritten nicht so waffenlos, wie Pius den sechsten. Jene großen Päpste, welche von den Geschichtskünstlern des achtzehnten Jahrhunderts niemals anders als eine königliche Krone in den Staub tretend geschildert werden, hatten aber niemals eine Heerschaar in ihrem Solde. Gregor VII. flüchtig umherirrend, wußte nicht wo er sein Haupt niederlegen sollte. Rom empörte sich gegen sie, und diese Päpste, so mächtig in der Christenheit, fanden zwischen dem Aventin und Vatican am wenigsten Gehorsam.

Beruft man sich auf die Gefahren der Kirche? Welches Jahrhundert war nicht Zeuge derselben, in welchem Jahrhundert schien nicht der Sieg schon für die Feinde des Glaubens entschieden zu seyn? Etwa in dem Jahrhunderte des Nero

und des Julian? oder sogar in jenem Constantin's, in welchem nach den Worten eines Schriftstellers die Welt eines Morgens erwachte und mit Erstaunen wahrnahm, daß sie arianisch geworden sey? Sind es jene Zeiten, wo die Kirche dem Hunnen Attila oder den Nachfolgern Muhameds gegenüberstand? Sind es die Zeiten des schmählichsten Aergernisses und des Schismas, wo eine Marozia über den päpstlichen Stuhl verfügte? Oder ist es ungefähr jene Aera der Päpste von Avignon, sind es jene siebzig Jahre, welche Italien als die babylonische Gefangenschaft bezeichnet, wo das Oberhaupt der Kirche der Gewalt eines weltlichen Fürsten überantwortet schien? Ist es die Epoche des großen Schisma's, während dessen die Christenheit nicht mehr wußte, wer ihr Haupt sey? Und als diese entsetzliche Verwirrung, um mit Bossuet zu reden, die schreckliche Empörung Luthers zur Welt gebracht hatte; als die Fürsten, für die neue Lehre zum Schwerte greifend, sich um die Wette von der Kirche lossagten; als ganz Europa zum Abfalle von ihr bereit schien; als Rom von den protestantischen Soldaten des Connetable von Bourbon entweiht wurde — war dies eine Zeit der Macht, des Friedens und der Freiheit? Als die Reformirten, unter dem allgemeinen europäischen Bürgerkriege keck sich erhebend, die Apokalypse aufschlugen, um in ihr den Tag zu suchen, an welchem das Papstthum zu Grabe gehen sollte, und als sie fanden, das Jahr 1689 werde das letzte für den Antichrist und für die babylonische Hure seyn — sagt mir doch, ob dieses die Jahre der Sicherheit gewesen, und ob die Kirche nach menschlichem Ermessen damals noch auf eine lange Dauer rechnen konnte? Wenn etwas in ihrer Geschichte nicht zu finden ist, so sind es die Tage des Friedens und der Ruhe. Der Sturm hat den Sturm gezeugt, das Mißgeschick hat das Mißgeschick geboren. Die Verweisung nach Avignon hat das große Schisma herbeigeführt; das große Schisma hat Luther ins Leben gerufen; die lutherische Empörung hat die Empörung der Encyklopädisten groß gezogen, und die revolutionäre Verfolgung

ist ein Kind der encyklopädistischen Empörung. Und jeder Feind der Kirche hat sich bei seinem Auftreten für den Sieger gehalten; jeder hat abermals die katholische Kirche für todt erklärt, und jeder hat, eben so wie die großen Geister des Convents und die tiefsinnigen Plauderer unserer Tage, schon Sarg und Leichenbegängniß für sie bestellt. Kein Jahrhundert begegnet uns im Verlaufe der Geschichte, welches nicht wenigstens einen von jenen Tagen der Angst und Bedrängniß zählte, wo alle Berechnungen der menschlichen Vernunft dem Christenthume das Leben absprechen mußten.

Hören wir, was Bossuet darüber sagt: „Die Kirche hat auch in ihrem tiefsten Frieden, wenigstens an irgend einem Orte, ihren Pharao. Ein neuer König kommt auf die Erde, der Joseph nicht kennt noch die frommen Menschen, und es ist eine allgemeine Wahrheit, wie der heilige Paulus sagt, daß alle, die in Jesus Christus gottselig leben wollen, Verfolgung leiden müssen, in welcher Art es auch seyn möge".

Wie haben nun so viele Kämpfe, wie haben so viele Stürme geendet? Welchen Erfolg hatten so viele geistige Empörungen, so viele materielle Angriffe, so viele Mißhandlungen, so viele Uneinigkeiten und Verwirrungen im Schooße der Kirche selbst? Hat die Kirche durch Waffengewalt gesiegt? Ist sie nach menschlicher Sprechweise Siegerin geblieben? Selten. Der materielle, handgreifliche, sichtbare Sieg war meistens ihren Gegnern beschieden. Was geschah denn aber zu Gunsten der Kirche? Nur Eines: ihr Gegner ist gestorben, und sie hat ihn überlebt. Ihr Gegner ist gefallen, weil er ein Mensch war; sie hat ihn überlebt, weil sie unsterblich ist. Das war das Ende von allen diesen Kämpfen und Schlachten. Der Arianismus, so angesehen und mächtig, verlor sich, man weiß nicht wann, man weiß nicht wo, gleich dem Rheine im Sande. Der Hellenismus Julians, einst so glanzvoll, verschwand gleich einem Schatten. Der Muhammedanismus siecht auf seinem Sterbelager. Der Protestantismus löst sich auf, oder besser gesagt, es gibt und wird

zwar immer Protestanten, d. h. Antikatholiken geben, aber es gibt weder Lutheraner, noch Calvinisten, noch Anglicaner, kurz nichts von demjenigen mehr, was die Urheber der Reformation gründen wollten.

Sind aber die Secten und Häresieen solcher Gestalt abgestorben, was werden wir von den Menschen zu berichten haben. Innocenz III. hat die Hohenstaufen nicht in offener Feldschlacht überwunden; Pius VI. hat eben so wenig den Convent gestürzt, als Pius VII. Bonaparte vom Throne gestossen hat; allein die Hohenstaufen, und Philipp der Schöne, und die Constituante und der Convent und Bonaparte sind todt, sie und ihre Macht. Die Kirche blieb lebend, sie und ihre Wahrheit. Sie triumphirt nicht, sie überlebt. Sie beugt sich unter dem Sturme, die Woge verschlingt sie, die Nacht umhüllt sie, der Ungläubige jauchzet über ihren Untergang und prunkt mit seinem Triumphe; der Gläubige aber, der sie nicht mehr sieht, ist bestürzt. Da verschwindet der Sturm, der Himmel wird wieder klar und rein, und die Barke des Fischers, die man verloren glaubte, zeigt sich noch auf den Wellen; dem Anscheine nach zwar stets gebrechlich, schwankend, ohne Stütze und durch den erlittenen Sturm sehr beschädigt, jedoch sie hat ihn überstanden, und die Wogen, auf welchen sie sanft hingleitet, umspielen sie mit den Trümmern der großen Schiffe, welche sie vor kurzem in den Grund segeln wollten.

Und also ist es mit ihr beschaffen, daß sie durch Unterliegen und Dulden, durch den beständigen Wandel von Sturm zu Sturm, von Leiden zu Leiden, achtzehnhundert Jahre gelebt hat. Die kräftigsten menschlichen Einrichtungen haben sich keines so langen Bestandes erfreut. Rom, dessen Name Stärke bedeutet, zählte, von seinem fabelhaften Ursprung an bis zu den Zeiten, wo in ihm schon nichts mehr römisch war, nur dreizehn Jahrhunderte. Der Muhammedanismus, dieser gewaltige Gedanke, ist jetzt im dreizehnten Jahrhunderte der Hegyra nach dem Geständnisse aller nur

noch ein Sterbender. Weder der alexandrinische Hellenismus, noch der Arianismus haben länger als zwei bis drei Jahrhunderte gelebt, und noch waren es nicht volle dreihundert Jahre, als der Protestantismus sich schon bis zum Unkenntlichen verflüchtigt hatte. Die Kirche allein, scheinbar so schwach und waffenlos, die Kirche allein hat bis jetzt gelebt. Ihr Ruhm und ihre Macht ist nicht im Siegen und Gebieten, sondern im Dauern. Wenn der Ungläubige behauptet, ihre Zeit sey abgelaufen, wenn er sie als geschlagen, erschöpft, von drohenden Anzeigen bedrängt darstellt, weiß der Christ manchmal nichts zu entgegnen. Doch einige Jahre später wird der Feind verschwunden, die Kirche im unveränderten Bestande und die Antwort gegeben seyn.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Literatur.

Joh. Casp. Blnntschli, Psychologische Studien über Staat und Kirche. Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyel 1844. XIV. 306. S. gr. 8.

Plato, im achten Buche seiner Republik, vergleicht einen guten, wohlgeordnetem Staat mit einem guten und gerechten Namen. Die Abarten des Staates, die er auf vier zurückführt, nämlich die Timokratie die Oligarchie, die Demokratie und die Tyrannis, vergleicht er nicht minder mit eben so vielerlei Arten verkehrter Menschen; und das aus dem einfachen Grunde, weil nicht aus Holz oder Stein, sondern aus den Sitten der Bürger, die wohin sie sich wenden, Alles nach sich ziehen, die Staaten erwachsen. Daher behauptet er auch, daß man an diesem Menschen im Großen, dem Staate nämlich, die Sitten besser beobachten könne, als an dem Einzelnen, weil sie da offenkundiger seyen. Der Streitsüchtige und Ehrgeizige ist ihm das Bild der Timokratie;

der Geizhals, das Bild der Optimatenherrschaft oder Oligarchie; der behagliche Lebemann, das Bild der Demokratie; der Sclave seiner wilden Triebe, das Bild der Tyrannis. Und er zeigt den Uebergang von einer Art der Verfassung zur andern in einer Weise, die eben so sehr ein Meisterstück der politischen als der psychologischen Beobachtungs- und Darstellungskunst genannt zu werden verdient. Die Zurückführung der Erscheinungen, die sich hier dargeboten, auf die drei Grundkräfte der menschlichen Seele und die ihnen entsprechenden Elemente der menschlichen Gesellschaft gibt dann der ganzen Darstellung ihre wissenschaftliche Grundlage, und bildet die Rechtfertigung des Satzes, daß den Philosophen als den Repräsentanten der Vernunft eigentlich die Herrschaft im Staate gebühre*). Diese platonische Methode der Staatslehre ist seitdem völlig vernachlässigt worden, und wir treffen nur hie und da, besonders bei dem heiligen Thomas von Aquin, De Regimine principum lib. I. C. 2 und 12 vgl. Summa theol. I secund. quest. 91. art 1 und quest. 93 und 94) einzeln darauf hinzielende Aeußerungen.

Friedrich Rohmer scheint dieselbe zur Gründung einer neuen politischen Schule benützen zu wollen, als deren Früchte dem Publikum in der jüngsten Zeit zwei interessante Bücher vorgelegt wurden, das eine von seinem Bruder Theodor, von den politischen Partheien; das andere jenes oben bezeichnete vom Professor Bluntschli in Zürich. Ersteres geht davon aus, daß die Gegensätze des Alters und Geschlechtes, die in der Gesellschaft bestehen, auch im Staate nothwendig ihre Repräsentanten haben und zu politischen Parteien sich gestalten, deren Charakteristik, besonders in Bezug auf die knabenhaften Radikalen, mit scharfen Strichen und lebendigen Farben dargestellt wird. Das Buch des Professors Bluntschli ist seinerseits auf den Satz gebaut: Der Staat ist das Bild des Menschen. Der Organismus des Staates ist das Abbild des menschlichen Organismus. (S. 22.) Und dieser Satz, aus dem sich einerseits durch die Einheit der Völker in der Menschheit, auch die Idee der Einheit der Staaten im Staate, der die Idee eines Weltstaates entwickelt, wird andererseits benützt, um an die Analogieen, die der Verfasser zwischen dem Organismus und Leben des einzelnen Menschen und dem des Staates, mehr oder minder treffend, wahrgenommen, politische Lehren und Anweisungen für die practische

*) De Geer (Van Heusde), Diatribe in politices Platonicae principia. Traject. ad Rhen. 1810. p. 96 sq.

noch ein Sterbender. Weder der alexandrinische Hellenismus, noch der Arianismus haben länger als zwei bis drei Jahrhunderte gelebt, und noch waren es nicht volle dreihundert Jahre, als der Protestantismus sich schon bis zum Unkenntlichen verflüchtigt hatte. Die Kirche allein, scheinbar so schwach und waffenlos, die Kirche allein hat bis jetzt gelebt. Ihr Ruhm und ihre Macht ist nicht im Siegen und Gebieten, sondern im Dauern. Wenn der Ungläubige behauptet, ihre Zeit sey abgelaufen, wenn er sie als geschlagen, erschöpft, von drohenden Anzeigen bedrängt darstellt, weiß der Christ manchmal nichts zu entgegnen. Doch einige Jahre später wird der Feind verschwunden, die Kirche im unveränderten Bestande und die Antwort gegeben seyn.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Literatur.

Joh. Casp. Bluntschli, Psychologische Studien über Staat und Kirche. Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyel 1844. XIV. 306. S. gr. 8.

Plato, im achten Buche seiner Republik, vergleicht einen guten, wohlgeordnetem Staat mit einem guten und gerechten Namen. Die Abarten des Staates, die er auf vier zurückführt, nämlich die Timokratie die Oligarchie, die Demokratie und die Tyrannis, vergleicht er nicht minder mit eben so vielerlei Arten verkehrter Menschen; und das aus dem einfachen Grunde, weil nicht aus Holz oder Stein, sondern aus den Sitten der Bürger, die wohin sie sich wenden, Alles nach sich ziehen, die Staaten erwachsen. Daher behauptet er auch, daß man an diesem Menschen im Großen, dem Staate nämlich, die Sitten besser beobachten könne, als an dem Einzelnen, weil sie da offenkundiger seyen. Der Streitsüchtige und Ehrgeizige ist ihm das Bild der Timokratie;

der Geizhals, das Bild der Optimatenherrschaft oder Oligarchie; der behagliche Lebemann, das Bild der Demokratie; der Sclave seiner wilden Triebe, das Bild der Tyrannis. Und er zeigt den Uebergang von einer Art der Verfassung zur andern in einer Weise, die eben so sehr ein Meisterstück der politischen als der psychologischen Beobachtungs- und Darstellungskunst genannt zu werden verdient. Die Zurückführung der Erscheinungen, die sich hier dargeboten, auf die drei Grundkräfte der menschlichen Seele und die ihnen entsprechenden Elemente der menschlichen Gesellschaft gibt dann der ganzen Darstellung ihre wissenschaftliche Grundlage, und bildet die Rechtfertigung des Satzes, daß den Philosophen als den Repräsentanten der Vernunft eigentlich die Herrschaft im Staate gebühre*). Diese platonische Methode der Staatslehre ist seitdem völlig vernachlässigt worden, und wir treffen nur hie und da, besonders bei dem heiligen Thomas von Aquin, De Regimine principum lib. I. C. 2 und 12 vgl. Summa theol. I secund. quest. 91. art 1 und quest. 93 und 94) einzeln darauf hinzielende Aeußerungen.

Friedrich Rohmer scheint dieselbe zur Gründung einer neuen politischen Schule benützen zu wollen, als deren Früchte dem Publikum in der jüngsten Zeit zwei interessante Bücher vorgelegt wurden, das eine von seinem Bruder Theodor, von den politischen Partheien; das andere jenes oben bezeichnete vom Professor Bluntschli in Zürich. Ersteres geht davon aus, daß die Gegensätze des Alters und Geschlechtes, die in der Gesellschaft bestehen, auch im Staate nothwendig ihre Repräsentanten haben und zu politischen Parteien sich gestalten, deren Charakteristik, besonders in Bezug auf die knabenhaften Radikalen, mit scharfen Strichen und lebendigen Farben dargestellt wird. Das Buch des Professors Blunschli ist seinerseits auf den Satz gebaut: Der Staat ist das Bild des Menschen. Der Organismus des Staates ist das Abbild des menschlichen Organismus. (S. 22.) Und dieser Satz, aus dem sich einerseits durch die Einheit der Völker in der Menschheit, auch die Idee der Einheit der Staaten im Staate, der die Idee eines Weltstaates entwickelt, wird andererseits benützt, um an die Analogieen, die der Verfasser zwischen dem Organismus und Leben des einzelnen Menschen und dem des Staates, mehr oder minder treffend, wahrgenommen, politische Lehren und Anweisungen für die practische

*) De Geer (Van Heusde), Diatribe in politices Platonicae principia. Traject. ad Rhen. 1810. p. 96 sq.

Leitung der Staaten zu knüpfen. Bezüglich z. B. des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, welches uns hier zunächst und am meisten interessirt, welches aber keineswegs, wie der oben angeführte Titel glauben machen könnte, der einzige Vorwurf dieses Buches ist, da vielmehr nur psychologische Studien über den Staat und über die Kirche darin enthalten sind, sagt unser Verfasser (S. 57): „Steigt... in der Weltgeschichte das Leben der Menschheit erst aufwärts durch die Periode der Kindheit und der Jugend, und dann wieder niederwärts durch das gesetzte und höhere Lebensalter hindurch: ganz so wie das Leben des Menschen: so muß auch im Großen sich die ursprüngliche Zweiheit der Geschlechter in ihr in ähnlicher Weise offenbaren, wie unter den menschlichen Individuen. Es muß, wie das Leben des Mannes und das des Weibes in den Individuen sich unterscheidet, so auch im Großen das Leben der Mannheit und der Weibheit, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, sich unterscheiden. Dieser ursprüngliche Gegensatz, welcher der Menschheit schon in ihrem ersten Keime eingepflanzt worden, führt uns auf einen andern secundären, der aus jenem hervorgegangen ist, auf den Gegensatz von Staat und Kirche. Der Staat und die Kirche sind die beiden einzigen Gestaltungen in der Weltgeschichte, welche nicht bloß einzelne Individuen oder Familien, welche ganze Völker gewissermaaßen zu Einem Körper, zu Einem organischen Wesen vereinen, welche den inneren Anspruch haben, in ihrer höchsten Vollendung die ganze Menschheit zu umfassen. Neben diesen beiden gibt es keine dritte derartige Erscheinung .... Staat und Kirche bilden beide den Organismus der Menschheit nach, aber wiederum in verschiedener Art und Richtung, der Staat die Mannheit, die Kirche die Weibheit". Es begreift sich leicht, daß wir diesem Principe, nach welchem von vornherein dem Staate die Oberherrschaft über die Kirche zugeschrieben wird, nicht beipflichten können.

„Die Stellung des Mannes ist herrschend auf Erden in allen großen Dingen. Und so mußten nothwendig auch die Männer in der Kirche die priesterliche Leitung übernehmen. Aber wenn Herrschaft des Staates eigenste Natur ist, so gilt solches doch nicht eben so von der Kirche. So nothwendig wie in allen menschlichen Gebieten eine Oberleitung, eine Art von Beherrschung auch für das Daseyn der Kirche ist, als eine äußere Gestaltung, das Wesen derselben liegt doch nicht darin, sondern vielmehr in der gemüthlichen Hingebung, in dem innern Seelenfrieden und in der Liebe der Kirche".

Professor Bluntschli bemüht nun sich zu zeigen, wie der Gegensatz zwischen

Staat und Kirche, der seit der Stiftung des Christenthums erst in bestimmten deutlich getrennten Zügen hervorgetreten, doch der Anlage nach so alt und älter ist als unsere historische Kenntniß hinaufreicht. Er verfolgt die Momente desselben durch die Kindheit und Jugendperiode der Menschheit hindurch, bis zur Zeit des römischen Imperialstaates, wo dieselbe gewissermaassen zur vollen Entwicklung und zum Bewußtseyn ihres Herrscherberufes auf Erden gelangte, und schließt diese Betrachtung der vorchristlichen Welt mit der Bemerkung, daß der Staat sich in voller Kraft fühlend, irrthümlich meinte, sich selbst zu genügen. „Der Staat„ sagt er, „kannte wohl religiöse Bedürfnisse. Er räumte dem Cultus der Götter ein gewisses Gebiet ein, er bestellte die Priesterthümer und besorgte die öffentlichen Opfer und Feste. Aber er verstand die Nothwendigkeit der Kirche nicht, er faßte ihr stilles Wesen nicht; egoistisch und weltlich, wie er war, übersah er die zartere Schwester in wilden Jünglingsmuthe. Wie konnte aber der Staat zur Vollkommenheit gelangen, ohne die Ergänzung, ohne den Gegensatz der Kirche? Das Gesetz der Zweiheit von Staat und Kirche ist in die menschliche Natur selbst gelegt. Es wird nicht ungestraft verachtet. Eben weil es dem römischen Staate an einer entsprechenden Kirche fehlte, ging er eben so rasch, als äußerlich die siegreichen Adler von Land zu Land erobernd vordrangen, innerlich dem Verfall entgegen. Und als die Gränzen des römischen Reiches den größten Umfang bekamen, hatte auch schon die Sittenlosigkeit der römischen Nation ihr ganzes Daseyn durchfressen und vergiftet. Keine Kirche reinigte dieses gemüthliche Verderbniß; keine Kirche versöhnte den gefallenen Menschen mit Gott und erneuerte heilend seinen gesunkenen Werth; keine Kirche wahrte den Glauben an einen Zusammenhang des Menschen mit Gott, an eine überirdische Fortexistenz und sorgte für die Dämme einer gesunden Volksmoral“.

Nun geht der Verfasser zur Bildung der Kirche über, hinsichtlich deren, wir wegen seiner protestantischen Auffassungsweise, die nur von einer mittelbaren Veranlassung, nicht von einer unmittelbaren Stiftung und Einsetzung der Kirche weiß, mit ihm nicht rechten wollen. Uns kommt es hier vorzüglich auf die Folgerungen an, die er aus seiner Grundansicht zieht. Wir nehmen also die Kirche als existirend an, ohne zu fragen, wie sie in's Daseyn getreten, und folgen nun dem Verfasser in denjenigen Betrachtungen, die er an dieses ihr Daseyn rücksichtlich ihres Verhältnisses zum Staate knüpfte. Von der Idee ausgehend, daß die Kirche als eine im Leben der Völker zu Tage gekommene äu-

ßere Erscheinung, als ein Organismus aufgefaßt werden müsse, fordert er für sie einen Leib, so gut als für den Staat. Diesen Leib von seiner Seele, der Religion, unterscheidet er, findet aber in der viel unmittelbareren Beziehung der Religion zur Kirche als zum Staate einen Beleg zu seiner Ansicht von der mehr männlichen Natur des Staates und der mehr weiblichen der Kirche. Die Mutter, welche an dem Kreuze des geliebten Sohnes steht, und von ihm das tröstende Wort vernommen und den tröstenden Blick empfangen und verstanden hat in ihrem Herzen, ist ihm das Bild der ersten Zeit der Kirche (S. 69.) „Endlich wurde das Christenthum", sagt er, von dem altgewordenen römischen Staate aufgenommen und anerkannt. Zugleich mit der Aufnahme des Christenthums erhielt das weltliche Reich eine neue Hauptstadt in Byzanz, das ganze politische Daseyn einen durchaus anderen Mittelpunkt. Von da an finden wir in allen christlichen Ländern und unter allen christlichen Völkern durch das ganze Mittelalter hindurch die Zweiheit von Staat und Kirche als etwas Nothwendiges vorausgesetzt. Bezüglich des Verhältnisses beider zu einander unterscheidet der Verfasser das frühere Mittelalter, wo die Beziehungen mehr innerlich fortschritten und mehr einen gläubigen und kirchlichen Charakter hatten, von dem späteren Mittelalter, wo der äußere Kampf losbrach und mehr eine staatliche Natur annahm. Im früheren Mittelalter betrachtet er dann wieder gesondert 1. das Verhältniß von Staat und Kirche im römisch-griechischen Reich; 2. Die katholische Kirche und den germanischen, insbesondere den fränkischen Staat. Im späteren Mittelalter findet er die Gegensätze noch auffallender; 3. zwischen dem deutschen Kaiserthum und dem römischen Papstthum und 4. in der Reformationsperiode.

Alle diese Verhältnisse führt der Verfasser nun durch mit fortwährender Beziehung auf sein Grundprincip, daß Staat und Kirche zu einander ständen, wie Mann und Weib. Seine historischen Kenntnisse, seine ehrenwerthe Gesinnung und Geradheit der Absicht haben den Verfasser mehr als jene principielle Durchführung, die oft höchst gewaltsam wird, dazu geleitet, viele Verhältnisse richtig zu durchschauen und zu erfassen. Gilt dieß weniger von dem späteren Mittelalter, von welchem er sagt: „Die Weltgeschichte machte es offenbar, daß die Unterordnung des Staates unter die Kirche unnatürlich, unhaltbar sey, zum Verderben auch der herrschenden Kirche ausschlage", so gilt dieß doch in vieler Beziehung von der neueren Zeit, die er also einführt:

„Da kam die Reformation. Es war gewissermaaßen ein In-

sichgehen der Kirche selbst, eine Reaction ihres Gemüthes..... Die Reformation wirkte auch sehr bedeutend auf die katholisch gebliebene Kirche selber zurück. Auch sie war genöthigt, in das innere Leben zu kehren und von da aus Reinigung vorzunehmen.

. . . .

Das Institut der Nationalkirche kam auf. Es trat eine enge Verbindung ein zwischen Staat und Kirche. Der Friede schien hergestellt, die Versöhnung vollständig, das große Räthsel gelöst". .

. . . .

„Aber es schien auch; es war nicht gelöst...... Die protestantische Kirche selbst nahm doch bald in sich ein ganz anderes Wesen an. Sie hatte sich viel zu unleiblich gedacht, als daß sie ein solches Gemüthsleben in dieser innerlichen Weise hätte bewahren und fortsetzen können. . . . .
. . . . Jene eigenthümliche Strömung des Glaubens versiegte in dem großen Körper der Kirche. Nur einzelne, halb oder ganz ausgeschiedene Konventikel, und nur die Pietisten ließen sich in ihrer Weise davon erfüllen und bestimmen. In der Kirche selbst verhärtete sich zunächst der Glaube der Reformation in orthodoxe Dogmen und Symbole, die wiederum mehr äußerlich und formell Geltung hatten und forderten, als innerlich geglaubt wurden und wirkten. Und als diese fälschliche Verleiblichung und Formung des Kirchenglaubens vor sich gegangen war, drang die weltliche Philosophie ein in die leeren Räume auch der für religiösen Gehalt bestimmten kirchlichen Glaubensformeln, und erfüllte die Leere — ihrer damaligen Richtung gemäß — geradezu mit einem Geiste, der dem Christenthum widersprach, der Christus bezweifelte oder läugnete. Den Orthodoxismus löste der Rationalismus ab, und er löste denselben auf".

„Der Staat aber wurde immer hochmüthiger und kecker. Er verstand sich selber noch nicht zureichend, so wenig als er die Kirche verstand. Aber er war seiner Macht inne geworden; er fühlte seine Herrschaft. Die Philosophie, die Wissenschaft erweiterte seine Gedanken; und wie sie damals störend einwirkte auf den Glauben der Kirche, so erhob sie gleichmäßig die Gewalt des Staates. Das Kirchenregiment hielt der Staat weit fester in seiner Hand, als den kirchlichen Glauben in seinem Herzen. Er dachte schon daran, daß er Alles sey, ihm Alles zustehe. In katholischen und protestantischen Ländern fing man an, die Kirche für eine bloße, wenn auch

umfassende und großartige Polizeianstalt des Staates zu halten. Rousseau sprach schon von einer bürgerlichen Religion, welche bestimmt sey, das Christenthum zu verdrängen, und die gebildete Welt klatschte ihm Beifall".

„Und es bereiteten sich nun großartigere Kämpfe vor, als die bisherigen Kämpfe; Kämpfe um das Daseyn, um die Wahrheit von Staat und Kirche".

In diesen Kämpfen, in welchen wir mitten inne stehen, erachtet er für dem Manne geziemend, einen scharfen Blick in die Zukunft zu werfen, um das Ziel ins Auge zu fassen, welches gesetzt ist und errungen werden muß. Bauend auf den Jahrtausende hindurch in steter organischer Entwicklung emporgewachsenen Charakter der Geschichte, überzeugt, daß die Vergangenheit bürge für die Zukunft, faßt er nun seine An- und Aussicht in folgenden Sätzen zusammen:

„Weder wird der Staat die Kirche in sich verschlingen, noch wird der Staat in der Kirche untergehen dürfen. Die Zweiheit von Staat und Kirche muß gerettet bleiben für die erwachsene Menschheit. Denn sie ruht auf der Zweiheit des Menschen, wie Gott sie in Mann und Weib geschaffen hat".

Ferner: „Die Trennung und Geschiedenheit des Staates und der Kirche kann als Uebergangsmoment eine relative Geltung haben, als Nothstand oder zur Vorbereitung. Aber der entwickelteren Menschheit ziemt die Scheidung der Geschlechter nicht, sondern die Verbindung beider".

„Und nun das Ziel: Gleichwie das Geschwisterverhältniß das Ideal der Kindheitsperiode der Menschheit war, so ist die Ehe des Mannes und der Frau das gesuchte Ideal der entwickelteren Jugendperiode der Menschheit. Dieses Ideal wird sich darstellen in der Ehe des Staates und der Kirche, und damit und in ihr wird die Lösung des großen Räthsels gefunden, wird das wahre Verhältniß beider hergestellt werden".

Was nun den wissenschaftlichen Werth und die praktische Bedeutung der Grundansicht betrifft, als deren Ergebniß die eben hervorgehobenen Sätze sich darstellen; so ist nicht zu verkennen, von welcher Wichtigkeit es sey, daß die historisch und dogmatisch bereits feststehende Verschiedenheit und doch gleichzeitige Untrennbarkeit von Staat und Kirche auch auf philosophischem Wege zu fester und allseitiger Ueberzeugung durchgebildet werde. Dennoch möchte sich V. von dieser, von

der Geizhals, das Bild der Optimatenherrschaft oder Oligarchie; der behagliche Lebemann, das Bild der Demokratie; der Sclave seiner wilden Triebe, das Bild der Tyrannis. Und er zeigt den Uebergang von einer Art der Verfassung zur andern in einer Weise, die eben so sehr ein Meisterstück der politischen als der psychologischen Beobachtungs- und Darstellungskunst genannt zu werden verdient. Die Zurückführung der Erscheinungen, die sich hier dargeboten, auf die drei Grundkräfte der menschlichen Seele und die ihnen entsprechenden Elemente der menschlichen Gesellschaft gibt dann der ganzen Darstellung ihre wissenschaftliche Grundlage, und bildet die Rechtfertigung des Satzes, daß den Philosophen als den Repräsentanten der Vernunft eigentlich die Herrschaft im Staate gebühre*). Diese platonische Methode der Staatslehre ist seitdem völlig vernachlässigt worden, und wir treffen nur hie und da, besonders bei dem heiligen Thomas von Aquin, De Regimine principum lib. I. C. 2 und 12 vgl. Summa theol. I secund. quest. 91. art 1 und quest. 93 und 94) einzeln darauf hinzielende Aeußerungen.

Friedrich Rohmer scheint dieselbe zur Gründung einer neuen politischen Schule benützen zu wollen, als deren Früchte dem Publikum in der jüngsten Zeit zwei interessante Bücher vorgelegt wurden, das eine von seinem Bruder Theodor, von den politischen Partheien; das andere jenes oben bezeichnete vom Professor Bluntschli in Zürich. Ersteres geht davon aus, daß die Gegensätze des Alters und Geschlechtes, die in der Gesellschaft bestehen, auch im Staate nothwendig ihre Repräsentanten haben und zu politischen Parteien sich gestalten, deren Charakteristik, besonders in Bezug auf die knabenhaften Radikalen, mit scharfen Strichen und lebendigen Farben dargestellt wird. Das Buch des Professors Blunschli ist seinerseits auf den Satz gebaut: Der Staat ist das Bild des Menschen. Der Organismus des Staates ist das Abbild des menschlichen Organismus. (S. 22.) Und dieser Satz, aus dem sich einerseits durch die Einheit der Völker in der Menschheit, auch die Idee der Einheit der Staaten im Staate, der die Idee eines Weltstaates entwickelt, wird andererseits benützt, um an die Analogieen, die der Verfasser zwischen dem Organismus und Leben des einzelnen Menschen und dem des Staates, mehr oder minder treffend, wahrgenommen, politische Lehren und Anweisungen für die practische

*) De Geer (Van Heusde), Diatribe in politices Platonicae principia. Traject. ad Rhen. 1810. p. 96 sq.

Leitung der Staaten zu knüpfen. Bezüglich z. B. des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, welches uns hier zunächst und am meisten interessirt, welches aber keineswegs, wie der oben angeführte Titel glauben machen könnte, der einzige Vorwurf dieses Buches ist, da vielmehr nur psychologische Studien über den Staat und über die Kirche darin enthalten sind, sagt unser Verfasser (S. 57): „Steigt ... in der Weltgeschichte das Leben der Menschheit erst aufwärts durch die Periode der Kindheit und der Jugend, und dann wieder niederwärts durch das gesetzte und höhere Lebensalter hindurch: ganz so wie das Leben des Menschen: so muß auch im Großen sich die ursprüngliche Zweiheit der Geschlechter in ihr in ähnlicher Weise offenbaren, wie unter den menschlichen Individuen. Es muß, wie das Leben des Mannes und das des Weibes in den Individuen sich unterscheidet, so auch im Großen das Leben der Mannheit und der Weibheit, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, sich unterscheiden. Dieser ursprüngliche Gegensatz, welcher der Menschheit schon in ihrem ersten Keime eingepflanzt worden, führt uns auf einen andern secundären, der aus jenem hervorgegangen ist, auf den Gegensatz von Staat und Kirche. Der Staat und die Kirche sind die beiden einzigen Gestaltungen in der Weltgeschichte, welche nicht bloß einzelne Individuen oder Familien, welche ganze Völker gewissermaaßen zu Einem Körper, zu Einem organischen Wesen vereinen, welche den inneren Anspruch haben, in ihrer höchsten Vollendung die ganze Menschheit zu umfassen. Neben diesen beiden gibt es keine dritte derartige Erscheinung .... Staat und Kirche bilden beide den Organismus der Menschheit nach, aber wiederum in verschiedener Art und Richtung, der Staat die Mannheit, die Kirche die Weibheit". Es begreift sich leicht, daß wir diesem Principe, nach welchem von vornherein dem Staate die Oberherrschaft über die Kirche zugeschrieben wird, nicht beipflichten können.

„Die Stellung des Mannes ist herrschend auf Erden in allen großen Dingen. Und so mußten nothwendig auch die Männer in der Kirche die priesterliche Leitung übernehmen. Aber wenn Herrschaft des Staates eigenste Natur ist, so gilt solches doch nicht eben so von der Kirche. So nothwendig wie in allen menschlichen Gebieten eine Oberleitung, eine Art von Beherrschung auch für das Daseyn der Kirche ist, als eine äußere Gestaltung, das Wesen derselben liegt doch nicht darin, sondern vielmehr in der gemüthlichen Hingebung, in dem innern Seelenfrieden und in der Liebe der Kirche".

Professor Bluntschli bemüht nun sich zu zeigen, wie der Gegensatz zwischen

Staat und Kirche, der seit der Stiftung des Christenthums erst in bestimmten deutlich getrennten Zügen hervorgetreten, doch der Anlage nach so alt und älter ist als unsere historische Kenntniß hinaufreicht. Er verfolgt die Momente desselben durch die Kindheit und Jugendperiode der Menschheit hindurch, bis zur Zeit des römischen Imperialstaates, wo dieselbe gewissermaassen zur vollen Entwicklung und zum Bewußtseyn ihres Herrscherberufes auf Erden gelangte, und schließt diese Betrachtung der vorchristlichen Welt mit der Bemerkung, daß der Staat sich in voller Kraft fühlend, irrthümlich meinte, sich selbst zu genügen. „Der Staat„, sagt er, „kannte wohl religiöse Bedürfnisse. Er räumte dem Cultus der Götter ein gewisses Gebiet ein, er bestellte die Priesterthümer und besorgte die öffentlichen Opfer und Feste. Aber er verstand die Nothwendigkeit der Kirche nicht, er faßte ihr stilles Wesen nicht; egoistisch und weltlich, wie er war, übersah er die zartere Schwester in wilden Jünglingsmuthe. Wie konnte aber der Staat zur Vollkommenheit gelangen, ohne die Ergänzung, ohne den Gegensatz der Kirche? Das Gesetz der Zweiheit von Staat und Kirche ist in die menschliche Natur selbst gelegt. Es wird nicht ungestraft verachtet. Eben weil es dem römischen Staate an einer entsprechenden Kirche fehlte, ging er eben so rasch, als äußerlich die siegreichen Adler von Land zu Land erobernd vordrangen, innerlich dem Verfall entgegen. Und als die Gränzen des römischen Reiches den größten Umfang bekamen, hatte auch schon die Sittenlosigkeit der römischen Nation ihr ganzes Daseyn durchfressen und vergiftet. Keine Kirche reinigte dieses gemüthliche Verderbniß; keine Kirche versöhnte den gefallenen Menschen mit Gott und erneuerte heilend seinen gesunkenen Werth; keine Kirche wahrte den Glauben an einen Zusammenhang des Menschen mit Gott, an eine überirdische Forteristenz und sorgte für die Dämme einer gesunden Volksmoral“.

Nun geht der Verfasser zur Bildung der Kirche über, hinsichtlich deren, wir wegen seiner protestantischen Auffassungsweise, die nur von einer mittelbaren Veranlassung, nicht von einer unmittelbaren Stiftung und Einsetzung der Kirche weiß, mit ihm nicht rechten wollen. Uns kommt es hier vorzüglich auf die Folgerungen an, die er aus seiner Grundansicht zieht. Wir nehmen also die Kirche als existirend an, ohne zu fragen, wie sie in's Daseyn getreten, und folgen nun dem Verfasser in denjenigen Betrachtungen, die er an dieses ihr Daseyn rücksichtlich ihres Verhältnisses zum Staate knüpfte. Von der Idee ausgehend, daß die Kirche als eine im Leben der Völker zu Tage gekommene äu-

ßere Erscheinung, als ein Organismus aufgefaßt werden müsse, fordert er für sie einen Leib, so gut als für den Staat. Diesen Leib von seiner Seele, der Religion, unterscheidet er, findet aber in der viel unmittelbareren Beziehung der Religion zur Kirche als zum Staate einen Beleg zu seiner Ansicht von der mehr männlichen Natur des Staates und der mehr weiblichen der Kirche. Die Mutter, welche an dem Kreuze des geliebten Sohnes steht, und von ihm das tröstende Wort vernommen und den tröstenden Blick empfangen und verstanden hat in ihrem Herzen, ist ihm das Bild der ersten Zeit der Kirche (S. 69.) „Endlich wurde das Christenthum", sagt er, von dem altgewordenen römischen Staate aufgenommen und anerkannt. Zugleich mit der Aufnahme des Christenthums erhielt das weltliche Reich eine neue Hauptstadt in Byzanz, das ganze politische Daseyn einen durchaus anderen Mittelpunkt. Von da an finden wir in allen christlichen Ländern und unter allen christlichen Völkern durch das ganze Mittelalter hindurch die Zweiheit von Staat und Kirche als etwas Nothwendiges vorausgesetzt. Bezüglich des Verhältnisses beider zu einander unterscheidet der Verfasser das frühere Mittelalter, wo die Beziehungen mehr innerlich fortschritten und mehr einen gläubigen und kirchlichen Charakter hatten, von dem späteren Mittelalter, wo der äußere Kampf losbrach und mehr eine staatliche Natur annahm. Im früheren Mittelalter betrachtet er dann wieder gesondert 1. das Verhältniß von Staat und Kirche im römisch-griechischen Reich; 2. Die katholische Kirche und den germanischen, insbesondere den fränkischen Staat. Im späteren Mittelalter findet er die Gegensätze noch auffallender; 3. zwischen dem deutschen Kaiserthum und dem römischen Papstthum und 4. in der Reformationsperiode.

Alle diese Verhältnisse führt der Verfasser nun durch mit fortwährender Beziehung auf sein Grundprincip, daß Staat und Kirche zu einander ständen, wie Mann und Weib. Seine historischen Kenntnisse, seine ehrenwerthe Gesinnung und Geradheit der Absicht haben den Verfasser mehr als jene principielle Durchführung, die oft höchst gewaltsam wird, dazu geleitet, viele Verhältnisse richtig zu durchschauen und zu erfassen. Gilt dieß weniger von dem späteren Mittelalter, von welchem er sagt: „Die Weltgeschichte machte es offenbar, daß die Unterordnung des Staates unter die Kirche unnatürlich, unhaltbar sey, zum Verderben auch der herrschenden Kirche ausschlage", so gilt dieß doch in vieler Beziehung von der neueren Zeit, die er also einführt:

„Da kam die Reformation. Es war gewissermaaßen ein Zu-

sichgehen der Kirche selbst, eine Reaction ihres Gemüthes..... Die Reformation wirkte auch sehr bedeutend auf die katholisch gebliebene Kirche selber zurück. Auch sie war genöthigt, in das innere Leben zu kehren und von da aus Reinigung vorzunehmen.

. . . .

Das Institut der Nationalkirche kam auf. Es trat eine enge Verbindung ein zwischen Staat und Kirche. Der Friede schien hergestellt, die Versöhnung vollständig, das große Räthsel gelöst“. .

. . . .

„Aber es schien auch; es war nicht gelöst...... Die protestantische Kirche selbst nahm doch bald in sich ein ganz anderes Wesen an. Sie hatte sich viel zu unleiblich gedacht, als daß sie ein solches Gemüthsleben in dieser innerlichen Weise hätte bewahren und fortsetzen können. . . . .

. . . . Jene eigenthümliche Strömung des Glaubens versiegte in dem großen Körper der Kirche. Nur einzelne, halb oder ganz ausgeschiedene Konventikel, und nur die Pietisten ließen sich in ihrer Weise davon erfüllen und bestimmen. In der Kirche selbst verhärtete sich zunächst der Glaube der Reformation in orthodoxe Dogmen und Symbole, die wiederum mehr äußerlich und formell Geltung hatten und forderten, als innerlich geglaubt wurden und wirkten. Und als diese fälschliche Verleiblichung und Formung des Kirchenglaubens vor sich gegangen war, drang die weltliche Philosophie ein in die leeren Räume auch der für religiösen Gehalt bestimmten kirchlichen Glaubensformeln, und erfüllte die Leere — ihrer damaligen Richtung gemäß — geradezu mit einem Geiste, der dem Christenthum widersprach, der Christus bezweifelte oder läugnete. Den Orthodoxismus löste der Rationalismus ab, und er löste denselben auf“.

„Der Staat aber wurde immer hochmüthiger und kecker. Er verstand sich selber noch nicht zureichend, so wenig als er die Kirche verstand. Aber er war seiner Macht inne geworden; er fühlte seine Herrschaft. Die Philosophie, die Wissenschaft erweiterte seine Gedanken; und wie sie damals störend einwirkte auf den Glauben der Kirche, so erhob sie gleichmäßig die Gewalt des Staates. Das Kirchenregiment hielt der Staat weit fester in seiner Hand, als den kirchlichen Glauben in seinem Herzen. Er dachte schon daran, daß er Alles sey, ihm Alles zustehe. In katholischen und protestantischen Ländern fing man an, die Kirche für eine bloße, wenn auch

umfassende und großartige Polizeianstalt des Staates zu halten. Rousseau sprach schon von einer bürgerlichen Religion, welche bestimmt sey, das Christenthum zu verdrängen, und die gebildete Welt klatschte ihm Beifall".

„Und es bereiteten sich nun großartigere Kämpfe vor, als die bisherigen Kämpfe; Kämpfe um das Daseyn, um die Wahrheit von Staat und Kirche".

In diesen Kämpfen, in welchen wir mitten inne stehen, erachtet er für dem Manne geziemend, einen scharfen Blick in die Zukunft zu werfen, um das Ziel ins Auge zu fassen, welches gesetzt ist und errungen werden muß. Bauend auf den Jahrtausende hindurch in steter organischer Entwicklung emporgewachsenen Charakter der Geschichte, überzeugt, daß die Vergangenheit bürge für die Zukunft, faßt er nun seine An- und Aussicht in folgenden Sätzen zusammen:

„Weder wird der Staat die Kirche in sich verschlingen, noch wird der Staat in der Kirche untergehen dürfen. Die Zweiheit von Staat und Kirche muß gerettet bleiben für die erwachsene Menschheit. Denn sie ruht auf der Zweiheit des Menschen, wie Gott sie in Mann und Weib geschaffen hat".

Ferner: „Die Trennung und Geschiedenheit des Staates und der Kirche kann als Uebergangsmoment eine relative Geltung haben, als Nothstand oder zur Vorbereitung. Aber der entwickelteren Menschheit ziemt die Scheidung der Geschlechter nicht, sondern die Verbindung beider".

„Und nun das Ziel: Gleichwie das Geschwisterverhältniß das Ideal der Kindheitsperiode der Menschheit war, so ist die Ehe des Mannes und der Frau das gesuchte Ideal der entwickelteren Jugendperiode der Menschheit. Dieses Ideal wird sich darstellen in der Ehe des Staates und der Kirche, und damit und in ihr wird die Lösung des großen Räthsels gefunden, wird das wahre Verhältniß beider hergestellt werden".

Was nun den wissenschaftlichen Werth und die praktische Bedeutung der Grundansicht betrifft, als deren Ergebniß die eben hervorgehobenen Sätze sich darstellen; so ist nicht zu verkennen, von welcher Wichtigkeit es sey, daß die historisch und dogmatisch bereits feststehende Verschiedenheit und doch gleichzeitige Untrennbarkeit von Staat und Kirche auch auf philosophischem Wege zu fester und allseitiger Ueberzeugung durchgebildet werde. Dennoch möchte sich B. von dieser, von



ihm für ganz neu gehaltenen philosophischen Auffassung der Staatsverhältnisse zu viel versprechen. Da er nicht sich, sondern Friedrich Rohner als den Erfinder derselben angibt, so wird er uns diese Bemerkung um so leichter verzeihen können. Er scheint sich zu viel von ihr zu versprechen, wenn er glaubt, daß wir mittelst dieser organischen Wissenschaft des Menschen, der seiner selbst bewußt geworden ist (wie er sie S. 21 a. E. nennt), jemals im Stande seyn werden, von dem Höhepunkte des Lebens aus (wie er S. 19 sagt) nunmehr alles Weitere, auch die späteren Erscheinungen schon in ihren Anfängen, in ihrem ersten Werden zu verstehen, und den Maaßstab für alle Zukunft zu besitzen. Was es dabei als Voraussetzung heischet, daß nämlich wirklich Alles schon in die Welt hinausgetreten sey als äußere That, was in der Menschheit noch verborgen ruht, daß die productive Kraft, die ihr verliehen ist, vollständig zu Tage gekommen sey; das wird nicht eintreten, so lange es noch eine Zukunft gibt. Und wenn es dereinst wirklich eintritt, dann hat es mit der Zukunft ein Ende und wir bedürfen des Maaßstabes nicht mehr. Ist aber ein solcher Maaßstab zu finden, was wir allerdings nicht völlig in Abrede stellen wollen, so kann er jedenfalls nicht in solchen bloßen Analogieen zwischen dem Leben des Staates und der Individuen liegen, wie sie uns hier geboten sind, sondern er muß in den Gesetzen gefunden werden, welche dem Letzteren zum Grunde liegen. Die Analogieen, um welche sich Bluntschli's Betrachtung in diesem Buche bewegt, sind zu sehr dem Spiel des Witzes und der Phantasie hingegeben, um je die Grundlage einer eigentlichen Wissenschaft vom Staate abgeben zu können. Wunderlichkeiten, wie die, worein unser Verfasser selbst, trotz seines unläugbaren Tactes und Verstandes, gerathen ist, wenn er z. B. die Noblen mit dem Nabel zusammenstellt, oder das Ministerium des Aeußeren mit dem Geruche im Menschen vergleicht und dabei (S. 191) auf die feinen Nasen der Diplomaten anspielt, bezeichnen, wenn wir hinzunehmen, daß die Parallele mit der „Mannheit und Weibheit" widerlich wird, zur Genüge die Abwege, die hier drohen, ohne daß wir weiter etwas zu sagen brauchen. Es ist an sich unstreitig richtig, daß die Bedingungen des Heiles nicht bloß auf die menschlichen Individuen, sondern auch auf die Menschheit im Ganzen, auf den socialen Menschen ihre Anwendung finden müssen. Und dann heißt es: „Von dem Princip der gesellschaftlichen Thätigkeit gilt ganz dasselbe, wie von dem des individuellen Lebens, welches man auch vergebens in den Gesetzen der Chemie, der Physik und der Ma-

thematik zu entdecken vermeinte; es waltet da ein Geheimniß. Der Geist Gottes ist es, der die Matrie belebt, und der weht, wo er will. Man müßte das Geheimniß der Zeugung ergründet haben, um den Ursprung der politischen Gesellschaften genügend zu erklären. Sie be-
So bestehen die politischen Gesellschaften durch die Macht eines Willens, der Tausende von Individuen handeln macht wie Ein Mann. Ein Staat ist ein Mensch im Großen, mit einem bestimmten Geiste, einer bestimmten Kraftund einem bestimmten Willen. Er hat seine Individualität, die seine Geschichte bestimmt; er kommt zur Welt und stirbt, wie Jeder von uns &c. . . . . Gedanken, welche in in einer Reihefolge von Aufsätzen in der zu Paris erscheinenden Université catholique *) ihre weitere Ausführung gefunden haben.

Indem wir von dem Buche scheiden, können wir es nicht, ohne über die Idee des Weltstaates, deren Realisirung er als das Ziel der politischen Entwicklung zu betrachten scheint, noch ein Wort zu sagen. Könnte die Menschheit zu einer irdischen Einheit sich zusammenthun und abschließen zu einer Einheit, deren Mittelpunkt nicht Gott in der Kirche wäre, so wäre es um alle höhere Einwirkung auf sie geschehen, und wir verfielen rettungslos dem grausamen Spiele nuserer, in der Staatsgewalt verkörperten Triebe und Leidenschaften. Diese Idee scheint uns von Gott verworfen worden zu seyn, schon damals, als er die Menschen aus dem Paradiese trieb, auf daß sie nicht ferner vom Baume des Lebens äßen und ihrer Sündhaftigkeit ewig lebten. Ihr Ausdruck war der babylonische Thurmbau, dessen Vollendung durch die Sprachverwirrung hintertrieben ward. Ihr Bild war, in der Zeit des Streites zwischen Papst und Kaiser, der zweite Thurm an unseren mittelalterlichen Münstern, der nirgend zur Vollendung kam. Der Mensch, der sie in sich darzustellen vermögte, wäre der Antichrist, vor dem uns Gott bewahren wolle.

*) Tome IX, Nro. 52, p. 269 sqq. T. XI, Nro. 65, p. 340 sqq. T. XII, Nro. 69, p. 178 sqq.

XXIX.

Oekolampadius Leben und Wirken in Basel bis zu seinem Tode.

(Schluß.)

Wir haben nur noch zu betrachten, ob nicht andere Vortheile, mögen sie nun von was immer für einer Art seyn, aus der Losreißung von der Mutterkirche hervorgegangen sind, wodurch die Reformatoren wenn auch nicht gerechtfertiget, doch einigermaaßen entschuldiget werden könnten. Wir wollen zuerst vernehmen, wie sich der Verfasser über die Baselsche Kirchenordnung äußert, nachdem er den Inhalt derselben dargelegt hat: „Dieß sind die Grundlagen, auf denen die reformirte baslerische Kirche sich erbaute. Es ist nicht zu läugnen, daß die Ueberwindung der katholischen Irrthümer und Losreißung vom päpstlichen Joch, als mit großen Opfern erkauft erscheint: wie sehr ist doch die religiöse Kunst ausgeschlossen aus dem Kreise des nackten, einförmigen Gottesdienstes! mußten doch selbst eine Zeitlang die Orgeln und die größern Glocken verstummen: ihre seelenvollen Töne wurden als antichristliches Geleier verachtet. Lobenswerth sind die mannigfachen Sittengesetze: doch frägt man sich, ob nicht ein gesetzliches Wesen nothwendig dabei unterhalten wird? ob innerhalb des engbeschränkten Kreises bürgerlicher Frömmigkeit und Ehrbarkeit sich tiefer eindringende, großartige christliche Tugend entwickeln könne? Man ist verwundert über die Erscheinung dieses kleinen Theils der Kirche, welcher ohne for-

melle Verbindung mit dem Ganzen, ohne das Bewußtseyn seiner Verbindung mit dem Ganzen sich constituirt und die Kirche völlig in dem Staate aufgehen läßt? Man fragt sich, haben wir hier diejenige Erscheinung vor uns, wovon Cyprian redet, den Strahl, der sich vom Körper der Sonne, den Ast, der sich vom Baume, den Fluß der sich vom nährenden Quell absondert, und welche dadurch die Bedingung ihres Bestehens verlieren? — Doch bei diesen zweifelnden Fragen werden wir nicht stehen bleiben, wenn wir das innere Wesen der baselischen Reformation von den äußern, zufälligen, durch die Noth der Zeit aufgedrungenen Formen zu unterscheiden wissen; sie hat in Wahrheit den Lebensfaden, der sie mit der allgemeinen Kirche verbindet, nicht zerrissen: sie hat zu ihrem Wahlspruche das Wort deß Apostels gewählt: ich schäme mich nicht des Evangeliums Jesu Christi 2c. Das Wort Gottes ist ihre Lebensquelle; sie ist bereit zu Aenderungen, sofern sie aus dem beseelenden Princip ihres Lebens abgeleitet werden; so erscheint sie allerdings in dürftiger, etwas verkümmerter Gestalt; das ist aber wenigstens eben so sehr die Schuld der Zeit als ihre eigene: aus dem Sturme der Zeit hat sie das ewige Evangelium hinübergerettet, und mit ihm die unversiegliche Quelle neuer Schöpfungen, die sie selbst weissagend sich verkündet". —

Wir ehren die Wahrheitsliebe des Verfassers in dem vorausgeschickten Bekenntnisse, aber wir können den nachgeschickten Erläuterungen, womit er den Eindruck desselben wieder zu verlöschen strebt, nicht die gleiche Anerkennung gewähren. Das Gerede von der Rettung des ewigen Evangeliums aus dem Sturme der Zeit und von der unversieglichen Quelle neuer Schöpfungen ist nicht nur gehaltlos, sondern bei dem gegenwärtigen Stande des Protestantismus wahrhaft lächerlich. Die katholische Kirche hat noch immer dieselben heiligen Schriften und dieselben Evangelien, die sie vor dreihundert Jahren hatte, und nicht ein Jota ist ihr davon verloren ge-

gangen. Die beiden Quellen des göttlichen Wortes Schrift und Tradition springen und rinnen noch immer fort unter ihrer Huth, und ihre Kinder schöpfen daraus noch immer dieselben ewigen Glaubenswahrheiten, die sie vor dreihundert Jahren daraus geschöpft hatten, und sie werden ihnen zu lebendigen Brunnen, die in das ewige Leben emporspringen. Halten Sie dagegen, Hr. Licentiat in den von der einen Kirche losgerissenen Kirchen des Protestantismus Umfrage: Was eigentlich die wahren ächten Evangelien und heiligen Schriften und was ihr wahrer und ächter Sinn sey, und Sie werden so viele verschiedene Antworten erhalten, daß sich Ihnen der Kopf drehen wird. Jedenfalls wird die Zahl derjenigen, welche überhaupt noch heilige, vom Geiste Gottes eingegebenen Schriften anerkennen, die allergeringste seyn. Stellen Sie sich selbst diese Frage, und Sie werden sich gestehen müssen, daß Ihre eigenen Ansichten hierüber auf sehr schwankenden und beweglichen Grundlagen sitzen, und daß Sie nicht sicher sind, jeden Augenblick auf irgend eine mündliche oder schriftliche Aeußerung, auf eine kritische Bemerkung, auf eine Construction zu stoßen, die Ihre gegenwärtige Ueberzeugung in einem Nu über den Haufen werfen kann. Sie haben bereits ernst gezweifelt. Sie haben Ihrem Zweifel an der Wahrheit und Aechtheit Ihrer Confession einen klaren und scharfen Ausdruck gegeben in dem Gleichnisse des hl. Cyprian von dem losgelösten Strahle, von dem abgeschnittenen Zweige, von dem Fluße ohne Quelle. Wer so zweifelt, dem fehlt es wahrlich nicht an ernsten Mahnungen. Sehen Sie zu, daß Sie Ihren Forschungen und Prüfungen aus keiner menschlichen Rücksicht ein Ziel setzen; denn es handelt sich hier um nichts Geringeres als um das ewige Heil.

Vielleicht ist aber den Reformatoren wenigstens dieß gelungen, eine allgemeine Sittenverbesserung unter der Geistlichkeit und dem Volke ihrer Parthei einzuführen, und wie Oekolampadius sich ausdrückte, die ursprüngliche Reinheit der

Kirche herzustellen? Nachdem die Neuerer die Kirchengesetze aufgehoben, die Sacramente und damit auch das Priesterthum abgeschafft, und die Diener der göttlichen Geheimnisse zu bloßen Wortsdienern oder zu einer Art gelehrterer Schulmeister herabgesetzt hatten, fielen die Ansprüche auf höhere Vollkommenheit und damit auch manche eben dadurch veranlaßte Aergernisse hinweg. Die Concubinate kamen so leicht nicht mehr vor, weil jeder bestallte Wortsdiener sein Brod hatte, um Weib und Kind ernähren zu können, und nicht zu säumen brauchte, sich mit den Rosenketten der Ehe zu umwinden. Hatten früher manche Priester die äußerliche Würde und Zierde des Gottesdienstes auf ärgerliche Weise vernachlässiget, so konnte dieses Aergerniß nicht mehr vorkommen, denn in den protestantischen Gotteshäusern ward weiter nichts gethan als gesungen, gepredigt und der Predigt zugehorcht, und hiezu bedurfte es weiter nichts als vier nackter Wände, einiger Stühle und eines Katheders. Hatten früher manche Priester dadurch Aergerniß gegeben, daß sie die Fasttage verkündeten, und sie selbst nicht hielten oder sich Dispensen erwirkten, so kam auch dieß in Abgang und jeder Wortsdiener konnte jetzt zu jeder beliebiger Zeit im Kreise seiner Familie ruhig sein Spanferkel schmausen. Außer diesen negativen Vollkommenheiten aber ließ sich von positiver Heiligkeit des Wandels weder unter den Prädikanten noch unter dem Volke etwas verspüren. Im Gegentheile sah es damit nicht zum Besten aus, wie der Verfasser selbst bezeuget. Indem er auf die Maaßregeln zu sprechen kömmt, die bald nach Oekolampadius Hinscheiden zur Verbesserung der Sitten getroffen wurden, sagt er: „In derselben Absicht wurden bald neue Synoden gehalten; es sollten die Pfarrer hinsichtlich des Glaubens und des Lebens geprüft und der religiös-sittliche Zustand der Gemeinden erforscht werden. Welche merkwürdig traurige Geständnisse dabei gemacht wurden, geht aus den Acten der Synoden dieser Zeit hervor. Die Geistlichen wagten es übrigens, diesen Versammlungen eine den Wünschen der Regierung

entgegengesetzte Wendung zu geben: sie beklagten sich über Verschwendung der Kirchengüter u. s. w. Es erfolgte daher auf Mittwoch 19. Nov. 1559 eine Erkenntniß, die Synoden und den Bann belangend worin ausgesprochen war, daß die Synoden von der ersten Institution abgewichen, das Examen der Lehre und des Lebens der Prädikanten übergangen und zu Zeiten Sachen traktirt hätten, die vor die Obrigkeit und nicht vor die Synodum gehörten; daß daher die Synoden wieder nach der ersten Institution gehalten werden sollen, wie dieselbe mit Rath weiland des gottesfürchtigen Mannes, Dr. Oekolampad selig an die Hand zu nehmen, fruchtbar geachtet worden. Denn allerdings war Oekolampad, obwohl er höher hinaufstrebte, doch sehr vorsichtig zu Werke gegangen. Die genannte Spannung zwischen dem Rathe und der Geistlichkeit war aber die Ursache, daß das Synodalwesen im Kanton Basel niemals zu einem gedeihlichen Aufblühen gelangte und bald gänzlich zerfiel". Möge der Verfasser damit sein Urtheil über die Diöcesan-Synode, welche der Bischof Christoph von Uttenheim im Jahre 1503 gehalten hatte, zusammenstellen. Auch die vielen Sittenmandate, die der Rath als weltliche und geistliche Obrigkeit zugleich erließ, zeigen, daß das Volk in der Heiligkeit des Wandels sich nicht übernahm. Der beste Zeuge für die sittlichen Früchte der Reformation ist der Erzreformator Luther selbst. In seiner Hauspostille sagt er: „Diese Predigt (daß der Glaube allein rechtfertige) sollte man billig mit großen Freuden hören und mit herzlicher Danksagung annehmen, sich daraus bessern und darnach fromm seyn. So kehret sich's, leider, um, und wird die Welt aus dieser Lehre nur je länger und je ärger, ruchloser und frevendlicher, und ist doch nicht der Lehre, sondern der Leute Schuld. Das ist der leidige Teufel und Tod. Jetzt sind die Leute mit sieben Teufel besessen, da sie zuvor mit einem Teufel besessen waren. Der Teufel fähret nun mit Haufen unter die Leute, daß sie unter dem hellen Lichte des Evange-

ki sind geiziger, listiger, vortheilischer, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger denn unter dem Papstthum". Und in der Vorrede zu den schmalkaldischen Artikeln. „Wucher und Geiz sind wie eine Sündfluth eingerissen und eitel Recht worden. Muthwill, Unzucht, Uebermuth mit Kleidern, Fressen, Spielen, Prangen mit allerlei Untugend und Bosheit, Ungehorsam der Unterthanen, Gesinde und Arbeiter, aller Handwerke, auch der Bauern Ueberfetzung und wer kann es alles erzählen, haben also überhand genommen, daß man's mit zehn Conciliis und zwanzig Reichstag nicht wieder wird zu recht bringen *)". Er konnte sich wohl noch Glück wünschen, daß seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein nicht noch größere Gräuel veranlaßt hatte. Will man dagegen einwenden, daß Luther in seinem Eifer die Zustände zu schwarz schilderte, so haben wir auch nichts dawider; es bleibt noch genug übrig für unsere bescheidene Thesis, daß die Reformatoren keine Sittenverbesserung herbeigeführt haben. Der Mensch bleibt Mensch. Das sittliche Gefühl läßt sich nicht ausrotten, dagegen ist es aber auch eine Thorheit, einen idealen Zustand allgemeiner Heiligkeit zu träumen. Daß auch in der ersten Kirche ein solcher Zustand nicht Statt hatte, zeigen die Briefe des heiligen Paulus an die Corinther zur Genüge. Der größere Theil der Menschen wird immer der seyn, der sich von seiner Sinnlichkeit und von seinen Leidenschaften beherrschen läßt.

Vielleicht wurde aber durch die Reformatoren eine größere Duldsamkeit und ein milderer und versöhnlicherer Geist gegen Andersgläubige eingeführt? Leider ist laut Zeugnissen, die uns der Verfasser beischafft, auch dieß nicht der Fall. Es wurden von dem Rathe Verordnungen erlassen, daß diejenigen, welche wegen der neu vorgenommenen Ordnung und

*) S. K. A. Menzels neuere Geschichte der Deutschen II. Bd. S. 167.

geschehenen Aenderung in christlicher Religion ausgewandert seyen, eben so die Geistlichen, die in Basel noch ihre Häuser, Höfe, Güter und Verwandte hätten, nicht bei ihren Häusern noch Verwandten einziehen, und ganz kein Feuer noch Rauch in Basel haben dürften. Sodann wurde gegen die Katholiken in der Stadt selbst, die an dem reformirten Abendmahle keinen Theil nehmen wollten, eingeschritten, und endlich im Juni 1530 nach dem Beispiele Zürichs der Beschluß gefaßt und vollzogen, daß Alle, die der Reformation oder dem reformirten Abendmahle entgegen seyen, ihre Stellen und Aemter in der Stadt und in der Landschaft verlieren sollten. „Wie mächtig dieser Geist der Zeit war", sagt der Verfasser hierüber, „geht daraus hervor, daß Oekolampad diese Maaßregeln billigte; er beklagte sich in den Briefen an Zwingli über das im Hause noch vorhandene Gift, und freut sich, daß das Haus gereinigt werde und die Einwohner an Stärke gewinnen könnten: er ist froh, daß mit Ausrottung des Katholicismus die Gefahren, welche die Sicherheit des Staats bedrohen, sich zerstreuen. In dieser Ansicht der Sache liegt unsers Erachtens seine Entschuldigung". — Wenn von katholischer Seite die strengen Maaßregeln in Italien und Spanien gegen die Neuerer mit der Sorge für die bürgerliche Ordnung und für die Sicherheit des Staats entschuldiget worden sind, so wurde die Rede gewöhnlich mit einem um so lauteren Geschrei über Fanatismus und Tyrannei übertäubt. Sobald aber die gründlichere Geschichtsforschung den Protestantismus zwingt, einzugestehen, daß es die Reformatoren nicht anders gehalten haben, wird mit größter Unbefangenheit derselbe Grund vorgebracht. Dabei waltet aber noch immer ein großer Unterschied ob. In den katholischen Staaten bestanden noch immer die alten Gesetze gegen die Irrgläubigen in voller Rechtskraft, und wurden von den rechtmäßigen Gewalten in rechtmäßigen Formen exequirt. In Basel dagegen übte eine Parthei, welche sich durch Revolution der Regierung bemächtiget, und ihre katholischen Mitbürger durch

die ungerechtesten Gewaltstreiche unterdrückt hatte, im Namen einer Confession, welche Glaubensfreiheit und Freiheit der Schriftforschung auf ihrer Fahne trug, den Glaubenszwang aus. Die Excommunication, welche der Rath ganz an sich gezogen hatte, gestaltete sich bald zu einer förmlichen Inquisition. In einer Verordnung vom Jahre 1532 wurden diejenigen mit Strafen bedroht, welche Götzen und Bilder anbeten, Wallfahrten unternehmen, in fremden päpstlichen Kirchen Messe hören, mit Jenen, so unserm Glauben zuwider, die Sacramente empfangen, oder in ihrem Hause Messe lesen lassen, und den Bannherren Wachsamkeit hierüber aufgetragen. Diese Maaßregeln waren jedoch nicht bloß auf Katholiken beschränkt, sie waren schon früher auch auf Lutheraner ausgedehnt worden. Indem der Verfasser diesen Gegenstand berührt, sagt er: „Wie widrig auch der Eindruck sein mag, den die erwähnte protestantische Unduldsamkeit und Gewissenstyrannei auf uns macht, so wird doch das immerhin ungünstige Urtheil darüber etwas gemildert werden, wenn man sich die gefahrvolle Lage des Protestantismus vergegenwärtigt und die daraus sich scheinbar ergebende Nothwendigkeit, innerhalb der Mauern wo möglich Einheit des Glaubens zuwege zu bringen". — „So lange das feindliche Verhältniß zwischen der alten und den neu entstandenen Kirchen fortdauerte, wurde auch von protestantischer Seite das Princip der Religionsfreiheit vielfach verletzt, ja nicht einmal anerkannt; was aber die harten Maaßregeln gegen die lutheranisirenden Basler Bürger betrifft, so finden sie leider ihr Seitenstück in dem noch härteren Benehmen der lutherischen Kirchen gegen diejenigen, welche den schweizerischen Lehrbegriff annahmen". — Der Verfasser fragt nun: Welchen Antheil wohl Oekolampad an dieser Uebertragung der Kirchenzucht auf das doctrinelle Gebiet — so tauft er das, was in katholischen Staaten Inquisition heißt — genommen habe, und antwortet darauf: „Wir müssen bekennen, daß der Gedanke von ihm ausgegangen ist, welcher, wenn einmal überhaupt die Kirchenzucht als

rechtmäßig anerkannt ist, seine Rechtfertigung findet". Der Verfasser fällt hier wieder in die Erbsünde seiner Confession. Er beruft sich zur Rechtfertigung seines Helden auf die Nothwendigkeit, die Einheit des Glaubens zu erhalten, und auf die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht, und streitet so mit denselben Grundsätzen, deren Gültigkeit er den Katholiken gegenüber leugnet. Der katholische Glaube ist ein Glaube, der nicht auf den Ansichten, Aussprüchen oder Schriftauslegungen Einzelner, sondern auf dem übereinstimmenden Bewußtseyn der allgemeinen Kirche und auf Erklärungen rechtmäßiger Kirchenversammlungen, die im Namen des heil. Geistes erlassen werden, beruht. Die katholischen Fürsten und Regierungen, welche sich der Glaubensneuerung widersetzten und sie von ihren Reichen abzuhalten suchten, widersetzten sich daher der subjectiven Willkühr Einzelner, und suchten die Zerreißung der kirchlichen Einheit von sich abzuhalten, sie konnten mit allem Rechte fordern, daß alle Neuerung nicht anders als auf dem gesetzmäßigen Wege und nicht durch Empörung wider die kirchlichen Autoritäten eingeführt werde; sie waren um so mehr hiezu berechtigt, weil die Neuerer allenthalben zum Aufruhr wider jede ihnen unbeliebige Obrigkeit aufreizten. Wenn aber ein von unsinnigem Dünkel aufgeblasener Pseudoreformator seine willkührlichen Ansichten und Schriftexegesen für absolute göttliche Wahrheit ausgibt und blinde Unterwerfung fordert, wenn er auf dieser Forderung beharrt, selbst wenn er unter seinen eigenen Bundesgenossen Widerspruch erfährt, wenn er zu gewaltsamen Maaßregeln gegen Jeden, der sich ihm nicht unterwirft, schreitet, wenn er, der selbst durch Aufruhr zu seiner Macht gelangt ist, die Andersdenkenden wie Aufrührer behandelt, dann ist dieß ein so scheußlicher Despotismus, daß man jedes menschliche Gefühl verleugnen müßte, um nicht dadurch empört zu werden. Am härtesten verfuhr der Rath mit den Wiedertäufern, welche sich in einigen Dörfern der Basellandschaft festgesetzt hatten. Zu Anfang des Jahres 1531 wurden die zwei reformir-

ten Pfarrer, Gast und Bothanus, von Rathsdienern begleitet, abgesandt, sie zu bekehren. Gast predigte in einem dieser Dörfer, schalt sie wegen ihres Ungehorsams, und suchte ihre Lehren zu widerlegen. Da er jedoch nichts ausrichtete, wurden alle Widerspenstigen auf Befehl der Rathsdiener in das Wasser getaucht, wobei der Pfarrer in seinem noch vorhandenen Tagebuche die naive Anmerkung macht, ob Alle dabei ertrunken seyen, wisse er nicht. Endlich mußte sich Oekolampadius selbst im Mai desselben Jahres auf Befehl des Rathes entschließen, in einigen dieser Ortschaften Bekehrungsversuche zu unternehmen. Er ward jedoch sehr übel empfangen, und insbesondere in dem Hauptsitze der Wiedertäufer verhöhnt und beschimpft. Der Rathsgesandte, der ihn begleitete, mußte den Bauern bei ihren Eiden gebieten, Frieden zu halten, worauf sie auseinandergingen und die Unruhestifter bestraft wurden. Der Verfasser rühmt es an Oekolampadius, daß er mildere Gesinnungen gehegt, und sogar Einem der Wiedertäufer, der die Gnade der Richter angefleht hatte, Verzeihung erwirkt habe; indessen findet sich doch keine Spur, daß Oekolampadius sich jenen schrecklichen Proceduren widersetzt hatte.

Es bleibt nichts mehr zu erörtern übrig als die Frage: Ob die Reformation nicht wenigstens zeitliches Glück und Wohlseyn in ihrem Gefolge gehabt hat? Der Verfasser beginnt sein Buch mit der Bemerkung, daß zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Ruhm der Schweizer über alle Völker Europas hervorgeragt, und Machiavell zu der Vermuthung veranlaßt habe, daß die Söhne der Alpen zu einem erobernden Volke bestimmt seyn dürften. Da begann die kirchliche Reformation, fährt der Verfasser fort, und änderte die Lage der Dinge, und wies der Schweiz eine andere Stelle und einen andern Wirkungskreis in der europäischen Völkerfamilie an. Wenn der Verfasser somit den Fortschritten der Schweizer auf den Pfaden äußerlichen Ruhms und Glücks bis

zu einer Macht ersten Ranges mit der Reformation das Ziel setzt, so hat er ein ganz richtiges historisches Urtheil ausgesprochen. Die Reformation gab wie in Deutschland so auch in der Schweiz das Signal zu innerem Zwist und Hader unter Mitbürgern und Eidgenossen, zum Bürgerkrieg und Brudermord, und wer es nur bis zu dem mindesten Grad historischer Unbefangenheit gebracht hat, wird zugestehen, daß die Anlässe hiezu nicht von den Katholiken, sondern von den sogenannten Evangelischen und ihren Führern gegeben wurden, und daß die Ersteren nicht einmal wo sie siegten, den Sieg dazu benützten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ihre abgefallenen Brüder zu unterdrücken. Oekolampadius selbst ärndtete noch die Blutsaat, die er säen mitgeholfen hatte, und sah den Tag von Kappel, wo sein Freund Zwingli mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfelde blieb. Der Keim der Zwietracht, der damals vor dreihundert Jahren in die Eidgenossenschaft hineingelegt ward, wucherte fort und fort und wuchert bis zum heutigen Tag, wie die gegenwärtigen Zustände beweisen; und hat auch die confessionelle Bitterkeit sich vermindert, so ist gagegen die Opposition gegen den Katholicismus der Deckmantel, hinter welchen sich alle Feinde des christlichen Namens und der wahren Freiheit verbergen; und jene radicalen Zwingherren, welche die freien Schweizer um ihre Freiheit und die ehrlichen Schweizer um ihren ehrlichen Namen betrügen, haben darin ein vortreffliches Mittel gefunden, den Widerstand der protestantischen Conservativen zu lähmen. Es sind in neuester Zeit nichtkatholische Geschichtschreiber aufgetreten, welche die historischen Beweise dargelegt haben, daß die Reformation mit ihren nächsten und entfernteren Folgen es war, wodurch Deutschlands Einheit und Nationalität und damit auch Deutschlands politische Macht, Größe und Bedeutsamkeit langsam verzehrt und endlich vernichtet wurde. Obgleich dem Katholilismus nicht im Mindesten günstig, haben sie als historische Wahrheit aufgefunden, daß die katholischen und die deutschen Interessen immer mit

einander vereiniget waren, daß die Kaiser aus dem Hause Oesterreich die deutsche Sache niemals verriethen, wohl aber in beständige Kämpfe mit den Feinden des deutschen Namens, des deutschen Ruhmes und der deutschen Integrität verwickelt waren, daß der so sehr verunglimpfte Kaiser Ferdinand II. ein wahrer Deutscher gewesen, und bei allen, denen das Deutschthum am Herzen liegt, ein so rühmliches Andenken verdient, als irgend einer seiner Vorgänger. Der Geschichtsforscher, der Aehnliches für die Schweiz leisten wird, ist noch zu erwarten, wird aber wahrscheinlich nicht ausbleiben.

Wir stehen am Schlusse und haben nur noch zu berühren, wie Oekolampadius seine Laufbahn geendiget hat. Nur dritthalb Jahre waren ihm gegeben, um sich des Triumphes seiner Sache in Basel zu erfreuen. Im Spätherbste des Jahres 1531 bekam er ein fressendes Geschwür am Heiligenbeine, welches seine Kräfte schnell erschöpfte, und wenige Wochen nach dem Tode seines Freundes Zwingli am 24. November desselben Jahres seinem Leben ein Ende machte. Der Verfasser ist beflissen, die letzten Tage und Stunden seines Helden auf das Rührendste und Erbaulichste zu schildern: wie er fest in seinem Glauben an Christus und seiner Hoffnung des ewigen Lebens verharrte, wie er im Kreise seiner Familie das Abendmahl empfing, wie er seine drei unmündigen Kinder segnete, wie er seine ihm untergebenen Amtsbrüder zur Eintracht und Beharrlichkeit ermahnte. Indeß der Leib von Asche dem Tode sich näherte", sagt der Verfasser, „erwachte der rege Geist vom Morgenhauch der Ewigkeit umwittert, zu neuem Leben. Der Mann, der schon längst zum letzten Kampfe sich vorbereitet, und sich nach dem Tage des Abscheidens lebhaft gesehnt hatte, erwartete nicht, daß die Freunde ihn trösteten, sondern fing zuerst an, sie und die Seinigen durch Trost zu erquicken. Der Herr gab ihm Gnade, im vollen Gebrauch seiner Geistes- und Gemüthskräfte abzuscheiden. Sein Ende war die Verklärung eines

dem Herrn geweihten Lebens". — Was uns bei diesen schön gestellten Worten des Verfassers einfiel, waren die des Mephistopheles in der Schlußscene des Faust.

Sollte aber Jemand daran Anstoß nehmen, daß wir von einer so furchtbaren Sache, wie der Uebergang eines Menschen in die Ewigkeit ist, anders als im tiefsten Ernste sprechen, so wollen wir unser ernstestes Urtheil nicht zurückhalten. Wenn man uns das Ende eines Mannes, der den katholischen Glauben auf das bitterste gehaßt und verfolgt und die katholischen Gläubigen auf das ungerechteste unterdrückt, der Aufruhr angestiftet und Bilderstürme angeregt und gebilliget hat, als die Verklärung eines dem Herrn geweihten Lebens darstellt, so wird es ohne Zweifel auch uns erlaubt seyn, uns hierüber zu orientiren. Der Reformator von Basel starb, wie Luther, im hartnäckigen Festhalten seiner Irrthümer und dieß ist die Hauptsache. Er starb getrennt von der wahren Kirche, ohne ihre Heilsmittel und Tröstungen, die er verläugnet, beladen mit ihren Anathemen, die er selbst auf sich herabgezogen; er starb in einem sacrilegischen Ehebündnisse, in zweifacher Apostasie treubrüchig gegen die Verpflichtungen, die er durch das Priesterthum und durch den Ordensstand auf sich genommen hatte; er starb beschwert mit der Mitschuld an so vielen ungerechten Gewaltthaten, an so vielem Zwist- und Blutvergießen und mit der noch viel größeren Schuld, so viele Seelen zum Abfalle von dem wahren Glauben verführt zu haben; er starb im Stande der äußersten Verlassenheit, in der Ruhe der Verhärtung, in der Sünde wider den heiligen Geist, ohne irgend ein Zeichen der Reue und der bessern Erkenntniß. Wir sind nicht seine Richter und haben ihn daher nicht zu verdammen. Die Kirche verdammt Niemanden im Einzelnen, nicht einmal die namentlich von ihrer Gemeinschaft Ausgeschlossenen, nicht einmal die Häresiarchen weil es immer noch möglich ist, daß sie in dem letzten Augenblicke ihren Irrthum erkannt, und das Verlangen in der

wahren Kirche zu sterben, und eine vollkommene Liebesreue über ihre Sünden erweckt haben. Diese Möglichkeit, wenn sie unter gewissen Umständen auch noch so unwahrscheinlich ist, bestimmt die Kirche, ihr Urtheil zurückzuhalten, und sich in tiefster Demuth vor der Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse zu beugen. Deßhalb bleibt sie aber doch die alleinseligmachende, wenn nicht das ganze menschliche Leben eine Posse, die Menschwerdung und das Leiden des Erlösers ein bloßer Schein im Sinne der Gnostiker, und die Stiftung einer Kirche ein Unsinn seyn soll, und es ist und bleibt daher immer ein trauriges und entsetzliches Ereigniß, wenn ein Mensch, von dem ein unverschuldeter Irrthum unmöglich angenommen werden kann, außer dem Schooße der alleinwahren Kirche sein Leben beschließt.

Wenn aber die katholische Kirche weder Oekolampadius noch irgend einen Häresiarchen verdammt hat, so glaubte Luther nicht so zurückhaltend seyn zu dürfen; und wir können nicht umhin, dem Heiligenschein, womit unser Autor seinen Mann zum Schlusse umgeben hat, das Denkmal entgegenzustellen, welches Luther in seiner Schrift: „Kurzes Bekenntniß vom Abendmahl" den beiden Schweizerreformatoren Zwingli und Oekolampadius nach ihrem Tode gesetzt hat*). Nachdem er im Eingange Zwingli und Oekolampadius auf das heftigste als Seelenmörder und Ketzer verdammt und den Tod des Ersteren in der Schlacht als ein Strafgericht Gottes dargestellt hatte, erklärte er, daß er sich lieber hundertmal zerreißen oder verbrennen lassen wolle, ehe er mit Schwenkfeld, Zwingli Carlstadt, Oekolampad, „und wer sie mehr sind, die leidigen Schwärmer", eines Sinnes oder eines Willens seyn, oder in die Lehre willigen wolle; daß er sie fahren lasse und meide, als die wissentlich und muthwilliglich verdammt seyn wollen,

*) S. hierüber K. A. Menzels neuere Geschichte der Deutschen. II. Bd. S. 411.

und mit ihrer keinem einigerlei Gemeinschaft haben wolle, weder mit Briefen, Schriften, Worten oder Werken, wie der Herr gebiete Mathäi 18, 17, als die nicht glauben wollen, daß des Herrn Brodt im Abendmahl sey ein rechter natürlicher Leib, welchen der Gottlose oder Judas eben sowohl mündlich empfahe, als St. Petrus und alle Heiligen. Welch Christenherz könne oder wolle glauben, daß der heilige Geist und nicht vielmehr der leidige Teufel, nochmals und immerfort in ihnen sey, weil sie die hellen Worte des Herrn: Nehmet esset, das ist mein Leib! deuten aus eignem Durst und Frevel, auf ihren Traum, daß er geistlich und nicht leiblich da sey. Wiederholt berief er sich zum Beweise seiner Behauptungen darauf, daß man unter dem Papstthum so gelehrt habe, und daß er behalte und noch so lehre, wie die rechte alte christliche Kirche von funfzehnhundert Jahren her halte, (denn der Papst habe das Sacrament nicht gestiftet noch erfunden). Wenn ihm und den Papisten vorgeworfen werde, daß sie den Leib Christi zerstückten, so sey dieß eine lügenhafte Lästerung. „Nein, Gottlob, so grobe Tölpel sind wir, die heilige Kirche unter dem Papstthum auch nicht, wie uns der böse Geist durch die Schwärmer gern hätte zu hohem Verdrieß und Unglimpf dem Volke mit solchen verzweifelten Lügen eingebildet, ihre Ketzerei zu schmücken. Denn sie wußten, daß ihr Maul hierin ein Lügenmaul wäre, auch daher, weil sie die Messe vom heiligen Wahrleichnam (wie mans hieß), ohne Zweifel oft selbst gesungen und gelesen hatte, darin unter vielen andern klärlich stehet: Sumit unus, sumunt mille, quantum iste tantum ille, nec sumtus absumitur. Darum heißts: rund und rein, ganz und alles gegläubt, oder nichts gegläubt. Der heilige Geist läßt sich nicht trennen und theilen, daß er ein Stück sollte wahrhaftig, und das andere falsch lehren oder glauben müssen. Wo das sollte gelten, daß einem jeden ohne Schaden seyn müßte, so er einen Artikel möchte läugnen, weil er die andern alle für recht hielt wiewohl im Grund solches unmöglich ist, so würde kein Ketzer nimmermehr verdammt,

würde auch kein Ketzer seyn können auf Erden. Denn alle Ketzer sind dieser Art, daß sie erstlich allein an einem Artikel anfahen; darnach müssen sie alle hernach und allesammt verleugnet seyn; gleich wie der Ring, so er eine Borsten oder ein Ritz krieget, taugt er ganz und gar nicht mehr, und wo die Glocke an einem Ort berstet, klingt sie auch nicht mehr und ist ganz untüchtig". So richtet Luther sich selbst, indem er den Andern richtet, so werden Beide Zeugniß gegen einander geben am großen Tage des Gerichtes, vor dem wir einst Alle stehen werden.

XXX.

Landgraf Philipp von Hessen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

II.

Philipp's Lossagung von der Kirche.

Wenige Wochen nach dem Nürnberger Abschiede, zu welchem der junge Landgraf wesentlich mitgewirkt haben soll, — finden wir ihn auf einem Zuge nach Heidelberg, wo sich mehrere oberländische Fürsten zu einem Gesellenschießen zusammenfanden. Der Zufall wollte, daß ihm, als er dieses Weges ritt, Melanchthon auf der Landstraße entgegen kam. — An diesen machte er sich, fragte ihn: ob er Melanchthon sey, bat ihn, als jener demüthig vom Pferde steigen wollte, sitzen zu bleiben und mit ihm ein Stück Weges umzukehren: er habe Wichtiges mit ihm zu reden. Dem zaghaften Gelehrten mochte bei dieser Begegnung mit einem Fürsten, der sich damals noch keineswegs für die Trennung von der Kirche entschieden hatte, nicht ganz wohl zu Muthe werden. Er versicherte, daß an ihm zu dieser Zeit nicht viel gelegen sey. Da lächelte Philipp. „Ich würde aber doch", meinte er, „dem Legaten (Campeggi) einen großen Gefallen thun, wenn ich Dich ihm auslieferte"! Allein was wäre das reichste Fanggeld gegen den Gewinn gewesen, den eine Ausräumung der Klöster und Kirchen verhieß! — Philipp, der sich den Ertrag solcher Erndte schon zeitig überschlagen haben mochte, wollte von dem leise

tretenden Gehülfen des Wittenberger Reformators einen kurzen Inbegriff der Neulehre haben. Allein dieser, der dem Frieden noch immer nicht recht traute, faßte sich kurz, und machte sich möglichst bald aus dem Staube. Desto bereitwilliger entsprach er schriftlich der Bitte des Landgrafen, und fügte später der gewünschten Unterweisung, in der ihm eigenthümlichen, schleichenden Weise den guten Rath bei: vorläufig möge der Landgraf nur die Predigt des „Evangeliums" gestatten, und sich hüten, durch plötzliche und gewaltsame Abschaffung aller kirchlichen Ceremonien dem Volke über den wahren Sinn der Neuerung die Augen zu öffnen. Die hinterlistige Weisung wurde treulich befolgt. Die zu Heidelberg versammelten Fürsten (der Mehrzahl nach treue Söhne der Kirche!) hatten beschlossen, in ihren Landen dem gotteslästerlichen Fluchen und Zutrinken zu steuern. Diese Gelegenheit benutzend, erließ der Landgraf bald nach seiner Rückkehr ein Gebot an alle Prediger im Hessenlande: die Christen von den genannten Lastern abzuziehen, ihnen mehrere, in dem Erlasse besonders nahmhaft gemachte Tugenden einzuschärfen, und das Volk im Evangelium „lauter und rein" zu unterrichten. Dieser Bezeichnung sich bedienen, — die auf dem damaligen Wendepunkt der Dinge in Deutschland völlig die Natur eines Kunstausdruckes angenommen hatte, — hieß im Munde einer deutschen Landesobrigkeit genau so viel, als die Irrlehre gestatten, was bei der gewaltthätigen und ausschließenden Natur der letztern in kürzerster Frist zur Verfolgung und Unterdrückung des katholischen Glaubens führen mußte. Wenn daher eifrige Katholiken nach jener Bekanntmachung bereits das Schlimmste befürchteten, so zeigten die folgenden Ereignisse bald, daß sie die wahre Absicht des Landgrafen richtig gewürdigt hatten. Dieser sollte jedoch den verhängnißvollen Schritt aus der Einheit der Kirche nicht thun, ohne auf die Bedeutung desselben noch einmal aufmerksam gemacht zu werden. Als die vornehmen Prälaten schwiegen, war es ein einfacher Franziskanerguardian, Nicolaus Ferber, von seinem Geburtsorte gewöhnlich

Herborn genannt, der dem jungen Fürsten ein gegen die falsche Lehre gerichtetes Buch mit der Bitte übersandte, es zu lesen und zu beherzigen. — Philipp habe ihm, so erwähnt er im Eingange seines Briefes, „so oft mündlich und schriftlich zugesagt, sich zu halten in dieser Zeit nach dem alten löblichen, christlichen Brauch", und habe deshalb allen Geistlichen geboten, jener Regel und Statuten nachzuleben, „also daß Ew. Gnaden löblich und christlich Fürnehmen geschollen ist bis nach Rom, ja bis in Hispanien und Engeland, die es hoch gelobt haben, daß sich ein junger Fürst also männlich und christlich gehalten hat". — So möge der Landgraf, ein Nachkomme der heil. Elisabeth, jetzt auch sein Versprechen halten und beim alten, katholischen Glauben bleiben. „Bedenken Ew. F. G., wie spöttlich es wird von Herrn und Fürsten aufgenommen, so sie vernehmen, daß in E. F. Gnaden Lande nicht gehandhabt werden E. F. G. Schrift und Briefe. Die Schriften lauten: die Geistlichen sollen bleiben bei ihren Gelübden, und die Prediger sollen predigen also, daß göttlicher und weltlicher Oberkeit Gehorsam gehalten werde. Aber der Brauch ist jetzt und bei einem Vierteljahr her anders worden. Die wilden Münch gehen in Aergerung durch das ganze Fürstenthum, die göttliche und päpstliche Gehorsamkeit wird gänzlich verachtet. — Die Briefe lauten: man wolle den Geistlichen ihre Freiheit halten, wo sie sich wohl halten. Aber die Werk scheinen dawider zu seyn, daß man den Geistlichen ihre Güter aufschreibt und vielleicht da es hinwenden will, daß sie aus Furcht oder Armuth entlaufen, und also der Herren Knecht die Güter unter sich kriegen und Herren werden". — „Ich weiß", so redet er zum Schluße mit rührender Treuherzigkeit den verirrten, jungen Fürsten an, „daß Ew. Gnaden noch einen guten, christlichen Grund hat. Ich hoffe und getraue, er soll bleiben durch Gott in Ew. G. Ich wollt, daß ich nur ein Stunde bei E. G. wäre, so sollt Ew. Gnad etwan vernehmen, daß dann wohl von Nöthen wäre zu wissen und zu halten". Zum Schluße bittet er wiederho-

lentlich um Handhabung der christlichen Ordnung bis zu einem gemeinen Concilium, und um Antwort, wie dem Fürsten seine Schrift gefallen. Wolle dieser sie aber nicht lesen, so protestire er vor Gott: daß er dessen keine Schuld haben wolle *). — Obwohl die Antwort auf dieses Schreiben wahrscheinlich nicht von Philipp selbst, sondern nach Styl und Form von einem Prädikanten verfaßt ist, so liefert sie dennoch einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Landgrafen. Jedenfalls waren die unehrlichen Ausflüchte, welche dem letztern in den Mund gelegt werden, der Sache vollkommen würdig, die er zur seinigen zu machen im Begriffe stand. Er habe, sagt das Antwortschreiben, das ihm übersandte Buch gelesen, „und daraus nit viel Sanfftmüthigkeit oder brüderliche Liebe (wie wir Christen unter einander der Lehre Christi gemäß den Bösen oder Irrigen zu beweisen verpflichtet seyn), sondern mehr Haß, Neid, geschwinde Verfolgung, die Rach, so Gott allein gehört, einen unruhigen und pochenden Geist, da Gottes Geist nit beiwohnet vernommen“. — Er (der Landgraf) habe ihm schon früher sein Gemüth und Meinung entdeckt, „das Gottlob noch nicht anders steht noch ist“. Er wolle sich so halten, wie er es gegen Gott und das römische Reich zu verantworten schuldig seyn solle und wolle. „Wo aber alte, löbliche und christliche Gebräuch, die von Alter herkommen, und in der Geschrift gegründet seyn, die gedenken wir auch vermittelst göttlicher Hülf, wie wir zu thun schuldig seyn (sonst andere der Menschen Satzungen, die uns unsere Gewissen wider Gottes Wort verbinden, nach dem man Gott mehr denn Menschen muß Gehorsam leisten, hintan gesetzt) zu halten, zu handhaben und zu vollziehen“. — Es bedarf, diese Unterscheidung vorausgesetzt, der Bemerkung nicht, daß es von der reinen Willkühr des Einzelnen abhing, welche Dogmen und Canones er in die eine, welche in die andere

*) Dieser Brief ist datirt aus Marburg „Anno 25 feria 3 post Epiphaniam Dni“, und unterzeichnet: „Bruder Niclas Ferbern Guardian E. F. G. unterthäniger Capellan“.

Classe setzen wollte. Für jetzt bekannte Philipp dem besorgten Warner bereits in gangbaren Redensarten der Secte, wie er der lutherischen Ansicht beipflichte: daß der Glaube ohne Werke seelig mache, und daß die Mutter Christi keine fürbittende Vermittlerin zwischen uns und ihrem göttlichen Sohne sey. Fünfzehn Jahre später setzte er bekanntlich, unstreitig mit demselben Rechte, das Verbot der Polygamie ebenfalls „hintan“ und in die Reihe jener Menschensatzungen, über welche der „evangelische“ Christ hinauszugehen berechtigt sey.

Allein wie tief die Läugnung des alten Kirchenglaubens in diesen Punkten auch in das bisherige christliche Leben greifen mochte, — dennoch war eine andere, in eben diesem Schreiben hervorgehobene Seite der Neulehre noch bei weitem mehr geeignet, die gerechtesten Besorgnisse für den fernern Bestand der bürgerlichen, wie der kirchlichen Ordnung in Deutschland zu erwecken. — Luther hatte es auf seinem damaligen Standpunkte für seine negativen Zwecke ungemein bequem gefunden, die Einsetzung eines Priesterstandes durch den Sohn Gottes, und somit die ausschließliche Berechtigung der Mitglieder desselben zur Predigt der christlichen Lehre und Ausspendung der Sacramente von vornherein in Abrede zu stellen. In Folge dessen hatten sich außer der unsaubern Schaar der „wilden Münch“ auch Bauern, Weber, Schuhmacher; Schneider und andere Laien aller Art zu begeisterten Herolden des Abfalls von der Kirche aufgeworfen, und aus der mit vollen Händen ausgestreuten Saat dieser neuen Evangelien schoß eine üppige Fülle schwärmerischer Secten der wunderlichsten Art empor. — Auf diese sehr nahe liegende Gefahr hatte der redliche Quardian den Landgrafen in seinem Schreiben aufmerksam gemacht. — Allein damals, wie heute liebte es der Machiavellismus: radicale Bestrebungen von unten hervorzulocken und ihnen so lange zu schmeicheln, als sie der schrankenlosen Gewalt der Mächtigen die Wege bereiten; haben sie ihren Zweck erfüllt oder drohen sie den hohen Beschützern selbst Gefahr, so werden sie mit äußerster Ge-

walt und Härte zu Boden geschlagen. — Es erinnert an ähnliche Argumente, durch welche noch vor Kurzem auf manchen deutschen Universitäten politische Tendenzen der Studierenden beschönigt und gehätschelt wurden, wenn Philipp dem Mönche auf seine Warnung vor Predigern ohne Sendung Folgendes antwortet: „Letzlich, daß Ihr anzeigt, daß die Predigt, Wissenschaft und Lehre des Evangelii unter den Bauern zugestehen, (nämlich daß ein Jeglicher das Evangelium predigt und sagt,) soll wider Gott seyn, dem können wir (— hier werden eine Menge Bibelstellen citirt! —) wenig Glaubens geben. Denn Gott hat gesagt, auch Mathäi 11: himmlischer Vater, ich dank Dir, daß Du hast verborgen das den Weltweisen und das offenbart den Kleinmüthigen zu dem er da spricht: Ich will gelobt seyn von den Unmündigen und Säuglingen, — — — und Lucä am 19, da die Pharisäer die Apostel nicht wollten das Lob Christi ausrufen lassen, da sprach Christus: wo sie werden schweigen, da werden die Steine schreien. Darumb weil der allmächtige Gott seine Gnade mildiglich ausgeußt, und kein Ansehen hat, ob einer hohes oder niedern Standes, gelehrt oder ungelehrt, ein Lay, Bürger oder Bauer sey, achten wir für christlich durch die Gnade Gottes und billig, daß Jedermann, welchen das Evangelium durch die Gnade Gottes offenbart wird, sich des rühmen und bekennen, lehren und einer den andern vermahnen, als Paulus zu Coloss. schreibt, auch Gott Lob singen und sagen soll“.

Auch zu jener Zeit folgte solchen Lehren der Inhaber der Staatsgewalt, die Anwendung von unten her auf dem Fuße. Der Bauernkrieg lieferte wenige Monate später den praktischen Commentar zur Theorie des staatsklugen Landgrafen, und so wie heute gesteigerter, polizeilicher Zwang, die von oben herab durch ähnliche Mittel aufgeregten Studenten abkühlen soll, — so mußte, der Naivetät der damaligen Zeiten gemäß, bald nachher Philipp „der Großmüthige“ jene Unmündigen und Ungelehrten, welche sein eignes Schreiben aufgerufen hatte, die ihnen gewordenen Offenbarungen zu predigen, mit eige-

ner fürstlichen Hand durch Keulenschläge vom Leben zum Tode bringen! Auf jenem ersten Stadium der Umwälzung jedoch wurde das vertrauliche Schreiben Ferber's, und die Antwort des Landgrafen dem Druck übergeben, und beiden ein von „Conradus Bueling, Kanzleidiener zu Hessen" unterzeichneter, im Style der lutherischen Fluchschriften gehaltener Nachtrag beigefügt. — Der ehrliche Franziskaner, dem der Landgraf im Eingange seines Antwortschreibens Mangel an Liebe gegen seine irrenden Brüder vorgeworfen hatte, erhält hier zu seiner Beschämung ein praktisches Exempel und Modell, mit welcher Ruhe und Gelassenheit die Milde der Neugläubigen confessionelle Streitigkeiten zu führen pflegte. „Ich muß Dir", sagt der Briefsteller „den Gecken stechen, und die Verrenkungen baß ausschneiden". — Weit entfernt von dem „unruhigen und pochenden Geiste" den der Landgraf an dem Mönche getadelt hatte, wird diesem die „evangelische" Anrede „O mein lieber Kappenhengst und reißender Wolf", — und zur Probe der neuen Sanftmüthigkeit wird er „wegen seiner altnärrischen, bösen Beharrung" beim Glauben der Väter, bloß „mit ewiger Verdammung" bedroht. Uebrigens erbietet sich der Wortführer der neuen Offenbarung, der damals durchgängig befolgten Tactik der Umwälzungspartei gemäß, auch in diesem Falle zur öffentlichen Disputation über Lehre und Glauben. Er wolle, „als der ungelehrtest und geringst schreyber in unser hessischer Canzley, — — uff all Christlich artikel, die zu menschlichem Hayl dienen mögen, auß der heyligen geschrifft, post habitis aliis nugis — disputiren. Erbiet mich des auch hiemit unwiederruflich maagst mir darauf malstadt ernennen, die gelert leut hab. Et audies non sine ignominia et magno malo tuo *revelatum esse mysterium Dei*".

Philipp hatte den Bruch mit der Kirche nicht gewagt, ohne sich um weltliche Hülfe und geeignete Verbindungen mit der Parthei umzusehen, die gleiches Interesse mit ihm hatte. Er verabredete mit dem Kurfürsten von der Pfalz, — der

für seine Person bei der Kirche blieb, — daß beide ihre Länder dem neuen Evangelium öffnen und dessen Predigt gestatten wollten, und kam im März des Jahres 1525 mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen und dessen Sohne und spätern Nachfolger zu Kreutzburg an der Werra zusammen. Mit beiden Fürsten, die dem neuen Glauben bereits anhingen, und denen der Landgraf an ehrlichem Eifer für denselben ohne Zweifel eben so weit nachstand, als er sie an Schlauheit wie an Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel für seine politischen Zwecke übertraf, wurde hier zuerst jener Bund geschlossen, der leider erst 21 Jahre später die gerechte Strafe des Kaisers auf sich herabzog. Luther empfing die Nachricht von dieser Zusammenkunft mit großem Jubel, und hoffte „es werde eine Frucht des Evangeliums daraus erfolgen". Der Landgraf aber soll, vielleicht im Vorgefühl dieser Frucht, seinen nunmehrigen Glaubensbrüdern versprochen haben: „er wolle eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort" (nach dem Sprachgebrauche der Parthei: der Lehre Luthers) „weichen". — Desto weniger war er geneigt von denen, die es auf Erden am treuesten mit ihm meinten, Rath zu nehmen. Seine Mutter (in zweiter Ehe mit einem Grafen von Solms vermählt) merkte aus den bedenklichsten Maaßregeln, die ihr Sohn in kirchlichen Dingen ergriff, insbesondere aus der Aufzeichnung des Vermögens der Kirchen und Klöster, worauf es in Hessen abgesehen sey. Allein ihre Bitten und Ermahnungen fanden eben so wenig Gehör, wie die Vorstellungen seines Schwiegervaters des Herzog's Georg von Sachsen. Philipp hatte diesem früher gemeldet, wie er entschlossen sey, dem „Evangelium" sein Land zu öffnen. Bald darauf als der Münzerische Aufruhr ganz Sachsen und Thüringen in Schrecken setzte, forderte er eben denselben zu gemeinschaftlichen Vorkehrungen gegen das bedrohliche Unwesen auf. Herzog Georg antwortete ihm darauf, daß er wegen der geschwinden Läufe, welche sich bei der Bauerschaft ereignen, die sich die christliche Versammlung

nenne, bereits ehe das Gesuch um Hilfe vom Landgrafen eingelaufen, alle seine Unterthanen aufgeboten habe. Die Prediger, fügt er hinzu, hätten das lutherische Evangelium so lauter und klar gepredigt, daß man es hätte greifen mögen, daß es die Früchte, so jetzundt vor Augen seyen, bringen müsse. — Er der Herzog würde den Landgrafen auch schon früher zur gemeinschaftlichen Gegenwehr aufgefordert haben, „dieweil wir aber aus vorigen, Ew. Liebden Schreiben vermerkt, daß Ew. L. in dasselbig Evangelium so fast verflißen, daß Ew. L. auch nicht wohl hat leiden mögen, daß wir mit Worten oder Werken darwieder theten, so haben wir am besten unterlassen". — Leider sey es so weit gekommen, „daß unser viele im Reiche", weder die Regierung des Pabstes noch des Kaisers, weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen leiden könnten, sondern sich selbst so geschickt fänden, daß sie regieren wollten. „So wird Gott über uns verhängen, daß wir von ausgelaufenen Mönchen und irrigen Bauern regiert werden". Jetzt aber, da der Landgraf ihm sein Bedenken angezeigt habe, wolle er ihm nicht bergen, „daß uns je so groß, als Ewer Lieben Noth seyn will auf diese Sachen Achtung zu geben, und sonderlich, weil wir Gott Lob dieser Sachen allewege entgegen gewest, ist zu besorgen, daß uns und den unsern möcht nachgetrachtet werden. Und halten es dafür, wo die armen Leut nicht auf Meineid und Beschädigung des Nächsten geführt, es würde Aufruhr wohl verbleiben. Deshalben unsre freundliche Bitt ist, Euer Lieb wolle uns den Vater und Freund das nicht entgelten lassen, ob wir dem lutherischen Evangelium nicht anhangen und nicht gern sehen, was man gelobt und schwöret, daß man dasselbige nicht hält, es sey von Gott oder den Menschen gesetzt und uns hülflich und beiständig seyen, wie Eure Lieb im gleichen Falle von uns gern haben wollte". — Er, der Herzog, wollte seinerseits auch den Landgrafen seinen Schwiegersohn nicht verlassen, wenn er oder die seinigen wider Billigkeit sollten beschwert oder überzogen

werden. — Wie treffend aber auch dieses Schreiben den politischen Charakter der Neulehre bezeichnen mochte, dennoch konnte es die Gesinnung Philipps nicht ändern. Nur einstweilen scheint er seinem Reformationseifer Schranken gesetzt, und in Gemeinschaft mit den übrigen, benachbarten Fürsten seine ganze Thätigkeit auf die Unterdrückung einer Empörung gewendet zu haben, welche den neugläubigen Großen die materiellen Früchte ihrer Trennung von der Kirche aus den Händen reißen, und sie der Demokratie rebellischer Schwärmer zuwenden wollte. — So konnte es geschehen, daß man katholischerseits sogar an eine Wiederannäherung des Landgrafen an die Kirche glaubte, und daß im August desselben Jahres (1525) Papst Clemens VII. ein Schreiben an ihn erließ, worin er ihm, obwohl das Blutvergießen bedauernd, für den bewaffneten Schutz, den er der guten Sache gegen die Secte gewährt habe, dankt und ihn bittet der Sache der Kirche und des Rechts auch ferner seine Dienste zu weihen *). Diese günstige Ansicht, die man in Rom über Philipps Gesinnung hegte, darf um so weniger Wunder nehmen, als dessen Verhalten während des Bauernkrieges selbst den Herzog Georg getäuscht zu haben scheint, der vor dem Beginn des Feldzugs gegen Münzer, wie das oben erwähnte Schreiben beweist, die Stellung des Landgrafen zur Kirche schon ganz richtig beurtheilt hatte **).

---

*) „Quare nos tuae virtuti et prudentiae plurimum gratulamur, et non parum etiam tibi debere fatemur, quod et optimo consilio tantis malis remedium cogitaveris et magno animo adhibueris. — Reliquum est, ut te in domino hortemur, et moneamus, ut Dei causam et ecclesiasticae jurisdictionis una cum nobilitatis statu (cuncta enim haec eadem vicina involvit Lutherana tempestas) qua coepisti mente et animo pergas defendere“.

**) Vor dem Zuge gegen Mühlhausen gibt Herzog Georg dem Landgrafen zu verstehen, daß er von ihm, der in das lutherische Evangelium „so fest verstiffen sey“, kaum eine Hülfe gegen die,

Allein kaum war nach dem Siege bei Frankenhausen die Gefahr vorüber, so zeigte sich auch dießmal an einem recht auffallenden Beispiele, in wie weit die Sache des Glaubens, der Ordnung und des Rechts bei der Bekämpfung der Revolution auf eine redliche und nachhaltige Mitwirkung der Außerkirchlichen zählen könne. — Nachdem der Haufe der rebellischen Bauern zersprengt und Münzer hingerichtet war, — entstand unter den verbündeten Fürsten die nahe liegende Frage: was nun weiter zu thun sey, um die mit großer Wahrscheinlichkeit zu vermuthende Wiederkehr ähnlicher Auftritte zu verhüten? — Wie natürlich, sahen die katholischen Fürsten (Herzog Georg von Sachsen, die Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig, die Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Albrecht von Mainz) die einzige Gewähr für die Zukunft in der pflichtmäßigen Vollstreckung des Wormser Reichsschlusses, welcher den Ständen die Unterdrückung einer Lehre auftrug, deren nothwendige und unausbleibliche Folge Zertrümmerung der geistlichen, wie der weltlichen Verfassung Deutschlands und Auflösung aller christlichen Ordnung im Reiche seyn mußte. — Die Thatsachen hatten jetzt den Beweis geliefert, wie gegründet diese Besorgniß gewesen, und wie nothwendig es sey, nicht bloß die Blüthen und Früchte des Unkrauts, sondern dessen Wurzel zu zerstören. — Allein hier, wie so oft in der neuern Geschichte, wollten die gemäßigten Anhänger kirchlicher oder politischer Irrthümer zwar

---

derselben Lehre anhangenden Bauern erwartet habe. — Nach siegreicher Beendigung des Kampfes wundert sich Philipp (wie ein von Rommel Geschichte von Hessen Th. III. Anmerkungen S. 223 mitgetheiltes Schreiben darthut), daß der Herzog nicht schon zu Mühlhausen aus verschiedenen seiner Aeußerungen gemerkt habe, daß er (der Landgraf) der neuen Lehre anhange. — Die Folgerung aus diesen beiden Daten liegt nahe. Herzog Georg muß sich in der Zwischenzeit, mit oder ohne Dazuthun des Landgrafen, über dessen religiöse Gesinnung geirrt, und an die Wiederaussöhnung desselben mit der Kirche geglaubt haben.

allerdings nicht deren verderbliche Folgen, wohl aber das falsche Princip selbst, um es zu ihrem eigenen Nutzen auszubeuten. So hielt auch dießmal Landgraf Philipp's überwiegender Einfluß den schwachen, überaus beschränkten Kurfürsten Johann von Sachsen zurück, der Vereinbarung beizutreten, welche die genannten katholischen Fürsten zu Dessau schlossen, um der lutherischen Irrung in ihren Landen ein Ziel zu setzen. — Hier wie immer, wurde die geheime Unterstützung, welche schlaue Gewandtheit vornehmer Beschützer der Empörung und Widersetzlichkeit unter dem Vorwande der Mäßigung angedeihen ließ, der Sache der Ordnung verderblicher, als die rohe Wuth fanatischer, aber offen vortretender Rebellen. — Philipp erkannte richtig, daß es vor Allem darauf ankomme, Zeit zu gewinnen, um den übeln Eindruck des Bauernkrieges sich verwischen, die Neulehre sich befestigen zu lassen. In dieser Absicht erklärte er im September 1525 gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten von Sachsen, mit welchem er zu Treffurt zusammen gekommen war: „daß sie der lutherischen Handlung nur in so weit anhingen, als *sie mit dem Evangelium übereinstimme*, daß dieses auszurotten ihnen weder gebühre noch möglich sey, daß es ihnen aber christlich und ehrlich dünke, den ganzen Streit über den Antheil der neuen Lehre an dem Aufruhr und über die kirchlichen Mißbräuche nur durch gelehrte, gottesfürchtige und unpartheiische Personen zu schlichten“ *). Da *unpartheiische* Schiedsrichter bei einem Streite, der sich lediglich darum drehte: ob man sich der Kirche unterwerfen oder gegen sie auflehnen solle? nicht füglich denkbar sind, so hatte diese gewundene und hinterlistige Erklärung keinen andern Sinn und Zweck, als die Verlängerung des Zerwürfnisses in's Unendliche. In der That war dieß das geeignetste Mittel, jene Zerrüttung des Reiches herbeizuführen, bei welcher Philipp und seine Parthei im Trüben fischen konnten. Als daher der

*) S. Rommel a. a. O. S. 324.

Kaiser nach dem Siege bei Pavia endlich mit Ernst und Nachdruck daran dachte, das Wormseredict zur Vollziehung zu bringen, bot der Landgraf alle Kräfte auf, der Parthei des Widerspruchs eine feste Ordnung und Haltung zu geben. Im November des Jahres kam er wiederum zu Friedewald im Hessischen mit dem Kurprinzen von Sachsen zusammen. Dort war es, wo, wie sein neuester Panegyrist berichtet, „zwischen diesen beiden, von nun an engverbundenen Fürsten die gemeinsamen Maaßregeln der neuen Parthei, an deren Spitze sie traten, beschlossen wurden". — In Folge dessen hielt von diesem Zeitpunkte an eine ununterbrochene Kette von hinterlistigen Umtrieben und rohen Gewaltthaten der Opposition das Reich in einer dumpfen, unnatürlichen Spannung, deren friedliche Lösung zu verhindern, hauptsächlich Landgraf Philipp bemüht war.

XXXI.

Von dem gegenwärtigen Zustande der katholischen Religion.

(Schluß.)

Betrachten wir nun unser eigenes Jahrhundert. Die encyklopädistische Philosophie, nachdem sie ins Leben, in die Praxis übergegangen, ist noch der große Feind unsers Glaubens. Ein Kind der Reformation hat sie im Vergleiche mit ihrer Mutter den Vorzug einer kühneren und folgerechteren Logik. Sie verstand es die lutherische Negation bis zu ihrem Schlusse zu steigern, und so sind die Ungläubigen gegenwärtig die wahrhaften Protestanten. Ist aber die Schule des achtzehnten Jahrhunderts ihrerseits dennoch nicht gleichfalls bedroht? Haben sich nicht Gegner in ihrem eigenen Schooße gegen sie erhoben? Hat sich Belzebub nicht gegen sich selbst

entzweit? Fängt diese Schule, mit ihrem Eintagsleben von gestern nicht bereits in sich zu verfallen an, wie der Arianismus, der Muhammedanismus, die protestantischen Schöpfungen Luthers, Calvin's und Heinrich's VIII. verfallen sind?

Diese Schule des achtzehnten Jahrhunderts wurde von ihren eigenen Jüngern und mit ihren eigenen Waffen bekämpft. Sie hatte alle menschliche Kenntniß zum argen Mißbrauche die Religion aufgeboten. Die Wissenschaft wurde arglistig ausgebeutet, die Geschichte unredlich entstellt, die Moral in eine weichliche Nachsicht aufgelöst, alle Begriffe der Kunst und des Schönen wurden seltsam gefälscht, und aus diesen trügerischen Autoritäten hatte sie einen Bund, gleichsam eine antichristliche Liga gebildet, deren Symbol und Hauptinhalt ihre Encyklopädie war. So hatte sie alle Wissenschaften gegen die Religion abgerichtet — was ergab sich aber? Man wagte es, sich nach ihr in den Sachen selbst umzusehen. Die Wissenschaft gelangte vermöge eines natürlichen Fortschrittes dahin, die so bestimmten Behauptungen ihrer Vorgänger einigermaaßen zu bezweifeln. Die Geschichte wurde in der Richtung gegen Voltaire und dessen Nachfolger umgearbeitet, und man muß bekennen, mit wissenschaftlichem Sinne und Erfolg umgearbeitet. Die Philosophie schämte sich ein wenig des niedrigen Sensualismus, wozu man sie verdammt hatte, und der gemeinsten Moral, die daraus entsprungen war. So löste sich zuletzt diese Liga auf, der Bund trennte sich, die Wissenschaft wurde frei. Die höhern Geister schüttelten das Joch ab, zwar um verschiedene, unbestimmte, vielfachen Verirrungen offene Bahnen zu verfolgen, dennoch aber der Richtung entsagend, welche sie in enggeschlossener Schaar auf der dem Christenthume entgegengesetzten Straße fortgetrieben hatte.

Allerdings sind aus diesem Verhältnisse nur wenige entscheidende Abschlüsse hervorgegangen; wichtige Punkte sind zweifelhaft geblieben; man ließ die letzten Folgesätze unberührt, das ist nicht zu leugnen. Indessen war man am Ende

doch darüber einverstanden, daß z. B., nachdem die wissenschaftlichen Bestimmungen des achtzehnten Jahrhunderts unhaltbar geworden, die daraus gezogenen antichristlichen Folgerungen ebenfalls in sich verfallen müßten. Man hat im Allgemeinen zugegeben, daß die Rolle des Christenthums in der Geschichte keineswegs so unbedeutend gewesen, und daß es der Menschheit allerdings einige Dienste geleistet habe. Man gesteht ihm mit größerer Bereitwilligkeit auch jetzt noch eine gewisse Einwirkung auf die Entwicklung des menschlichen Geistes, eine gewisse Großartigkeit in den Künsten, in der Rede, in der Poesie zu. Mit einem Worte, die Schule des neunzehnten Jahrhunderts, wenn man sie eine Schule nennen darf, welche ganz verschieden von ihrer Vorgängerin jede Entscheidung und Schlußfolgerung zaghaft vermeidet, sucht im Gefühle, daß sie durch die Macht des christlichen Glaubens gewinne, statt ihm offen entgegenzutreten vielmehr ausweichend und hinhaltend eine bessere Zeit abzuwarten, und räumt ihm, eines nach dem andern, seine Schönheit, seine Nützlichkeit und seine Größe ein, um nicht zu der letzten, wichtigsten Einräumung, dem Zugeständnisse der Wahrheit, genöthiget zu werden.

Andererseits hat ein großer Lehrer sich mit unserem Unterrichte beschäftigt. Die Erfahrung gibt theuere Lehrstunden; möchten sie wenigstens nicht nutzlos seyn! die Schule des achtzehnten Jahrhunderts regiert seit fünfzig Jahren die Staaten durch ihre Politik, die Menschen durch ihre Moral. Ist es denn nicht an der Zeit, daß sie von ihrer Verwaltung Rechenschaft ablege? Diese Rechenschaft ist nun, um unserem positiven und rechnungssüchtigen Jahrhunderte gefällig zu seyn, selbst wieder merkwürdig arithmetisch und positiv. Auf dem politischen Gebiete viele Revolutionen, die unter dem Vorwande verschiedene Verwaltungsformen auf dem Papier festzusetzen, die Völker alle ersinnlichen Katastrophen und Leiden durchwandern ließen, ihre Interessen gefährdet, ihre Verbindungen gestört, ihre Sitten verdorben, ihren Charakter ver-

düstert haben, und sie mit der steten Drohung einer neuen Revolution ängstigen; auf dem sittlichen die immer zunehmende Statistik der Vergehen und Verbrechen und die Vermehrung jener Menschenclasse, deren Leben eine constante Gefahr für die Societät ist: das ist die Schlußrechnung, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts uns ablegen kann. Verbrechen und Revolutionen gehören weder zur Poesie noch zur Rhetorik; es sind sehr handgreifliche Wirklichkeiten, sehr augenfällige und sehr grobkörperliche Gefahren, es sind persönliche Gefahren für jeden von uns. Die Wunde ist nicht verhüllt, sie liegt für jeden offen zu Tage. Man kann nicht wohl mehr in Abrede stellen, daß die Sittenlehre der Pflicht nach dem Evangelium mehr werth ist, als die Sittenlehre der Natur nach Diderot, und daß selbst ganz materiell aufgefaßt, einem Volke, welches zur Vereinfachung der socialen Frage den lieben Gott dabei ohne alle Umstände beseitigt hat, denn doch etwas mangle.

So führt denn das ernstere Studium bei den Männern der Wissenschaft und die Beobachtung, das Selbsterleben des materiellen Unheils, bei den Männern der Politik, oder vielmehr bei allen Menschen, die sehen und denken können, zu Folgerungen von halb christlicher Natur. Die Wichtigkeit dieser Folgerungen soll man jedoch weder übertreiben noch allzusehr verkleinern. Weil die Welt oder weil die Schule so liebreich ist, sich zu der Anerkennung herabzulassen, daß die christliche Religion nicht die I m f a m e Voltair's sey, und ihr eine Epoche von Größe, Macht und Schönheit zugesteht; weil die Politik zugibt, man habe noch nichts ersinnen können, um das Christenthum in der socialen Maschinerie genügend zu ersetzen: darf man deßwegen schon schließen, daß die Welt, daß die Schule, daß die Politik durch und durch christlich geworden seyen? Soll man triumphirend verkündigen, das achtzehnte Jahrhundert sey überwunden, damit der alte Feind sich bei unserm Siegesgeschrei wieder aufraffe, und noch einmal Tage des Ruhms und

der Macht erlebe? Man wird nicht dadurch allein zum Christen, weil man einmal in einer Anwandlung von Redlichkeit und Höflichkeit, mit mehr oder weniger förmlichen Einschränkungen, dem Christenthume eine gewisse sittliche Würde, eine gewisse sociale Nützlichkeit, einen gewissen Glanz in den Künsten und eine gewisse Größe in der Geschichte zugesteht. Ein durchaus artistisches und literärisches Christenthum wäre nur ein leeres Spiel der Phantasie und der Speculation, was man mit gutem Recht nur sehr gering anschlagen dürfte. Ein durchaus politisches Christenthum aber wäre nur eine Berechnung des Eigennutzes und dabei eine Berechnung, die sich gar oft als falsch erweisen würde.

Es möchten wohl viele geneigt seyn, vom Christenthume sich etwas nach ihrer Bequemlichkeit auszuwählen, und nur solches anzunehmen, was ihnen nützlich oder wohlgefällig wäre. Nach ihrer Meinung erzeigen sie demselben in dem gegenwärtigen Zustande seines Verfalls und seiner Auflösung schon eine große Gnade, wenn sie ihm in der Anerkennung einer seiner Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn sie einen seiner geleisteten Dienste würdigen. Sie können dann wohl verlangen, mit christlichen Dogmen und Pflichtgeboten nicht behelligt zu werden. Lobeserhebungen kosten besonders in unsern Tagen sehr wenig, und wie manche fühlen sich bei der Betrachtung der Schönheiten des christlichen Glaubens bewegt und entzückt, die bei dem ersten nur einigermaaßen ernsten Gespräche über die Grundlage der evangelischen Wahrheit selbst sich sogleich mit dem Ausrufe zurückziehen würden: das ist eine harte Rede, durus est hic sermo! Es ist so bequem, die Religion wie eine Art von Mythologie zu nehmen, wovon man die Ueberlieferungen nach Belieben gelten lassen oder verwerfen, und sich überdieß noch für sehr großmüthig halten kann, weil man ihr einen artistischen oder poetischen Glauben schenkt, während so viele Andere ihr allen Glauben versagen. Es ist so natürlich und so behaglich, das Christenthum als ein sociales Heilmittel, jedoch unter der Bedingung

anzunehmen, daß dieses Heilmittel nur bei dem gefährlichsten und kränksten Theile der Gesellschaft angewendet werde. Ist es ja doch schon ein altes Princip, daß man für das Volk eine Religion brauche, wobei es sich von selbst versteht, daß Vornehme und Reiche derselben nicht bedürfen. Ich erinnere mich nicht, welcher Engländer solche politische Christen mit einem dicken, fetten Rathsherrn verglichen hat, der, wohlgesättigt von Wachteln und Rebhühnern, seine Lippen vorsichtig mit einem Tropfen Rumford'scher Suppe benetzt, und dem Anscheine nach sie gut findend die Erklärung abgibt, es sey eine treffliche Nahrung für den Armen.

Ist nun damit gesagt, daß diesen Folgerungen, zu welchen die wissenschaftliche Forschung und die Politik hinsichtlich der Schönheit und sittlichen Nützlichkeit des Christenthums gegenwärtig gelangen, durchaus kein Werth beigelegt werden dürfe? daß seit dreißig Jahren nichts gewonnen worden sey? daß der alte Bau der encyclopädistischen Philosophie zwar schwanke und zusammenbreche, aber ohne Vortheil für den christlichen Glauben? daß die Wissenschaft, auf einen richtigen Weg zurückgeführt, dennoch kein Heilmittel werden könne für das Böse, was die verderbte Wissenschaft uns gebracht? Ist damit gesagt, daß in diesen neuen Ansichten und Begriffen, die durch die Kraft der Wahrheit oft den befangensten Geistern aufgedrungen wurden, daß in diesen Ansichten, die früher oder später die Ansichten von der Schule des achtzehnten Jahrhunderts ersetzen und dann eben so volksthümlich seyn werden, kein nützlicher Keim, kein fruchtbares Samenkorn von der Vorsehung niedergelegt sey? Kein Christ wird die Führungen Gottes so sehr verkennen wollen. „Jede vollkommene Gabe", sagt der Apostel, „kommt uns von oben". Keine übermenschliche Eigenschaft kann sich in einem rein menschlichen Werke finden. Wenn das Christenthum uns von einer Seite wahr und göttlich erscheint, so ist es wahr und göttlich in seinem Wesen und in seinem Ganzen. Darum liegt sowohl für jeden Christen, der darüber nachdenken will, als

auch für jeden Ungläubigen, der die Frage mit redlichem Sinne und bis auf den Grund untersuchen wird, in der Größe, in der Schönheit und in der Nützlichkeit des Christenthums eine vollständige und logisch-richtige Beweisführung seiner Wahrheit; eine Beweisführung, welche, wenn auch weniger kunstgerecht als die Beweisführungen eines rein dialektischen Formalismus, doch nicht weniger gültig und vernunftgemäß und nur noch mehr im Bereiche der meisten Menschen ist. Es ist dieß ein großartiger Syllogismus, dessen Vordersätze unser Jahrhundert im Allgemeinen aufgestellt hat, und bei dessen Schlußsatze schon mehrere begnadigte Menschen angekommen sind. Die Wahrheit war der Lohn ihres redlichen Strebens. Also daß die zweifelhafte Frage, in menschlicher Weise aber redlich gestellt und gewissenhaft untersucht, in göttlicher Weise gelöst worden; daß der Geschichtschreiber, indem er den Gesetzen nachforschte, welche das Schicksal der Nationen lenken, zu der Einsicht gelangt sey, daß alle Beziehungen der Weltgeschichte in dem Christenthume als ihrem Brennpunkte zusammenlaufen, und an diesem Merkmale erkannt habe, daß hier die ewige Wahrheit lebe; daß der Philosoph, während er den Inhalt und die Grundlage der Pflichten suchte, mit der Ueberzeugung geendet habe, ihre Grundlage sowohl als ihre Vollkommenheit sey nirgends wo, als in dem christlichen Gesetze, und daß er deßwegen das christliche Gesetz als die einzige zulässige Regel für die Gewissen angenommen habe; daß der Politiker, betroffen über die Unordnung in den Völkergesellschaften, sobald sich diese von dem Christenthume entfernen, solches nicht nur als Heilmittel angerufen, sondern auch so glücklich gewesen, zu begreifen, daß dieses Heilmittel nur darum wirke, weil es göttlicher Natur sey; daß endlich der Künstler, der Dichter, das höchste Ideal des Schönen suchend und es vor allem in den christlichen Werken findend, verkündigt haben, eine solche Vollendung stamme nicht vom Menschen, und hier walte offenbar die Hand Gottes; daß mit einem Worte jeder, der durch seinen

besondern Beruf veranlaßt wurde, eine von den Seiten des Christenthums zu studieren und eine seiner Vollkommenheiten gründlicher zu würdigen, erkannt habe, daß menschliches Vermögen nicht so weit reiche, und daß eine solche Vollkommenheit nur ein Strahl der göttlichen Vollkommenheit sey; und er dann hierdurch, gestärkt und erleuchtet von jenem, daß Lichte der Gnade, das allen, die reinen Herzens und Willens sind, in tiefster Nacht leuchtet, die vollste, ernsteste, demüthigste und werkthätigste Ueberzeugung gewonnen habe: das alles ist nicht nur möglich, sondern es ist auch nicht mehr und nichts anderes, als was sich immer ereignet hat und noch ereignet.

Diese inneren Beweise für die christliche Wahrheit, eben so kräftig als die Beweise einer andern Ordnung, sind in der Kirche nichts Neues. That der heil. Paulus etwas anderes, da er vor dem Areopag den Dichter Aratus anführte und auf den Altar des unbekannten Gottes hinwies, als daß er durch Thatsachen, die außer dem Christenthume lagen, dieses bekräftigte? Und wie viele Heiden wurden später durch die Wissenschaften, durch menschliche Philosophie zu Christen? Wie viele Schüler wurden durch Plato gleichsam bis vor die Pforten des Heiligthums geführt! Welchen Gebrauch machten die Kirchenväter von der Wissenschaft der Philosophie, der Mythologie, von allen heidnischen Ueberlieferungen! Wie wußten die Apologeten den Anblick zu benützen, welchen die christliche Societät in ihrer Einheit, in ihrer Tugend, in ihrem Frieden im Gegensatze zu der heidnischen voll Verbrechen, Zwietracht und Aufruhr darbot? mit andern Worten, welche Beweiskraft wußten sie aus der sittlichen Schönheit und socialen Nützlichkeit des Evangeliums zu ziehen? Wer hat dieß vom historischen Gesichtspunkte aus besser entwickelt als Bossuet? wer hat besser wie er das Christenthum durch die Einheit, Uebereinstimmung, durch den providentiellen Charakter der Geschichte bewährt?

Im vergangenen Jahrhunderte mußte die Vertheidigung

allerdings etwas von der Art des Angriffs annehmen. Dieser Angriff war vor allem philosophisch und logisch; er bestritt dem Christenthume seine rationale Wahrheit; er suchte es durch sophistische Künste in die Enge zu treiben. So mußte denn die Vertheidigung, die übrigens mit Traditionen der Schule reichlich versehen war, dem Feinde auf sein gewähltes Schlachtfeld folgen. Und wir wollen die Früchte jener Polemik wahrlich nicht verwerfen. Die philosophischen Beweise für das Christenthum stehen fest und werden immer fest stehen. Sie sind nützlich, stark und nothwendig. Allein unser Jahrhundert sah gleichzeitig eine andere, zwar nicht neue aber vergessene Gattung von Beweisen sich entwickeln; eine Gattung von Beweisen, welche durch den Fortschritt der Wissenschaften mit jedem Tage kraftvoller und volksthümlicher werden muß, eine Gattung von Beweisen endlich, die den jetzigen Generationen vielleicht entsprechender und zugänglicher ist. Unser Jahrhundert, in der That ohne besondern philosophischen Sinn und nicht ohne Scheu vor den strengen Formen der Discussion, räumt dem bequemen und wechselvolleren Studium der Thatsachen mehr Gewalt über sich ein. Wenn seit einigen Jahren zahlreiche Bekehrungen die Kirche erfreut haben, war diese durch Forschung errungene Ueberzeugung, war dieses Christenthum der Wissenschaft nicht meistens das menschliche Werkzeug? Bei einigen war es der hauptsächlichste Führer; beinahe bei allen diente es zur Vorbereitung, es hat die Straße abgeräumt, es hat sie von tausend gewöhnlichen Einwürfen, von tausend einst sehr mächtigen Vorurtheilen frei gemacht. Es war selbst für jene vortheilhaft, die nicht studieren und nichts wissen, nämlich durch das Kundwerden der Stimmung derer, die studieren und wissen. Kurz dadurch wurde die Atmosphäre unsers Jahrhunderts in eine reinere, christlichere Luft verwandelt, worin sich der Glaube zeigen, wo er wachsen und frischer gedeihen kann.

Wenn sich ein Theil wirklich verblendeter als jemals in den practischen Atheismus stürzt, so ist es dagegen nicht zu

bezweifeln, daß ein anderer Theil christlicher wird. Wer ernstlich Christ war, wird es jetzt kräftiger, männlicher, entschiedener, noch ernstlicher. Wer durch einige gute Gesinnungen mehr und durch einige Vorurtheile weniger dem Glauben näher kam, fängt nun an diese von Gott gesegneten Neigungen zu verwirklichen, und weil er wegen des offenen Zwiespalts, der zwischen Babylon und Jerusalem ausbricht, entschieden Parthei nehmen muß, fühlt er sich zum Guten hingezogen; sey es auch nur des Widerwillens wegen, den jeder ehrbare Mensch bei der Betrachtung eines aller Pflichten entbundenen Lebens empfindet. Bei jenen, die man eigentlich die Welt nennt, hat des Bösen Uebermaaß das Gute hervorgerufen, und der Ueberdruß des gemeinen Lebens hat die redlicheren und reineren Seelen dem Glücke des besondern christlichen Lebens zurückgeführt. Unter jenen aber, die von dem Enthusiasmus politischer Leidenschaften oder von den Täuschungen des literärischen Berufs ergriffen waren, wurde ein großer Theil entweder durch den Schiffbruch seines Ehrgeizes, oder weil er zuletzt das Nichtige und Leere seiner Doctrinen erkannte, oder auch allein durch den Fortschritt seines geistigen Vermögens wie von einer heilbringenden Woge an das Ufer geschleudert, wo die Kirche seiner Aufnahme bereit war. Und sogar die untersten Schichten der Gesellschaft, jene, wo die Irreligiosität unheilbar schien, weil sie am plumpesten und unbeschränktesten war, zeigen uns einen Schimmer von Hoffnung. Denn die christliche Liebe hat in ihrer wundervollen Fruchtbarkeit ein Heilmittel gegen diese eigenthümliche Krankheit unsers Jahrhunderts, gegen den Atheismus des Volks, gefunden. Zu jenen, welche in der Finsterniß ihres Geistes wieder zu Kindern wurden, hat sie, wie zu Kindern ihre demüthigen und frommen Lehren gesendet, und in diesem Augenblicke besuchen in der einzigen Stadt Paris zwei tausend Erwachsene, Leute aus dem Volke, die Schulen der christlichen Brüder, lernen dort alles, was man sie in ihrer Kindheit nicht zu lehren wußte, und gelangen

durch Unterricht zur demüthigen Uebung des Glaubens. So viel ist überhaupt außer Zweifel, daß die Kirchen voll werden, daß die christliche Bevölkerung zunimmt, daß jene, die keine Kirche besuchten, nun zum Altar und zum Beichtstuhle gehen; daß unter den Christen mehr Frömmigkeit, daß unter dem Volke eine größere Zahl Christen ist.

Hüten wir uns also, nach dem ersten Anblick die Gesellschaft in Masse für antichristlich zu erklären. Ueberdieß gehören die Menschen, sey es auch nur mittelst der Taufe, noch dem Christenthume an, wie die Staaten demselben nach ihrem Ursprunge und durch ihre erste Verfassung angehören. Und es ist nicht ohne Werth dieses äußerliche Christenthum, welches bewirkt, daß oft die Ungläubigsten die Religion zur Heiligung ihrer feierlichsten Lebensacte auffordern; es bedeutet selbst viel, wenn man bedenkt, daß Dank diesem äußerlichen Christenthume alle Geborenen der Kirche Gottes angehören, und von ihrem ersten Tage an durch den Willen ihrer oft ungläubigen Eltern Gnaden empfangen, wodurch sie dem unseligen Einflusse der Erziehung widerstehen können, und ihn mehr als einmal gänzlich überwunden haben. Es hat wahrlich seinen Werth, dieses Christenthum, welches dem ganzen socialen Systeme zu Grunde liegt; dieses lebendige Ganze christlicher Begriffe, auf welchen, was man auch thun möge, die Ordnung und das Wohlseyn der Staaten ruht. Denn man wird früher oder später einsehen, daß die einzig mögliche Basis menschlicher Beziehungen und Verbindungen eine christliche Basis ist, daß alle Gesittung schon ihrem Princips nach christlich ist, und daß nur die Wahl zwischen dem Festhalten am Evangelium und dem Rückfall in den Zustand roher Verwilderung übrig bleibt.

So ist demnach das Christenthum gegenwärtig weder unbekannt noch vergessen, sondern bloß ferne gehalten. Man schiebt es so viel man kann bei Seite, selbst deßwegen, weil man wider Willen fühlt, daß man ihm angehört, daß man Gefahr läuft, ihm wieder heimzufallen, daß seine Kraft wirkt, drängt,

quält, daß sein Reitz anzieht und überzeugt. Und in der Feindseligkeit, so wie in der Gleichgültigkeit gegen das Christenthum, wie sie sich ringsum offenbaren, liegt etwas von innerer Unruhe und Mißtrauen, was den Aufruhr characterisirt. Nicht ein Besiegter ist es, den man vernachlässigt; es ist immer noch ein Gebieter, gegen den man sich empört; man ist auf der Hut gegen ihn, weil man sich trotz alles Sträubens der wesentlichen Allgemeinheit seiner Herrschaft unterworfen fühlt, weil man sich als Christen durch die Taufe fühlt, als Christen durch einige äußere Gewohnheiten, von welchen man sich nicht loszusagen weiß; als Christen durch die Gesittung, die man ehrt und theilt, durch die Luft, die man athmet, durch die Gesellschaft, wovon man ein Glied ist; als Christen endlich durch den Anblick der Größe, Wirksamkeit und Tugend des Christenthums, und durch jenen Naturtrieb, der uns lehrt, daß alles was gut und heilsam ist, vom Glauben stammt. Man widersteht nur, weil man sich fortgedrängt fühlt. Die Verneinung und den überlegten Zweifel des achtzehnten Jahrhunderts hat man aufgegeben oder beginnt sie wenigstens aufzugeben. Man sieht, wie die Philosophie und die Wissenschaften christlicher werden, und man erschreckt darüber; man fürchtet die Wissenschaft als eine des Christenthums verdächtige, und man erklärt die Philosophie für vogelfrei, man fürchtet das Denken. Man möchte sich gerne einer systematischen Gleichgültigkeit hingeben, ausschließlichen materiellen Vorurtheilen und Lieblingsansichten, einer vernunft- und verstandlosen Geistverleugnung; man vermag es nicht, man wird es niemals vermögen. Die Religionsverachtung ist auf die Vertheidigung beschränkt, sie scheut den Angriff, weil sie eine Niederlage fürchtet; sie scheut jede Schlußfolgerung, weil sie fürchtet, jede Schlußfolgerung werde eine christliche seyn. Wird sich aber diese Schlußfolgerung früher oder später nicht von selbst aussprechen? Wird der christliche Glaube nicht früher oder später aus der Forschung und Betrachtung, wird nicht die Nothwendigkeit des

Christenthums, wenn ich so sagen darf, selbst aus dem Fortschritte, aus den Bedürfnissen und vor allem aus den Gefahren der Gesellschaft hervorgehen?

Dahin zielt also die Bewegung der Welt. Sehen wir nun, wie es sich mit der Kirche verhält. „Ihre Tugend hat sie zugleich mit ihrer Macht verlassen; sie ist nicht mehr diesselbe, die sie gewesen“, so sagen die Ungläubigen. Wie, ihr Dogma, ihre Verfassung, ihre Moral wären hinfällig geworden? Darauf halte ich jede Antwort für überflüssig. Allein ist etwa ihre nach Außen wirkende Kraft, sind ihre sichtbaren Werke machtloser geworden?

Ein befangener Sinn könnte auf einen Augenblick an die Verminderung der wirkenden Kraft in der Kirche glauben. Sind doch viele Stürme über sie hingezogen, ist das Heiligthum doch so nahe bedroht geworden! Es schien wirklich, als hätte man nur noch an die nothwendigste Vertheidigung denken dürfen, und die Weisheit der Zeit unterließ es auch nicht, diese Theorie aller Orten zu verkündigen; eine Theorie, die Religion und Priester in die Kirche einschließt; die uns untersagt Christen zu seyn, sobald wir die Schwelle des Gotteshauses verlassen haben, und die dem Christenthum nur unter der Bedingung zu existiren erlaubt, daß seine Existenz jedem Auge verborgen bleibe. Allein es konnte so nicht geschehen, die Kirche ist nirgends ohne Wohlthaten zu spenden; rings um die kaum wieder aufgerichteten Altäre traten nach und nach auch die frommen Werke wieder an's Licht, und der zu uns zurückgekehrte christliche Glaube wurde sichtbar durch seine Werke. Und neue Gefahren, statt die Religion in's Heiligthum zurückzuscheuchen, ließen sie draußen nur noch glänzender und nützlicher erscheinen. Während das Land noch die Nachwehen seiner politischen Erschütterungen empfindet, gedeihen alle christlichen Werke mit einem neuen Aufschwunge, als wollte Gott jenen eben besprochenen Beweis für die Wahrheit des Christenthums durch dessen augenscheinliche sittliche Schönheit und Heilsamkeit für die Men-

schen noch vollständiger machen. Wohl giebt es immer Philosophen, die nach dem sie dem Christenthume mit mehr oder weniger Wohlwollen die Leichenrede gehalten haben, sich damit beschäftigen, die Verlassenschaft des Abgeschiedenen in Ordnung zu bringen, während sie zugleich das neue Princip aufsuchen, welches nach dem Tode des christlichen ihrem socialen Organisationswerke zur Grundlage dienen soll. Die Philosophie, die lebende, sucht immer; das Christenthum, das todte, glaubt gefunden zu haben und handelt. Ferne von der anmaßlichen Einbildung, auf der Unterlage eines neuen Princips zu organisiren; ohne andere Heilmittel und Tröstungen aufzusuchen als jene, die seit achtzehnhundert Jahren die Leiden der Menschen lindern, handelt das Christenthum troß so vieler Vorurtheile, troß so vieler Hindernisse, die sich seiner äussern Wirksamkeit widersetzen. Hier ist es ein demüthiger Gebetverein, ein um so mehr gesegnetes Werk, weil es in tiefer Verborgenheit aufwuchs, der nach sieben Jahren über zweimalhundert Tausend Genossen, von denen viele, bevor sie ihn kannten, keine Christen waren, in seine Verzeichnisse eingetragen hat. Dort haben acht Studenten, die an einem bestimmten Tage in irgend einem Dachstübchen zusammenkamen, eine mildthätige Gesellschaft gebildet, die gleich dem Senftkorne anwachsend, erst zehn Jahre alt, schon in ganz Frankreich Mitarbeiter zählt. Und wieder sind es viele hundert Tausend Menschen, Arme, Handwerker, Taglöhner, die mit dem Kreuzer, welchen sie wöchentlich geben, dem Werke der Verbreitung des Glaubens eine jährliche Einnahme von nahe drei Millionen Frcs. verschaffen. Ist dieß das Thun eines erstorbenen Glaubens? und wenn die Welt einen lebenden Glauben, eine Doctrin, voll der reichsten Zukunft wie man sagt, kennt und hat, so zeige sie uns gleiche Werke.

Sollen wir auch von jenen nicht so eigentlich religiösen Werken reden, die in engerem Verbande mit den weltlichen Sorgen und Angelegenheiten stehen? Hier wird die Wirksamkeit des Christenthums, wie jeder weiß, durch viele äußere

Hindernisse beschränkt. Und dennoch können wir abermals sagen: wer wirkt denn, wenn das Christenthum nicht wirkt? Wenn irgendwo eine ernste Anstrengung versucht wurde, um dem Schuldigen die Strafe heilsam zu machen, und ihn der Gesellschaft, die seine Nähe fürchtet, gebessert zurückzugeben, sagt, konnte dieß geschehen ohne das Christenthum? Welche andere Lehre, welche andere Schule als das Christenthum besitzt eine Körperschaft von volksthümlichen Lehrmeistern, welche die Gefahren des Wissens durch die Heiligkeit der Sittenlehre zu beseitigen wissen? Haben jene Socialisten und Humanitarier Irrenhäuser und Schulen für Taubstumme errichtet? Sind es die St. Simonisten oder Fourieristen, welche unter dem Namen des guten Hirten dem gefallenen Weibe eine Zuflucht geöffnet und ihm Brod gegeben haben, damit die Reue möglich werde? Was wurde jemals Gutes versucht, was das Christenthum nicht gleichfalls und mit größerem Erfolge versucht hätte? Doch nein, wir müssen uns bestimmter ausdrücken: alles Gute, alles Nützliche, alles Heilbringende gehört dem Christenthum an. Die guten Werke kommen von ihm oder kommen zu ihm. Jene, die ohne christlichen Sinn begonnen wurden, haben, wenn man über die eigene Schwäche bestürzt und durch die Erfahrung belehrt war, damit geendigt, den christlichen Glauben zu Hülfe zu rufen. Das Werk, im Anfange weltlich, wurde um zu gedeihen geheiligt, und derjenige, der glaubenslos Gutes thun wollte, fand nun als Lohn des Guten, das er gethan, den Glauben.

Wird also unsere Zeit in den Annalen der Kirche überhaupt so trüb erscheinen? Wenn man sie einmal aufmerksamer wird betrachten wollen, wenn das, was rings um uns und oft ohne, daß wir es wissen geschieht, einmal der Geschichte angehören wird: „dann wird das Urtheil über unsere Epoche“ vielleicht ein ganz anderes seyn als jenes, welche sie selbst über sich fällt. Kennen wir das, oder vielmehr nehmen wir uns nur die Mühe dasjenige zu beachten, was neben uns vorgeht? Zählen wir genau, wie viele Wunder der

Geist christlicher Liebe täglich zur Welt bringt? Sind wir auf diese reiche Blüthe von gesegneten Werken aufmerksam, wozu die letzten Jahre wie es scheint die Losung gegeben haben? Dennoch sind die Thatsachen vervielfältigt, auffallend, unwidersprechlich. Größere Leiden haben neue Heilmittel hervorgerufen; der Geist der Liebe hat sich in zwanzig neuen Formen bethätigt: Bewahranstalten für die Kinder, Zufluchtsorte für die Alten, Heirathsunterstützungen für die Armen, vielfache Bemühungen für den Unterricht und die sittliche Wiedergeburt derer, die vom menschlichen Gesetze verurtheilt wurden — alle Werke, die seit wenigen Jahren aufgeblüht sind, alle Werke, die ihrer Natur nach unserer Zeit eigenthümlich entsprechen, die in der Mehrzahl wesentlich katholisch sind, die aber alle den katholischen Glauben zu Hülfe gerufen haben. Wer hätte noch vor wenigen Jahren denken können, daß Kerkermeister in Nonnenschleiern und Mönchskutten zur Hut der Verbrecher in die Gefängnisse berufen wurden, und daß statt der Thürschließer und Soldaten fromme Brüder und Schwestern den Gefangenen bewachen, unterrichten, unterhalten sollten? Und doch findet dieses Statt, öfters für die Frauen, aber an mehrern Orten auch für die Männer. Wer hätte an jene ackerbauende Kolonien gedacht, wo geächtete Kinder, stets unter dem Schutze des Glaubens und der christlichen Gesinnung, sich an Tugend und Arbeit gewöhnen? Der Staat fühlte sein Leiden noch nicht; die Erziehung des Verbrechers, dieses Werk, welches ihm durch die Ahndung der eigenen Gefahr so dringend ans Herz gelegt wird, erschien ihm noch nicht als nothwendig, und noch weniger als ein nothwendig christliches Werk. Jetzt ist es damit anders; und dieses Werk, das wie jeder weiß nur auf christlichem Wege vollbracht werden kann, ist vielleicht das eigene Mittel der Bekehrung, welche die Vorsehung insbesondere unserm Jahrhundert aufgetragen hat.

In allem dem ist aber nichts durchaus neu. Dieser thätige Glaube, diese belebende Kraft waren der christlichen Kirche zu jeder Zeit eigen. Ist nun ihre Heiligkeit, ihre innere

Reinheit schwächer geworden, als die Macht ihrer Wirkung nach aussen? Und wenn die Jahrhunderte in dieser Beziehung verschieden sind, besteht diese Verschiedenheit zum Nachtheile des unsern? Gewiß, man hat die Kirche mit merkwürdiger Kühnheit verleumdet; wo irgend etwas Anstößiges in ihrem Schooße sich ereignete, man hat es mit klugem Hasse seltsam übertrieben. Und doch ist die Kirche, zwar göttlich durch ihren Ursprung und durch den Geist, der sie führt, nur menschlich in ihren Gliedern und stets ist ihre Größe mit menschlicher Unvollkommenheit vermischt. Allein in welchem Jahrhundert, seit das Christenthum aus den Katacomben hervortrat, war der Antheil menschlicher Unvollkommenheit kleiner als jetzt? Das Aergerniß, die furchtbarste von allen Wunden der Kirche, war an ihren Tagen der Macht und Herrlichkeit als offene Wunde sichtbar. Und zählt die Kirche jetzt, wo ihre sichtbare Macht geringer ist, nicht weniger Aergernisse als jemals? Was begegnet in dieser Zeit, was an die Ausschweifungen des zehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erinnerte? Können selbst die Feinde der Kirche so vieler von jenen Mißbräuchen anklagen, welche den Vorwand zu dem Aufruhre Luthers gaben? von Mißbräuchen, die so oft durch die Weisheit der Kirche verbannt und eben so oft durch die Verdorbenheit der Menschen erneuert wurden. Hört man vom Wucher mit geistlichen Aemtern und von Betrügereien in ihrem Schooße? und finden die erbittertsten Späher bei ihrer Priesterschaft einen nur scheinbar tauglichen Stoff zu ähnlichen Satyren, wie sie katholische Schriftsteller des Mittelalters so oft zu veröffentlichen wagten.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat feindliche Parteien in der Kirche, hat sich feindlich gegenüber stehende Conclave's und Gegenpäpste gesehen, hat sich etwas ähnliches in unserm Jahrhunderte ergeben? Die Streitigkeiten der geistlichen Orden haben mehr als einmal in der Welt beunruhigend wiedergehallt: ist davon in unsern Tagen die Rede gewesen? Was ist aus allem dem geworden, was einst Schisma, Trennung, Unfrie-

den zur Folge hatte? Der Jansenismus verscheidet im Stillen; die Zaubereien des Gallicanismus sind eingeschlafen; die Trennung vom Jahre 1791 ist mit der Gewalt, welche sie hervorgerufen, erloschen; das kleine Kirchlein von 1802 verschwindet wegen Mangel an Gläubigen. Allerdings werden die Menschen unter der Herrschaft des katholischen Gesetzes wie sonst überall mit verschiedenen Temperamenten und Naturanlagen geboren; allerdings bestehen unter der Herrschaft des katholischen Gesetzes wie sonst überall Vorurtheile der Nationalität, der Erziehung, der Parteileidenschaft, Vorurtheile, die übrigens hier weniger bedenklich und zu fürchten sind, weil ihm eine bestimmte Grenze gesetzt ist; allerdings können endlich über Nebensachen, welche die Kirche der freien Erörterung überläßt, bei Menschen in welchen die tausend Schattirungen und Eigenheiten die ihnen von der Natur und Erziehung eingeprägt wurden, durch die große Einheit des Glaubens nicht aufgehoben sind, verschiedenartige Richtungen und entgegengesetzte Meinungen hervortreten. Darf aber deßwegen der Ungläubige ein Siegesgeschrei erheben? Ist darum die katholische Einheit zerrissen? Die katholische Einheit will und begreift keineswegs eine unbedingte Gleichförmigkeit der Geister, der Charaktere, der Erziehung in sich. Die katholische Einheit ist nicht für ein einziges Volk bestimmt, und verwirft nicht unnachsichtlich die geistigen Angewöhnungen, ja nicht einmal die Vorurtheile anderer Nationen. Das katholische Gesetz ist nicht für eine einzige Menschart gegeben, und hält sich nicht für verbunden alles zurückzuweisen, was sich nicht mit dem natürlichen Gange gewisser Geister verträgt. Wohl möchten viele Lust haben, aus dem Umstande, daß die Messe hier griechisch und dort lateinisch gelesen wird, allerlei Schlüsse gegen die Kirche zu ziehen, und sie werden nicht begreifen wollen, daß gerade aus dieser Verschiedenartigkeit der Sitten, Erziehung, des Charakters und der Ansichten die katholische Einheit, die sie alle unter der Bedingung ihrer aner-

kannten Oberherrschaft in sich aufnimmt, nur um so kräftiger und augenscheinlicher hervorgeht.

Und beachten wir es wohl: in allen wahrhaft katholischen Herzen haben sich jene verschiedenen Richtungen vielleicht zu keiner Zeit so vollkommen vor der Einheit gebeugt; vielleicht niemals haben wir, obgleich durch Nationalität, Parteistellung, Naturgaben und Erziehung verschieden, dennoch sämmtlich als gelehrige Kinder derselben Mutter besser begriffen, daß wir ein gemeinsames Vaterland haben, und daß wir alle unter dem gemeinsamen Dache der Kirche gleichmäßigen Schutz finden. Die Freiheit achtend, welche die Kirche allen Meinungen gewährt, welche ihr Dogma nicht verletzten, begreifen wir besser als jemals die Nothwendigkeit, alle Mißhelligkeiten zu verbannen, alle Kräfte zu vereinigen, dem eigenen Sinne nicht zu folgen; mit einem Worte, alles, was uns trennen würde, der großen Einheit unterzuordnen, die uns verbindet. Wir wissen, daß die Zeit für Fragen von geringerem Werthe und für häuslichen Zwist vorüber ist; wir wissen, daß uns der Feind gegenüber steht, und daß unser gemeinsames Vaterland angegriffen ist. Der Stuhl des heiligen Petrus, von so vielen Feinden umringt und wie die Ungläubigen sagen, dem Falle so nahe, empfing vielleicht niemals von allen Theilen der katholischen Welt in solcher Einstimmigkeit den ehrfurchtsvollen Ausdruck eines grenzenlosen Vertrauens, einer unbedingten Treue, eines liebevollen Gehorsams. Wohl mochte die ewige Stadt zu andern Zeiten größer und mächtiger seyn; ihre Ringmauern waren niemals fester die Steine ihrer Schutzwerke waren niemals inniger und fester in einander gefügt. Jerusalem quae aedificatur est civitas, cujus participatio ejus in idipsum.

Doch ist es dieser Glaube, welchen man für erloschen hält, es ist diese erstorbene Religion, deren langsam fortschleichendes Leichenbegängniß der Rationalismus unsers Jahrhunderts, im behaglichen Frieden auf seinen Lorbern ruhend, träumend so gerne an sich vorüberziehen sieht. Liebe, Reinheit,

Einheit, von allem diesem fehlt nichts. Und vor allen Dingen, wenn diese Religion denn doch erstorben ist, warum sie fürchten, warum sie angreifen? Wozu denn ängstlich die Kirchen, Klöster, Priester zählen, und wenn sich zufällig eine Vermehrung derselben findet, so jämmerlich über gewaltsame Eingriffe, über theokratische Usurpationen, über Aergernisse schreien? Seltsamer Widerspruch! „Das Christenthum ist todt, seine Verkündiger predigen in der Wüste, die Völker entfernen sich von ihm", so versichert man uns heute. Und morgen vernehmen wir: „auf! auf! entsetzlich! welche Gefahr! Schon wieder ein Kloster mehr! Ein armer Priester verlangt die Erlaubniß, eine Schule zu stiften. Fünf oder sechs Nonnen wollen Kinder erziehen, Kranke pflegen; es sind furchtbare Eroberer, gegen deren Einfall man nicht Wehren genug errichten kann. Auch Brüder, sehr unwissend wie man sagt, verlangen gleichfalls die Erlaubniß, den Kindern der untersten Volksklassen das ABC zu zeigen; beeilen wir uns, es ihnen zu versagen, denn auch das Volk, versichert man, würde zu ihnen laufen. Seht ihr aus diesem nicht, daß der katholische Glaube alles unterjochen will? daß seine Priester bereits so keck sind, beinahe eben so viel zu reden und zu handeln, als wenn sie Menschen und Bürger wären, wie wir? Rasch also feste Dämme gegen sie aufgeworfen, sonst überschwemmt uns die Fluth! Sie bedroht unsere Schulen, unsere Verfassung, unsere Freiheit, sie bedroht alles. Sind wir nicht sehr auf unserer Hut, so wird in zehn Jahren unsere ganze Jugend von Priestern erzogen, Priester werden unsere Güter besitzen, Priester werden unser ganzes Königreich regieren".

Ist dieß ein todter Glaube, welchen man in der Art fürchtet? Wendet man sich mit solcher Wuth gegen einen Leichnam? Warum solcher Schrecken nach solcher Mißachtung? warum eine so ängstliche Wachsamkeit einem Feinde gegenüber, den man nicht für überwunden, sondern vernichtet erklärt? Wenn das Christenthum seiner Beerdigung so nahe ist, warum läßt man bei dem Anblick seines Leichen-

zugs Noth- und Hülfsrufe erschallen, wie beim Anblicke eines anstürmenden feindlichen Heeres?

Was uns betrifft, so halten wir noch immer den christlichen Glauben weder für so erstorben, noch für so mächtig. Wir glauben, daß er immer lebendig und kräftig sey, ohne jedoch auf ein Schauspiel zu hoffen, das die Welt nie geschaut hat, auf seine friedliche, unbestrittene Herrschaft. Wir wissen, daß das himmlische Jerusalem nicht von dieser Welt ist. Allein, welche Stufe der Entwicklung der ewige Kampf zwischen Irrthum und Wahrheit gegenwärtig auch erreicht haben möge, so erfüllen wir immer nur eine Pflicht des Christen, wenn wir Theil am Kampfe nehmen, indem auch wir unsere schwachen Waffen zu den Füßen desjenigen niederlegen, der sie allein rein und mächtig machen kann.

Suchen wir stets die maaßlose Uebertreibung nach zwei entgegengesetzten Seiten, den Kleinmuth und die vorzeitige, ungeduldige Hoffnung, zu vermeiden. Die Pforten der Hölle, das wissen wir, werden unsere Kirche nicht überwältigen. Allein auch das wissen wir, unsere Kirche wird stets gegen die Pforte der Hölle zu kämpfen haben. Darum darf uns ein Streit nicht bestürzt machen, der durch alle Jahrhunderte durchzieht. Lassen wir uns nicht schrecken durch Gefahren, Kämpfe, Niederlagen; harren wir aber eben so wenig mit hastiger Ungeduld eines Sieges, der niemals vollständig seyn wird. Lassen wir uns nicht von thörichtem Zorne gegen eine Empörung hinreißen, deren ewige Nothwendigkeit der heilige Geist uns verkündigt, und behandeln wir Verirrungen, welche der getrübten Natur des Menschen ankleben, mit freundlichem Mitleiden, statt sie mit Groll und Verwünschung als Verbrechen zu bestrafen.

Zwar können wir nicht leugnen, daß man uns auch das Beispiel schroffer, gebieterischer, unbedingter Formen und eines Benehmens gegeben hat, in welchem sich die Verachtung jeder weitern Erörterung aussprach, weil man den Gegner

verachtet, und ihn lieber beleidigt als überzeugt. Einigen Gläubigen mochte dieß genügen; hat man aber viele Ungläubige belehrt und aus der Nacht des Irrthums zur klaren Erkenntniß gefördert? hat man in verirrten Seelen viele antichristliche Vorurtheile vernichtet? Hat man nicht vielmehr die Verblendeten, Getäuschten, erbittert und verletzt? nicht durch den herben Eifer der Rede ihnen Vorwand und Waffen gegeben? Ist mit einem Worte nicht der Beredteste nicht dennoch der am wenigsten Ueberredende geblieben?

So haben unsere Väter im Bereiche der Wissenschaft und des Glaubens nicht gehandelt; so haben auch weder die ersten Apologeten unserer Kirche, noch die Lehrer der größten Zeiten, weder ein heiliger Augustin, noch ein Bossuet gehandelt. Keiner von ihnen hat die Feinde der Religion so tief unter sich geglaubt, daß die erörternde Verhandlung mit ihm nutzlos schien; sie hatten Geduld genug, um sie zwanzigmal zu widerlegen, statt einmal zu verfluchen. Und auf diesem Wege haben sie überzeugt, bekehrt, den verlornen Sohn ins Vaterhaus zurückgeführt.

Lernen wir unsern Zorn beherrschen, der nicht immer ein so heiliger ist, als er scheinen mag. Bemühen wir uns gegen jene, die nicht sogleich durch unsere Worte umgewandelt werden, nicht erbitterter zu seyn, als es jene großen Männer waren. Allerdings wollen wir die heilige Unversehrtheit und Vollständigkeit unserer Lehren, ja sogar die rechtmäßige Freiheit des Gedankens fest behaupten. Denn die Liebe verlangt nicht, daß wir auch nur einen Zoll von dem geweihten Boden christlicher Wahrheit abtreten; sie verlangt Achtung und Milde gegen die Menschen, nicht aber weichliche Schwäche gegen die Lehre. Beachten wir es wohl, daß in dieser Zeit eine köstliche Saat keimt und wächst, die man nicht ersticken darf; daß viele christliche Willensregungen vielleicht nur auf die wohlthuende Wirkung eines liebevollen Wortes

harren, um ein thätiger, christlicher Wille zu werden. Nehmen wir es nicht auf uns, dasjenige, was die Hand Gottes vielleicht angefangen hat, durch die herbe Strenge unserer Rede zu hemmen. Unsere Aufgabe ist herbeizurufen, zu ermahnen, zu belehren, wenn wir es vermögen, nicht zu verdammen. Hüten wir uns vor der Anmaaßung, das Unkraut auszuraufen, ehe der Tag der Erndte gekommen ist. Es war Gott, der gesagt hat und allein sagen konnte: wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Uns dagegen wurde gesagt: wer nicht wider euch ist, der ist für euch.

In allem und jedem ist dieß unsere Regel und unsere Pflicht: der Kirche gegenüber vollkommene Unterwürfigkeit, vollkommenen Gehorsam, in necessariis unitas; uns sämmtlichen Katholiken gegenüber Achtung und Liebe selbst dann, wenn sich ein Streitpunkt unter uns ergäbe, in dubiis libertas; unsern Gegnern gegenüber Geduld, Wohlwollen, christliche Milde, in omnibus charitas!

XXXII.

Kurze Schilderung einiger bibelschenen Geogenien.

Die Geschichte der Verirrungen der menschlichen Vernunft ist zwar wegen der vielen Abgeschmacktheiten, die uns darin begegnen, nichts weniger als angenehm, aber als Warnungstafel für die Zukunft ist sie nützlich und darf nicht unbeachtet bleiben. Dem Menschen muß allerdings daran liegen, einige Kenntniß von der Entstehung seines Wohnortes zu erhalten, und zu wissen, daß derselbe nicht bloß von ungefähr, sondern nach einem vorgefaßten Zwecke ins Daseyn getreten. Gott selbst hat ihm, so viel er zunächst zu wissen braucht, schon in der biblischen Schöpfungsgeschichte geoffenbart, und stellte ihm wohl auch frei, über die einzelnen Glieder dieser Geschichte nachzudenken, und sie an seine sinnlichen Wahrnehmungen anzuknüpfen. Das wäre nun jedem Vernünftigen hinreichend gewesen, aber die Vernunft, einmal seit dem Sündenfall aus ihrer Rolle gefallen, wollte es noch besser machen, und daher glaubt jeder sogenannte Philosoph um seiner eignen Ehre willen einen neuen Schöpfungsplan construiren zu müssen, obgleich dieß die unnützeste von allen menschlichen Beschäftigungen ist, und nur die Verkehrheit menschlichen Hochmuthes aufzudecken vermag. Die Protestanten haben sich ungeachtet der tiefen Inferiorität ihres Standpunktes zum großen Theile von geologischen Verirrungen reiner erhalten, als viele Namenkatholiken. Einer von ihnen sagt: „die Armseligkeit unserer Philosophie wird nie sichtbarer, als

wenn wir uns damit abgeben, Schöpfungsplane zu machen". Namentlich seit der im Protestantismus erzeugte Unglaube vor und in der Revolutionszeit auch viele Katholiken ergriff, und unter ihnen, eben weil sie näher am Heiligthume standen, die schrecklichsten Verheerungen anrichtete, seit besonders die Encyclopädisten die Fahne der Gotteslängnung aufsteckten, durfte auch die Erde nicht mehr von dem dreieinigen Gotte erschaffen seyn, und vorzüglich die Erscheinungen der Vulkane, ein in der Erde verstecktes Centralfeuer, und die Nebelmassen des Universums wurden aufgeboten, gegen die göttliche Offenbarung Sturm zu laufen. Gerne riefen die Gotteslängner und die von ihnen bethörten, schwachgläubigen Dilettanten, um nur zum Ziele zu kommen, die vielen Götter des alten Heidenthums, Neptun, Vulkan und Pluto, Saturnus und Jupiter, ja fast die Hälfte des Olymps, Helios, Thiton, Demeter und wen sonst noch aus Asgard's Hallen und vom Berge Meru her zu Hülfe, denn ihre eigene Schöpfungskraft befanden sie doch zu schwach. Nil novi sub sole heißt es auch hier, denn die Sophisten des Alterthums hatten denen der Neuzeit bereits den Weg der Erfindung abgelaufen, nur mit dem Unterschiede, daß manche von jenen dem Ziel der Wahrheit zusteuerten, diese aber mit Eifer von demselben sich entfernen. Haben zwar einige Eleaten geglaubt, das Universum sey die Gottheit selbst, und haben sie dadurch, wer sollte es glauben, in strafbarer Vermessenheit der Weisheit des Hegelschen Pantheismus vorgegriffen, so sprachen sie doch auch hin und wieder von einem Chaos, aus dem, wie von den Harmonien einer Musik geleitet, ein höheres Princip die jetzt bestehenden Theile von einander schied. Welche Rolle ferner die Götter in der Geogenie gespielt, darf man nur in den Mythologien nachlesen, und nach Entfernung alles Beiwerks wird man oft nur eine gepriesene moderne Ansicht wieder finden. Ueber hundert Geologien, oder lieber will ich sagen Geogonien, sind bereits der Macht der menschlichen Phantasie und der Begierde nach hohlen Hypothesen entsprun-

gen. Mögen einige mehr oder minder bekannte, der Eingangsbemerkung zu lieb, im Nachstehenden angeführt werden.

Wischnu, nach der Lehre der Brahminen, verwandelte sich in einen großen Eber, tauchte in die Tiefe der Gewässer und brachte die Erde auf seinen Hauern in die Höhe, setzte sie dann auf eine Schildkröte, auf welcher auch, nach Washington, das der Mohawks vom Himmel gefallene Weib, das die Erde aus den Gewässern heraufzog, zu sitzen kam. Nach einer andern Darstellung schafft Brahma mit einem Gedanken das Wasser und legte in dieses den Samen des Lichtes, der zu einem Ey sich zusammenzog, in dem er Jahre lang lebte. Dann theilte er es durch seines Geistes Sinnen, und die Stücke wurden Himmel und Erde; sein Sohn Menn aber schuf die sichtbare Welt, eine Lotosblume deren Staubfäden die Bergkette Lokoloka bilden, den heiligen Berg Meru immitten, auf einem Elephanten ruhend, während dieser auf einer großen Schildkröte fußt und die hinwieder im unendlichen Nichts. Sieht man hier auch eine Schöpfung aus dem Wollen Gottes, und ist die Theilung von Himmel und Erde und der Zustand des flüssigen eines ihrer ersten Momente, so bedarf doch der Schöpfer einen Fotsetzer seines mit Fabeln umstellten Werkes und zuletzt bleibt kein anderer Ausgang und Ruhepunkt als das buddhistische eitle Nichts, an Verkehrtheit aber darum diese brahminische Ansicht doch nicht reicher, als manche neuere. In der Mythologie des Zendvolkes schafft Ormuzd nach des Ewigen Willen aus Urlicht und Urwasser die Welt; bei den Chaldäern aber Belos aus der Homorka, dem Chaos oder der Urnacht; in beiden Erzählungen also ist zur Schöpfung ein Zweites außer dem Schöpfer nöthig, wie auch die Griechen und Aegypter sich träumten. Weit reiner und in erhabner Weise, lehrte die nordische Mythologie, weil der ersten Offenbarung noch nicht so entfremdet: Allfadur von Ewigkeit wandellos sey alles Wandelbaren ewiger Urgrund und Schöpfer. Wie schon oben gesagt identi-

fizirten einige griechische Philosophen Gott mit dem Universum; was aber die Entstehung der Erde betrifft, so nahmen die einen mit Hesiod ein Chaos an, durch dessen Scheidung Alles seine Stelle erlangt habe; andere mit Thales glaubten, daß Alles aus Wasser entstanden sey, daß auch die Erde aus Wasser bestanden habe, welches sich allmählig minderte und in Abgründe oder Höhlen trat, worauf fester Boden und darnach Pflanzen und Thiere zum Vorschein kamen. Dieses Wasser könne bisweilen wieder hervortreten und Ueberschwemmungen verursachen, müsse aber endlich aufgehen und die Erde werde sich entzünden, so zum Theil auch bei Ovid und Seneca; die Dritten dachten wie unsre Vulkanisten die Erde aus dem Feuer geboren, und dieser Ansicht wendeten sich vorzüglich die Stoiker zu. Die atomistische Theorie endlich, welche ein Stäubchen bequem zum andern sich legen, und daraus die buntesten Dinge hervorgehen läßt, die auch, obgleich sie die geistloseste ist, noch in späten Zeiten Verehrer gefunden und zum Theil der Wirbeltheorie zu Grunde liegt, wurde von den Epikuräern cultivirt, die überhaupt, dem Sinnenschlafe zugeneigt, selten zu höheren Gedanken sich erhoben und z. B. der Erde die längst von den Pythagoräern erkannte wahre Gestalt, abläugneten. Gehen wir übrigens sogleich zu den Meinungen fort, die mit den neuern Philosophien erwachten, weil ihre Irrthümer fruchtreicher gewesen sind, als die früheren, also auch eher im einzelnen angesehen werden dürfen.

Bei den Kirchenvätern nämlich begegnen wir fast in allen Aeußerungen der rein biblischen Lehre einer Schöpfung aus Nichts durch den Willen Gottes des Allmächtigen, und auch die Scholastiker hielten an der wahrhaften biblischen Darstellung fest, mit Ausnahme weniger, welche griechische Lehre in dieselbe mit einzuflechten suchten. Seit Descartes hat dagegen eine eigene Jagd auf neu erfundne Geogonien begonnen, deren meiste haltlos und verworren, bisweilen auch

boshaft gewesen sind, während nur einige wenige mit mehr Willen als Geschick für die heilige Schrift einzustehen suchten. Descartes selbst stellte sich einen Schöpfungsstoff, eine große Krystallmasse vor, welche vom Allmächtigen zertrümmert und in Bewegung gesetzt wurde. Es scheint jedoch, daß er jenen Stoff nicht in der contradictio in adjecto, die er ist, sondern als ein schon Geschaffenes nahm. Aus der Reibung der bewegten Theile entstanden grobe Stücke und kleine Kugeln und drittens eine feine Materie, durch die Drehung der ersten aber wurden auch die zweiten erfaßt, und kreisen jetzt in stetem Wirbeltanze. Bildlich und greifbar ist solch eine Vorstellung freilich, ob aber je eine maschinenmäßigere gedacht worden, ist zu zweifeln. Ein Stern mit eignem Wirbel ist dem Descartes auch die Erde, deren Wandlungen durch die Mengung und Scheidung seiner drei Elemente bedingt sind, so zwar, daß ähnliche Prozesse auch an den einzelnen Körpern derselben statt finden. — Burnett, der gar wunderliche Gedanken hatte, und sie mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte vereinigen wollte, deren Worten er aber schon dadurch widersprach, daß er sie nicht auf die übrigen Gestirne beziehen, sondern nur von der Erde gelten lassen wollte, Burnett also in seiner telluris theoria sacra, Lond. 1681, nimmt, wie Hesiod, ein einförmiges Chaos an, aus welchem, da es zerplatzte, die gröbsten Theile als Kern niedersanken, die leichteren Wasser und die leichtesten Luft bildeten. Die Luft habe noch grobe Theile enthalten, und sey darum dunkel gewesen; nachdem aber diese heruntergefallen, so wäre nicht allein die Luft durchsichtig geworden, sondern sie hätten sich mit öllichten Theilen verbunden und die Erdrinde gebildet. So war nun die Erde eben, ohne Meer und Berg, ohne Winter und Sommer. Nach 1600 Jahren aber war die Erdrinde so ausgetrocknet, daß sie nunmehr zu reißen anfing und in Stücke zerbrach, welche sich in das Wasser hinabstürzten, wodurch dieses emporstieg und die Sündfluth brachte, aber in unterirdische Höhlen wieder abfloß, und die

eingestürzte Rinde, nun mit Unebenheiten, vielfach trocken ließ. Die ersten Menschen mögen sich bei ihm bedanken, daß sie bis zur Sündfluth ihr langes Leben hindurch nur eine langweilige Ebene vor sich hatten, in der er ihnen gewiß auch nicht gern Gesellschaft geleistet hätte. Sehen wir, ob Whiston die Erdbildung interessanter zu machen weiß. Nach ihm (a new theory of the earth. Cambridge 1738) ist die Erde ein ausgebrannter Komet, von dessen Verwandlung in sechs Jahren die Bibel rede. Gott gab der Erde einen engern Lauf, der Schweif senkte sich gegen den Kern und bildete Luft und Wasser. Durch das geschwinde Sinken erhielt die Erde ungleiche Dicke, Erhöhungen und Vertiefungen, und in den letztern sammelte sich das Wasser. Nach und nach reinigte sich die Luft von den Dünsten, so daß im dritten Jahr durch die Wirkung der Sonnenwärme Pflanzen wuchsen, und (der gute Mann vergißt, daß nach ihm, wie nach Burnett, die Bibel nur von der Erde sprechen sollte) — im vierten Jahre die Gestirne hervorkamen, dann im fünften und sechsten Thiere und Menschen geschaffen wurden. Nach sechszehnhundert Jahren näherte sich ein anderer Komet der Erde, und er ersäufte sie mit einer Sündfluth. Man ersieht hieraus, wie nützlich die Kometen zur Erklärung irgend einer Verlegenheit sind, wie denn Andere schon einen Kometen in die Sonne fliegen und ein Stück von ihr abstoßen ließen, um die Erde daraus zu bilden; wieder Andere der Sonne durch Kometen ihre Feuernahrung zuführen wollten, und was dergleichen mehr. Moses mußte sich aber auch ungeschickterweise verschrieben haben, da bei ihm statt der gemessenen Whiston'schen Jahre Perioden von Tagen stehen. — Dr. Hook sucht die Veränderungen der Erdfläche, die Unterbrechung der Horizontalschichten ꝛc. aus den Erdbeben herzuleiten, und gibt diesen sogar eine Verrückung des Schwerpunktes der Erde Schuld, die auch an der Sündfluth Antheil habe. Er hat, wie man sieht, dem Plutonismus vorgearbeitet. Leibnitz ferner ist der Meinung, daß die Erde aus einem ausgebrannten

Körper entstund (siehe Protogaea etc. Lips. 1693). Nachdem die Oberfläche erkaltet war, fielen die Dünste aus der Atmosphäre herab, und bedeckten die Erde mit Wasser, welches die Salze auflöste und dadurch das salzige Meerwasser verursachte. Nachdem die Erde noch mehr abkühlte, entstanden große Risse, wodurch das Wasser ablief, und Länder zum Wohnplatz der Menschen entstunden, welche in eigenthümlicher Jugendkraft das üppigste Wachsthum entfalteten, aber später an Kraft verloren. Nachher stürzten sich die höchsten Theile, welche schon mit Wasser bedeckt und daher mit Conchylien angefüllt waren, nieder in die mit Wasser bedeckten Tiefen, welches zuletzt durch neue Höhlungen abfloß. Leibnitz glaubt, die Erde und mehrere Planeten haben einst mit eignem Licht geleuchtet; schade, daß er mit seinem bekannten Scharfsinn die Momente der Schöpfung nur mit einigem wissenschaftlichem Anstrich, nicht aber in dem thatsächlichen Zusammenhange darzustellen wußte.

Die Entstehung des Montenuovo 1538 und jene der neuen Insel bei Santorin 1707 hoben den Vulkanismus auf einmal gewaltig empor. Justi, Gerhard, Whitehurst, Steno und andere waren seine ersten Herolde. Lazaro Moro (de' crostacei e degli marini corpi che si trovano su monti, libri due. Venez. 1740) stellt sich vor, daß bei der Schöpfung in der Mitte der Erde das Centralfeuer von einer dicken Erdrinde, auf welcher sich 175 Toisen hoch Wasser befand, eingeschlossen gewesen wäre. Das Feuer habe diese dicke Rinde dort und da durchbrochen, und von den ausgeworfenen vulkanischen Stoffen sey das Meer salzig geworden, so daß es jetzt Pflanzen und Seethiere erhalten konnte (?!). Durch das Hervorbrechen des Feuers seyen auch Berge aus dem Meergrund emporgehoben worden, welche nur Schichten aber keine Seeprodukte enthielten; durch die ausgeworfenen vulkanischen Materien aber sey das Land fruchtbar geworden, so daß es Menschen und Thiere bewohnen könnten. Dann habe das

Centralfeuer Berge mit Seeproducten in die Höhe gebracht, und hier Hebungen, dort Senkungen veranlaßt, wodurch die Thiere andere Wohnplätze erhielten ꝛc. Die Kometen sind also jetzt abgedankt und die Vulkane dafür eingespannt. (Untersuchung über die jetzige Oberfläche der Erde. Leipz. 1787.) Keßler von Sprengseisen hält es auch mit dieser Kraftfeuerwerkerei, nur daß er etwas biblischer gesinnt ist. De Mallet in seinem curiosen Werk: Telliamed ou entretiens d'un philosophe Indien avec un missionaire français sur la diminution de la mer. à la Haye 1755, sagt, daß die Erde anfänglich eine Sonne gewesen und ausgebrannt sey; sie habe sonst die Stelle der jetzigen Sonne eingenommen, sey aber auf einmal in eine sehr große Entfernung von derselben geworfen worden, wobei sie zugleich mit Wasser von den Planeten überströmt worden sey. Dieß erhaltene Wasser dunste täglich mehr aus, und nehme so lang ab, bis zuletzt die Erde, die dem Mittelpunkt näher komme, ganz vertrockne, und dann wie hoffnungsvoll! — wieder zur brennenden Sonne werde. Die Berge sind des Meeres Bodensatz, Mineralien und Metalle aber von ehmaligem Brand herkommend. Unschuldiger und dem Neptunismus zugeneigt ist die Darstellung des Abbé Pluche in dem bekannten spectacle de la nature einem jedenfalls frömmeren Buche, als das berüchtigte systéme de la nature Holbachs und seiner Gehülfen. Dem Leser die hirnverbranntesten Dinge aus dem letztern und ähnlichen Werken vorzuführen scheint uns unnöthig.

Nach der Meinung des Abbés sind bei Entstehung der Erde die Ebenen des Aequators und der Ekliptik zusammengefallen circa 4000 v. Chr. (begreiflicherweise wegen der Revolutionsrichtung von der Zeit des Periheliums beginnend). Hieraus sey ein beständiger Frühling erfolgt, auch habe das Meer zum Theil in unterirdischen Höhlen versteckt gelegen. Der Schöpfer aber habe die Achse gegen die nördlichen Gestirne plötzlich hingelenkt, und dadurch sey die Sonnenhitze

ganz auf die eine Halbkugel gefallen (leider wollen die geologischen Facten nichts davon bestätigen); diese habe alsdann gewaltsame Ausdehnungen der Luft verursacht, wodurch Sturmwinde entstanden und in die unterirdischen Höhlen gedrungen wären, während Regengüsse herabstürzten. Die Erde sey in Stücken zerrissen worden, welche in die Tiefe sanken und das unterirdische Wasser als Sündfluth in die Höhe trieben, das dann zum Theil verdünstete oder in Höhlen verlief. Die Meinung des Abbés arbeitet wohl zum Theil auf die Bibel hin, man merkt es ihr aber an, daß sie zunächst für junge Leser zu drastisch, und darum nicht zu genau verfaßt ist.

Eine der bizarrsten Geogenien hat nun doch der Graf von Buffon geschaffen. Er behauptet und erzählt: es sey einmal ein Komet schief gegen die Sonne gestoßen, habe von ihr den 650sten Theil abgerissen und den Stücken die Umdrehung um ihre Axe nach der stoßenden Richtung mitgetheilt. Ein solches Stück sey unsere Erde gewesen, anfänglich glühend und im Schmelzen, nach und nach aber erkaltend und hart geworden. Er berechnet ferner, daß das Glühen der Erde 3000, und die Hitze, wobei man die Erde noch nicht hätte berühren können, 34000 Jahre gewährt habe. Beim Erkalten sollten sich die Bergketten und Höhlungen gebildet haben, so wie ungefähr bei glühenden verglaseten Materien nach dem Erkalten Blasen und äußere Erhöhungen entstehen, wobei zugleich in den Höhlen die Metalle sich als Sublimat angelegt hätten. Da nun die Erde in einem Zeitraume von ungefähr 25000 Jahren so heiß gewesen sey, daß die Hitze das Wasser in einem beständigen dampfförmigen Zustande habe erhalten können, so hätte sich das ganze Meer als Dampf in der Atmosphäre befunden. Erst nach dieser Zeit sey es nach und nach in tropfbarer Gestalt auf die Erde gefallen, und habe diese 2000 Toisen hoch bedeckt, so daß nur die Gipfel der höchsten Berge noch hervorragen. In diesem noch nicht ganz erkalteten Meere sollen sich nun Schaalthiere in

ungeheurer Menge erzeugt haben, und selbst andere Thiere, die jetzt nicht mehr zu treffen sind. Vermöge seines starken Druckes habe das Wasser endlich die Erdrinde durchbrochen, und sich in die unterirdischen Höhlen ergossen. Hiedurch entstand trocknes Land, das von Menschen bebaut zu werden anfing, welche nach der damaligen Stärke der Natur eine kolossale Gestalt hatten. Die Erde gegen die Pole hin erkaltete zuerst, und daher fing auch die Bevölkerung, laut dem Zeugniß des in den Polarländern ausgegrabenen Elfenbeins und anderer Reste, daselbst zuerst an; endlich verlief auch das Gewässer unterm Aequator. Im Verlauf dieser Zeit von etwa 2000 Jahren wurden die Trümmer der Schaalthiere unter dem Wasser in kalkartige Masse verwandelt, und Berge von der zweiten Art gebildet, welche mit Schichten von Seeproducten angefüllt wurden. Durch die aus dem Innern der Erde strömende Electricität entstanden Erdbeben und Vulkane, welche neue Inseln bildeten, die Erde mit Lava bedeckten und fruchtbarer machten. Zuletzt erhielt die Erde ihre jetzige Gestalt vornehmlich noch durch partielle Ueberschwemmungen. Nach Büffons Meinung nimmt die Erkaltung der Erde immer mehr zu, und nach 930000 Jahren (schade daß 70000 abgehen!) wird die Kälte so groß werden, daß kein lebendiges Thier sein Leben mehr fortzusetzen vermag und die ganze Natur abstirbt, so daß wir wenigstens die von der Offenbarung verkündete Zerstörung der Welt durchs Feuer nicht zu fürchten hätten. Wäre Büffons Erfindung nicht mitunter gar zu zopfig, so könnte man geneigt werden, sie für einen Roman zu halten; die Zahlen in derselben sind zumal prächtig, obwohl der Urheber eben kein Mathematiker war, und man muß sich wirklich wundern, wie ein Mensch so viel Mühe auf den Bau eines solchen Luftschlosses wenden mochte. Lassen wir der Büffonschen Geogenie in der des Herrn von Gleichen, genannt Rußworm, ein kurzes Gegenstückchen folgen aus dessen 1782 in Nürnberg erschienenen Schrift von Entstehung — Bildung — Umbildung und Bestimmung des Erd-

körpers. Er glaubt, die Erde sey anfänglich eine Wasserkugel gewesen, welche zuerst Fische hervorgebracht habe. Diese seyen in Fäulniß übergegangen, und daraus wäre die Erde entstanden. Die aus dem Wasser hervorgetreten, habe sich an der Sonne getrocknet, und ihre Wärme nehme jetzt immer mehr zu, bis sie verbrenne. Seit dem Herrn von Gleichen wird man künftig also sagen können: Gieb mir Wasser und Fische, und ich mache dir eine Erde. Nach den vorangegangenen, aus wahr und falsch gebrauten, verworrenen Hypothesen kommen wir zu der wenigstens etwas wissenschaftlicher klingenden, dem Neptunismus ziemlich adäquaten und besser gemeinten obwohl von vielen vornehm getadelten des de Luc (Geologische Briefe an Hofrath Blumenbach im gothaischen Magazin, Bd. VIII und IX). De Luc schränkt sich vorzüglich auf die spätere Erdbildung ein. Er nimmt an, daß erst nach Erschaffung des Lichts chemische Operationen möglich waren, welche das große Ganze bildeten, da vorher die primitive Materie aus bloß schweren Elementen ohne Zusammenhang und Verwandtschaft bestanden habe, obwohl mit Umwälzung und sphäroidischer Gestalt. Niederschläge, bei denen die Verwandschaften thätig waren, bildeten den Granit, Gneuß, Gangschiefer und die Wacke; die Rinde brach und das Wasser stürzte in die Senkungen. Aber auch die Sonnenmasse fing an sich zu zersetzen, und in Vereinigung mit dem Lichte selbst Licht auf die Erde zu senden, wodurch diese eine stete verhältnißmäßige Wärme erhielt. Hierauf wurden die Thiere im Meere geschaffen, und durch neue Niederschläge Schichten von Kalkstein bewirkt, die sich an die Granitschichten anlegten, und worin man die ersten Spuren von versteinerten Seethieren antrifft. Nun erfolgte ein zweiter Einsturz, dessen Trümmer sich schief an die Seitenwände des Gebirges anlegten, woher die unordentliche Lage vieler Gebirgsschichten. Wahrscheinlich wurden zu dieser Zeit die Gangklüfte mit Erzen angefüllt. Andere Niederschläge bildeten neue Schichten von Kalkstein mit vielen

Versteinerungen vermengt, auch begannen die Sandstein- und Salzsteinflöze und die Vulkane nahmen ihren Anfang. Dieß dauerte bis zu einer durch innere Gährungen und Erschütterungen bewirkten großen Umwälzung der Erde, durch welche der Boden des Meeres so gehoben wurde, daß es ihn auf einmal verließ und über die alten festen Länder hinstürzte, worauf der vorige Meeresgrund unsere jetzigen Länder bildete. Das Alter des festen Landes, wie es jetzt ist, schätzt de Luc nicht über 4000 Jahre, und man sieht, daß er mit der Zeit wohl zum klaren Verständniß der biblischen Schöpfungsgeschichte vorgedrungen wäre. Mit viel minderem Geschick stand Silberschlag für diese in seine Geogenie (Berlin 1780) ein. Gott setzte nach ihm das Chaos an seine Stelle, am ersten Tag entzündeten sich die Sonnen, am zweiten sonderte sich die Luft, das Wasser blieb auf der Oberfläche zurück und die Versteinerung nahm im Innern zu. Dieses öffnete sich, und ein heftiges Feuer hob Inseln und Berge empor, während das Meer größtentheils in Höhlungen verlief. Aus den Höhlen sucht er wie bei der Wirkung eines Heronsbrunnen, die von dem darin befindlichen Wasser kommende Sündfluth begreiflich zu machen, durch welche auch die vorher in den Seen jener Höhlen lebenden Schaalthiere als Versteinerungen in die Höhe gekommen seyen. — Wir kommen jetzt gar ins Luftgebiet. Franklin, der neben Politicis und Technicis auch zu Speculationen sich erhob, war der Meinung, daß unsere Erde im Innersten aus einem weit dichterm Fluidum bestehe, als alle unsere bekannten festen Körper, auf welchem der feste Theil wie eine Schaale schwimme. Nähme man nun an, daß alle Materie, wie ein Dampf im Raume verbreitet gewesen sey, und es habe die Schwere zu wirken angefangen, so muß eine nach dem Mittelpunkt zu immer dichtere Luftkugel entstanden seyn, worin sich die übrigen entstandenen Körper in bestimmter Weite setzten und die Erdrinde bildeten. Die erste erfolgte Bewegung konnte einen Wirbel, und dadurch die Umwälzung um die Axe bewirken.

Wenn einmal die Axe der Umdrehung verändert wurde, so mußte auch das innere Fluidum seine Figur ändern und zum Theil die Erdrinde zerbrechen. Durch starke Expansionen von Dämpfen können weitreichende wellenförmige Erderschütterungen entstanden seyn; auch erhielt die Erde durch die Menge Eisen, die sie enthielt, die Fähigkeit magnetisch zu werden. Kant seinerseits räsonnirte also: War der Urstoff anfänglich in dunstförmiger Gestalt verbreitet, so mußten durch chemische Anziehungen seine Theile aus dem flüßigen in den festen Zustand übergehen, und auch sogleich große Luftentwickelungen im Innern der Erde vorgehen, welche durch die frei gewordene Wärme bis zum höchsten Grad der Elastizität ausgedehnt und durch Vermischung in einander in noch größere Bewegung versetzt, bald die festen Theile durchbrachen, diese in großer Menge als Gebirge aufwarfen, sich selbst aber zum Theil erhoben, zum Theil in die großen Krater als Wasser niederfielen, welches auch auf die Gestaltung der Gebirge einwirkte. Schon Newton trug eine ähnliche Meinung vor, nur behauptete Kant noch, daß der Widerstand der Materie die Massen von der geradlinigen Bewegung seitwärts abgelenkt und in die Wirbelbewegung hineingetrieben habe. Franklin, Kant und Newton erscheinen uns hier bei all ihrem übrigen Scharfsinne doch nur etwa wie Hebammen, die dem neugebornen Kindlein Erde beistehen wollten, ihm dabei einige Glieder verrenkten, von seinem Vater aber gar eine geringe Kenntniß nahmen. Mit wichtigerer Stimme trat Laplace (système du monde) auf. Er hält dafür, daß die Sonne mit einer brennenden Atmosphäre umgeben war, (und sie ist es noch), welche sich mit ihr um die Axe drehte und sich bis über die Kometen erstreckte. Als die Sonne mehr und mehr erkaltete, zog sich auch die Atmosphäre zusammen, und es entstanden an den Gränzen derselben Verdichtungen, welche sich als Ringe oder Kugeln zeigten. War eine unter ihnen stark genug, die übrigen anzuziehen, so machte ihre Vereinigung einen Planeten, der die vorige Umlaufsrichtung beibehielt.

Man nennt dieß die Laplacische Nebelhypothese, ein fataler Name für ihre vielen Verehrer. Laplace scheint wie ein zweiter Jupiter, der mit der von der Juno gebildeten Nebelgestalt die Centauren erzeugte. Abgesehen von dem Widerspruch mit der heiligen Schrift widerlegt sich das System schon darin, daß es consequent eine größere Dichte der Sonne fordern muß, die aber nicht statt findet, so wie die Lage der Planeten nahe in einer Ebene, die von einigen als Beweis geltend gemacht wird, gerade dagegen spricht, indem nicht wohl abzusehen ist, wie die Sonnenmasse nur in einer Schichte rotirt habe. Scipio Breislack war entschiedener Vulkanist. (Lehrbuch der Geologie, übers. von K. v. Strombeck, Braunschweig 1819.) Ihm ist die Erde zuerst feuerflüssig gewesen, doch nur durch die allgemeine Verbreitung des Wärmestoffes. Hatten die einzelnen Körper eine Verwandtschaft zu diesem, so konnte er von ihnen gebunden werden, und mehrere feste Körper wurden durch ihn als Gase in die Atmosphäre erhoben. Elektrizität, welche diese Gase durchfuhr, erzeugte Wasser aus ihnen; dabei, indem auch das herabsteigende Wasser von der annoch glühenden Erde in Dampf verwandelt wurde, sey große Unordnung entstanden, bis endlich die Erde die jetzige Gestalt erhielt, und Ruhe und Friede auf ihr Wohnung nahmen. Aber — aber, wenn der deus ex machina, der Wärmestoff wieder einmal frei wird, dann wird die Erde wieder in einen feurigen Fluß verwandelt. Pini (sui sistemi geologici riflessioni analitiche. Milano 1811) leugnete freilich, daß alle latente Wärme der Erde ja zu ihrer Schmelzung hingereicht habe, wogegen dann Breislack eben neue Ausflüchte suchte. — Man wird bereits an dieser kleinen Revue eine Vorstellung von der Größe der geologischen Verkehrtheiten in verschiedenen Graden sich bilden können. Büffon selbst gesteht es, daß die Geologen, wie die Auguren bei Cicero, einander nicht wohl begegnen könnten, ohne zu lachen, und Lichtenberg meint, daß dieselben zwar nicht viel Beiträge zur Geschichte der Erde, wohl aber zu jener der

menschlichen Verirrungen gegeben hätten. Es geht es aber immer, wenn der Mensch auf vorgefaßten Meinungen besteht, und nicht die Vervollständigung der Beobachtungen, die zu bessern Erklärungsweisen führt, abwarten will; auch der beste Wille stiftet da nur Schaden. Für die neuesten Ansichten der Geologen können wir uns kürzer fassen, da im Grund nur drei bestimmte Meinungen hervortreten, die früher vielfach gemengt waren. Die eine, der Neptunismus, wurde von dem tüchtigen Forscher, dem Mineralogen Werner in Freiberg ausgebildet, und lange von den Deutschen gepflegt, bis sich diese zuletzt den Ausländern großentheils gefangen gaben, und darunter leider Männer wie v. Buch und v. Humboldt; die zweite, der Vulkanismus, hat den Engländer Hutton zum Reihenführer, und die dritte, die Emporhebungstheorie, zum Theil an die zweite sich anlehnend, verdankt man Elie de Beaumont, während Lyell sie etwas modifizirte. Der Vulkanismus ist wirklich zumeist nur von den Gegnern der Offenbarung begünstigt worden, denn bei ihm schwebt kein Geist Gottes über den Wassern. Fuchs in seiner Schrift über die Theorie der Erde, München 1837, wies aus chemischen Principien unwiderleglich nach, daß das Vorkommen gewisser Mineralien in Gebirgsarten nach dem Vulkanismus durchaus nicht erklärt werden könnte; Schafhäutel in der gleichfalls in den Abhandlungen der Akademie gedruckten Schrift „die Geologie in ihrem Verhältniß zu den übrigen Naturwissenschaften" hat besonders die Behauptung einer Temperaturzunahme in der Tiefe der Erde entkräftet. Bonald, Buckland, de Serres und Wiseman in ihren ausgezeichneten Werken haben zwar und nicht ohne Glück die Emporhebungstheorie in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift zu bringen gesucht: doch die aus den ebengenannten Schriften hervorgehende Unhaltbarkeit dieser Theorie führt uns nothwendig zu einem modifizirten Neptunismus, wie ihn Fuchs gegeben hat. Man sieht auch gar nicht ein, warum es der ungeheuren Kräfte, welche nicht zu partieller, sondern zu einer allgemei-

neren Emporhebung nöthig waren, bedürfen sollte, wenn auch außerdem die Verse der Genesis recht wohl mit den geologischen Thatsachen übereinstimmen, und zwar wird die Erklärung um so katholischer seyn, je näher sie beim Worte bleibt. Ueberdieß ist es seltsam, daß das von den Plutonisten so jung gemachte Urgebirg keine fossilen Reste enthält. Alle, die sich darum interessiren, müssen wir pflichtmäßig auf die obgenannten Schriften von Fuchs und Schafhäutel, desgleichen auf eine Abhandlung von Schubert „über die Einheit im Bauplan der Erdveste, München 1835“ aufmerksam machen. Im Einzelnen lassen sich auch noch nach diesen Schriften *) abweichende Ansichten aufstellen, zumal die heilige Schrift keine wissenschaftliche vollständige Deduction der Schöpfung geben wollte, aber in der Hauptsache liefern sie das tüchtigste Material zur glänzenden Widerlegung der Feinde der heil. Genesis, und zur Beseitigung hoffärtiger, aber nichtssagender Theorien, und sie bestätigen sich selbst wieder in der Autorität des biblischen Ausspruches. Die späte Erscheinung der Gestirne, die Annahme einer Unzahl von Jahren in Verbindung mit den Präadamiten, die hochmüthigen Zweifel über die Sündfluth u. dgl. mehr, sie schrecken jetzt den redlichen Forscher nicht mehr, der sich allzeit des wahren Fortschrittes der Wissenschaft freut, die Entwicklung der Erde studirt, aber nicht dem Schöpfungsact zu assistiren sich vermißt. —

*) Die neue Schrift von Mutzel „die Urgeschichte der Erde und des Menschengeschlechts“ ꝛc., geht mehr auf historische und sprachliche Daten, als auf die früheste Schöpfungsgeschichte ein, hat aber für jene Partie das Beste zusammengestellt.

XXXIII.

Literatur.

I.

Simple Coup-d'oeil sur les douleurs, et les espérances de l'église aux prises avec les tyrans des consciences et les vices du dixneuvième siècle, par l'Abbé *Vedrine*, curé de Lupersac Paris 1843.

Ein Geistlicher, durchdrungen von dem Bewußtseyn, was die durch Gottes Erbarmen in die Welt gesetzte Kirche dem Menschengeschlecht gewesen ist und fortwährend seyn soll; wie dieselbe zu aller Zeit, unter allen politischen Gestaltungen der Völker und bei allen vorherrschenden Richtungen der Gesellschaft ihre hohe Aufgabe in Gemäßheit des angewiesenen Zweckes Genüge zu thun vermöge; erleuchtet dann durch einen tiefen Blick in die Stellung, welche der Geistliche, als berufener Diener dieser großen Gottesanstalt, in intellectueller, moralischer und praktischer Beziehung in der Gesellschaft einnehmen und behaupten soll; und darum, weil über die ernsten Pflichten des Einzelnen so völlig im Klaren, für die Rechte des Ganzen begeistert, — ein solcher Geistlicher läßt seinen Blick über Europa schweifen, ihn dann vorzüglich auf Frankreich ruhen, um mit der Flammenrede eines Jesaias, mit dem in Gluth getauchten Griffel eines Jeremias das Quare fremuerunt gentes et populi meditati sunt inania; astiterunt reges terrae et *principes convenerunt in unum* adversus Dominum et *adversus Christum ejus* auszuführen, und darauf ein consolamini, consolamini popule meus vornehmlich in Darlegung der hohen Anforderungen folgen zu lassen, welche die richtig gewürdigte Jetztzeit an den Priester stelle.

Der Zweck dieser Anzeige kann weder eine vollständige Analyse, noch eine Beurtheilung dieses merkwürdigen Buches seyn; er beschränkt sich darauf, auf dasselbe aufmerksam zu machen *). Wer möchte es anstreiten, daß die Autokratie und die Ochlokratie, die von Gott sich trennende Philosophie und die materialistisch gewordene Politik, der Constitutionstaumel und die Beamtenhierarchie, wie sehr auch diese abnormen Erscheinungen unter einander sich hassen mögen, in ihrem Unterdrückungsbestreben gegen die Kirche sich einigen? Der Verfasser beginnt seinen Abschnitt über die Souffrances du Catholicisme dans les divers états de l'Europe mit Rußland. Ihm folgt Preußen, vor kurzem für das protestantische Deutschland dahin strebend, ihm zu seyn, was einst im Mittelalter Rom für Europa gewesen. Sachsens Volksvertreter sprechen unbedingte Herrschaft über die Kirche der Regierung zu. In Würtemberg werden Priester, imbus des principes démagogiques, à convictions malléables, trefflich begünstigt. Das an Holland geschmiedete Belgien hat bei Gelegenheit der Trennung seinen gefährdeten Katholicismus gerettet. (Jetzt sind die Freimaurerei und der eitertriefende Liberalismus hinter ihm her.) Ueber Spanien weht der voltärische Gluthwind und die Windsbraut des Jacobinismus. Die Faiseurs in Portugal haben ihren Glauben gern um eine Constitution hingegeben. Nach solcher traurigen Berühmtheit lechzet auch die helvetische Republik. Was über England und Irland gesagt werden kann, läßt sich denken. Alles dieses ist in glühender Rede, aus deren jedem Satz das indignatio facit versum mit gewaltigem Wort hervorbraust, näher entwickelt, und vergeblich würde man die Anerkennung, daß, bei dem wahren Lichte besehen, dem doch so sey, durch das Gestöhne der behaglichen Armseligkeit temperiren wollen: wenn er es doch nur nicht so schroff hingestellt hätte!

Wie Frankreich die Kirche verknechtet, wird am umständlichsten dargethan. Es ist gewiß kein Trugbild einer kranken Phantasie, sondern die Wahrheit in ihrer vollesten Realität, wenn man behauptet: jede andere Religionsverbindung genieße dort größere Freiheit, mehr Rechte, der Diener derselben in Ausübung seiner Pflichten und Befugnisse ungehemmten Spielraum, die Wucht hemmender Gesetze und Er-

*) Eine Uebersetzung desselben von Alois Castioli ist in der Hurterschen Buchhandlung zu Schaffhausen erschienen.

lasse laste ungleich weniger auf ihm, als sich dessen die katholische Kirche und deren Diener zu erfreuen haben, in dem Frankreich, dessen Könige einst das Beiwort der allerchristlichsten und den Namen eines ersten Sohnes der Kirche für ihren schönsten Titel erachteten, in welchem die katholische Religion sonst die Religion des Staats war, und jetzt noch diejenige der unermeßlichen Mehrheit seiner Bürger ist. Wie eine glückliche Revolution ihre Wuth allererst gegen die Kirche richte, dafür boten die Ereignisse nach den Juliustagen neue Belege. Eine zermalmende Ironie liegt in der Zusammenstellung der Gesetzbestimmungen über katholisch-kirchliche Angelegenheiten mit den Worten der Juliuskarte: Chacun professe sa religion avec une *entière* liberté. Den Männern der Macht wird eine absonderliche Vorliebe für den Protestantismus und augenfällige Begünstigung seiner Bekenner vorgeworfen. Ob mit Unrecht? Man würdige die Nachweise.

Ein besonderes Capitel ist der Universität gewidmet. Dasselbe beginnt mit den Worten: l'ennemi le plus dangereux de la foi en France, celui qui doit insensiblement et sûrement compromettre son avenir dans notre pays et par suite détruire la societé française et sa nationalité basée sur le catholicisme, c'est l'université, l'université avec la puissance épouvantable d'influence et de désorganisation qui lui a été donnée. Bestätigend und vervollständigend findet sich in diesem Capitel alles dasjenige wieder, was die Briefe aus Paris in den hist.-polit. Blättern neuerlich darüber mittheilten, und in glänzender Eloquenz fordert es den Clerus, die Väter, die Mütter, alle Freunde der Freiheit, alle wahren Patrioten, die Jugend, selbst die Regierung zu einem heiligen Bund wider diesen gefährlichsten Feind der Religion, wider dieses Algier des Monopolismus auf. Delenda Carthago müsse das gemeinsame Feldgeschrei seyn.

Principes convenerunt in unum adversus Dominum et adversus Christum ejus. Sie hatten Europa in drei Feldlager getheilt: im Norden den Czar, an der Spitze das griechische Schisma; im Mittelpunkt Preußen, als Schild und Schwert des Protestantismus; dann England, das Krämervolk mit seinen materiellen Interessen. Sa gloire a elle est son coffrefort; tous ses sentimens se traduisent en livres sterling. Il habille en missionaires ses courtiers, et ses commis et les envoie dans tous les pays où il a espérance

de battre monnaie, pour débiter des bibles, prêcher l'anglicanisme et manger le rost-béef aux dépens de qui de droit. Preußen einzig ist in seinen religiösen Meinungen aufrichtig; es fühlt, daß es durch den Protestantismus geworden ist, durch diesen nur sich erhalten kann, das Leben ihm verdankt. Frankreich hätte den Beruf, hätte die Kraft, fände anbei überall Sympathien, die katholische Kirche zu schirmen. Käme ein Mann, der dieses begriffe! Käme ein Mann, ausgestattet mit dem Geist eines Napoleon, dem Glauben eines heiligen Ludwig! Où est-il? .... et sous ma plume quels petits noms viennent fourmiller?

In der zweiten Abtheilung wird dargethan, daß religiöser Fortschritt (d. h. Fortschritt nicht im Sinn unserer protestantischen Lichterzieher, sondern Fortschritt in neuer Begründung des Glaubens und seiner Einwirkung in so unendlich Vielen, welche Schiffbruch darin gelitten haben) möglich sey. Und da bewährt sich ein über der Wahrnehmung von so vielem Niederschlagenden tief gebeugtes, durch festen Glauben und durch ernstes Pflichtbewußtseyn aber wieder emporgehobenes Gemüth. Die Vortrefflichkeit der gegebenen Winke, die überall durchblickende innere Ueberzeugung und die begeisterte Rede flechten sich in einer Weise durcheinander, welcher Jedem, der solches alles nicht unberührt lassen kann, ein freundliches consolamini, consolamini zuruft.

Zu zwei Bemerkungen, die wenigstens angedeutet werden mögen, hat uns dieses Buch eine weitere Veranlassung gegeben. Wie mancherlei Angriffen auch die Religion, die Kirche, die Geistlichkeit in Frankreich ausgesetzt seyen, wie mancherlei Waffen auch gegen sie geführt werden, eines wenigstens wird ihr nicht angefochten, nicht verkümmert, durch keine Gesetze, durch keine Erlasse oder Beamtete weggenommen: das Recht der Vertheidigung. Wie sie von demselben Gebrauch machen wolle, da mag sie zusehen; was dessen Anwendung bei den Feinden hervorrufe, das hat sie zu verantworten. Mag man nicht glauben, sie fahre in Zeiten wenigstens, in welchen das Sturmesbrausen der wilden Revolution sich gelegt hat, besser, unendlich besser, als da, wo man unter dem Vorwand, den confessionellen Frieden nicht zu stören, in hundert Flugschriften und in dem Blättchen jedes Krähwinkels unter dem Schutz der Censur Angriff, Lüge, Spott, Entstellung

gegen sie ungescheut loslassen kann, und von eben daher der Abwehr, der Wahrheit, dem Ernst, der Rechtfertigung die lächerliche Banalphrase: reizet nicht, als Narcotikum eintrichtern will. So weit haben sie es in Frankreich doch noch nicht gebracht, actenmäßige Darlegungen des Beamtensultanismus gegen katholische Priester mit Beschlag zu belegen.

Die andere Bemerkung ist die: daß einer Geistlichkeit, zu der man noch so sprechen, an die man noch solche Anforderungen stellen kann, wie beides durch den Verfasser der vorliegenden Schrift geschieht, das Verständniß des Wortes: „Ihr seyd das Salz der Erde", nicht abhanden gekommen sey. Darum finden wir es auch begreiflich, daß die Universität nichts unversucht läßt, um den Nachwuchs entweder den Bildungsanstalten, die allein die Fortpflanzung eines solchen Geistes verbürgen können, zu entreißen, oder jene unter ihr Joch zu bringen. Sollte dieses möglich seyn, entweder die Geistlichkeit aus ihren Seminarien herauszutreiben, der unmittelbaren Aufsicht der Bischöfe zu entreißen, oder wohl gar in das Universitätsleben hineinzuwerfen, zuverläßig würde dann nicht ein volles Menschenalter vergehen, so könnten wir auch in Frankreich den Dorfpfarrer, die Barbierersmütze auf dem Haupt, die Pfeife im Mund, Abends nach dem Bierhaus steigen sehen, und in Gemeinschaft mit dem Herrn Gemeindeschreiber rotteckische Ideen debütiren hören. Es wäre zu wünschen, mancher Pfarrer der oberrheinischen Kirchenprovinz überblickte bloß den Inhalt einer so eben erschienenen Schrift: Examen raisonné sur les devoirs des prêtres concernant leur conduite personnelle, par un ancien professeur de Theologie de la societé de St. Sulpice, es würden ihm darin manche Verpflichtungen, namentlich in Bezug auf Kirche, kirchliches Geräthe und Amtsverrichtung unter die Augen kommen, an die er vielleicht in der Sattheit seiner Aufklärung und seines hellen Denkens sein Lebtag nie gedacht hätte.

II.

Marien-Lieder. Gedichtet von Guido Görres, in Musik gesetzt für eine oder mehrere Stimmen mit Clavier- oder Orgelbegleitung von Kaspar Aiblinger, königl. bayer. Hofkapellmeister. Erstes und zweites Heft. München 1845. Verlag der literarisch-artistischen Anstalt.

Es bedarf bei dem Geiste, welcher heute zu Tage in Deutschland das katholische Volk belebt, nur einer geringen Anregung zu einer kirchlichen Feier, um große Schaaren zur Begehung derselben zusammenströmen zu sehen. Die Begierde des Heils ist groß, die Priester Gottes finden einen bereiten Boden, um die Saat auszustreuen. So konnte es auch nicht fehlen, daß, als im vorigen Jahre in München zum ersten Male die in Italien und Frankreich übliche Maiandacht zu Ehren der Mutter Gottes gehalten wurde, dieses Unternehmen mit Freuden begrüßt wurde. War damals die Kirche, in welcher man sich zur Andacht versammelte, stets gedrängt voll, so war sie es in dem letztverflossenen Frühling noch mehr; so daß eine große Menge von Leuten, die der Raum der Kirche nicht faßte, auf der Straße stehend, der Predigt und dem Gesange zuhorchten, und zum Schluße knieend den Segen empfingen. Für diese Andacht waren von Dr. Guido Görres die oben erwähnten Marienlieder gedichtet und von dem hiesigen Hofkapellmeister, Herrn Aiblinger, in Musik gesetzt worden. Diese Erscheinung war um so erfreulicher, als die Lobgesänge auf die Mutter Gottes in neuerer Zeit fast verstummt waren. Die Gedichte waren schon früher ins Publikum gekommen, und sind bereits in der zweiten Auflage, mit artigen Holzschnitten geziert, erschienen. Es würde uns nicht geziemen, hier ein Weiteres zu ihrem Lobe zu sagen, als nur so viel, daß der Geist, welcher in diesen Liedern weht, die Leute angesprochen hat, daß sie eine weite Verbreitung gefunden und ihren Zweck vollkommen erreicht haben. Es gab sich aber außerdem vielseitig der lebhafte Wunsch zu erkennen, daß auch die Melodien, in welchen diese Lieder dem Volke das Lob und die Ehre der heiligen Jungfrau verkündeten, und dasselbe so oft erhebend und rührend zur Andacht erweckten, ein Gemeingut würden. Diesem Verlangen ist nun

durch die Herausgabe derselben entsprochen, und es sind bereits zwei Hefte fertig geworden. Das erste enthält folgende Stücke: Weihelied („Der Mai ist gekommen, der Frühling erwacht"); die Nachtigallen („Die Nachtigallen singen, der Mai ist froh erwacht"); Pilgerlied („Wir ziehen zur Mutter der Gnaden"); Opfergesang („Wir schmücken dir dein golden Haar") und Prozessionslied („O höchstes Gut, o Heil der Welt"). In dem zweiten folgen nach: die Marienblume („Es blüht der Blumen eine, auf ewig grüner Au; Bittgesang („Höre Süße, unsre Grüße"); die Mutter der Betrübten („Aus dem Vaterhaus vertrieben, zu den Bächen Babylons"); Vita dolcissima, speranza mia, Maria Hilf! für rheinische Wallfahrer („Geleite durch die Welle"). Von einem anerkannten Meister, dessen Messen jetzt in der Kirche all' anima in Rom, wie zu St. Hedwig in Berlin, zur großen Auferbauung der deutschen Katholiken gesungen werden, war nicht anders zu erwarten, als daß er auch bei diesen Gedichten das ihm gehorsame Reich der Töne zu einer glücklichen Harmonie zusammenberufen haben würde. Und das ist ihm, unsers Erachtens, in einem so vollkommenen Maaße gelungen, daß diese Melodien, in denen sich ein Geist zarter Empfindung und ein wahrhaft religiöses Gefühl darthut, gewiß überall bei allen katholischen Herzen Anklang finden werden. Auch die Verlagshandlung hat ihrerseits Alles gethan, um diese Gesänge, für deren mehrere die Singstimmen einzeln ausgesetzt sind, in einer angenehmen äußern Erscheinung ins Publikum gelangen zu lassen.

XXXIV.

Die Erziehung des katholischen Clerus in Würtemberg.

Zweiter Artikel.

Das Forum dieser Erziehung.

Die Kirche kann gegen die oben erwähnte Klage nicht gleichgültig seyn. Schon aus Mitleiden. Soll sie zusehen, wie ein Glied ihres Körpers in der wichtigsten Angelegenheit Noth leidet? Soll ihr das Verderben, unter welchem viele Seelen, Familien und Gemeinden gelitten haben, nicht zu Herzen gehen? Noch mehr aber aus Gewissenhaftigkeit. Wenn ihr die Erziehung überhaupt nicht gleichgültig seyn kann, so noch weit mehr die Erziehung derjenigen, die sie zunächst in ihren Dienst nimmt, um sich zu erhalten und fortzupflanzen. Wie der Hirt so die Heerde. In dieser Gewissenhaftigkeit hat aber auch die Kirche von jeher einen ganz andern Weg eingeschlagen, um sich Priester zu erziehen, als derjenige ist, der zu dem geschilderten Resultate geführt hat. Die Grundzüge dieses Weges, wie sie sowohl die frühere Vergangenheit, als auch die Idee der Kirche und des Priesterthums an die Hand gab, sind auf der letzten allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient gegeben worden, und wir legen deßhalb durchaus keinen subjectiven Maaßstab an, wenn wir von ihm aus die Anforderunger einer kirchlichen Erziehung stellen, sondern einen Maaßstab, dessen Normen man gelten und in Ausübung kommen lassen muß, wenn man anders die Selbstständigkeit der Kirche und ihre Autonomie nicht zu einer bloßen schönen Redensart herunterwürdigen und das historische und garantirte Recht mit Füßen treten will.

Jene Gründzüge lauten aber in der Bestimmung des Principes

der geistlichen Erziehung, des Forums, vor welches sie gehört, und ihres Zweckes folgendermaaßen: Da das jugendliche Alter, wenn es nicht von den frühesten Jahren an zur Frömmigkeit und Religion herangebildet wird, bevor die sündhafte Gewohnheit den ganzen Menschen in Besitz nimmt, nie vollkommen und ohne den größten und fast wunderbaren Beistand des Allmächtigen im geistlichen Leben verharrt, so verordnet die heilige Synode, daß jede Kathedrale, Metropolitane und Kirchen, die größer sind, als diese, verpflichtet seyn sollen, nach dem Maaße ihres Vermögens und nach der Größe ihrer Diöcese eine gewisse Anzahl Knaben ihres Landes, ihrer Diöcese oder ihrer Provinz, wenn sie sich dort nicht finden, in einem Collegium, das der Bischof nahe an jenen Kirchen oder an einem andern passenden Orte dazu auswählen soll, zu ernähren und religiös zu erziehen, und in den geistlichen Disciplinen zu unterweisen". (Trid. Sess. XXIII. cap. 18). Als nähere Bestimmungen zur Erreichung des Zweckes spricht die heilige Synode aus: „Es sollen in dieses Collegium Knaben aufgenommen werden, welche wenigstens zwölf Jahre alt, und aus einer gesetzmäßigen Ehe geboren sind, welche hinreichend lesen und schreiben können, und deren Anlagen und Willen Hoffnung geben, daß sie immerdar dem kirchlichen Dienste sich weihen werden. . . . Damit sie in der geistlichen Disciplin desto leichter und erfolgreicher unterwiesen werden mögen, so sollen sie sogleich die Tonsur erhalten und allzeit das geistliche Kleid tragen; sie sollen die Lehren der Grammatik, des Gesanges, der kirchlichen Zeitrechnung und anderer schönen Künste lernen; sie sollen die Kenntniß der heiligen Schrift, der kirchlichen Bücher, der Homilien der Heiligen, der Spendung der heil. Sacramente, besonders was zum Beichthören dienlich scheint, und der Gebräuche und Ceremonien sich erwerben. Der Bischof soll Sorge tragen, daß sie alle Tage dem Meßopfer beiwohnen, wenigstens alle Monate ihre Sünden beichten, und nach dem Urtheile des Beichtvaters den Leib unsers Herrn Jesu Christi empfangen; an der Cathedrale und andern Ortskirchen sollen sie an den Festtagen Dienste leisten".

Das Forum, von welchem aus die geistliche Erziehung verwaltet und geleitet werden soll, wird in folgenden Worten noch näher bestimmt: „Diese Knaben soll der Bischof in so viele Klassen, als ihm gut dünkt, abtheilen, und sie nach der Zahl, nach dem Alter und nach dem Fortschritte in der geistlichen Disciplin theils zum Dienste der Kirchen, wenn er es für gut erachten wird, verwenden, theils bei dem

Unterrichte in dem Collegium zurückbehalten, und wieder andere an die Stelle der Entlassenen aufnehmen, so daß dieses Collegium eine beständige Pflanzschule (Seminarium) der Diener Gottes seyn möge". . . „Solches Alles und Anderes zu diesem Zwecke Dienliches und Nothwendiges soll jeder Bischof mit dem Rathe zweier älterer und angesehener Canoniker, welche er selbst erwählen wird, wie der hl. Geist es eingibt, anordnen und damit solches immer beobachtet wird, soll er öfter Visitation halten. Entartete und Unverbesserliche, und solche, die böse Sitten verbreiten, wird er strenge bestrafen, sie auch ausstoßen, wenn es nöthig seyn sollte, und mit Entfernung aller Hindernisse für Alles sorgen, was zur Erhaltung und Förderung eines so frommen und heiligen Institutes ihm dienlich zu seyn scheint". . . . „Damit gesorgt werde, mit geringern Kosten solche Schulen zu unterrichten, so verordnet die heilige Synode, daß die Bischöfe, Erzbischöfe, Primaten und andere Ortsordinarii solche, welche Scholasterien haben, und Andere, welchen das Amt zu lesen oder zu lehren übertragen ist, auch mit Entziehung der Früchte zwingen und antreiben, entweder durch sich selbst, wenn sie tauglich sind, oder durch taugliche Stellvertreter, welche von eben diesen Scholastikern gewählt und von den Ordinarien approbirt werden sollen, diejenigen zu lehren, welche in jenen Schulen unterwiesen werden sollen. Wenn sie nach dem Urtheile des Bischofs nicht für würdig befunden werden, so sollen sie einen andern Würdigen ernennen, wobei durchaus keine Appellation statt finden soll, wenn sie es vernachlässigen, ordne der Bischof selbst Einen ab. *Es sollen aber die Vorbesagten lehren, was der Bischof für dienlich erachten wird.* Uebrigens sollen jene Aemter oder Würden, welche man Scholasterien nennt, nur Doctoren oder Magistern oder Licentiaten der heiligen Schrift oder des kanonischen Rechtes und andern tauglichen Personen, und welche selbst dieses Amt erfüllen können, übertragen werden, und jede andere getroffene Fürsorge sey nichtig und ungültig, lägen auch was immer für Privilegien und Gewohnheiten sogar unvordenkliche, vor". Wie sehr aber der heiligen Synode daran lag, daß die geistliche Erziehung auf besagte Weise regulirt werde, erhellt nach Angabe, wie der Unterhalt der Seminarien zu beziehen sey, aus der Schlußbestimmung: „Wenn die Prälaten der Cathedralen und anderer größerer Kirchen in solcher Errichtung des Seminars nachlässig seyn sollten, und sich weigerten ihren Antheil zu entrichten, so soll der Erzbischof den Bischof, die Provinzialsynode den Erzbischof und die Superioren darüber strenge zurechtweisen, und sie zu Al-

sem vorbesagten zwingen, und eifrig sorgen, daß dieses heilige und und fromme Werk sobald als möglich zu Stande gebracht werde!

Daß die heilige Synode durch die gegebenen Grundzüge der geistlichen Erziehung den Geist der Kirche von ihren ersten Jahrhunderten an wiedergegeben hat, lehrt ein Blick auf die Geschichte der Bildungsanstalten des Clerus. Das Leben und der Wandel der Apostel bei dem Beginne der Kirche in Jerusalem blieb das Urbild, nach welchem die Bischöfe, wie St. Augustinus von Hippo, Gregor der Große, Augustin, der apostolische Missionär Englands, Bonifazius, der Apostel der Deutschen, Chrodegang, Bischof von Metz und Andere geistliche Anstalten gründeten, um in ihnen durch gemeinschaftliches, von der Welt abgeschlossenes, der Gottseligkeit und der ihr entsprechenden Wissenschaft gewidmetes Leben die Knaben und Jünglinge zum Dienste der Kirche und zur Würde des Priesters auszubilden. So schreibt ganz im Sinne des Conziliums von Trient z. B. Papst Leo I. an die Bischöfe Afrikas: „Wohl haben die ehrwürdigen Satzungen der heil. Väter, wenn sie von Weihung der Priester redeten, nur diejenigen zu heiligen Aemtern für tauglich gehalten, welche vom frühesten Knabenalter an bis zu den vorgerückten Mannesjahren ununterbrochen den Kurs der kirchlichen oder geistlichen Disciplin durchlaufen haben, damit einem Jeden sein früheres Leben Zeugniß gebe". Nach eben diesem Sinne ward in dem zweiten Concile zu Toledo der Beschluß gefaßt, nur solche zur priesterlichen Würde zu erheben, welche von dem zartesten Jugendalter an im Hause der Kirche unter den Augen des Bischofs (in domo ecclesiae sub episcopali praesentia) erzogen und gebildet worden seyen. Sie erhielten sogleich die Tonsur und stufenweise die niedern Weihen. Gefiel ihnen, von Gott erleuchtet, ewige Keuschheit zu geloben, so wurden sie, als die da nach einem zurückgezogenern Leben verlangten, unter das süße Joch des Herren gegeben.

Nach zwei Jahren darauf, im zwanzigsten also, erhielten sie das Subdiakonat, mit fünf und zwanzig Jahren das Diaconat, und im dreißigsten Jahre wurden sie zu Priestern geweiht. In der vierten Synode von Toledo (im J. 633) constituirten die versammelten Väter zwei Seminarien, ein größeres und ein kleineres. Das größere im bischöflichen Palaste, unter des Bischofs unmittelbarer Aufsicht, faßte die Priester in sich, die Diakonen oder Subdiakonen; das kleinere, nahe an der Kirche errichtet, nahm die jüngern Cleriker auf, denen ein ehr-

würdiger und bejahrter Priester vorgesetzt war, der sowohl über ihren Wandel wachte, als auch für ihre zeitlichen Angelegenheiten aufs Genaueste sorgte.

Wie auf solche Weise durch die Väter von Trient das geistliche Erziehungswesen ganz im Geiste der alten Kirche regulirt wurde, so war diese Regulirung auch das einzige und geeignetste Mittel, den verdorbenen Clerus, der allerdings einer Reformation bedurfte, durchgreifend zu reformiren, weshalb erleuchtete Bischöfe mit unermüdlichem Eifer sich bestrebten, die Verordnungen von Trient für das Erziehungswesen ins Leben zu setzen, unter welchen wir nur den Erzbischof von Mailand, den heil. Karl Borromäus erwähnen, den seine Heiligkeit nicht abhielt, seine Seminarien von den Priestern der Gesellschaft Jesu und der Congregation der Oblaten leiten zu lassen. Die Päpste haben aber bekannter Maaßen auch in unserer Zeit nicht unterlassen, immer auf die Vorschriften des Conziliums von Trient als kirchliche Norm für das geistliche Erziehungswesen hinzuweisen. „In die Seminarien, lautet die Bestimmung des bayerischen Concordates vom 5. Juni 1817, werden jene Candidaten aufgenommen und darin nach Vorschrift des heil. Conciliums von Trient gebildet und unterrichtet, deren Aufnahme die Erzbischöfe und Bischöfe nach dem Bedürfnisse oder Nutzen der Diöcese für gut finden werden. Die innere Einrichtung, der Unterricht, die Leitung und Verwaltung der Seminarien werden nach den kanonischen Formen der vollkommen freien Aufsicht der Erzbischöfe und Bischöfe untergeben". Für die oberrheinische Kirchenprovinz aber lautet die Bestimmung der Bulle vom 11. April 1827 dahin: „In dem erzbischöflichen oder bischöflichen Seminarium wird eine der Größe und dem Bedürfnisse des Sprengels entsprechende, nach dem Ermessen des Bischofes zu bestimmende Anzahl Kleriker unterhalten, und nach der Vorschrift der Dekrete des Konziliums von Trient gebildet und erzogen werden". Schon früher aber hatte der heilige Vater in der Darstellung der Gesinnungen über die Declaration der vereinten Fürsten ausdrücklich die Festhaltung der genannten Bestimmungen verlangt, wobei folgende Motive angegeben sind: „Der Zustand des Verfalles, in welchem der Clerus in Deutschland damals sich befand, sey hauptsächlich den Mißbräuchen zuzuschreiben, welche daselbst hinsichtlich der Seminarien eingeführt worden seyen, und besonders dem Umstand, daß in demselben nur erwachsene Jünglinge aufgenommen werden, nachdem sie ihren Studienkurs auf der Universität vollendet und in dem Ge-

nusse einer zu großen Freiheit die schädlichsten Grundsätze eingesogen haben. Deßwegen hält der heil. Vater, dem die Seminarien, welche die schönste Hoffnung der Kirche bilden, am Herzen liegen müssen, es für seine Pflicht, darauf zu bestehen, daß sie auf die von dem heil. Concil von Trient vorgeschriebene Weise eingerichtet, und daß besonders in denselben die heiligen Wissenschaften unter gänzlicher Abhängigkeit von dem Bischofe gelehrt werden. Diesem kommt es nach dem göttlichen Rechte zu, die ihrer Sorge anvertrauten Gläubigen entweder selbst oder durch andere zu unterrichten, nicht nur dadurch, daß sie das Volk im Christenthum unterweisen und demselben predigen, sondern auch dadurch, daß sie diejenigen, welche in den geistlichen Stand treten wollen, in der Theologie und in den andern heiligen Wissenschaften unterrichten, oder von Lehrern, die ihr Vertrauen haben, unterweisen lassen; und dieses Recht kann nach katholischen Grundsätzen von der Civilgewalt weder gestört noch beschränkt werden".

Dieses die Anforderung der Kirche, welche übrigens keine bloße Anforderung ist, sondern eine Forderung, deren Erfüllung sie auf dem Grunde vertragsmäßiger Anerkennung zu erwarten berechtigt ist. Vergleichen wir nun damit den ihr gegenüberstehenden factischen Zustand in Würtemberg, wie weit er dieser Anforderung und damit von selbst dem Charakter der Kirchlichkeit entspreche.

(Fortsetzung folgt.)

XXXV.

Landgraf Philipp von Hessen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

III.

Die Reformation in Hessen.

Wäre es unter den Umständen, die im sechszehnten Jahrhundert obwalteten, möglich gewesen, daß die weltliche Gewalt die Entwickelung der kirchlichem Verhältnisse unparteiisch sich selbst überlassen hätte, so wäre der Gang der Begebenheiten in Deutschland ein ganz anderer, der Verlauf der kirchlich-politischen Krankheit aber menschlichem Ansehn nach ein bei weitem kürzerer gewesen. — Der Protestantismus würde in raschen Sprüngen schon damals jenes Ziel erreicht haben, bei welchem er heute in Feuerbach und Bruno Bauer angelangt ist; abenteuerliche Sekten hätten sich ohne Rast immer wieder in neue, noch wunderlichere Gebilde des Pseudomysticismus gespalten; — die von der Kirche abgetrennten Glieder wären schon damals der Auflösung verfallen, und damals schon hätten sich die gesunden, katholischen Elemente in unserm Volke, durch den Widerspruch zu neuer Bewegung aufgestachelt, anschicken müssen, das Faule und Abgestorbene hüben und drüben mit frischer Lebenswärme zu durchdringen. Dann würde die Geistlichkeit auf ihrem eigenen Felde zu jenen wahren Reformen geschritten seyn, die so viele große Heilige und Päbste als unerläßlich nothwendig bezeichnet hatten, das Volk wäre durch

die Thatsachen über den Gegensatz zwischen Wahrheit und Lüge aufgeklärt worden, und damals schon hätte jener Zustand der Wahlfreiheit zwischen dem Guten und Bösen, zwischen der Kirche und ihren Gegnern für den Einzelnen statt gefunden, der heute erst langsam sich durch Gesetz und Faktum in Deutschland feststellen zu wollen scheint. — Allein es ist auf den ersten Blick klar, daß und warum damals die Geschichte unsers Volkes diesen Gang nicht nehmen konnte. In Deutschland's Verfassung waren der kirchliche und der politische Rechtszustand so unauflöslich in einander verwachsen, daß jede Kirchenspaltung, zumal eine solche, die ihren Ausgangspunkt von der Läugnung der Verbindlichkeit des natürlichen Gesetzes der Gerechtigkeit nahm, nothwendig von ihrem ersten Entstehen an, zugleich politische Revolution seyn mußte. So waltete also für die katholischen Landesherren dasselbe nahe liegende Interesse ob, die Neuerung zu unterdrücken, wodurch umgekehrt jene Reichsstände, die in der allgemen Verwirrung ihren Vortheil suchen wollten, sich bewogen fühlten, den Abfall ihrer Länder und Gebiete von der alten Kirche nicht nur frei zu geben, sondern zu befehlen und nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen. Aus diesen Gründen war es auch, nachdem der Landgraf von Hessen für seine Person mit der Trennung von der Kirche zu Stande gekommen war, dessen nächste Sorge sein Land ebenfalls in die Bahn der Neuerung zu werfen. Der Dekatholisirungsproceß wurde daher dort in derselben Weise eingeleitet, wie in den meisten Ländern, welche von Obrigkeitswegen der neuen Lehre entgegengeführt wurden. — Das Volk nahm in Hessen die Veränderung ziemlich kühl und gleichgültig auf, scheint aber auch dem alten Glauben nicht mit besonderer Kraft und Innigkeit angehangen, und jedenfalls die ungeheuere Kluft zwischen dem Sectenthum und der alten christlichen Ueberlieferung stumpfsinnig übersprungen, die eigentliche Bedeutung einer Trennung von der Kirche entweder nicht begriffen oder das ihm gebotene Neue wenigstens nicht als solches erkannt zu ha-

ben. Am meisten trug dazu der Umstand bei, daß Philipp in den Reihen des Clerus selbst Verräther genug fand, deren er sich als Rathgeber und Gehülfen an dem Werke der Zerstörung bestens bedienen konnte. — Unter diesen stand Franz Lambert aus Avignon oben an. Sprößling eines alten, südfranzösischen Geschlechts hatte dieser entlaufene Minorit, was auf die neue hessische Kirchenordnung nicht ohne Einfluß blieb, die Häresie in der Form in sich aufgenommen, in der sie sich in seiner Heimath kund gab. Noch war der große Gegensatz zwischen der sächsischen und schweizerischen Irrlehre selbst den Häuptern nicht zum klaren Bewußtseyn gekommen, und Lambert hatte sich, nach einem unruhigen abentheuerlichen Leben, zuerst (1523) an Zwingli, dann im nächsten Jahre an Luther angeschlossen, der ihn durch Spalatin dem Churfürsten von Sachsen dringend empfahl. — Allein das Hauptaugenmerk des Flüchtlings scheint die Anzettelung kirchlich-revolutionärer Umtriebe in Frankreich gewesen zu seyn, dessen Gränzen er sich, in Metz und Straßburg, möglichst nahe hielt. Erst kurz vor der Synode zu Homberg, kehrte er nach Wittenberg zurück, und wurde von hier aus dem Landgrafen als geeignetes Werkzeug für dessen Umwälzungsplane zugeschickt. Mit dem Fanatismus eines Südländers, der den Glauben verloren, und dem ingrimmigen Hasse des apostasirten Mönchs gegen die alte Kirche — Eigenschaften, die ihn bei Luther empfehlen konnten! — vereinigte er so viel Fähigkeit französischer Intrigue und zwinglischen Rationalismus, daß Landgraf Philipp nicht minder in ihm seinen Mann finden mußte*). Dieser hatte bereits im August des

---

*) Zur Charakteristik dieses Reformator's möge folgende Anekdote dienen, welche ein protestantischer Zeitgenosse (Melander in seinen Jocoseriis) erzählt. — Lambert, welcher zum Lohn für seine Dienste bei der Losreißung Hessen's vom alten Glauben Professor in Marburg geworden war, reis'te bis an sein Ende jährlich nach Frankfurt auf die Messe, theils um dort buchhänd-

Jahres 1525 in Adam Krafft aus Fulda — von welchem Rommel rühmt, daß „eine große Toleranz in Hinsicht der Ceremonien und gegen anders“ (nur nicht katholisch!) „Lehrende ihn auszeichnen“, — einen möglichst indifferentistischen Gehülfen seiner Reformationspläne kennen gelernt, und sofort als Hofprediger angestellt. — Zwei seiner Juristen, (der Kanzler Feige und Balthasar Schrautenbach) gewandte Geschäftsleute von unerschrockenem, hinreichend abgehärtetem Gewissen, denen fast schon im Geiste moderner Bureaukratie Herrendienst über jedweden Glauben und Gottesdienst ging, waren bereit, für den weltlichen Theil des Geschäfts zu sorgen. Versehen mit solchen Dienern und Helfern und nachdem er vorher auf Melanchthon's Rath zwei Jahre lang, um die Gemüther ungewiß zu machen und die Gewohnheit des alten Glaubens zu brechen, die „Predigt des Evangeliums“ gestattet, und dann auf dem Reichstage zu Speyer die hinterlistige Clausel durchgesetzt hatte: daß jeder Stand sich so halten könne, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten gedächte, — schritt Philipp endlich im Spätherbste 1526 zu einem entscheidenden Schlage. Eine Art Kirchenversammlung, auf welcher scheinbar nach vorgängiger Disputation über Lehre und Gottesdienst entschieden wurde, — sollte in den neuen Zustand hinüberleiten. — Damit aber diese Absicht nicht etwa dadurch vereitelt würde, daß der größere Theil der hessischen Geistlichkeit, (die ihrer Mehrheit noch ohnedieß im Drang der Begebenheiten Halt und Richtung verloren hatte!) gar nicht erschiene, — so wandte Phi-

lerische Geschäfte zu machen, theils um politische Nachrichten über Frankreich und andere Potentaten einzuziehen, theils endlich um seiner Neigung zum leckern Fraße zu fröhnen. Dieser dreyfache Zweck seines jährlichen Ausflugs zog ihm von einem seiner Marburger Collegen folgende Apostrophe zu: Ego vero, Lamberte, te tria M. appellare consuevi, propterea quod animadverterim te quidem, quoties Francofurtum proficiscere, velle istic vel *manducare*, vel *mendicare*, vel *mentiri*, hac scilicet reversum.

lipp einen auf Ueberraschung berechneten Kunstgriff an, der seinen Zweck nur zu gut erreichte. Wenige Wochen nach Beendigung des Reichstages zu Speyer ließ er auf den Sonntag nach St. Galli alle Pfarrer und Altaristen, auch Deputirte aus allen Klöstern seines Landes zugleich mit den weltlichen Ständen nach Homberg entbieten. „Wir haben vor“, sagt das Einberufungsschreiben, mit allen unsern Unterthanen, geistlichen und weltlichen Standes in den christlichen Sachen und Zwiespalten durch Gnade des Allmächtigen zu handeln. Einem solchen Begehren des Fürsten, ihn in der wichtigsten, unmittelbar die Kirche betreffenden Angelegenheit zu des Landes Wohle Rath zu geben, konnte sich die Geistlichkeit freilich nicht entziehen. Sie erschien, — aber der Landgraf begehrte des Rathes nicht, und sein Entschluß war gefaßt, noch ehe die Versammlung eröffnet war. — Auf seinen Befehl hatte sein Hofprediger Lambert, 158 Paradoxa aufgestellt die ein vollständiges häretisches Lehrsystem enthielten. Diese waren wie akademische Thesen, an der Thüre der Hauptkirche zu Homberg angeschlagen, in der die Versammlung gehalten werden sollte, und der Verlauf der Verhandlungen bewies, daß die Berufung in keiner andern Absicht geschehen war, als um jeden Widerspruch gegen diese Aufstellungen, wenn er ja gewagt werden sollte, nieder zu schreien, und dann die neue Lehre gleichzeitig als Glaubensregel und als Landesgesetz zu verkünden. Als daher am 21. Oktober die geistlichen und weltlichen Landstände sich in Homberg, unter dem persönlichen Vorsitze des Landgrafen, versammelt hatten, erklärte der Canzler, daß sein Herr, ermächtigt durch den Reichsabschied von Speyer, die Geistlichen seines Landes berufen habe, um mit ihrer Hülfe den Weg zur göttlichen Wahrheit und zur christlichen Eintracht wieder zu finden. — Jedermann könne daher die aufgestellten Sätze bestreiten, aber die heilige Schrift müsse als Richtschnur gelten. Allein grade über den Sinn der heil. Schrift hat der Protestantismus damals wie seitdem gestritten, und da diese sich, wie der Augenschein

weitere Argument am unrechten Ort gewesen, auch wenn die treuen Diener der Kirche sich überhaupt an diesem Orte und mit diesen Gegnern hätte einlassen können. Dennoch war es gerade der Schein einer Disputation, welchen die widersprechende Parthei wollte und suchte. Als Ferber, seiner Protestation gemäß, jeden weitern Streit ablehnte, führte ihm der Kanzler zu Gemüthe: daß er durch seine papistischen Sätze, wenn er sie nicht besser erweise, die schon halb unterrichteten Christen verwirrt mache. Auch Lambert, der mit ihm fühlen mochte, auf wie schwachen Füßen die neue Lehre stehe, drang darauf, daß Ferber gezwungen werden solle, seine katholischen Behauptungen zu widerrufen. Vielleicht hätte er in der Weise seines Landsmannes Calvin dem Gegner, den er nicht widerlegen konnte, schon damals Servets Schicksal bereitet, wenn Philipp nicht Bedenken getragen hätte, durch einen zu grellen Act sich und der Neuerung in Deutschland eine gefährliche Blöße zu geben. So blieb also, als Ferber den Landgrafen beim Blute Christi und dem jüngsten Gericht

scerpsit, obruebatque me convitiis maledictis, atque blasphemiis, modo impium, modo antichristianum me vocans. — — — Solis enim convitiis agebatur ista tragoedia per Franciscum. — Lambert in seiner „Epistola ad Colonienses" (die damals in Cöln bestehende Secte!) läugnet, wie natürlich, die obigen Worte gesprochen zu haben. Allein eine von Rommel (Bd. III, Anmerkungen S. 251) citirte handschriftliche Chronik eines Protestanten erzählt gleichmäßig, Lambert habe gerufen: *expellatur* illa bestia. — Interessant ist es, zu sehen, wie damals schon die Secte sich selbst eben jene Unfehlbarkeit beizulegen versuchte, welche sie der Kirche nicht zuerkennen wollte. Lambert beschuldigt in dem eben erwähnten Schreiben den Guardian: audet ubique blasphemare *sanctam* Hessiae synodum. — Er läugnet, daß er Schmähungen und Verläumdungen gegen den Vertheidiger der alten Kirche ausgestoßen habe, setzt aber hinzu: Neque enim *ego* voco eum seductorem, impostorem, miserum, coecum, falsum prophetam etc. sed divinus sermo, cujus Dei misericordia factus sum minister.

beschwor, ihn nicht wider sein Gewissen und seine Pflicht zu einem Streite zu zwingen, den die Kirche verdamme, — die Sache auf sich beruhen. — Lambert forderte zu dreien Malen alle Anwesenden zum Widerspruche auf, — und schloß dann, als die Katholiken schwiegen, — mit den Worten des Lobgesanges Zachariä: Gelobt sey der Herr, der Gott Israels, denn er hat sein Volk besucht und erlöst. — Die Synode aber erwählte eine Commission, um eine neue, Lambert's Sätzen entsprechende Kirchenordnung auszuarbeiten, welche fortan statt der, hiemit für immer abgeschafften „Menschensatzungen" im Lande Hessen als Regel des Glaubens und des Gottesdienstes gelten sollte.

Es konnte nicht fehlen, daß das in solcher Weise zu Stande gebrachte Werk der vermeintlichen Verbesserung der Kirche theils auf der Stelle, theils in den nächstfolgenden Jahren Früchte trug, die seiner vollkommen würdig waren. Zunächst wurde das Dogma mehr im rationalistischen Geiste der Zwingli'schen Neuerung, als nach den willkührlichen Orakelsprüchen und mystischen Reminiscenzen des Wittenberger Hierarchen entstellt, und den Bedürfnissen des Augenblicks gemäß verstümmelt. Der Gottesdienst, dem durch die neue Lehre vom Abendmahl das Mysterium genommen war, wurde nun auf eine, seiner veränderten Bedeutung entsprechende Weise verwässert und ausgenüchtert*). Die alten Kirchenfeste und Wallfahrten, die auf der Erinnerung großer Begebenheiten beruhten, und sich an heilige Orte knüpften, hatten die Zusammenkünfte des Volks durch die ihnen ertheilte, religiöse Weise veredelt. Die Andacht wurde abgeschafft, aber

*) Eine hessische Verordnung von 1532 schreibt vor, man solle bei Austheilung des Abendmahls den (katholischen) Chorrock brauchen, und giebt als Grund an: „ut vel sic quodam modo plebis reverentiam prorsus extinctam alamus". (Rommel Th. III, Anmerkungen S. 264.) Giebt es eine beredtere Vertheidigung der katholischen Ceremonien?

die Ausschweifungen bei Kirchweihen und andern Gelegenheiten, die sich als nothwendige Schattenseiten dem Lichte beigesellt hatten, erhielten und vermehrten sich *). Mit Erbitterung wurde die Verehrung der Heiligen verfolgt, und die Zerstörung ihrer Bilder (Rommel nennt sie heute noch: Idole) von Staatswegen anbefohlen, „damit sich diejenigen, so nach uns kommen, nicht daran ärgern mögen", — oder, wie es wahrscheinlicher ist, damit bei einem Umschwunge zum alten Glauben kein sinnlich wahrnehmbarer Anknüpfungspunkt an die heilige Ueberlieferung mehr vorhanden sey. Vergebens hatte noch auf der Homberger Synode, als Alles schon beschlossen und abgemacht war, ein alter Pfarrer aus der Nähe von Cassel ein Vorwort für die Verehrung der Mutter Gottes eingelegt. Das letzte Zeichen unendlich rührender Mutterliebe wurde von dem Dünkel derer, die sich zum Abfall schickten, nicht verstanden, und die Warnung höhnisch verlacht. — Wie natürlich mußte nun auch die Verfassung der neuen Kirche, mit Beseitigung des kanonischen Rechts, auf neue Grundlagen gestellt werden. „Von dem Tode des heil. Bonifacius", sagt der schon öfters belobte Geschichtschreiber Hessens, „bis auf den Zeitpunkt, der seiner Nachfolger Gewalt in Hessen für immer ein Ende machte, waren acht hundert Jahre verflossen". — Bei der Gründung des neuen Gebäudes, welches freilich mit dem Werke des heil. Bonifacius nichts mehr gemein hatte, that sich jedoch ein merkwürdiges Dilemma hervor.

**) Rommel wundert sich über diese Thatsache, die den Charakter der sogenannten Reformation besser bezeichnet, als er ahnet. „Als die Kirchmessen (Erinnerungsfeste der Einweihung) nach der Abschaffung der Consecration und der Messe längst ihre Bedeutung verloren hatten", bemerkt er, „erhielt sich doch der Mißbrauch und die Neigung des Volks, welches die Feste der Kirche zu Festen der Sinnlichkeit umgeschaffen hatte, trotz allen Verboten des Landgrafen".

Nach der Natur der Sache sind außerhalb des katholischen Systems, welches die Kirchengewalt, als einen der Hierarchie von Gott anvertrauten, durch die Weihe weiter überlieferten Beruf und Auftrag anerkennt, nur zwei Grundformen eines, von der göttlichen Einsetzung abweichenden Kirchenrechts denkbar: Die territorialistische, welche die Regierung der Kirche als einen Anner der Staatsgewalt behandelt, und die demokratische, welche die höchste Kirchengewalt in die Gesammtheit der Gläubigen legt, und sie durch deren Willen von unten herauf in ähnlicher Weise übertragen läßt, wie sich die Theoretiker der französischen Revolution die Entstehung aller menschlichen Obrigkeit aus einer freien Wahl und Verabredung dachten. Lambert, dem antimonarchischen Geiste treu, der sich aus ältern häretischen Secten in den französischen Protestantismus hinübergepflanzt, und dort bis auf den heutigen Tag erhalten hat, nahm die reine Demokratie für den Urtypus der christlichen Gesellschaftsverfassung, und scheint sich mit der Hoffnung getragen zu haben, diese Form, welche dem ursprünglichen Geiste der „Reformation" allerdings am meisten entsprach, auch nach Deutschland verpflanzen zu können. In einer 1525 zu Straßburg gedruckten Schrift über den Beruf der Gläubigen zum Reiche Christi spricht er in dürren Worten seine Ansicht aus, daß die Kirche eine, auf freien Wahlen beruhende Föderativrepublik sey *). Auch nach den zu Homberg angenommenen „Paradoxen" sind alle Menschen beiderlei Geschlechts durch den Glauben des christlichen Priesterthums theilhaft, und hier, wie später bei den schottischen und englischen Puritanern, ist der Grundsatz angenommen: daß jeder Pfarrer Bischof sey. Der weltlichen Obrigkeit wird bereitwillig das Recht eingeräumt, den Got-

*) — — — quaelibet parochia ecclesia eligit sibi proprium episcopum, siquidem eligere episcopum spectat ad ipsum populum, non ad alium quempiam, quod ab omnibus sit eligendus, qui pro omnibus constituitur. — —

tesdienst der katholischen Kirche zu verfolgen, und alle Privilegien und Exemtionen der Geistlichkeit als Erfindungen des Teufels abzuschaffen. Allein sie selbst, die weltlichen Machthaber, werden angewiesen, den Wortsdienern, die ihrerseits wieder nichts als Organe der geistlich-souveränen Gemeinde sind, pünktlich Folge zu leisten, sobald sie die Lehren der Reformation „nach dem Worte Gottes" vortragen. Aus diesem Geiste hervorgegangen, stellt die auf Befehl der Homberger Synode entworfene, hessische Kirchenordnung ein vollständig ausgebildetes, rein demokratisches Presbyterialsystem auf. Wahl und Entfernung der Prediger wird in die Hände sämmtlicher stimmfähiger Gemeindeglieder gelegt. Diese üben die höchste Kirchengewalt, welche im Schooße der Gemeinde ruht, durch Aelteste aus, oder kommen, in wichtigeren Fällen, in Urversammlungen der ganzen Gemeinde zusammen. Dort werden, außer den Visitatoren, jährlich Ausschüsse zur centralen Leitung der kirchlichen Angelegenheiten gewählt.

Wäre diese pseudogeistliche Republik in Deutschland jemals zu Stande gekommen, hätte sie in den Wortsdienern begeisterte und einsichtsvolle Führer, und in der Denkweise des Volkes wahres Leben gewonnen, so wäre ähnlich wie in den Ländern, wo der Calvinismus eindrang, die Existenz der demokratischen Formen auf dem kirchlichen Gebiete mit dem ferneren Bestande der fürstlichen Herrschaft auf dem weltlichen unvereinbar gewesen, und früher oder später hätte sich hier zwischen beiden Strömungen ein Kampf auf Leben und Tod entspinnen müssen. In der That schien sich in Hessen durch die, im ultrademokratischen Geiste entworfene Kirchenordnung ein Schlachtfeld für solche Kämpfe öffnen zu wollen. Aber das Volk in seiner überwiegend großen Mehrheit verstand nicht einmal die Grundsätze, um die es sich handelte, und faßte die ganze Veränderung mit der stumpfsinnigsten und beschränktesten Gleichgültigkeit auf. Wie der Adel und die höheren Stände mit den Gütern der Kirche abgefunden wurden, so ward derjenige Theil der Geistlichkeit, welcher

von dem alten Glauben abfiel, durch Weiber gefödert, und hatte in Folge dieser neuen Stellung zu viel mit der gemeinen Noth des Lebens zu thun, als daß er den demokratischen Gelüsten und Erwägungen nachzuhängen Zeit und Lust behalten hätte. — So konnte es geschehen, daß der Kampf des republikanisch-revolutionären mit dem absolutistisch-territorialen Protestantismus, der in Schottland und England Ströme Bluts gekostet hat, in Hessen ohne Schwertstreich, ja ehe er noch begonnen, entschieden war. — Die Homberger Beschlüsse hatten dem Landgrafen für die erste Zeit, bis das Volk die neue Verfassung begriffen haben werde, die Bestellung der Geistlichen und Visitatoren ausschließlich zugestanden, und Philipp war schlau genug, es hierbei stillschweigend sein Bewenden behalten zu lassen. Die demokratische Kirchenordnung ist, wie neuerdings ein hessischer Jurist *) unwiderleglich dargethan, in Hessen niemals in's Leben getreten. Philipp, der die Katholiken durch die Form der Einladung auf die Synode nach Homberg getäuscht hatte, betrog, als die Trennung vollbracht war, auch den demokratischen Geist der neuen Lehre um die Früchte des unheilvollen Werkes. Er schloß 1528 einen Vertrag mit dem Erzbischofe von Mainz, der, auch dießmal seine Pflicht verrathend, dem Landgrafen den ruhigen Besitz der bischöflichen Jurisdiction zugestand, die dieser sich angemaaßt hatte. — Inzwischen starb (1530) Lambert, den eine Professur zu Marburg abgefunden hatte, mit ihm der einzige, der allenfalls noch einen Widerspruch hätte erheben können, als Philipp im nächstfolgenden Jahre sechs Superintendenten als landesherrliche Kirchenbehörden bestellte, wodurch die hessische Kirchenverfassung, auch dem Namen nach, in das gewöhnliche Gleis der andern deutsch-pro-

*) Die Presbyterial- und Synodal-Verfassung der evangelischen Kirche in ihrem Ursprunge und ihrem Einflusse auf Hessen. Vom Oberappellationsrathe Dr. Bickel. In der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Bd. I, S. 68.

testantischen Länder hinüber geleitet wurde. Das neuprotestantisirte Land nahm damals von dem gewichtigen Dilemma keine Kenntniß, und die inhaltschwere Frage ging unbemerkt über seinem Haupte weg. Erst in unsern Tagen sind einige dortige Gelehrte darauf aufmerksam geworden, um welche Interessen es sich vor drei hundert Jahren gehandelt habe, und um wie viel tauglicher zur Erreichung der heutigen, politischen Zwecke des Protestantismus jene demokratische Kirchenordnung gewesen wäre, welche Philipp, angeblich aus Vorsorge für die neue Religion, mit pfiffiger Behendigkeit gleich im Beginne der Bewegung zu unterschlagen gewußt hat.

Aber nicht bloß der Instinct des Absolutismus war es, der den Landgrafen bei diesem Verfahren leitete. Ihm lagen andere materielle Interessen noch näher, die es nach der Zerstörung des alten Kirchenthums in den sichern Gewahrsam der weltlichen Gewalt zu bringen galt. In ungefähr fünfzig hessischen Klöstern lebten damals etwa tausend Mönche und Nonnen, in deren Händen sich an liegenden Gründen, nutzbaren Rechten und baarem Gelde eine sehr bedeutende Vermögensmasse angehäuft hatte. — Die vermeintliche Reformation erklärte bekanntlich, in Gemäßheit ihres Grundprincips: daß der Mensch keine guten Werke thun solle, — das gottgeweihte Leben nach einer Ordensregel für Teufelsdienst, und die Erfüllung freiwillig übernommener Gelübde für eine schwere Sünde. Eine Folge dieses Satzes der neuen Glaubenslehre war es, daß alle jene Mönche und Nonnen, die entweder ohne Beruf und aus fleischlichen Absichten in ihren Stand getreten, oder so unglücklich gewesen waren, mit dem Glauben den Beruf zu verlieren, freudig jubelnd eine Umwälzung begrüßten, die, den bösesten Leidenschaften das Wort redend, ihnen die Klosterpforten öffnete und eidbrüchige Menschen der Welt wieder gab, die schon aus polizeilichen Rücksichten durch sichere Haft für immer hätten unschädlich gemacht werden müssen. — Dieselbe Gelegenheit benutzten zugleich die weltlichen Liebhaber des „Evangeliums“, jenen Besitz für gute Beute zu erklä-

ren, den achthundert Jahre einer unbestrittenen Herrschaft des christlichen Glaubens in den Händen jener frommen Zufluchtsörter gegen die Stürme der Zeit niedergelegt hatten. Daß diese Anstalten selbst, wie jede menschliche Einrichtung, dem Verderben, der Entartung, der Befleckung durch mannigfache Mißbräuche ausgesetzt und von Zeit zu Zeit einer Zurückführung auf den ursprünglichen Zweck und die Regel ihrer Stifter bedürftig waren, leidet nicht den mindesten Zweifel, und wird durch die Geschichte aller geistlichen und weltlichen Stiftungen bestätigt. Aber erst vor einem Menschenalter hatte Philipp's Vetter, Wilhelm III., ein Beispiel gegeben, wie ein christlicher Landesfürst dem Oberhaupte der Kirche und den Bischöfen bei einer wahren Reform klösterlicher Institute an die Hand gehen könne und solle. Er hatte in Rom die bestehenden Mißbräuche in den Klöstern angezeigt, und es sich auf's eifrigste angelegen seyn lassen, daß von dort aus ein Legat mit hinreichenden Vollmachten zu deren Beseitigung abgefertigt wurde. — Dieser ernannte, vom Landgrafen in genaue Kenntniß der Thatsachen gesetzt, zwei Prioren hessischer Klöster als Commissarien zur Untersuchung und Ausrottung der Ungebühr, und wies dieselben an: den Diöcesanbischof von Mainz und den weltlichen Arm, wenn es nöthig sey, zu Hülfe zu nehmen. — In Folge dessen ließ der Landgraf wirklich manche Klöster auf eine Zeitlang schließen, bis die angesteckte Bevölkerung derselben ausgestorben oder entfernt, und für neue Besetzung mit bessern Religiosen Sorge getragen war; manche Terminarier, die sich einer ärgerlichen Aufführung schuldig gemacht, wurden mit Vorwissen ihrer Ordensobern durch seine Beamten aus dem Lande gewiesen; ein Jungfrauenkloster, welches sich besonders willfährig gezeigt hatte, reformirte Schwestern eines andern Ordens aufzunehmen, ward durch Befreiung von Zinsen und Diensten belohnt. — Eine solche Anwendung landesherrlicher Macht zur Wiederherstellung aufgelöster Klosterzucht hatten auch Karl der Große und nach ihm so viele heilige Könige

und Fürsten geübt; sie ist ein der Kirche geleisteter Dienst, kein Eingriff in deren Rechte, und von den Kirchenobern selbst zu allen Zeiten mit Dank und Freude als Wohlthat anerkannt. — Wenn daher Rommel mit dem ihm eigenthümlichen Maaße von Einsicht die Bemerkung macht, daß den eben bezeichneten Klosterreformen früherer Zeit zum „Abfall vom Papste" fast nichts gefehlt habe, als „ein anderes Dogma",— so liegt hierin ungefähr eben so viel Verstand, als etwa in der Behauptung, daß einer gewissen Handlung zum Diebstahl nichts weiter mangle, als gewinnsüchtige Wegnahme einer fremden Sache. Landgraf Philipp, der sich das „andere Dogma" und die bekannten freien Grundsätze über Mein und Dein mit einer, ihm sonst fremden Heilsbegier angeeignet hatte, zeigte bald, daß es nicht die Ausrottung der Mißbräuche war, die ihm am Herzen lag. Nachdem der zu Homberg gemachte Versuch: die Ordensgeistlichkeit in Masse zu einem der neuen Lehre günstigen Beschlusse zu verführen, der die beabsichtigte Plünderung hätte beschönigen können, an dem Widerspruche des redlichen Ferber gescheitert war, erneuerte Philipp im Beginn des Jahres 1527 seine Bemühungen. Auf's neue rief er Abgeordnete der Klöster in Marburg zusammen, auf's neue bestürmten seine Theologen diese mit der Zumuthung, dem Glauben der Kirche zu entsagen. — Auch dießmal war es ein Franziskaner *), der solche Anträge mit der einfachen Bemerkung zurückwies, hier sey weder Ort noch Zeit zu dergleichen Verhandlungen, und ihnen liege nichts weiter ob, als an der Lehre der Väter fest zu halten, die er insbesondere in Betreff des Opfers der Messe durch Stellen aus dem heil. Augustinus und andern Kirchenvätern nachwies. — Rommel erzählt: er sey von Lambert aus „eben denselben widerlegt", und als er „mit allen andern Mönchen, verlassen von der

*) Rommel Bd. III, S. 336 nennt ihn einen „Prior" der Franziskaner. — Bekanntlich gibt es dergleichen in den Bettelorden nicht. —

heil. Schrift, hinter dem Bollwerk menschlicher Erfindungen die alten Ausflüchte erneuert" habe, sey die Ausführung des Reformationswerkes, aller Protestation der Betheiligten ungeachtet, beschlossen worden. „Die zweimal umsonst zur Berathung gezogenen Mönche wurden nicht mehr gehört", — die geistlichen Orden als unchristlich und ärgerlich verdammt, die Gelübde für aufgehoben erklärt. „Ordenspersonen, welche", wie Rommel sagt, vom Geist des Irrthums befangen", ihren freiwillig geschwornen Eid nicht brechen wollten, sollten noch eine Zeitlang geduldet werden, aber „die Predigt des Evangeliums hören". — Dafür ward ihnen dann, außer dem Messelesen, die Ausspendung und der Genuß der Sacramente nach katholischer Weise, und selbst das feierliche Begräbniß versagt. Zur Verabredung der Ausführung dieser Maaßregeln, welche kraft einer wahrhaft unglaublichen Verwirrung der Begriffe lange Zeit als Sieg der Gewissensfreiheit gepriesen werden konnten, und zur Theilung der Beute, rief Philipp noch in demselben Jahre die Abgeordneten des Landadels und der Städte zusammen, ohne deren Zustimmung und Hülfe eine so schreiende, geistliches und menschliches Recht verletzende Spoliation schwerlich hätte gewagt werden dürfen. Ihrerseits haben damals die weltlichen, „historisch begründeten", alten Stände sich aus allen Kräften bemüht, jene systematische Herabwürdigung redlich zu verdienen, die ihnen in den nun folgenden drei Jahrhunderten, bis zu ihrem völligen Abgange, zu Theil wurde. Insbesondere spielte die Ritterschaft auf diesem Tage dieselbe unglückliche Rolle, wie in den meisten andern deutschen Territorien. — Es wurden, so erzählt Rommel, für den die innere Bedeutung dieses Herganges wie natürlich ein Buch mit sieben Siegeln ist, „in Betrachtung, daß der größte Theil der Kloster-Personen Ausländer (!), viele durch das Evangelium belehrt, schon ausgetreten, andere im innern Zwiespalt begriffen, die Klostergüter in Gefahr der Zersplitterung seyen", zunächst die Beschlüsse der Homberger Synode bestätigt. — Ferner wurde

bestimmt: Jeder Adeliche, der aus dem Ordensstande trete, solle nach seiner Mitgift, oder im Falle der Armuth mit hundert Gulden, jeder „Andere“ nach Nothdurft abgefunden werden. Hierauf wurde, — es ist Rommel, der es erzählt, — „über die Entschädigung des hessischen Adels gerathschlagt“, d. h. dieselbe Ritterschaft, welche die Hand bot zu einer Beraubung der Kirche, sprach sich für eben den Schaden billigen Ersatz zu, den sie selbst der geplünderten zufügen half. Anfangs bot ihr der Landgraf zwei ansehnliche Klöster an, worin adeliche Kinder, an jedem Ort fünfzig, öffentlich erzogen werden sollten. Der Adel zog jedoch die Errichtung eines gemeinen Kastens aus den Einkünften dieser Klöster vor, „aus welchen, unter Aufsicht von vier Kommissarien des Adels und der landgräflichen Räthe, alljährlich wenigstens acht arme, adeliche Personen jede mit zweihundert, wenn es die Einkünfte erlaubten, mit dreihundert Gulden versehen werden sollten. Fünfzehn andere „geschickte und nothdürftige Männer aus dem Adel übernahm der Landgraf jährlich mit Fruchtgefällen so zu unterstützen, daß sie sich in Rüstung erhalten und ihre ritterliche Bestimmung erfüllen konnten“. — Hatte so der Adel sein Deputat erhalten, so durften auch die Hauptgehülfen der Kirchenumwälzung nicht leer ausgehen. Ein Theil der Klostereinkünfte wurde zum Besten der Prädicanten und ihrer Wittwen ausgesetzt. — Mit einem andern wurde die Universität Marburg bedacht, deren Hauptbestimmung seyn sollte, neue Streiter gegen die Kirche heranzuziehen. — Der ganze Rest der Einkünfte der confiscirten Güter wurde zur „Landesnothdurft“ bestimmt, und es zeigte sich in dieser Beziehung bald, daß die weltliche Macht, kraft des Unsegens, der auf solchen Erwerbungsarten ruht, zugleich eine Last übernommen hatte, welche frühere, christliche Jahrhunderte nicht gekannt haben. Der Reichthum der Kirche war der Sparpfennig der Armen gewesen, — jetzt mußte der weltliche Staat, nicht aus Liebe, sondern aus Furcht, und um die allzugrellen Klagen der verlassenen Hülfsbedürftigen

zu beschwichtigen, aus seinem Raube Spitäler und Siechenhäuser errichten, um die Armen, die Kranken, die hülflos Alten nicht auf einen Schlag dem sichern Untergange zu überliefern. So erwuchs aus diesen Anfängen allmählich die gesetzliche Wohlthätigkeit, und mit ihr die Geißel der heutigen europäischen Menschheit: der Pauperismus. Die den Armen geleistete Hülfe verwandelte sich aus einer Pflicht der Liebe auf der einen in einen rechtlichen Anspruch auf der andern Seite, und es ist ein merkwürdiges, den Contrast zwischen der alten und neuen Zeit tief bezeichnendes Symbol, wenn Landgraf Philipp die neuerrichteten Armenhäuser mit seinem Bilde beschenkte, „umgeben von den Emblemen der heil. Elisabeth und der Harpye". Auch damals schon scheinen, nach Rommels Erzählung, der Rector und die Verwalter der Universität Marburg bedenklichen Zweifeln und Widersprüchen gegen das, von der Neuerung zu erwartende Heil begegnet zu seyn. „Sie widerlegten die Klage der Verzagten und Ungläubigen, daß sie und ihre Kinder nun außer Brod kämen, mit der Betrachtung aller Geschöpfe unter Gottes Himmel", und „verkündeten endlich der ganzen Welt, daß das einige wahre Evangelium jetzt in ganz Hessen gepredigt werde".

Je geringere Hülfe dieser Glaube ohne Werke den Armen gewähren konnte, welche die Umwälzung ihrer Wohlthäter beraubt hatte, und je lauter das Factum gegen die Veränderung sprach, desto frühzeitiger mußte der Protestantismus darauf bedacht seyn, zur Umhüllung der Wahrheit den historischen Roman zu Hülfe zu rufen. Es wird erzählt, daß Landgraf Philipp dem Kaiser geschrieben, wie er das Kloster Haine, zwischen Frankenberg und Jesberg, dessen Mönche die Hülfe der Reichsgerichte gegen die gewaltsame Vertreibung angerufen hatten, auf eine christliche, dem Kaiser gewiß gefällige Art in ein Armen- und Krankenhaus verwandelt habe. „Endlich sandte der Kaiser, vom Papst und Erzbischof angegangen, Commissarien. Als diese den Stellver-

treter des Landgrafen hart anredeten, trat auf seinen Wink die lange Reihe jener Unglücklichen hervor, welche jetzt die Stelle der schwelgerischen Mönche vertraten. Auf diese hinzeigend, sprach der edle Heinze von Lüdder zu den Abgeordneten des Kaisers, ob sie es vor Gott und an jenem Tage vor diesen Unglücklichen verantworten wollten, wenn sie diese von neuem in's Elend stoßen, und faule, zanksüchtige Mönche an ihre Stelle wieder einsetzen wollten. Betroffen antworteten die Abgeordneten, sie wollten ihrem Herrn, was sie gesehen, getreulich berichten". — Also der kurhessische Historiograph Rommel im Texte seines, in mancher Beziehung schätzbaren Werkes. Erst aus den Anmerkungen *) ergibt sich nach den eigenen Zusammenstellungen dieses Geschichtsforschers der bedenkliche Nebenumstand, daß der romantische Vorfall, nachdem er bereits durch bildliche Darstellungen verherrlicht ist, nicht in der Wahrheit gegründet sey. — Dagegen geben andere Thatsachen ein bei weitem richtigeres Bild von der Einziehung, wie von der Verwendung der Klostergüter. Wenn der Landgraf, wie ein hessischer Chronist berichtet, öffentlich vor den Landständen erklärte, „er hätte sich beständig fürgenommen, von den geistlichen Gütern nicht einen Pfennig zu berühren", so läßt sich diese Aeußerung, ihre Authentizität vorausgesetzt, wohl nur dadurch erklären, daß Philipp schon in ganz moderner Weise zwischen sich selbst und dem „Staate" unterschied, und das Unrecht der von ihm angeordneten Säcularisationen hypokritisch dem letzteren zuschob. Und wenn er einem Adelichen, der von ihm geistliche Güter aus Gnaden begehrte, geantwortet haben soll: „fordere und begehre was mein ist, und nicht was Gottes und der Kirche ist", so hat die Abfindung, welche der Adel in oben berichteter Weise aus den Klöstern erhielt, den Commentar hierzu geliefert. Der fürstliche Reformator hatte die Abtei Hasungen der neuen Universität geschenkt, dieser aber gleichsam zum Zeichen seiner

*) Bd. III, S. 305.

Achtung vor der neu entstehenden, protestantischen Wissenschaft das Hofjagdlager und die Hundeatzung auferlegt. Als diese Dienstleistungen und die zu entfernte Verwaltung dem Rector und den Professoren zu beschwerlich fielen, „so trafen sie“, wie Rommel berichtet, „einen Tausch mit dem Landgrafen, der ihnen statt des, zu seinem Hoflager unentbehrlichen Klosters eine jährliche Rente“ gab, und wie die Augustinerinnen zum Weißenstein unter dem Habichtswald ihr Kloster verließen, bereitete er sich aus demselben „einen seiner Lieblingssitze“ *). Rechnete er in dieser Weise augenscheinlich schon seine fürstliche Jagdlust zu jener „Landesnothdurft“, welcher das Klostervermögen abhelfen sollte, so darf es eben so wenig befremden, daß er mit einem Kloster zu Arolsen seinen Pathen, den jungen Grafen Philipp von Waldeck, belohnte, und die Güter anderer Klöster, schwerlich im Sinne der Stifter, — der Erhaltung der Festung Ziegenhain widmete.

Während in dieser Weise mit dem, „was Gottes und der Kirche ist“ verfahren wurde, war das Schicksal der bisherigen, geistlichen Nutznießer, je nach der Verschiedenheit ihrer Treue und Anhänglichkeit an den alten, christlichen Glauben und ihrer individuellen Charakterfestigkeit, verschieden. Man kann in dieser Beziehung die gesammte hessische Klostergeistlichkeit beiderlei Geschlechts in vier Klassen unterscheiden. Ein Theil, (insbesondere, wie es scheint, sämmtliche Minoriten und Franciscaner) wanderte aus, und suchte sich

*) Im Jahre 1524 schrieb Philipp seiner Mutter auf ihre Bedenken wegen der Aufzeichnung des Klostergutes: „damit ich E. L. nit biegen, das ich aus keiner andern gestalt halben thun, dann das ich besorge, dieweil soviel Mönch und Nonnen auslauffen, das da nichts aufragen werde, wenn ich bin nit geneigt, Jemant etwas zu nemen, wen ich bedarf es nit. — Es ist auch mein Meinung gar nit, daß man soll Mönnich und Nonnen das Ihr nehmen, das Evangelium hält es auch nit in, das man Jemants soll das sein nemen“.

in katholisch gebliebenen Ländern eine neue Heimath. — Andere verlangten von der Reichsjustiz Schutz ihres Eigenthums gegen die ungerechte Gewalt und führten, — Manche sogar Jahrzehnte hindurch, — ohne Erfolg Processe mit dem Landgrafen, die kraft der Politik des Kaisers, selbst nach dem günstigen Ausgange des schmalkaldischen Krieges, zu keiner Wiedereinsetzung in den vorigen Stand führten. — Ein dritter Theil ließ sich durch Geldsummen oder Renten abfinden, leistete Verzicht auf alle weiteren Ansprüche und trat in den Laienstand zurück. — Eine vierte, leider sehr zahlreiche Klasse vergaß ihrer Gelübde, verließ die Klöster, verheirathete sich und fiel dem neuen Glauben bei. — Die ganze Umwälzung ging, der Hauptsache nach, etwa in Jahresfrist vor sich, und die Reformation konnte sich auf diesem Felde in sofern eines vollständigen Sieges rühmen, als der Hauptzweck der Neuerung erreicht, das bewegliche und unbewegliche Klostergut in die Hände der weltlichen Macht und ihrer Siegeshelfer gefallen war. — Auch von den Ordenspersonen hatte nur eine kleine Minderzahl die Prüfung bestanden, welche die Vorsehung um jene Zeit über die deutschen Klöster verhängte. —

Nachdem diese Beute bereits in Sicherheit war, hatte der Landgraf noch einen hartnäckigen und langwierigen Kampf mit den deutschen Herren zu bestehen, deren Oberhaupt, als unmittelbarer Fürst des Reiches, sich in bei weitem entschiedenerer Weise wie die landsäßigen Stifter zur Wehre etzte, als Philipp die Hand nach dem, unter seiner Schutzherrschaft belegenen Eigenthume des Ordens ausstreckte. Die Art, wie der Landgraf in eigener Person bei der Spoliation des Grabmals seiner Ahnfrau, der heil. Elisabeth, Hand anlegte, liefert einen zwar widerlichen, aber ungemein bezeichneten Zug zum Charakterbilde dieses Reformators, und zeigt, wie damals schon in Deutschland der außerkirchlichen Partei jeder, auch der abscheulichste und roheste Frevel gerechtfertiget schien, sobald er auf den Grund und unter dem Vorwande des Kampfes gegen den alten Glauben verübt wurde

Die unter dem deutschen Orden stehende Pfarrkirche zu Marburg war gleich im Beginn der Kirchenstörung für den neuen Cultus weggenommen worden, in der ebenfalls dem Orden gehörenden St. Elisabethenkirche dagegen hatte sich die katholische Religionsübung ganz in der bisherigen Weise erhalten. — Dieß sagte dem Landgrafen um so weniger zu, als bei dem Grabmale der Heiligen, deren Sarg von gediegenem Silber war, ein Schatz von werthvollen Kostbarkeiten verwahrt wurde. Ueberhaupt kann nicht oft genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß es sich zu jener Zeit keineswegs bloß um Freiheit für die Neugläubigen, sondern um gewaltsame Unterdrückung und Ausrottung der alten Lehre und des katholischen Dienstes handelte, und daß die Außerkirchlichen sich die Miene gaben, als ob sie nichts als einen ehrbaren, ihnen von Gottes und Rechtswegen zustehenden Beruf ausübten, wenn sie das Eigenthum der Kirche durch Handlungen an sich rissen, die der bisherige Sprachgebrauch aller Zeiten und Völker mit harten Namen bezeichnet hatte. In Folge dieser eigenthümlichen Verschiebung der einfachsten Rechtsbegriffe ließ der Landgraf Philipp am 6. Mai 1539 dem Landcomthur des deutschen Hauses zu Marburg (Wolfgang Schutzbar, genannt Michling) ankündigen, daß er am Sonntage Exaudi in der St. Elisabethenkirche seinen „evangelischen" Gottesdienst halten werde. Wirklich fiel er am bezeichneten Tage, begleitet von beinahe zweitausend Menschen jedweden Standes in das bezeichnete Gotteshaus, ließ seinen Prädikanten Adam Krafft die Kanzel besteigen, die Gemeinde deutsche Psalmen singen, und sich und seinen Begleitern das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen. Nach Beendigung dieser Feier rückte er dem Hauptzwecke seines Besuches näher. Der Landcomthur wurde gezwungen die Küsterei zu öffnen, wo sich die Reliquien der Heiligen und die Kirchenschätze befanden. Dorthin zog, unter fortwährendem Bitten, Flehen und Protestiren des Comthurs, der Landgraf und hinter ihm, getrieben von einem andern Eifer, als dem

der Gerechtigkeit, sein gesammtes Gefolge. In der Schatzkammer angelangt, begehrte Philipp, daß das eiserne Geländer um das Grabmal geöffnet werde, und befahl, als Wolfgang in der Verzweiflung die Schlüssel von sich warf und der Küster nicht öffnen konnte oder wollte, Schlosser und Schreiner mit Meißeln und Hämmern zu holen. Zuletzt ließ er, da auch diese die geheimen und künstlichen Schlösser nicht aufschließen konnten, das Gitter mit Gewalt zerschlagen. — Allein trotz alles Suchens war jetzt die Thür der Monuments nicht zu finden, und der Landgraf, dessen Begierde immer wuchs, je näher er den Schätzen kam, deren Werth das Gerücht gewiß noch übertrieben hatte, gab Befehl von der Seite her einzubrechen, wo das Crucifix war. — Vergebens bat der Comthur, Philipp möge sein, als eines armen Gesellen, Ehr und Geführ, auch Pflicht und Eid bedenken, vergebens bat er der künstlichen Arbeit zu schonen. Nachdem ein Loch in den Boden des Sarges gebrochen, streifte der „Großmüthige" selbst die Aermel zurück, griff hinein und zerrte die Gebeine der Heiligen heraus. Die Worte, die er selbst hierbei gesprochen sind bezeichnender für diese That und für sein gesammtes Reformationswerk, als jede katholische Schilderung, auch die beredteste seyn könnte: „Das wolt Gott, das ist St. Elisabethen's Heiligthum, mein Gebeines und Knochen! Kom her, Muhme Eltz! das ist meine Elter Mutter. Herr Land-Comthur, es ist schwer, wollte wünschen, daß es lauter Kronen wären, es werden die alten Ungarischen Gulden seyn" — Dann übergab er die Reliquien einem Knechte, der sie in einen Futtersack steckte und auf's Schloß trug. — Auch das Haupt der Heiligen mit der schweren Krone von gediegenem Golde, welche Kaiser Friedrich II. ihm im Jahr 1236 bei der Canonisation mit eigener Hand aufgesetzt hatte, mußte auf Erinnerung des Prädikanten Adam Krafft den Kirchenstürmern ausgeliefert werden. Vor einer Störung der Grabesruhe der eigenen Altvordern pflegt sonst das menschliche Gefühl auch in der Brust des wildesten

Barbaren zurückzuschaudern, Philipp aber spürte bei diesem ganzen Vorgange, sämmtlichen Berichten zufolge, nicht die geringste Mahnung weder von Schaam noch von Gewissen. Nur als der Schlosser gerufen ward, um bei dem Einbruche hülfreiche Hand anzulegen, scheint eine katholische Erinnerung durch seine Seele gegangen zu seyn: wenn etwa das Gewölbe einfiele, besorgte er, werde die Welt sagen, St. Elisabeths Heiligthum habe sichtlich gewirkt. —

Aber die Heilige that dießmal kein Wunder, und überließ den höhnischen Störer ihres Friedens den Gelüsten seines eigenen Herzens und dem natürlichen Laufe der Ereignisse zur Züchtigung. — Acht Jahre später, als das Maaß seiner Uebelthaten erfüllt war, und er von Halle zur reichlich verdienten, gefänglichen Haft nach den Niederlanden abgeführt wurde, sah er unterwegs den Hochmeister des deutschen Ordens, und legte sich, je schnöder er vormals die Rechte desselben mit Füssen getreten, nun um so beweglicher und demüthiger auf Bitten. Der Hochmeister möge doch bei der kaiserlichen Majestät fürbittlich seyn, daß er des Gefängnisses möchte entlassen werden, dann wolle er, der Landgraf, sich auch mit Sr. Gnaden und dem Orden um alle Ansprüche vertragen. — In Folge dessen stellte er wirklich am 16. Juni 1549 „in kaiserlicher Majestät Custodien" zu Oudenarde in Flandern eine Urkunde aus, worin er dem deutschen Orden außer der Wiederherstellung des frühern Rechtszustandes auch die Rückgabe der entwendeten Kostbarkeiten versprach *). Als

*) Rommel behauptet freilich: Philipp habe bei dem Einbruche im Jahre 1539 die Kleinodien zurückgestellt. Allein der Vertrag von 1549 besagt ausdrücklich: „Erstlich betreffendt die Reliquies St. Elisabethen sambdt den cöstlichen Sarch, darinnen die, in seiner Lieb Ordens Hauß undt Kirchen bey Marpurg über 300 Jahre lang gelegen, vndt ander Cleinodien undt Ornatem der Kirchen, so Wir hievor darauß undt zu unsern Handen vndt Gewalt gebracht, daß

lein wie wenig diese nothgedrungene Restitution aus irgend einem sittlich achtbaren Beweggrunde hervorging, erhellt aus dem Umstande, daß er selbst noch im Gefängnisse so viel als möglich von der reichen Beute zu retten sucht. Er will sich jetzt der goldenen Krone schlechthin nicht mehr erinnern, betheuert, sie nie empfangen zu haben, und verspricht auch in dem Vertrage von Oudenarde nur, „sich mit allem Fleiße danach zu erkundigen, und nachzufragen"; wenn er oder seine Erben sie je zu Handen bekämen, will er sie dem Orden unweigerlich zustellen lassen. Wahrscheinlich war sie längst in klingende Münze verwandelt, und während der Vorbereitung zum schmalcaldischen Kriege spurlos aus der Reihe der Wesen verschwunden. Die übrigen Kostbarkeiten sind wirklich wieder an den Orden ausgeliefert, die übrigen Stipulationen des Vertrages jedoch, wie es sich erwarten ließ, bereits im Jahre 1551 aus den nichtigsten Vorwänden gebrochen worden. Bei dem Zustande der Reichsjustiz führte dieß aufs Neue Rechtsstreitigkeiten herbei, in Folge deren, wie eine Deduction im Style des vorigen Jahrhunderts sagt, „der ritterliche deutsche Orden (noch im Jahre 1753) der tröstlichen Hoffnung lebte", daß er in denen, „bei den höchsten Reichsgerichten, zum Theil von vielen Jahren her pendenten Sachen (welche allesammt aus einem Fonte, nämlich der, ohne Unterlaß fortdauernden Contraventionen und Infractionen aller mit dem hochfürstlichen Hause Hessen von denen Zeiten Landgrafen Philipp Magnanimi her errichteten Verträge, ihren alleinigen Ursprung — — allerdings haben) die gleichmäßige gerechteste Hülfe und die anxie wünschende Rettung von so vielen, zu

daß wir dasselbig alles vndt jedes wiederumb dahin sollen lassen antworten". Historisch-diplomatischer Unterricht, von des hohen teutschen Ritterordens und insbesondere der löblichen Balley Hessen Gerechtsame. Stadt am Hof 1753. Urkunde Nro. 133. Vielleicht sind die Kleinodien erst bei der spätern Inventarisirung im Jahre 1543 aus der Kirche fortgetragen worden.

gänzlicher Austilgung der Balley Hessen abzweckenden Drangsalen, durch eine gerechteste Decisivsentenz unter göttlichen Beistand gewiß erlangen werde". —

XXXVI.

Die Erziehung des katholischen Clerus in Würtemberg.

Zweiter Artikel.

Das Forum dieser Erziehung.

(Fortsetzung.)

Was das Forum betrifft, von welchem aus die geistliche Erziehung verwaltet und geleitet wird, so ergibt sich in Folge der Genesis unserer geistlichen Erziehungsanstalten folgender Stand. „Um den katholischen Unterthanen einen Beweis landesväterlicher Gnade und Fürsorge zu geben, und insbesondere den Candidaten des katholischen geistlichen Standes die Mittel zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zu gewähren", entschloß sich König Friedrich unter dem 6. Oktober 1812, in Ellwangen, als dem Sitze des Generalvicariats, eine katholische Landesuniversität zu errichten und zu fundiren. „Die Ernennung der Professoren, lautet die Verordnung, geschieht von uns unmittelbar auf den Vortrag unseres Ministers in geistlichen Angelegenheiten, welcher zuvor mit dem Bischof oder Generalvicar, wegen der dazu tauglichen Personen, Rücksprache zu nehmen hat". Die nächste Aufsicht über die Universität sollte der Rector führen, und dieser im Namen des Königs durch den Minister der geistlichen Anstalten alle Jahre neu ernannt werden. Die dem Staate gebührende Oberaufsicht über die Universität in wissenschaftlicher, religiöser und disciplinarer Hinsicht war einer besondern Curatel, welche aus dem katholischen geistlichen Rathe bestehen, und dem Minister der geistlichen Angelegenheiten unmittelbar untergeordnet seyn sollte, übertragen. Wenn der Bischof oder Generalvikar die Universität durch einen Abgeordneten visitiren lassen

wollte, so werde, auf geschehene Anzeige von dieser Absicht, ein Commissarius zur gemeinschaftlichen Vornahme dieser Visitation ernannt, worauf ein gemeinschaftlicher Bericht an den Bischof erstattet wird. Finde dieser Einrichtungen und Verbesserungen nothwendig, welche sich nicht auf rein kirchliche Gegenstände oder Dogmen der katholischen Kirche beziehen, so sey die Sache an den Minister der geistlichen Angelegenheiten und von diesem an die Königliche Majestät zur Entscheidung zu bringen. Ein besonderer Lehrplan soll den Gang der wissenschaftlichen Bildung der Studirenden bezeichnen, und Seine Königliche Majestät behalte sich vor, durch Disciplinargesetze die geeigneten Einrichtungen zu machen, um die äußere Ordnung unter den Studirenden zu erhalten, und ächte Religiosität und Sittlichkeit unter denselben zu fördern. Das Resultat der jährlichen Prüfung sey mit den übrigen Zeugnissen der Studirenden, und mit einer genauen Darstellung des wissenschaftlichen und Disciplinarzustandes der Universität sowohl an die Curatel, als an den Bischof und Generalvicar zu berichten. Nebst der Fixirung des Professorengehaltes auf jährliche tausend Gulden und der Anweisung wurden zwanzig ärmeren Studirenden jährliche Stipendien gewährt, zehn zu hundert und zehn zu fünfundsiebzig Gulden. Die Studirenden sollten einen dreijährigen theologischen Studienlauf machen, und sodann auf Ein Jahr in das ebenfalls zu Ellwangen für vierzig Candidaten errichtete und fundirte Priesterseminar eintreten. Die dem Staate gebührende Oberaufsicht über das (dem Generalvicar unterworfene) Priesterseminarium wurde dem königlichen katholischen geistlichen Rathe übertragen. — In dieser königlicher Machtvollkommenheit entsprungenen Organisation sehen wir den Grundtypus für die würtembergische Behandlung des katholischen geistlichen Erziehungswesens; sie athmet trotz aller Oberherrlichkeit eine gewisse Liberalität, die wir später, wo man sie mehr in Worten, als in der That handhabte, wenigstens in praxi nicht mehr wahrgenommen haben, da das Gebiet rein kirchlicher Gegenstände, das dazumal der geistlichen Behörde gewahrt blieb, weltlicher Macht nicht entgehen konnte. Eine sorgfältige Prüfung des Zustandes der katholischen Lehranstalten im Königreiche gab übrigens bald — wie wir aus der königlichen Verordnung vom 30. Oktober 1817 vernehmen — die Ueberzeugung, daß dieselben weder in ihrer innern Einrichtung, noch in ihren Hülfsmitteln dem für den Staat und die katholische Kirche gleich wichtigen Bedürfnisse einer gründlichen und umfassenden Bildung der Candidaten des katholischen geistlichen Standes entsprechen. Deßwegen wurde schon unterm

15. Juni 1816 zur Erweiterung und zweckmäßigeren Organisation der beiden untern Lehranstalten in Ellwangen und Rottweil verfügt, daß in jeder dieser beiden Städte je ein unteres und ein oberes Gymnasium, jenes mit vier Abtheilungen und eben so vielen Hauptlehrern, dieses mit fünf Professoren, nebst der erforderlichen Anzahl von Hülfslehrern, bestehen, und auf eine der Forderung einer stufenweisen Fortbildung der Schüler entsprechende Weise eingerichtet werden sollten. Dazu wurden die Gehalte der Lehrer erhöht und größere Summen für die nothwendigen literarischen Hülfsmittel angewiesen. Dieses genügte aber nicht. Der im Jahre 1812 unter dem Namen einer katholisch-theologischen Universität errichteten Lehranstalt in Ellwangen fehlte es, wie die Verordnung sagt, bei dem Mangel einer philosophischen Facultät an einer Grundlage, welche die vorhandenen, beschränkten Lycealeinrichtungen nicht ersetzen konnten. Ihre isolirte Lage erschwerte überdieß den Lehrern den nothwendigen literarischen Verkehr und den Studirenden eine umfassendere Bildung für ihren künftigen Beruf. So stellte sich das dringende Bedürfniß dar, entweder eine zweite, alle Facultäten vereinigende Universität neben der in Tübingen bestehenden Landesuniversität zu errichten, oder jene Lehranstalt mit der letztern zu verbinden. (An den auch noch möglichen Ausweg, einen philosophischen Lehrstuhl zu gründen, scheint man nicht gedacht zu haben, vielleicht hätten es aber die „innern Gründe“ (s. unten) nicht zugelassen.) Se. Königl. Majestät konnten wegen des für den erstern Fall nothwendigen, den Kräften des Landes unangemessenen Aufwandes, den überdieß innere Gründe nie gerechtfertigt haben würden, keinen Anstand nehmen, das Letztere zu wählen, und Sie beschlossen daher die Vereinigung der katholisch-theologischen Lehranstalt in Ellwangen mit der Landesuniversität zu Tübingen, in der Eigenschaft einer katholisch-theologischen Facultät, mit gleichen Rechten und Verhältnissen, welche die andern Facultäten genießen. Die katholisch-theologische Facultät ist in dieser Vereinigung, wie die Universität überhaupt laut organischem Statute vom 15. Jan. 1829, dem königl. Ministerium des Innern ꝛc. unmittelbar untergeordnet, wobei die Besorgung der Angelegenheiten unter gewissen Bestimmungen dem Kanzler und dem akademischen Senate anvertraut ist. Um zugleich den höchst fühlbaren Mangel an Candidaten des katholischen geistlichen Standes durch gehörige Unterstützung zu begegnen, und mit dem öffentlichen Unterrichte eine den Grundsätzen und Forderungen der katholischen Kirche entsprechende Erziehung der Studirenden der katholischen Theologie zu verbinden, hielten Seine

Majestät es für nothwendig, mit Vorbehalt der künftigen Errichtung besonderer Bildungs- und Erziehungsanstalten in einigen katholischen Gymnasialstädten für die in den philologischen Vorstudien begriffenen Candidaten einstweilen in der Universitätsstadt Tübingen ein *höheres katholisches Convict* auf öffentliche Kosten zu errichten. Da den Katholiken in Tübingen bisher nur die den Evangelischen gehörige Hospitalkirche zum Mitgebrauche eingeräumt war, so wurde die Errichtung einer neuen katholischen Kirche in einem der sogenannten Collegium illustre gehörigen Gebäude für die katholische Gemeinde und das katholische Convict angeordnet. Zu dieses höhere Convict sollen alle Candidaten des katholischen geistlichen Standes, welche nach geendigtem Laufe durch die Gymnasien hinreichende Tüchtigkeit zum Uebergange auf die Universität erprobt haben, je auf fünf (jetzt einstweilen vier) Jahr für ihre philologischen, philosophischen und theologischen Facultätsstudien aufgenommen werden. Sie erhalten hier auf öffentliche Kosten, welche künftig nach erfolgter Ausscheidung des katholischen Kirchenguts (welche aber bis jetzt noch nicht erfolgt ist) von diesem zu übernehmen sind, unentgeldlichen Unterricht, Kleidung und Verpflegung. Diese laut Verordnung vom 11. Dec. 1817 in so vielfacher Hinsicht wohlthätige Errichtung einer katholisch-theologischen Facultät in Tübingen in Verbindung mit einem Convicte für die Studirenden der katholischen Theologie bestimmte Se. Königl. Majestät, den Sitz des inländischen Generalvicariates und des Priesterseminares von Ellwangen nach Rottenburg zu verlegen. Dem inländischen Generalvicariate wäre bei der Fortdauer des Sitzes in Ellwangen die Theilnahme an der Aufsicht über die Studien der Candidaten des katholischen geistlichen Standes eben so sehr erschwert gewesen, als sie ihm nun durch die nahe Lage der Stadt Rottenburg bei Tübingen erleichtert wurde. Sodann ist die Stadt Ellwangen von dem weit größern Theile des katholischen Würtembergs entfernt, wogegen Rottenburg ihm nahe liegt. Das Generalvicariat und die katholischen Unterthanen konnten daher, laut eben dieser Verordnung, nur gewinnen. Durch die Verordnung vom 25. Oct. 1817, die katholischen Lehranstalten im Königreiche betreffend, hatten Se. Königl. Majestät sich vorbehalten, für die in den philologischen Vorstudien begriffenen Candidaten des katholischen geistlichen Standes besondere Bildungs- und Erziehungsanstalten in einigen katholischen Gymnasialstädten zu errichten. Nachdem die hiezu erforderlichen Geldmittel auf dem Landtage zur Verabschiedung gekommen waren, haben Se. Königl. Majestät durch höchste Entschließung

vom 17. Sept. 1824 die wirkliche Errichtung zweier niederer Convicte für den gedachten Zweck angeordnet, und für die innere Einrichtnng derselben Bestimmungen getroffen. Es sind diese beiden Convicte der Bildung und Erziehung der Candidaten des katholischen geistlichen Standes während der sogenannten Gymnasialstudien bis zum Uebergang auf die Universität gewidmet. Die Convicts-Zöglinge genießen freie Wohnung in dem Convicts-Gebäude, und eine ihrem Alter angemessene Verpflegung. Den Gymnasialunterricht genießen die Convictoren in den am Site des Convicts befindlichen öffentlichen Lehranstalten; sie sind in dieser Beziehung den Statuten dieser Anstalt unterworfen, und dem Vorstand und den Lehrern derselben zum statutenmäßigen Gehorsame verpflichtet. Die bisher für die dem katholischen geistlichen Stande bestimmten Gymnasiasten ausgesetzten Staatsstipendien wurden, als unter der Etatssumme für die niedern Convicte begriffen, mit der wirklichen Eröffnung der letztern eingezogen. (In neuester Zeit werden solche wieder an eine gewisse Anzahl Zöglinge außer den Convicten verabreicht.)

Die Rechts- und Verwaltungstheorie für diese auf solche Weise errichteten und fundirten Bildungs- und Erziehungsanstalten ist in Kürze in der königl. Verordnung vom 30. Jan. 1830 in folgenden Paragraphen gegeben: „§. 25. Ein jeder der vereinten Staaten wird, wo dieses nicht bereits Statt findet, für die zweckmäßige Bildung der Candidaten des katholischen geistlichen Standes dadurch sorgen, daß entweder eine katholisch-theologische Lehranstalt errichtet und als Facultät mit der Landesuniversität vereinigt werde, oder daß die Candidaten nöthigenfalls aus den allgemeinen katholischen Kirchenfonds der Diöcese unterstützt werden, um eine auf diese Art eingerichtete Universität in der Provinz besuchen zu können. §. 26. Die Candidaten des geistlichen Standes werden nach vollendeten katholischen Studien im Priesterseminar zum Praktischen der Seelsorge ausgebildet, und zwar in so weit unentgeldlich, als die in den Dotationsurkunden für die Seminarien ausgesetzten Summen zureichen. §. 27. In das Seminar werden nur diejenigen Candidaten aufgenommen, welche in einer durch die Staats- und bischöflichen Behörden gemeinschaftlich vorzunehmenden Prüfung gut bestanden, und zur Erlangung des landesherrlichen Tischtitels, der ihnen unter obiger Voraussetzung ertheilt wird, würdig gefunden worden sind“. Im Einzelnen genügt es in Beziehung auf das Priesterseminar darauf hinzuweisen, daß die unmittelbare Leitung desselben und die Ernennung der Vorsteher durch den Bischof darin be-

steht, daß der Bischof die Vorstände nur nach vorgängiger Rücksprache mit dem Kirchenrath ernennen darf, und außerdem noch durch das Ministerium des Innern dem Könige zur Bestätigung anzeigen muß, daß sie sofort durch den Kirchenrath für die Staatsregierung in Pflichten genommen werden (Beil. D zu dem k. Fundationsinstrument §. 2), daß der Lehr- und Bildungsplan vor dem Anfange eines neuen Curses dem Kirchenrathe zur Einsicht mitzutheilen ist, daß ohne Zustimmung des letztern in dem Lehr- und Bildungsplan, so wie in der Disciplin- und Hausordnung keine Aenderung getroffen werden kann (§. 3), daß die Zahl der Zöglinge, die Aufnahme und Entlassung von der Zustimmung des Kirchenrathes abhängt (§. 4. 5), daß die Subdiaconats- und Priesterweihe nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Kirchenraths ertheilt werden kann (§. 6), daß die Dienstinstructionen der Vorstände und jede Abänderung in denselben dem Kirchenrath zur Einsicht und Zustimmung mitzutheilen sind (§. 7), und daß es der Staatsregierung vorbehalten bleibt, so oft sie es für nöthig oder angemessen erachtet, den Zustand des Priesterseminars, die Beobachtung der dasselbe betreffenden Vorschriften, sowie das Verhalten der Angestellten und Zöglinge überhaupt commissarisch untersuchen zu lassen" (§. 8). In Beziehung auf die übrigen höhern und niedern Bildungsanstalten reicht es hin zu wissen, daß die Gymnasien unter dem königl. Studienrathe, die katholische Facultät unter dem Ministerium des Cultus steht. Als Besonderheit ist nur zu erwähnen, daß, gemäß der organischen Bestimmungen in Betreff des höhern Convictes vom 22. Jan. 1818, auch die geistliche Behörde eine Mitwirkung hat, die darin besteht, daß vor der wirklichen Ernennung zu einer Lehrstelle der katholisch-theologischen Facultät durch das kgl. Ministerium des Innern und Kirchen- und Schulwesens Rücksprache mit der bischöflichen Behörde des Landes genommen wird (§. 5); daß die kirchliche Oberbehörde alle Halbjahr durch die Staatsbehörde von den Gegenständen und dem Leitfaden der Vorlesungen der Professoren und Repetenten in Kenntniß gesetzt wird (§. 7); daß die kirchliche Oberbehörde durch eigene Abgeordnete allen Prüfungen und Deputationen der Candidaten beiwohnen darf (§. 13); daß dieselbe, wenn sie sich veranlaßt finden sollte, eine Untersuchung in Beziehung auf die Ausübung des Lehramtes vorzunehmen, solches mit Angabe der Veranlassung dem königl. Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens zuvor anzeige und den dazu gewählten Commissär benenne, wo sodann ein königl. Commissär demselben beigegeben wird, um die

Untersuchung gemeinschaftlich vorzunehmen, über deren Resultat sich die Staats- und Kirchenbehörde vereinigen, und das königl. Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens das Nöthige der Facultät bekannt machen wird (§. 14); daß vom königl. Ministerium und des Kirchen- und Schulwesens mit der bischöflichen Behörde Rücksprache über die Tauglichkeit des vom königl. katholischen Kirchenrathe zur Stelle eines Convicts-Directors Vorgeschlagenen genommen wird (§. 19); daß der katholische Kirchenrath von der Ernennung der Repetenten der bischöflichen Behörde eine Anzeige macht (§. 34); daß die bischöfliche Behörde durch den Director des Convicts von der Zeit, in welcher die halbjährigen Prüfungen der Convictoren und die etwa stattfindenden öffentlichen Disputationen gehalten werden sollen, jedesmal in Kenntniß gesetzt wird, damit der Bischof denselben entweder selbst anwohnen, oder dazu einen Commissär abordnen kann (§. 48); daß die Staatsbehörde es sich vorbehält, bei einer etwaigen commissarischen Untersuchung des Zustandes des Convictes nach Umständen die kirchliche Oberbehörde zur Beigabe eines Abgeordneten einzuladen; daß, weil von der mit der Herbstprüfung verbundenen Hauptprüfung der Candidaten des dritten theologischen Curses aus allen Fächern zugleich die Aufnahme in das Priesterseminar in Rottenburg abhängt, auf die Anzeige des Convicts-Directors an die kirchliche Oberbehörde zwei Abgeordnete derselben zugegen sind und ihr darüber Bericht erstatten (§. 49). Für die niedern Convicte ist die Oberaufsicht dem königl. katholischen Kirchenrathe übertragen, welcher das bischöfliche Ordinariat alljährlich von dem Zustande derselben, von der Zahl der Zöglinge, von ihren wissenschaftlichen Fortschritten und ihrem sittlichen Betragen in Kenntniß setzt. Dem Landesbischof oder dessen Commissarien bleibt unbenommen, bei ihrer Anwesenheit am Sitze der Convicte von denselben Einsicht zu nehmen, und ihre dießfallsigen Wünsche oder Desiderien der Oberaufsichtsbehörde mitzutheilen (Reg.-Blatt 1824. S. 720 f., §. 24). Der Vorstand wird auf den Vorschlag des katholischen Kirchenrathes unter Rücksprache mit dem bischöflichen Ordinariat durch den König ernannt (§. 20). Die Disciplin bis zur Ausstoßung wird durch den Kirchenrath gehandhabt (§. 17). Auch jede andere Entlassung und Entfernung (§. 15, 16). Der Kirchenrath entscheidet über die Zurückweisung und wirkliche Aufnahme (§. 7).

Fragen wir nun, ob wir kirchliche Bildungs- und Erziehungsanstalten haben — dem einfachen Begriffe nach — so wird die verneinende Antwort von Niemand bestritten werden wollen und können. Die

steht, daß der Bischof die Vorstände nur nach vorgängiger Rücksprache mit dem Kirchenrath ernennen darf, und außerdem noch durch das Ministerium des Innern dem Könige zur Bestätigung anzeigen muß, daß sie sofort durch den Kirchenrath für die Staatsregierung in Pflichten genommen werden (Beil. D zu dem k. Fundationsinstrument §. 2), daß der Lehr- und Bildungsplan vor dem Anfange eines neuen Curses dem Kirchenrathe zur Einsicht mitzutheilen ist, daß ohne Zustimmung des letztern in dem Lehr- und Bildungsplan, so wie in der Disciplin- und Hausordnung keine Aenderung getroffen werden kann (§. 3), daß die Zahl der Zöglinge, die Aufnahme und Entlassung von der Zustimmung des Kirchenrathes abhängt (§. 4. 5), daß die Subdiaconats- und Piesterweihe nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Kirchenraths ertheilt werden kann (§. 6), daß die Dienstinstructionen der Vorstände und jede Abänderung in denselben dem Kirchenrath zur Einsicht und Zustimmung mitzutheilen sind (§. 7), und daß es der Staatsregierung vorbehalten bleibt, so oft sie es für nöthig oder angemessen erachtet, den Zustand des Priesterseminars, die Beobachtung der dasselbe betreffenden Vorschriften, sowie das Verhalten der Angestellten und Zöglinge überhaupt commissarisch untersuchen zu lassen" (§. 8). In Beziehung auf die übrigen höhern und niedern Bildungsanstalten reicht es hin zu wissen, daß die Gymnasien unter dem königl. Studienrathe, die katholische Facultät unter dem Ministerium des Cultus steht. Als Besonderheit ist nur zu erwähnen, daß, gemäß der organischen Bestimmungen in Betreff des höhern Convictes vom 22. Jan. 1818, auch die geistliche Behörde eine Mitwirkung hat, die darin besteht, daß vor der wirklichen Ernennung zu einer Lehrstelle der katholisch-theologischen Facultät durch das kgl. Ministerium des Innern und Kirchen- und Schulwesens Rücksprache mit der bischöflichen Behörde des Landes genommen wird (§. 5); daß die kirchliche Oberbehörde alle Halbjahr durch die Staatsbehörde von den Gegenständen und dem Leitfaden der Vorlesungen der Professoren und Repetenten in Kenntniß gesetzt wird (§. 7); daß die kirchliche Oberbehörde durch eigens Abgeordnete allen Prüfungen und Deputationen der Candidaten beiwohnen darf (§. 13); daß dieselbe, wenn sie sich veranlaßt finden sollte, eine Untersuchung in Beziehung auf die Ausübung des Lehramtes vorzunehmen, solches mit Angabe der Veranlassung dem königl. Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens zuvor anzeige und den dazu gewählten Commissär benenne, wo sodann ein königl. Commissär demselben beigegeben wird, um die

Untersuchung gemeinschaftlich vorzunehmen, über deren Resultat sich die Staats- und Kirchenbehörde vereinigen, und das königl. Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens das Nöthige der Facultät bekannt machen wird (§. 14); daß vom königl. Ministerium und des Kirchen- und Schulwesens mit der bischöflichen Behörde Rücksprache über die Tauglichkeit des vom königl. katholischen Kirchenrathe zur Stelle eines Convicts-Directors Vorgeschlagenen genommen wird (§. 19); daß der katholische Kirchenrath von der Ernennung der Repetenten der bischöflichen Behörde eine Anzeige macht (§. 34); daß die bischöfliche Behörde durch den Director des Convicts von der Zeit, in welcher die halbjährigen Prüfungen der Convictoren und die etwa stattfindenden öffentlichen Disputationen gehalten werden sollen, jedesmal in Kenntniß gesetzt wird, damit der Bischof denselben entweder selbst anwohnen, oder dazu einen Commissär abordnen kann (§. 48); daß die Staatsbehörde es sich vorbehält, bei einer etwaigen commissarischen Untersuchung des Zustandes des Convictes nach Umständen die kirchliche Oberbehörde zur Beigabe eines Abgeordneten einzuladen; daß, weil von der mit der Herbstprüfung verbundenen Hauptprüfung der Candidaten des dritten theologischen Curses aus allen Fächern zugleich die Aufnahme in das Priesterseminar in Rottenburg abhängt, auf die Anzeige des Convicts-Directors an die kirchliche Oberbehörde zwei Abgeordnete derselben zugegen sind und ihr darüber Bericht erstatten (§. 49). Für die niedern Convicte ist die Oberaufsicht dem königl. katholischen Kirchenrathe übertragen, welcher das bischöfliche Ordinariat alljährlich von dem Zustande derselben, von der Zahl der Zöglinge, von ihren wissenschaftlichen Fortschritten und ihrem sittlichen Betragen in Kenntniß setzt. Dem Landesbischof oder dessen Commissarien bleibt unbenommen, bei ihrer Anwesenheit am Sitze der Convicte von denselben Einsicht zu nehmen, und ihre dießfallsigen Wünsche oder Desiderien der Oberaufsichtsbehörde mitzutheilen (Reg.-Blatt 1824. S. 720 f., §. 24). Der Vorstand wird auf den Vorschlag des katholischen Kirchenrathes unter Rücksprache mit dem bischöflichen Ordinariat durch den König ernannt (§. 20). Die Disciplin bis zur Ausstoßung wird durch den Kirchenrath gehandhabt (§. 17). Auch jede andere Entlassung und Entfernung (§. 15, 16). Der Kirchenrath entscheidet über die Zurückweisung und wirkliche Aufnahme (§. 7).

Fragen wir nun, ob wir kirchliche Bildungs- und Erziehungsanstalten haben — dem einfachen Begriffe nach — so wird die verneinende Antwort von Niemand bestritten werden wollen und können. Die

bezeichneten Anstalten sind ihrer Errichtung und Einrichtung gemäß Staatsanstalten. Können wir aber gegen das, was der Staat gethan hat, Klage führen? Um die Katholiken zu bedrücken, hat man gesagt, hätte der Staat nicht nothwendig gehabt, so kostspielige Anstalten zu errichten. Das hätte mit weit sicherem Erfolge und ohne alle Kosten durch absichtliche Vernachlässigung der Bildungsanstalten für die künftigen Geistlichen geschehen können; denn eine übelwollende Regierung könne eine Kirche nicht empfindlicher und erfolgreicher drücken, als durch Niederhaltung ihrer Bildungsanstalten. Bei dem Stande, in welchem sich diese Anstalten befanden, wäre hier das Gehenlassen dem Niederhalten um so mehr gleichgekommen, als es zu einem selbsteigenen Aufschwung schon an den materiellen Mitteln fehlte. Diese Vertheidigung hat uns so wohlgefällig angesprochen, daß wir uns gerne auf ihren Standpunkt stellen. Also hätte der Staat es gehen lassen: an wem wäre dann die Reihe gewesen? An derjenigen Behörde, die es von Gottes und Gewissens und Rechtswegen nicht hätte gehen lassen dürfen: die Kirche wäre dann in das ihr gebührende Recht eingetreten. Sollte es nothwendig seyn, ihr dieses Recht zu vindiciren? Mag man was immer für Theorien und Ansichten geltend machen über den der Kirche gebührenden Einfluß auf die Schulbildung und Erziehung überhaupt, so ist es denn doch, wie ein Bischof, der für die Rechte der Kirche mit seiner Freiheit eingetreten ist, sagt, gar zu klar, daß der geistlichen Obrigkeit, dem Bischofe ausschließlich die Pflicht, die Sorge der Bildung der Zöglinge des geistlichen Standes aufliegt, daß allein und ausschließlich der Bischof das Recht hat, seine künftigen Gehülfen zu bilden, mithin auch das ausschließliche Recht auf alle Anstalten, wie auf alles das, was er zu dieser Bildung nöthig findet; das Recht, sie bilden zu lassen, wo und wie er es am besten findet. Will man dieses Recht nicht anerkennen, so ist damit schon zum Voraus die Nichtanerkennung der Kirche selbst ausgesprochen, und das bischöfliche Amt in seinem Wesen unter das Joch des Staates gegeben. „Habet Acht auf euch und die ganze Heerde, über welche euch der heil. Geist zu Bischöfen gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren, welche er mit seinem Blute erworben hat“. Der Begriff, die Verpflichtung und die Verantwortlichkeit dieser auf dem Uebertrage des heil. Geistes beruhenden Regierungsrechte machen vor Allem die Regierung, also die Bildung und Erziehung der Hirten nothwendig, durch welche der Bischof seine Heerden bewacht, wie solche das Concilium von Trient in der obenangeführten Verordnung den Bischöfen zur unerläßlichen Pflicht macht.

Der gerade, kirchliche und damit rechtliche Weg wäre also der gewesen, daß der Staat die Errichtung und Einrichtung der kirchlichen Behörde überlassen hätte, und daß dieses nicht geschehen und nicht angestrebt worden, ist der Grund und die Quelle alles Verderbens, das wir zu beklagen haben. Wo das Fundament falsch gelegt ist, kann nimmermehr ein tüchtiges Gebäude entstehen. Müßte nicht der Staat selbst einen Familienvater in seinen Rechten schützen, wenn dessen Söhne durch einen unbefugten Eingriff seines Nachbars seiner eigenen Verfügung entrissen würden? Und das muß sich, wie die ganze politische Welt, so auch Würtemberg gefallen lassen, daß sich die Kirche, wenn auch unter Verfolgung, als coordinirte Macht ihm zur Seite sich stellt, weil nirgends der Tag verzeichnet ist, wo sie rechtmäßig wäre zu Lehen genommen worden. Also die Passivität des Staates hätte eine wohlthätige Activität der Kirchenbehörde hervorgerufen, die dadurch in ihr Recht eingetreten und mit kirchenrechtlicher Organisation ihres Erziehungswesens jeder spätern Bevormundung mit allen ihren Folgen vorgebeugt hätte. Und so wäre in jenem Falle, den man sich als den schlimmsten denkt, das Beste möglich gewesen. Doch die königliche Machtvollkommenheit trat ein für allemal an die Stelle dessen, was wir für die Kirche hätten wünschen mögen. Was konnte aber die Staatsgewalt dazu bestimmen? Die Kirche war, wie man es darstellt, in einem Zustande, daß es ihr zu einem selbsteigenen Aufschwunge schon an den materiellen Mitteln fehlte. Diese arme Verlassene! War es also das Mitleid, das den halbtodten Wanderer am Wege nicht liegen läßt, sondern Oel in seine Wunden gießt, und ihn in die Herberge bringt? Von einer rechtlichen Nothwendigkeit, solche Anstalten zu errichten, wollen die Beschwichtiger der Rechtsforderungen der Kirche nichts wissen. Diese war allerdings, wie wir gerne zugeben, in dem obenberührten Sinne nicht vorhanden. Der Staat war mit seinem Gewaltwege im Unrechte. Es könnte aber dieses als ein für die Kirche zu ihrer materiellen Existenz nothwendiges Unrecht angesehen werden. Dieses hängt nur davon ab, zu welchen Mitteln die Kirche ihre Zuflucht nehmen konnte. In der Verordnung des Concils von Trient ist der Weg zur Erlangung der materiellen Mittel für die geistlichen Erziehungsanstalten ganz genau bezeichnet: der Bischof soll den eigenen Besitz der Kirche, die Zahlung von Portionen aus dem Ertrage aller Dignitäten, Personaten, Präbenden, Abbatien und Prioraten jeglichen Ordens von was für immer einer Regel x. x. in Anspruch nehmen. Wohin war aber dieser Besitz gekommen?

In die Hände des Staates. Der Reichsdeputationsschluß von 1803 überließ ja nach §. 35 die Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster der Disposition der respectiven Landesherrn nicht unbestimmt und unbedingt, sondern sowohl zum Behufe des Aufwandes für Gottesdienst, Unterricht und andere gemeinnützigen Anstalten, als zur Erleichterung der Finanzen. Es ist noch nirgends widerlegt worden, daß das von der Krone Würtemberg erworbene katholische Kirchengut ein sehr bedeutendes Einkommen abwerfe, so daß zur Tragung aller Lasten, welche der Staat für die katholische Kirche mit der Errichtung der drei Convicte und des Priesterseminares und dem Aufwande für das Ordinariat über sich genommen hat, schon das im Preßburger Frieden erworbene reine Kirchenvermögen dem Staate mehr als zureichende Mittel gibt. Wirft ja allein das im Jahr 1803 säcularisirte und das im Jahr 1805 durch den Preßburger Frieden erworbene Kirchengut, von welchem das Letztere mit einer rein kirchlichen Bestimmung überging, einen Ertrag von mehr als einer halben Million Gulden ab, wozu später noch neue Erwerbungen gemacht wurden. Der Staat hat dieses auch anerkannt, indem ja nach der Königl. Verordnung vom 30. Oktober 1817 die öffentlichen Kosten künftig nach erfolgter Ausscheidung des Kirchenguts (welche auch in die Verfassungen übergegangen, aber eben so wenig, als die Autonomie der Kirche überhaupt realisirt worden ist) von diesem übernommen werden sollten. Darnach bestand für den Staat allerdings eine buchstäblich-rechtliche Nothwendigkeit und eine moralische Verpflichtung, der Kirche dasjenige Vermögen, das sie je nach Befund des Diözesanzustandes zur Errichtung und Einrichtung von geistlichen Bildungs- und Erziehungsanstalten nothwendig hatte, zu verabreichen. Die Kirche hatte also sowohl das Recht der eigenen und selbstständigen Gründung und Verwaltung derselben, als auch das Recht der Forderung der dazu nothwendigen materiellen Mittel. Statt dessen hat der Staat jenes Recht verschlungen, und will die dürftige Ausstattung mit materiellen Mitteln als eine Wohlthat angepriesen wissen und zugleich als einen Rechtstitel für die geistige Bevormundung in Anspruch nehmen. Dieser Verdrehung und Verwirrung der Begriffe gilt unsere Klage, wenn sie auch den factischen Zustand, der dadurch herbeigeführt wurde, nicht ändert; aber das Recht konnte von Anfang nicht vergeben, sondern nur vernachläsigt werden, und die Berufung auf dasselbe wird sich die Kirche nie nehmen lassen, wenn man ihren Mund auch mit erträumten Gnadenspendungen verschließen will!

Möchten übrigens die früheren Ansichten und Willensmeinungen, deren nicht so gar schwierige Exegese wir mit Abweisung desjenigen, zu was man sie jetzt gestempelt hat, übergehen, gewesen seyn, welche sie wollten — unsere Klage gilt noch weit mehr den Folgen, die durch den auf solche Weise gewordenen factischen Zustand herbeigeführt wurden. Die Anstalten waren jedenfalls auch nach dem Willen der Staatsregierung für die katholische Kirche und (wie die Worte der Verordnung lauten) mit dem öffentlichen Unterrichte für eine den Grundsätzen und Forderungen der katholischen Kirche entsprechende Erziehung gegründet und fundirt. Wurde nun von dem Forum aus, von welchem nach geschehener und theoretisch und practisch normirter Ueberwältigung des geistlichen Erziehungswesens dasselbe von Anfang an bis jetzt geleitet und verwaltet wurde, jenen Grundsätzen und Forderungen der katholischen Kirche entsprochen? Wenn wir auch weit entfernt sind und seyn müssen, Jemanden einen bösen Willen zuschreiben und unterlegen zu wollen, so ist doch zu wahr, daß eine andere Erkenntniß eine andere Gemüths- und Willensstimmung und somit verkehrte Maßnahmen hervorruft. So sehr nun die katholische Kirche in ihrer Glaubenslehre und vielen Punkten der Sittenlehre und in ihrer Disciplin von dem Protestantismus abweicht, so sehr muß auch ein auf jene Glaubens- und Sittenlehre und Disciplin gebautes System des Unterrichtes und der Erziehung von dem Unterrichts- und Erziehungswesen, das dem Protestantismus angemessen ist, verschieden seyn. So sehr man sich ferner den Schein geben und wohl auch noch den guten Willen haben möchte, die Grundsätze des Protestantismus auf die Verwaltung und Anordnung von Gegenständen, welche die katholische Kirche betreffen, gar nicht einfließen zu lassen, so sehr ist dieses geradezu unmöglich, weil nur derjenige die Grundsätze und Forderungen der katholischen Kirche handhaben wird, der sie weiß und versteht, und nicht nur weiß und versteht, sondern auch durch die Gnade Gottes zu ihrer Ausübung gelangt ist. Daß aber die Protestanten die Grundsätze und Forderungen der katholischen Kirche schon im Allgemeinen in Betreff ihrer Glaubens- und Sittenlehre, und noch weit mehr in Betreff ihres Unterrichts- und Erziehungswesens nicht wissen und verstehen (sey es aus was immer für Gründen), ist eine wenn auch widerwärtige und extravagant erscheinende, doch so bekannte Thatsache, daß selbst ihre Symboliker, denen es doch Pflicht und Gewissen oder wenigstens wissenschaft-

liches Interesse nahe legen, unpartheiische Kenntniß zu nehmen, ein unüberwindliches Verdienst darin haben, die katholische Kirche nicht so darzustellen, wie sie selbst ihren Glauben in Wort und Schrift darstellt. Der protestantische Staat kann uns deßhalb nie und nimmermehr katholische Kirchendiener unterrichten und erziehen, weil er immer seinen unkatholischen Einfluß mit oder ohne Willen geltend machen wird. In Würtemberg war und ist ihm aber hiefür der weiteste Spielraum geöffnet. Die Oberaufsicht auf alle und die Leitung von allen auf die sittliche und intellectuelle Bildung Bezug habenden Anstalten (S. Regierungsbl. von 1817 Beil. IV. §. 30), namentlich auf die Universität zu Tübingen, auf die Lyceen, Gymnasien und auf die sonstigen gelehrten Schulen; jene auf die Volksschulen, Erziehungshäuser und auf andere Unterrichtsanstalten, so wie auf die Fonds, welche denselben theils eigenthümlich gehören, theils für dieselbe sonst angewiesen sind — gehört zu dem Ressort des Departements des Ministeriums des Innern, mit welchem jene des Kirchens- und Schulwesens vereinigt ist. Die Leitung der geistlichen Unterrichtsanstalten und Erziehungshäuser gehört aber nach den Grundsätzen und Forderungen der katholischen Kirche, welche man ja laut Verordnung gelten lassen wollte, nicht zu dem Ressort des protestantischen Ministers, und auch nicht zu dem Ressort irgend einer untergeordneten Staatsbehörde, sondern zu dem Ressort der obersten Kirchenbehörde. Mit dieser angemaaßten Leitung hat sich also die Staatsgewalt von selbst nach protestantischen Grundsätzen an die Stelle der obersten Kirchenbehörde gesetzt, und so mit der einen Hand genommen, was sie mit der andern zu geben versprach. Es geschieht diese Leitung aber durch die untergeordneten Behörden des königl. Studien- und Kirchenrathes. Der Studienrath besteht aus einem (protestantischen) Director, aus zwei (protestantischen) weltlichen Räthen und aus zwei (einem lutherischen und einem katholischen) geistlichen Rathe. Sie ist somit eine protestantische Unterleitung. Der katholische Kirchenrath zur Ausübung der dem Staat über die Kirche zustehenden Rechte (d. h. nach katholischen Grundsätzen eben eines Rechtes, des jus cavendi und einer Verpflichtung des jus s. obligatio tuitionis) besteht allerdings aus katholischen, theils weltlichen, theils geistlichen Mitgliedern. Welche Mitgliederschaft und Unterleitung man sich aber hierin geschaffen hatte, ist allbekannt, und allbesprochen und allenthalben zugestanden. Absehend von den wohlbegründeten Urtheilen derer, die es über sich gebracht haben, ihn in seiner staatlich-kirchlichen Stellung blos als diejenige Behörde zu betrachten, die er seyn sollte, also die Behörde,

durch die der Staat sein jus cavendi ausübt, und die kirchliche Regierung, wie es recht und billig wäre, in den Händen ihres Bischofes sehen möchten, berufen wir uns auf die Urtheile, welche von Seite seiner Vertheidiger und den Rühmern und Preisern seiner vielfachen Verdienste, durch welche der Rechtsboden ganz ihren Augen sich entrückte, abgegeben werden. Diese Urtheile lauten aber also: „Man ist allgemein der Ansicht, der königl. Kirchenrath hege und pflege die sogenannten josephinischen Grundsätze. Wir glauben dieses selbst und sprechen es unverhohlen aus. Wir glauben, daß Werkmeisters Geist und Cammerers Thätigkeit noch in diesem Collegium fortleben, und geben uns der Hoffnung hin, daß es so bleiben werde". (Ansichten über die Verhältnisse der Katholiken in Würtemberg von B. A. Pflanz S. 48.) Dieses ist ein wahres Wort, nur wünschen wir nicht, daß die Hoffnung in Erfüllung gehe. Denn was die josephinischen Grundsätze sind, das hat uns selbst die protestantische Geschichtschreibung schon am Anfange dieses Jahrhunderts gelehrt, wo der Verfasser des „Triumphes der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert" also schreibt: „So nachtheilig die lange Regierung Friedrichs II., dieses in so mancher Hinsicht großen Monarchen, für das Christenthum in Deutschland überhaupt, und für den Protestantismus insbesondere gewesen war, und so sehr sein Beispiel auch auf andere Fürsten gleich schädlich für die Religion wirkte: so nachtheilig war die viel kürzere Regierung Josephs II., dem es auch nicht an Talenten und wohl auch nicht an gutem Willen, seine Unterthanen glücklich zu machen, fehlte, für die katholische Religion nicht nur in den Ländern der österreichischen Monarchie, sondern auch anderweitig, wo die Fürsten seinem Beispiele folgten. Ja! man kann mit Wahrheit sagen, daß von Joseph II. noch viel mehr hierin geleistet worden ist, als von Friedrich II. Dieser, obgleich eines der Häupter des Philosophenbundes, begnügte sich damit, die Religion zu verachten, Voltaire'n und dessen Mitverschwornen Rathschläge zu geben, die Anhänger des Philosophismus zu beschützen, und ihnen die Freiheit zu gestatten, das Christenthum zu untergraben. Jener dagegen, da alle Nachahmer gewöhnlich übertreiben, ließ es nicht dabei bewenden, daß alle Aufklärer und Religionsfeinde vollkommene Freiheit erhielten, ihre Absurdidäten auszukramen, alle Grundsätze zu zerstören und die Religion zu mißhandeln; sondern was von ihm geschah, artete in wirkliche Verfolgung aus, dergestalt, daß sich Friedrich II. selbst darüber aufhielt". Also dieser Zerstörungsgeist ist es. Wie Friedrich II. von Joseph II. an d'Alembert schreiben konnte: „der

Kaiser fährt unaufhörlich mit seinen Säcularisationen fort; bei mir bleibt jeder, wie er ist: die Rechte des Eigenthums, auf welche die bürgerliche Gesellschaft gegründet ist, sind mir heilig", so sieht auch bei uns dieser josephinische, die Rechte des Eigenthums verachtende Geist für den Staat zu der Unterstützung der Kirche aus dem früheren Kirchengute keine „buchstäblich=rechtliche" Verpflichtung. Wie Kaiser Joseph die Klöster verfolgte, den Einfluß des Papstes vernichtete, die Bullen in coena Domini und Unigenitus aus den Ritualien heraus=reißen ließ, über Ehesachen verfügte, daß selbst Mirabeau sich darüber entsetzte, die Missionen unterdrückte, die Geistlichkeit durch besondere Unterthaneneide dem Staate vor der Kirche verpflichtete, die Hierarchie in den österreichischen Staaten immer mehr von dem Oberhaupte der Kirche losriß u. s. w. — so hat auch bei uns aufs genaueste hin der josephinische Geist gehaust, so daß wir seine Früchte noch immer zu genießen haben, und solche mit größter Zähigkeit festgehalten werden wollen. Wie Kaiser Joseph mit dem Papste in schriftliche Unterhand=lungen sich einließ, die keinen andern Erfolg hatten, als die Bekräfti=gung der eigenen Worte des Kaisers an den Papst: daß er von seinem Systeme nicht abgehen könne, so verhandelt auch bei uns dieser jose=phinische Geist immerfort mit der Kirchenbehörde mit dem Erfolge, daß es bei dem alten Systeme bleibt, weil man sich nichts abtragen lassen wolle, so daß wir auch nur thun können, was Papst Pius VI. bei sei=ner Durchreise zu Augsburg aussprach: „Lasset uns beten und hoffen"! In Beziehung auf das geistliche Erziehungswesen im Besondern ist es ja bekannt genug, wie Kaiser Joseph die bischöflichen Seminarien der weltlichen Aufsicht unterwarf, wie er auch das vom heil. Karl Borro=mäus zu Mailand gestiftete bischöfliche Seminarium, nach dessen Mu=ster so viele andere gebildet waren, und das der Kirche so viele treff=liche Geistliche geliefert hat, mit andern ähnlichen Stiftungen in den italienischen Staaten seines Kaiserreiches aufhob, und dafür ein soge=nanntes allgemeines Seminarium im philosophischen Geschmacke errich=tete, wovon Feller Dict. hist. Tom. II, pag. 295 sagt: „Lorsque l'Empereur entreprit de détruir dans ses états la religion catholique, il ne crut pouvoir employer à ce dessein un moyen plus sûr, que les Séminaires épiscopaux abolir en les remplaçant par une école profane et hétérodoxe sous le nom de Séminaire-Général, que les catholiques appellérent nouvelle Babylone". Diese Ueberwältigung ging von oben bis unten, von dem Unterrichte auf den Universitäten, bis zu den geringsten Schulen, welches Verfahren, das

nicht ohne Nachahmung blieb, Mirabeau (in seiner Monarchie Prussienne) mit den Worten charakterisirt: „Juste Ciel! on veut donc aussi habiller les Ames en Uniforme! C'est là le comble du Despotisme, son raisonnement le plus grand". Und was sollte erreicht werden? Es sollte, wie auch katholische Schriftsteller vom nämlichen Schlage, wie diejenigen, die sich bei uns des Josephinismus rühmen, ausdrückten, die römische Hierarchie und das baufällige Capitol nach Hinwegreißung der Grundpfeiler einstürzen. Hat man ja bei uns vom „alten Papste" geträumt, und werden noch immerfort die päpstlichen Breves zurückbehalten. Es hat aber auch damals nicht an Kirchenbehörden gefehlt, welche im Geiste des Kaisers ihr Amt ausübten, und den Papst zur bloßen Schildwache und zum „freudigen Zeugen" alles dessen machten, was von ihm geschehe. Damit ist aber der Kirche nicht gedient, und rühmt man sich also der josephinischen Grundsätze, so ist, so sehr man sie auch mit Talent und gutem Willen verfolgen und in ihnen das Heil der Welt erblicken mag, von selbst das Geständniß gegeben, daß man der Kirche nicht unter die Arme greife, sondern sie an die unkirchliche Politik, an die Ketzerei und falsche Philosophie ausliefere. Denn diese drei sind es, welchen jene Grundsätze, während sie die Kirche abstoßen, die meisten und nächsten Berührungspunkte darbieten: der unkirchlichen Politik, so fern sie die Staatsomnipotenz begünstigen und die selbstständige Kirchengewalt an sie ausliefern; der Ketzerei, so fern sie die höchste kirchliche Auctorität umstoßen, den Glauben und die Disciplin nach Belieben und Gutdünken behandeln, und das Princip subjectiver Willkühr in's Leben setzen; der falschen Philosophie, so fern sie mit der Schwächung des Glaubens dem Vernunftregimente Thür und Thor öffnen. Diese Grundsätze nähren somit nicht die eigene Mutter, und sind gerade um so gefährlicher, je mehr man mit ihnen doch noch ein Kind, und zwar das einzig wahrhaft verständige und gefühlvolle Kind dieser Mutter seyn will, und dadurch andern Gewalten Gelegenheit gibt, sich ihrer als Maske zu bedienen, und Katholizität und Kirchlichkeit hervorzukehren, während unter der Larve ein Gesicht, dessen Augen ganz anderswohin gerichtet sind, verborgen liegt. Daher die Brauchbarkeit eines Collegiums, das „die sogenannten josephinischen Grundsätze pflegt", für die die Kirche beherrschende Staatsgewalt, die auf ihren katholischen Kirchenrath zu pochen beliebt, und ihn gegen die Unerfahrnen und Unverständigen als Beschwichtigungsmittel in ihre Reihen stellt. Der Kirche aber ist ein Forum, von welchem aus mit solchen Grundsätzen ihre geistlichen Unterrichts-

und Erziehungsanstalten geleitet werden, der gerechteste Gegenstand der Klage, indem auf diese Art die Leitung derselben nicht nur dem Rechte nach in den unrechten Händen ist, sondern auch noch (nach einem ganz natürlichen Zusammenhange) auf unrechte, ihr nicht entsprechende Weise ausgeübt wird. Es sey aber nicht richtig, sagt man, daß der Einfluß des Kirchenrathes auf die geistlichen Erziehungsanstalten so mächtig sey, sonst müßten ja die jüngern, in denselben Anstalten Gebildeten doch wohl auch die josephinischen Grundsätze haben und der liberalen Richtung folgen, welche Zumuthung die überwiegende Zahl derselben im höchsten Grade übel nehmen würde. Nicht im Mindesten, weil ihr kirchlicher, d. i. ächt christlicher Sinn lehrt, falsche Zumuthungen nicht übel zu nehmen; aber wer richtig denkt, weiß auch, daß ein Einfluß, der durch andere Umstände allgemach aufhört und nur noch die Form handhaben kann, während der Geist seiner spottet und sich nicht mehr bewältigen läßt, deßwegen nicht niemals da gewesen ist, und wenn die bessern Zeiten kommen, auf die man sich vertröstet, nicht wieder kommen könnte. Daß jener Einfluß aber da war, dafür sind gerade diejenigen, welche mit ihrer liberalen Richtung jetzt so edel sind, nicht darüber zu klagen, daß man der entgegengesetzten Richtung Raum gelassen habe, sich so tief einzuwurzeln und so weit zu verbreiten, der deutlichste Beweis, denn unter ihm waren sie nicht groß und gewaltig, und ohne ihn hätte der Redacteur der freimüthigen Blätter wohl schwerlich, wie er meldet, an zwei Gymnasien vierzehn Jahre lang Religionsunterricht ertheilt. Die verzweifelte und wohl auch selbst für den Kirchenrath überraschende Ausflucht, der so vielfältig angegriffene Kirchenrath habe weder mit den Gymnasien, noch mit der theologischen Facultät in Tübingen zu thun, weil jene unter dem kgl. Studienrathe stehen, diese aber unter dem Cultministerium, braucht für keinen Leser, welcher die Verhältnisse kennt, und z. B. nur weiß, aus welchen Mitgliedern der kgl. Studienrath besteht, zurückgewiesen zu werden, so wie auch gar wenig Verstandesthätigkeit dazu gehört, um zu verstehen, daß unter dem Unterrichte, der in den Convicten ertheilt werde, derjenige gemeint ist, den die Convictoren als Gymnasiasten erhalten. Allerdings sind die Gymnasien Unterrichtsanstalten für Theologen und Nichttheologen, für Convictoren und Nichtconvictoren, für Inländer und Ausländer; aber an denjenigen Gymnasien, mit denen Convicte verbunden sind, bilden die Convictoren die bei weitem überwiegende Zahl der Gymnasisten, so daß ohne diese die obern Gymnasien in Ehingen und Rottweil eingehen müßten, so wie auch die ka-

tholische Facultät in Tübingen ohne den Convict nur leere, oder vielmehr gar keine Hörsäle hätte: es dürfen deßhalb jene Gymnasien geradezu als geistliche Unterrichtsanstalten bezeichnet werden, und es ist in der Sache durchaus keine Unrichtigkeit, wenn die Worte wechselseitig für einander gebraucht werden, da ein Begriff den andern integrirt. Wir berühren diese mehr schülerhafte Auseinandersetzung deßwegen, weil man jene scheinbare Vermengung des königl. Studienraths und des königl. katholischen Kirchenrathes, der Gymnasien und der Convicte „vage Diatriben" genannt hat, zu denen man durch bloßes Hörensagen gekommen sey, während diese Beschuldigung selbst auf dem Mangel der Bemühung, etwas verstehen zu wollen, und kleinlicher Tadelsüchtigkeit beruht. Die Behauptung endlich, daß der königl. Kirchenrath und das Ministerium die Entstehung, Ausbildung und Verbreitung des Ultramontanismus in Tübingen „nicht gehindert" hätten, wird Jeder, der nur etwas Weniges von würtembergischen Vorgängen, z. B. von Reversen, von fortgeschickten Professoren und Repetenten weiß, nur für einen spaßhaften Ernst ansehen, zu dem es aus Schwäche des Gedächtnisses, aus momentaner Vergessenheit, in wessen Dienst man schreibt, und aus sonstiger Hülfslosigkeit und Verlassenheit gekommen seyn mag. Wir haben eine Vertheidigung der dermaligen kirchlich-staatlichen Verhältnisse in Würtemberg nur aus der Feder eines einzigen Katholiken gelesen, weil keine zweite Hand sich zu diesem Ritterthume berufen zu fühlen scheint, allein von einer solchen Vertheidigung gilt fürwahr das Wort: Gott behüte uns vor unseren Freunden, mit unsern Feinden wollen wir schon selbst fertig werden! Das ist eben bedauerlich, daß die größere Anzahl von begabten Geistlichen und Studirenden sich dem Gespenste des Ultramontanismus zugewendet hat, so daß selbst schon ein Candidat der Theologie in öffentlicher Schrift eine Lanze für das Concilium Tridentinum gebrochen hat. Sicherlich auch ohne den Einfluß des königl. katholischen Kirchenrathes!

(Schluß folgt.)

XXXVII.

Ueber eine zeitgemäße Ausbreitung des kirchlichen Gebetkreises.

Am Schlusse des zwölften Jahrhunderts, im Jahre 1193, wurde innerhalb der Bannmeile von Lüttich, im Orte Retinnes, im Hause des Henricus, von seiner Gattin Frescendis, die Tochter Juliana geboren; die, nachdem sie im fünften Jahre ihre Eltern verloren, von ihren Verwandten in das Kloster am Fuße des Corneliberges zur Erziehung gebracht wurde; wo die Klosterschwestern, unter der Regel des heil. Augustin, sich der Armen- und Krankenpflege im Siechenhause hingaben. Unter der Pflege der Schwester Sapientia erwachsen, war sie später in den Orden eingetreten; und während sie innerlich alle Stadien eines ascetischen Lebens durchlaufen, hatte die Wahl ihrer Mitschwestern sie bald äußerlich zur Würde einer Priorin erhoben. Sie wurde bald, wie so Viele in jener Zeit, die ihre flammende Begeisterung in strenger Disciplin beisammenhielten, hellsehend; das heißt sie sah prophetisch Dinge, die die Zukunft der gewöhnlichen Sehkraft der Menschen verhüllt; sie sah, was rückwärts die Vergangenheit unter ihren Gesichtskreis hinabgezogen; sie erblickte endlich in der Gegenwart, was in der Ferne des Raumes sich verliert, oder was von Geistes- und Gemüthsbewegung im Herzensgrund, hinter der undurchsichtigen Natur der Materie, dem Verständnisse sich verbirgt. Schon in ihrem sechszehnten Jahre sah sie, so oft sie im Gebete gesammelt war, den Mond in vollem Glanze vor sich stehen; nur ein kleiner Ausschnitt

fehlte in der lichtbedeckten Scheibe. Sie sah in die leuchtende Erscheinung, und konnte nie sattsam sich verwundern, daß Diese immer und immer wieder, so wie sie zum Gebet gegangen, sich ihr bot. Sie bemühte sich, in alle Wege die Vision zu fernen und sich aus dem Sinn zu schlagen; aber sie vermochte es mit all ihrer Anstrengung nicht zu Stande zu bringen, und fing nun an sich zu ängstigen, sie werde damit versucht. Sie betete darum und ließ für sich beten; da aber die Erscheinung vor wie nach immer wiederkehrte, gedachte die Erschrockene in ihrem Sinne, sie müsse wohl keine Versuchung seyn, sondern ein mystisches Zeichen; und fing nun an zu beten, daß der Herr ihr seine Deutung enthüllen möge. Da wurde ihr gesagt: der Mond bedeute die Kirche in ihrem gegenwärtigen Stande; der Einschnitt aber den Mangel einer Kirchenfeier in Mitte aller Andern, die aber jetzt von den Gläubigen auf Erden ergänzend gefeiert werden solle. Zur Stärkung der Erwählten im Glauben und in der Gnade gebiete der Herr, fortan die Einsetzung des Altarssacramentes alljährlich eigens und feierlich am dazu gewidmeten Tage zu begehen; damit jede laue, im Laufe des Jahres etwa eingetretene Versäumniß sich ergänze. Die Schauende wurde dann angewiesen: sie müsse der Welt die Botschaft der neuen Feier zuerst verkünden, damit Diese alsdann ihren Fortgang nehme. Sie aber erschrack, ihrer Schwäche wohl bewußt, über alle Maaßen über diese Last, die also ihren Schultern aufgelegt wurde und erwiderte: Herr! ich vermag nicht zu vollführen, was du mir aufgegeben. Aber so oft sie zum Gebete ging, wurde dasselbe Gebot ihr, der Erwählten, aufs neue eingeschärft, und als sie entgegenredete: entlaß mich, o Herr! und wähle dir lieber Cleriker, die voll des Lichtes um solche Sache Bescheid wissen; wie sollte ich der Welt ein so erhabenes, überaus würdiges Werk verkünden, das ich nicht wissen noch auch fördern kann. Da sie aber immer fortfuhr, inständig zu beten, daß der Herr ein anderes Werkzeug erwählen möge, hörte sie eine Stimme sprechen: „Ich bekenne dir Vater, Herr des Himmels und der Erde,

weil du das verborgen hast vor den Weisen und den Klugen dieser Welt, aber es offenbart den Kleinen". Als sie aber auch da sich noch nicht beruhigte, und flehte: „Erhebe dich selbst, o Herr! errege kundige Männer des Clerus und entlasse mich im Frieden, das geringste unter allen deinen Geschöpfen"! da ging abermal eine Stimme aus, sprechend: „Er hat in meinen Mund einen neuen Sang hineingelegt, einen Lobgesang unserm Gotte: deine Gerechtigkeit habe ich nicht in meinem Herzen verborgen, deine Wahrheit und dein Heil habe ich ausgesprochen, und nicht verborgen deine Barmherzigkeit und deine Wahrheit vor dem Rathe Vieler". So kämpfte sie in übergroßer Demuth im Gebete; endlich überzeugte sie sich, es sey unnütz mit Gott zu ringen, und unterwerfend ihren Willen dem Seinigen, trug sie die Sache zuerst dem Stiftsherrn von St. Martin in Lüttich, Johannes von Lausenna, vor, den sie seiner Heiligkeit wegen hoch verehrte, damit er das Gutachten großer Theologen über sie vernehme. Dieser legte wieder die Frage dem Archidiacon, Jacob von Troyes, später Bischof von Verdun, und zuletzt unter dem Namen Urban IV., Papst; nach ihm dem Franziscanerprovinzial Hugo und Guiard, dem Bischof von Cambray, und darnach viel andern Theologen vor, und alle erklärten, nach reiflicher Berathung: es liege kein triftiger Grund im göttlichen Gesetze vor, der die besondere Feier des heiligen Sacramentes untersage; es sey vielmehr würdig und der Ehre Gottes angemessen, daß die Kirche alljährlich seine Einsetzungsfeier mit größerer Solemnität, als bisher, begehe. Juliana dankte Gott, daß er also seinen Willensentschluß durch den Mund solcher Männer verkünde; sie aber, um sich vollends sicher zu stellen, suchte noch eine Bestätigung ihrer Vision in dem Gebiete, von dem sie ursprünglich ausgegangen, zu erlangen; und trug mit Vorsicht die Frage über die Angemessenheit einer solchen Feier der Isabella von Hui vor, der auch eine Gabe der Prophetie zu Theil geworden. Ihre Antwort überzeugte die Fragende, daß der Gefragten bis heran kein höherer Aufschluß zu Theil

geworden; diese aber durch die Frage auf den Gegenstand hingelenkt, versenkte sich fortan im Gebet in; und nach Jahresfrist wurde ihr vor dem Gekreuzigten das Verständniß geöffnet, und sie sah, wie jetzt die Zeit zur Einführung einer solchen Feier herangekommen. Nun gesichert auf dem Wege des nüchternen Verstandes, wie auf dem des höheren Schauens, ließ Juliana durch den Bruder Johannes, einen einfachen, in Sachen der Schrift wenig versuchten Mann, das Officium des Tages ausarbeiten; unterstützte den Zagenden mit ihrem Gebete, und das Werk der Prüfung kundigster Gottesgelehrten vorgelegt, befand sich ohne Tadel. Nun suchte Juliana mit aller Energie, über die sie gebot, das also nach reiflicher Prüfung bewährte Unternehmen in Vollzug zu setzen; das Vorhaben wurde in der Diöcese bekannt, und regte, wie gewöhnlich, den Beifall der Einen, den Widerspruch der Andern auf. Alle Tage im Jahreslaufe werde das Sacrament auf den Altären der Christenheit gefeiert, sagten die Letzten; es bedürfe also keineswegs einer eigenen Feier, wie diese Träumerin wolle; und so wurde sie den Leuten zum Spott gemacht und zum Gegenstande ihres Hohnes. Sie aber ertrug das Alles mit Ergebung, und nahm ihre Zuflucht zum Gebete. Der bessere Theil der Geistlichkeit war aber nicht müssig geblieben, der Bischof von Lüttich war auf ihre Vorstellung eingegangen, nur früher Tod hatte die Ausführung des verkündeten Beschlusses gehindert. P. Hugo vom Franziskanerorden, Cardinalpresbyter in Allemanien, hatte sich der Sache angenommen, die Feier in eigener Person in der St. Martinskirche in Lüttich eröffnet, und in abgehaltener Predigt den Priestern und Laien der Diöcese sie empfohlen; und sie wurde fortan, trotz der Einsprache der Widersacher, alljährlich in dieser Kirche fortgesetzt. Im Sendbrief des Cardinals hatte er sie für alle Kirchen im Umkreise seiner Legation, am dazu bestimmten Tage, angeordnet, und sein Nachfolger, C. Petrus, hatte das Angeordnete bestätigt; Papst Urban IV. aber sie nach dem Tode der Juliana, durch eine eigene Bulle,

in Gemäßheit eines Conciliumsbeschlusses zum Gesetze für die Christenheit erhoben.

So war nun das Fronleichnamsfest in die Welt eingeführt. Und in der That, es bedurfte dieses Festes dringend, um das Gebäude kirchlicher Feier zu vollenden und zu schließen. Das Christenthum war nämlich, im großen Baue der auf Erden ablaufenden Weltgeschichte, der Schlußstein aller in ihm zusammenlaufenden Gewölbe; dem die Jahrhunderte früherer Vergangenheit, alles Gesonderte im Laufe menschlicher Angelegenheiten in sich zusammenfassend, entgegenstrebten; und von dem alle die Schwibbbögen der kommenden Zeiten ihren Ausgang nahmen, um von da aus in die Fundamente des Ganzen sich einzusenken. Jener Schlußstein stellte also die immer bleibende, feste, haltende und sichernde Gegenwart vor, an der die Vergangenheit vorübergeströmt, und die harrend der Zukunft wartete, daß sie auch an ihr vorüberrausche. Die kirchliche Feier beging sich nun im Allerheiligsten dieses Baues der Weltgeschichte; das Kirchenjahr wiederholte in seinem Verlaufe jenen Normalakt, mit Allem was um ihn herumgelegen, und worin die Bogenströmungen der Zeiten zu einem Abbild des ganzen Werkes zusammenliefen. Alles, was in den Evangelien sich begeben, war auf die Sonntagsfeier verlegt; die Träger der religiösen Bestrebungen aller Zeiten waren dazwischen vertheilt, und alle Tugenden der Heiligen bildeten die Schafte der einzelnen Pfeilerbündel, und jede hatte die ihr bestimmte Zeit. Die innerste Mitte aller Mitten bildete das Centralmysterium der gefeierten Offenbarung, die Eucharistie. Die Prophetie, die nicht wie früher durch den stammelnden Mund dolmetschender Organe sich ausgesprochen, sondern als das lebendige Wort sich selber ausgehallt, war durch sie zu bleibender Gegenwart gefestet; mitten in den grundlosen Strom der Zeiten war der Stein versenkt, der von der Natur der ruhenden Ewigkeit in sich trug, und all die nimmer ruhende Beweglichkeit der Zeiten gebunden hielt, und mitten im Fließen das Geheimniß

stets unverrückt gegenwärtig hielt. Vom Anbeginne an hatte das Opfer der Eucharistie, in der Morgenfrühe aller Tage des Kirchenjahres immer wiederholt, sich allerwärts gefeiert; es war daher, wie diese Frühe mit der Sonne über die ganze Erde läuft, ununterbrochen, wie im Raume so in der Zeit allgegenwärtig gewesen, und hatte eben dadurch seine centrale Natur auch äußerlich bewiesen. Aber wie am Himmel der Kirche alle Sterne ineinanderleuchten; so versenken auch alle ihre Mitten sich in eine tiefere, gemeinsame Mitte; um, was sie von der Einheit besitzen, zugleich in sie hineinzulegen, und wieder von ihr abzuleiten und zurückzunehmen. So bedurfte es also im ganzen Cyclus der Kirchenfeier einer solchen Mitte aller Mitten, in der alle die in Licht aufquellenden Tage des gesammten Jahres zusammenstrahlten, damit also die Lichtsphäre der Heiligkeit in ihrem Grunde sich gefestet, und in ihrer Ausbreitung sich geschlossen und gerundet finde, und ihre Strömungen sich nun gegenseitig tragen und erhöhen mögen. So hat auch das heidnische Alterthum, das in Folge des Sündenfalles in Mitte des Dornengestrüppes sich gefunden, das die in Zwiespalt zerrüttete Erde ihm getrieben, kämpfend mit der zwietrachtgebornen Mühsal, der Kargenden kaum seinen Bestand abgewonnen. Da kam ihm die Naturmutter Demeter, in der Waizenähre die Fülle der Nahrung und in der Saat liebreich ungekannten Reichthum spendend, und ihr Genosse, Dionysos, in der Weinwurzel ihm die Quelle der Lebensbegeisterung öffnend. Nun schien den Bereicherten der lange, harte Krieg, den sie mit der Natur gekämpft, beendet; die Fesseln, mit denen feindselige Naturmächte sie gebunden hatten, glaubten sie gebrochen; und da sie also dem Banne des Naturhaders entronnen, wollte es sie bedünken, die erhoffte Erlösung sey ihnen nun wirklich zugekommen, und sie seyen aus der alten Knechtschaft in eine höhere Ordnung der Dinge hinübergerettet. Denn die neue Saat wurzelte in getheiltem Besitze, mit ihm war die Rechtsordnung in den Verein der Besitzenden eingekehrt, und alle Sittigung hatte sich daran geknüpft. In die-

ser neuen, höheren Ordnung hatten sie daher bald sich angesiedelt; in dieser besseren, gesteigerten Natur wurzelte fortan ihr Glauben; in dem Ackerbau und dem Weinbau wurde das Götterpaar im Leben praktisch gefeiert, in den Tempeln aber mit dem, was ihr reger Natursinn diesem werkthätigen Opferdienste abgesehen und abgemerkt. Von den Tempelräumen zum Markte und ins Innere des Hauses dringend, und von da zu den Acker- und Rebenzeilen sich ergießend, war diese Art von Naturdienst dem ganzen Leben allgegenwärtig; in seinem tiefsten Grunde aber waren ihm die Eleusinien und die Thesmophorien und die dionysischen Mysterien untergestellt; in denen die Lehre von der Naturerlösung des Menschen durch den Waitzen und die Frucht der Rebe mythisch und symbolisch den Epopten eingeprägt wurde. Das war auch die Mitte aller Mitten in diesem Feierdienste; alle Radien der öffentlichen, häuslichen und Ackerbauordnung liefen darin zusammen; alle Genossen nahmen daran Theil, und alle zugewandten Städte in der Tempelordnung gingen mit im Weihezug. Das Christenthum hatte nun, wie es das Leben über die Natur erhoben, so auch diesen Dienst von der Natur abgelöst, und ihn der Gottheit zugewendet. Diese hatte in der Incarnation wieder mit der Erdseele im angenommenen Menschen angeknüpft; und das Exil dieser Seele war durch die Wiederherstellung der Möglichkeit des alten vertraulichen Verkehres wieder aufgehoben. Sie wurde nun über das Reich der Natur hinaus in's Reich der Gnade eingeführt, und dort von einem höhern Gesetze aufgenommen. In der alten Ordnung war die Natur die Seelenführerin gewesen, und Wein und Waitzen, die Bewahrer ihrer vollen Nähe und begeisternden Kraft, galten physisch und leiblich als das Sacrament dieses Bundes, über der alten, wüsten Zerrüttung aufgerichtet; denn in ihnen hatte die allgegenwärtige, concentrirte Erdmacht den Menschen zum besseren Leben aufgebaut. Jetzt aber war die Gotteskraft an die Stelle der Naturkraft eingetreten; diese aber war ihr dienstbar

worden, denn die Höhere hielt sie in sich gebunden. Brod und Wein, in denen sie wie in Herzmitte und innerstem Mark gewaltet, wurden jetzt zum äußeren Zeichen; das durch den Eintritt der höhern Macht nun erst zum höheren und wahrhaften Sacramente wurde, worauf das alte Physische nur typisch hingedeutet. Die alte Naturordnung war also nur die Vorbereitung auf die neue Heilsordnung gewesen. Im Schweiße seines Angesichtes hatte der Mensch mit der Natur gerungen, und ihr die Bedingungen seines höheren Bestandes abgewonnen, und der Ackerbau war ihm ein Bild seines eigenen Daseyns gewesen. Wie der Same den unterirdischen Mächten auf eine Zeit verfallen muß, ehe dann er zu neuem Leben aufgrünen kann; so mußte auch er, das hatte er wohl erkannt, dem Tode erst entkeimen. Damit also eine gründliche Wiederherstellung der zerrütteten Erde in gesteigertem Leben möglich werde, mußte der Schöpfer selbst sich diesem Gesetze der Creatur hingeben, und ihr also eine Mitte bereiten, aus der sie aufgrünen mochte, und also die neue Speise auf Erden pflanzen. Wie sohin Brod und Wein die Nährmütter der alten physischen Wohlordnung gewesen, und es noch zur Stunde in ihrem Kreise sind; so ist die Eucharistie in innerster Mitte dieses Kreises das begründende Band und die Unterlage der neuen Ordnung, und die Kirche bestellt ihren Acker, um diese höhere Speise zu erzielen. Die Eleusinien feierten scenisch den großen Kampf, in dem die Genüge und Sättigung der alten Zeit, der Noth in der Entzweiung abgerungen worden; und darauf die Siegesfreude um die gewonnene gute Frucht, die der Erkenntnißbaum den Eingeweihten getragen. So war auch die Fronleichnamsfeier ein Jubelfest des Christenthums geworden; nachdem der Kampf am Pfingstfest abgelaufen, trat auch hier das Siegesfest seines Stifters ein, und wurde mit Prozessionen und Jubel und Pomp begangen; und wie die Frucht vom höheren Leben eine Doppelfrucht gewesen, zur Nahrung und zur Begeistigung; so war die Feier auch aus der Vision der

Hellsehenden und der ruhigen Erwägung der Wissenden gleichmäßig hervorgegangen.

So war also mit diesem Feste der ganze Aufbau der Kirchenfeier geschlossen und geendet; es war nichts mehr hinzuzufügen oder abzunehmen, ohne die Harmonie des Ganzen zu trüben und aufzuheben. Was aber hier als Schlußstein diesen Bau besiegelt, hatte auch in der Lehre zugleich als Träger im Grunde und als Strebeziel am Schluß gedient; und so hatte auch das ganze kirchliche Lehrgebäude Gränze, Rundung und Zusammenschluß gefunden; und im Kampfe mit dem Irrthum hatte sich überall das wohlabgewogene Gleichgewicht herausgestellt. Aber die Kirche ist nicht bloß eingesetzt, um eine gründlich durchgeführte Doctrin mit einer harmonisch gestimmten Feier zu beleben, und also die Ihren in die Wahrheit einzuführen; sie soll auch die ganze Gesellschaft durchdringen, und sie gleichfalls zu einem religiös-sittlichen Ganzen erbauen; in dem alle Elemente in einer gleichen thatsächlichen Harmonie zusammenstimmen, und sich zu einem tadellos ineinandergreifenden Ganzen zusammenfügen. Das ist aber eine schwerere Aufgabe als die vorige gewesen, deren Lösung doch schon die Mühen so vieler Jahrhunderte in Anspruch genommen. Denn die Streitende hat es hier nicht mit Häresien des Geistes zu thun, denen der Geist in ihr entgegentritt; es sind vielmehr Häresien des Willens in seiner Verderbniß wurzelnd, und nun mit sehr greiflicher, plastischer Zähigkeit gegen jeden Einspruch sich behauptend, und leicht in jenen andern Häresien ihre Beschönigung findend. So hat sich also in dieser Sphäre ein Kampf erheben müssen, der nicht wie jener Andere in seinem Ablauf mit Jahrhunderten, sondern allein mit Jahrtausenden gemessen wird; da er nicht bloß äußerlich mit ihren Widersachern, sondern eben so innerlich mit ihren eigenen Gliedern und Organen sich ausstreiten muß. So mußte es denn auch geschehen, daß sie zu keiner Zeit, bis zum heutigen Tage hin, die Gesellschaft bis zu ihrem tiefsten Grund durchdrungen; sondern selbst in der Besten nur theilweise und

beschränkt zum Durchbruche gekommen, damit jeder Zeit das unvertilgbare Gefühl des Bedürfnisses ihrer steten Nähe und ununterbrochen läuternden und reinigenden Wirksamkeit sich einprägen möge. Mit welchem Eifer christlicher Begeisterung, durch alle Künste unterstützt, die Feier des Fronleichnams seit ihrer Einführung alljährlich sich wiederholen mochte; nur der Sieg der Doctrin und des wohlgeordneten Dienstes konnte in ihr gefeiert werden als ein Vorzeichen des einstigen ethischen Sieges; das Leben und das Handeln aber blieb, nur sporadisch vom Höhern bestimmt, allen Wechselfällen des Steigens und des Fallens hingegeben. Darum, nachdem das Fest durch drei Jahrhunderte begangen worden, wurde endlich die Trennung zwischen der Doctrin und Praxis so weit, daß die Menschen der Zeit die klaffende Wunde nach ihrer Art zu heilen unternahmen. Hatte die Kirche lange die schlechte Praxis durch die gute Doctrin zu bessern sich bemüht; so sollte jetzt die Letzte durch die Erste gebessert werden. So war die Reformationszeit auf Erden angebrochen, und die Kirche nach ihrem Verlauf war auf sich selbst zurückgegangen, und hatte zwischen dem alten Lichte und dem neuen Lichte eine scheidende Gränze gezogen. Wäre nun die alte Seherin am Fuße des Corneliberges zurückgekehrt, der Mond hätte in ihr Gebet hineingeschaut, nicht wie damals in seinem vollen Lichte glänzend, und nur am Rande ein wenig eingekerbt; sondern gleich als wäre er dem Eintritt in's letzte Viertel nahe, halb im Sonnenlichte stehend, halb in Beschattung verhüllt; und wieder durch den Erdschein halb sichtbar, und so in seinem Helldunkel doch in ganzer Rundung am nächtlichen Himmel abgegränzt. Alle sahen, daß mit der Leuchte der Nacht eine Veränderung sich zugetragen, und wollten nun auch auf ihre Weise zu Hülfe kommen. Manche Völker glauben: wenn der Mond eine Verfinsterung erfährt, ein Drache wolle ihn verschlingen; und springen nun ihm hülfreich mit Kesselpauken und sonstigem Getöne bei; in welchen auxiliatorischen Gedanken sie immer wieder durch den unausbleiblichen Erfolg sich gestärkt und bekräftigt finden. Die aber, welche bei dieser höheren Verfinste-

rung von zweien Seiten angegriffen, schrieben freilich nicht dem Drachen, vielmehr sich gegenseitig die Ursache der Verdunklung zu, und suchten nun durch langwierige Kriege, die sie mit einander führten, den Grund des Uebelstandes wegzuräumen. Aber der Erfolg wollte dießmal nicht ihrer Meinung seyn; nach allem Blutvergießen stand immer der Mond halbirt an ihrem Himmel. Da das Obere sich entzweit, wurde auch das Untere in die Zwietracht hineingezogen; die Erde wurde auch in Dunkel und Licht getheilt, und die, welche im Schatten saßen, rühmten sich: sie hätten das wahre Licht, bestimmt von Anbeginn die Dunkelheit zu zerstreuen; die auf der Lichtseite aber seyen die Dunkelmänner. So wurde wieder drei Jahrhunderte hindurch endlos und fruchtlos mit Gewalt und List gestritten und gehadert; die Vergeltung ging aber durch die Völker hin, ernst richtend über die alte Schuld. Das Geschlecht, wie es heute lebt, es ist noch nicht bis zur Wurzel des Uebels vorgedrungen, und hat seinen Frieden dort noch keineswegs gefunden; aber schwer hat die Last der Verantwortung sich ihm aufgelegt: es erkennt, daß sie weder mit Ungestüm sich abwerfen, noch mit listiger Gewandtheit sich beseitigen läßt; daß aber doch das ganze Heil der Zukunft an diese Beseitigung des Haders geknüpft erscheint. So entsteht bei dieser Stimmung der Geister die Frage: wie würde jene alten Seherin, wenn sie nach Verlauf der sechs Jahrhunderte wiederkehrte, das Gesicht im heutigen Aspect sich deuten; und welches Gutachten würden jene alten Theologen über die Lage der Dinge, und das Erforderliche, um zum Besten sie zu wenden, abgeben? Ohne Zweifel würden Beide sich dahin vereinigen, daß, da sich aller Menschenwitz in so langer Zeit erschöpft, nur höherer Beistand hilfreich eingreifen möge; und daß alle Zeichen der Zeit dahin deuten, daß eine solche Hülfe, wenn ernstlich in Anspruch genommen, ihr nicht entstehen werde.

Das heidnische Alterthum, so oft es in einer Verkettung von Unheil oder Unglück sich verstrickt gefunden, aus der Menschenhülfe keinen Ausgang fand, nahm die Zuflucht zu

den Göttern, flehend zu ihnen die Hände hebend. Das war weniger aus einer folgerecht vorschreitenden Ueberlegung hervorgegangen; der Instinct hatte vielmehr dazu gedrängt, der dem Gefühle der Hülflosigkeit in der menschlichen Natur sich beigesellt. Denn diese Götter, zu denen gebetet wurde, waren nur die Schaffner des Fatums, das ihrer sich gebrauchte, selber aber unzugänglich und unsehend, darum auch unerbittlich sich erzeigte; weil zwischen ihm und dem Flehenden die Natur in der Mitte stand, und nun sein Geheiß auch allein in den Schranken des Naturgesetzes sich offenbaren mochte. So der Lauf der Dinge in der geistigen Welt, wie der in der physischen, war daher diesem Gesetz verfallen; und das Gebet mochte so wenig den Lauf der Geschichte, wie die Bahn der Gestirne irren. Das Christenthum hat dieß Verhängniß als die untere Weltseele einer tieferen Region zugewiesen; aber hoch über ihr die wahre Gottheit in jener providenciellen Fügung erkannt, die zuerst das Naturgesetz gefügt, dann höher das Freiheitsgesetz der Geisterwelt geordnet; und nun nicht ferner mehr, von der eigenen unteren Creatur gebunden, hinter ihr verborgen wirkt; sondern in der Freiheitssphäre heraustretend, selber die höchste Freiheit, Grund aller creatürlichen Freiheit, sich offenbart, und nun allzugänglich und allsehend und in ihrem Werke allsichtbar, eben darum auch dem Gebete erbittlich ist. Jetzt also erst konnten die beiden Strömungen, in Fluß versetzt, im Gebete ineinanderfließen, die Niedersteigende und die Aufsteigende, und vom göttlichen Willen in den Creatürlichen, und von diesem zurück zur Quelle gehen; und erst jetzt war das Gebet in seine ganze weltüberwindende Macht eingesetzt, und bildete den Odem des Lebens und alle Vermittlung in der freien Geisterwelt. Dieser ihr gewährten Macht ist die Kirche zu aller Zeit sich bewußt gewesen, und hat sie geübt, und dadurch zur Vermittlerin zwischen dem Göttlichen und Menschlichen sich erhoben. Alljährlich, wenn im Laufe des heiligen Kirchenjahres Charfreitag wieder herangekommen,

hat sie, nachdem die Passion gesungen worden, darum eigens eine Reihe von Gebeten angeordnet, an die sich wie an jenen Stamm anknüpft, was sie im ganzen Laufe des Jahres im Einzelnen zu erbitten und zu erflehen hat. Für sich selber ergeht im ersten Gebet ihr Gesuch, daß Gott ihr Friede, Einheit und seinen Schutz über den ganzen Erdkreis gewähren wolle, und ihr alle Mächte und Gewalten zu Gebote stellen, damit sie in Ruhe auf immer ihn lobend, in steter Verherrlichung seines Namens ihren Beruf erfülle. Sie bittet dann, abermals ihre flehende Stimme erhebend, daß Gott, durch dessen Weisheit Alles besteht, auf das Oberhaupt, das er in der Ordnung des Episcopates ihr vorgesetzt, in Gnade herabsehen möge, und den Gewählten in seiner Güte unversehrt bewahren; ihr zum Schirme, seinem heiligen Volke aber zum Hirten und Regenten. Sie steigt dann durch alle Ordnungen ihrer Hierarchie herab, von den Erzbischöfen und den Bischöfen zu den Presbytern, Diaconen, Subdiaconen, Acolyten, Exorcisten, Lectoren, Thürstehern, Jungfrauen und Wittwen; sie Alle und das gesammte heilige Volk Gottes in ihr Gebet beschließend, über sie alle die Gabe der Gnade niederflehend, daß sie insgesammt ihm in Treue dienen möchten. So dann zur bürgerlichen Ordnung übergehend, fleht sie weiter für die christlichen Könige, daß sie Gott, in dessen Hand alle Mächte und alles Recht der Reiche beschlossen ruht, erhöhen möge über alle barbarischen Völker, die auf ihre eigene Kraft vertrauen, damit ungestörter Friede seiner Kirche werden möge. Sie vergißt nicht der Catechumenen, die sich bereiten, in ihren Verband einzutreten; und ein eigenes Gebet erbittet ihnen Glauben und Verständniß in ihrem Herzen, damit sie unter seine Adoptivkinder aufgenommen werden mögen. Bitten wir Alle, geliebte Brüder, singt sie dann weiter: daß Gott die Erde reinigen wolle von allem Irrthum, daß er Krankheiten von ihr nehme, den Hungersnöthen wehre, die Kerker öffne, die Fesseln löse, den Reisenden glückliche Heimkehr gestatte, den Kranken Gesundheit schenke, den Schiffenden den ver-

genden Hafen des Heils öffne, und allen Betrübten Tröstung gebe, Stärke denen, die Arbeit und Kummer dulden, und den Aufschrei und die Gebete Aller, die ihn in ihrer Noth anrufen, erhören möge. Laßt uns beten auch für die Häretiker und Schismatiker, daß unser Gott und Herr sie von allen Irrthümern reinigen, und sie zur heiligen Mutter, der katholischen und apostolischen Kirche, zurückführen möge; fügt sie dann weiter hinzu, ihr Vertrauen damit gegen Gott ihren Gebieter aussprechend, daß er alle retten, und keinen verderben lassen wolle. Auch die Juden erhalten ihren Vorspruch, daß Gott ihnen sein Erbarmen nicht entziehen, und das Licht seiner Wahrheit auch für sie leuchten lassen wolle, damit sie endlich aus ihrer Finsterniß gezogen werden. Sie schließt endlich mit der Fürbitte für die Heiden, daß Gott von ihnen die Iniquität des Herzens wegnehmen möge, damit sie von ihren Götzen lassen, und zum lebendigen, wahren Gotte und seinem eingebornen Sohn unserm Herrn sich wenden, der herrscht in Ewigkeit, Amen. — Betrachtet man diesen Cyclus von Gebeten und Anrufungen sich näher, dann sieht man, daß in ihm sich der ganze Gebetskreis vollkommen abschließt und erfüllt; es ist keine Vorkommenheit des menschlichen Lebens unberücksichtigt geblieben; jedem Bedürfnisse der menschlichen Natur ist Rechnung gehalten, und Allem, was möglicher Weise im Angesicht der höheren Macht Gegenstand einer Bitte seyn kann, ist Vorsehung gethan. Es ist also der Gebetscanon hier aufgestellt, und die Gebete des Kirchenjahres laufen in ihm wie in einer Mitte zusammen; alle seine aufwärtsgehenden Strömungen sammeln und einigen sich hier ineinanderwallend; und die abwärtsgehenden Segnungen verbreiten sich von hier aus in's ganze Jahr, überall die Hülfsbedürftigen bethauend und erquickend. Die Mitte der Mitten ist die Fürbitte für das Heil und Wohlergehen der Kirche, alle Andern in sich bedingend; und diese Andern umstehen diesen ihren Sammelpunkt, und jede tritt zu ihrer eigenen Zeit, je nach Bedürfniß, vorwiegend

hervor, und die Gebetsrichtung nimmt dann immer ihren Zug vorherrschend zu ihr hin. Was also sich in den Jahreslauf getheilt, wird auch in die Jahrhunderte sich vertheilen; jedes wird sein eigenes Bedürfniß, seine eigenen Nöthen und Bedrängnisse haben; jedes wird die Centralvorbitte für das Heil der Kirche vorwiegend der Richtung dieser oder jener untergeordneten Gebetsmitte zuwenden; und diese wird nun ihm ihre Signatur aufdrücken, und mit instinctmäßiger Gewalt, zur That hindrängen. Welches Bedürfniß fordert nun aber am dringendsten, wie jetzt die Zeiten laufen, die Kirche heraus, auf seine Befriedigung hinzuarbeiten? Welche Constellation unter allen jenen Mitten ist jetzt als die herrschende aufgegangen, und überleuchtet alle Andern? Unverkennbar wird es jene seyn, die im Canon durch das wurzelhafte Gebet: „Oremus et pro haereticis et schismaticis, ut Deus et Dominus noster eruat eos ab erroribus universis, et ad sanctam matrem ecclesiam catholicam et apostolicam revocare dignetur“ angedeutet und intonirt erscheint.

Die Vorsehung hat in ihre moralische Weltordnung dieselbe Heilkraft der geistigen Natur hineingelegt, die auch in der physischen Weltordnung der materiellen Natur einwohnt. Tritt in dieser in irgend einem System eine Störung und Zerrüttung hervor, dann bewaffnet sie ein tieferes oder höheres System, daß es sich gegen die Ungebühr erhebe, mit ihr ringe, und an ihr zwar selbst vergehe, aber zugleich auch sie niederreiße; damit das gesunde Leben, wieder nach Wegräumung des Hemmenden, hervortreten möge, und so die gestörte Ordnung sich auf's neue geltend mache. Eben so ist es um die moralische Welt bestellt, und um den Bestand aller höheren Gesellschaft in ihr; in der auch jede Störung im Gleichgewichte der Kräfte eine Gegenstörung hervorruft, an der sich der Sturm beschwichtigt; also daß die eingepflanzte Heiterkeit stets aus dem wüsten Getöse des Streites sich wieder herstellt. All diesem Wechsel und Wandel im Geschöpfe entzieht sich der Schöpfer nicht; denn die immer wieder-

kehrende Harmonie ist eben die höhere Einheit, die er unsterblich in alle Creatur hineingelegt und also stets aufrecht hält. So kann auch in allen diesen Wechselfällen die Creatur ihm sich nimmer entziehen; und wie er freiheitachtend die Trübung und die Störung zugelassen, so geht auch die Heilung und die Herstellung der ewigen Ordnung von ihm aus. Denn da alle Erkrankungen der höheren Gesellschaft Säcularkrankheiten sind, so kann auch ihre Heilung nur durch eine höhere Macht geschehen, die die Jahrhunderte beherrscht; und sie erwirkt dieselbe eben auch in jenem Gesetze der Compensation, das sie allem Geschaffenen eingeschaffen. Das hat sich denn auch im Kirchlichen im Verlaufe der neueren Zeit vielfach bewährt. Die Kirche war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in ihren Gliedern ungesund geworden, und siechte an einem dieser Säcularübel. Da ließ es der Geist von oben, dem ihre Hut sich anvertraut, geschehen, daß die selber tief zerrüttete bürgerliche Ordnung sich gegen sie erhob; Reformation in Haupt und Gliedern wurde die Losung deren, die selber einer solchen Reformation vor Allem bedurften. So trat dem schleichenden Siechthum eine acute Gegenkrankheit entgegen; die Umstürze im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert waren die Stadien im Kampfe der Gegensätze, und in ihren Kriegen und ihrem Blutvergießen bildeten sich die Crisen des Uebels aus, das, nachdem es die Kirche durchgebrannt, sich auf den Staat zurückgeworfen, und in ihm die Folge der Revolutionen in den folgenden Jahrhunderten hervorgerufen. So viele Jahrhunderte sind in Kämpfen und Krämpfen hingegangen; der innerste, unverletzliche und unsterbliche Lebensgrund der Kirche ist zuletzt wieder hervorgetreten; das Siechthum des Staates aber dauert fort, und nur von der Kirche kann ihm die immer abgestossene Gegenhülfe kommen. Nicht ganz fruchtlos für die Geister aber ist die göttliche Nemesis durch die Geschichte dieser Tage hindurchgegangen; die unerbittliche Gerechtigkeit, die sie gegen jede Ungebühr geübt, ist freilich noch zur Stunde keineswegs

in ihrem tiefen Ernst begriffen; aber sie hat doch auch nicht ganz ihres Eindruck's verfehlt. Früher glaubten die Geister, der gesammte geistige Kreis auf Erden sey ihnen hingegeben; also daß sie, nach Willkühr und Wohlgefallen in ihm handthierend, schalten und walten könnten nach Belieben, und im leichten Medium nach Gutbefinden, wie die Einbildung sie erregt, Schwingungen hemmen und aufregen möchten. Nun aber haben sie die Erfahrung gemacht, daß auch diese Welt, gleich der Räumlichen, von dem ihm eingepflanzten höheren Gesetz gehütet wird und bewahrt, und keineswegs spielend experimentirender Willkühr sich Preis gegeben findet. Keck und verwegen haben sie, immer auf's Neue andrängend, gegen diese Schranken angekämpft; immer in neuen und mächtigern Schwingungen sind sie gegen das umgürtende Band angestürmt; aber Alle hat sie das Undurchbrechbare zurückgeworfen, die Stürme haben sich vertobt, und wenn das Gebrause vorübergegangen, hat die gestörte Ordnung nach dem eingepflanzten Typus sich wieder hergestellt. Dadurch ist in den Sturmesgeistern die frühere Sicherheit wankend worden, und mit dem Boden unter ihren Füßen ist das verwegene Selbstvertrauen von ihnen gewichen. Ihre Illusionen, die früher hinter einem Gewebe von Lügen, Verdrehungen und falschen Postulaten sich fest verschanzt, sind, nachdem die Blitze dieß bergende Gewölke zum Theil zerrissen, offen an den Tag getreten, und wollen sich nicht länger halten lassen. Die trügerische Wechselbank, ohne allen Fond begründet, wo nur immer Einer die Wechsel des Andern honorirte, und also in der Ausgleichung Aller gegen Alle gegenseitig das schwebende Capital erschwindelt wurde; sie ist gesprengt, und die Insolvenz läßt nicht länger hinter blumigen Redensarten sich verbergen. So sind also Viele an der Vortrefflichkeit all ihres Thuns irre geworden, sie fangen zu zweifeln an, und so haben sie in Mitte des Ruins und des Verderbens, das sie hervorgerufen, ihre Ascese gemacht; und in dieser Vorschule wenigstens der Wahrheit so viel Raum gegeben, daß sie heilend ihnen nahen kann,

was ihr zuvor versagt gewesen. Alles Einwirken einer höhern helfenden Macht, die erbeten werden soll, wird aber nun einmal bedingt durch den zu erbittenden Willensentschluß dieser Macht, daß sie ihre Heilkraft von sich ausgehen lassen wolle; und andererseits durch die Vorbereitung dessen, dem geholfen werden soll, daß er dieser Strömung den Eingang nicht länger zu verschließen willens geworden. Wir sagen nun: die Zeiten, die durch die Reformation bis zur Revolution verlaufen, haben diese Vorbereitung zum Theil supplirt; viele Geister haben in sich geschlagen, Andere verriegeln sich wenigstens nicht der besseren Ueberzeugung; ja Manche haben eine Sehnsucht nach ihr. So ist also das eine Moment einer Gnadenwirkung theilweise hergestellt.

Fehlt es aber etwa dieser Zeit am andern Momente? ist der Himmel ihr etwa eisern geworden, und hat er ihr seine Gaben versagend, seinen Segen an sich gehalten? Mit Nichten ist das der Fall; es könnte eher den Anschein gewinnen, als hätten diese Gaben, weniger von den Menschen, als ehemals, in Anspruch genommen, sich angehäuft, und würden nun denen, die ihnen bittend nahen, in Ueberfülle hingegeben; ja selbst den Nichtbegehrenden zugetheilt. Wir wollen nicht reden von dem, wie vor Jahren das rächende Unwetter über das wilde Heer, das aus der Saat der Drachenzähne in der Revolution hervorgegangen, ausgebrochen, und mit ihm jene rationale Barbarei, die ganz Europa auf lange Zeiten in Fessel zu legen drohte, in wenig Tagen brach und vernichtete. Wir wollen vielmehr, uns auf's kirchliche Gebiet beschränkend, hindeuten auf den die ganze Kirche überschattenden Baum, der binnen wenig Jahren aus dem Senfkorn der Cölner Gewaltthat hervorgegangen. Nur erinnern wollen wir an das, was seither in Irland sich zugetragen; wo die Heloten der Reformation sich emancipirt, und alle Umstände so wunderbar sich gefügt, daß eine ursprünglich rein politische Bewegung erst durch eine wundersame Selbstbeherrschung, Angesichts eines hinreißenden Lasters, den Weg zu einer religiösen Richtung angebahnt,

die mehr und mehr an Macht und Entschiedenheit gewinnt. Und welche unsichtbar lenkende Macht hat sich in Mitte all dieser Bewegung erhoben? wie haben alle dabei wirksamen Kräfte die Nähe der Verborgenen instinctartig gefühlt, die alle Zufälligkeiten und Umstände also zu fügen gewußt, daß Freund wie Feind ihr dienstbar seyn mußte in Allem, was zum Zwecke führte. Die Befreiung O'Connells, die selbst Jene überrascht, die sie ausgesprochen und veranlaßt hatten, ist von einer solchen Fügung ausgegangen; und der Befragte selber hat, wie wir kürzlich vernommen, sie anerkannt, und sie insbesondere dem Gebete seines Volkes zugeschrieben. Der ehrenwerthe Mr. Spencer hatte vor Jahren in Frankreich eine Gebetsverbindung veranlaßt, daß Gott über England das Licht seiner Wahrheit aufgehen lassen möge, und diese Gebete sie sind nicht unerhört geblieben; die katholische Kirche hat sich dort seitdem eines wundersamen Gedeihens erfreut; in der anglicanischen, in der vorher die Richtung aller Geister in immer zunehmender Dissidenz von der Einheit abgegangen, und auf zunehmende Zertrümmerung hingewirkt, ist mit einemmale ein Wendepunkt eingetreten. Die Puseyiten haben der Einheit sich zugekehrt; eine Reihe früher unantastbarer, versteinerter Irrthümer, die im Anfange aus der Spaltung hervorgegangen, ist vor dem Ernste und der Consequenz aus der Betäubung erwachter Geister gefallen; die unter dem Wuste der Jahrhunderte verschüttete Wahrheit ist wieder siegreich aus dem Schutthaufen hervorgetreten, und beschäftigt jetzt alle Kräfte dieses, nie auf halbem Wege stehenbleibenden Volkes: die ernstesten und folgerichtigsten zur Kirche zurückführend, aber auch die minder strengen nöthigend, die herrschende Confession, das Werk der Laune und des Despotismus, nicht wie bisher auf dem Wege der immer größern Entfernung von der Kirche, sondern auf dem der Annäherung zu stützen. Als in Spanien der in Amerika geschulte Geist der Ajacucho's ihr formal constitutionelles Soldatenregiment aufgerichtet, und dieses, unter allgemeinem Applause des protestantischen Europas, zur Demoli-

tion der Kirche vorgeschritten, da hat ihr Oberhaupt in Rom die ganze Christenheit zur Gebetsvereinigung aufgefordert. Die Gerufenen haben der Stimme ihres Oberhirten Folge geleistet; Gebet hat sich zu Gebet gefügt, die rinnenden Adern sind zusammengeflossen, kleine Strömungen sind zu großen angewachsen, alle großen Ströme aber zuletzt in einen Größten aufgegangen, der, im Feuerelement fließend, wie es die Natur dieses Elementes mit sich bringt, von der Tiefe nach aufwärts sich gerichtet, und die Verbindung mit dem Höheren auf sich herabgezogen. Von oben hat sofort die Gegenströmung auszuquellen angefangen; dem Aufsteigenden ist das Niedersteigende entgegengekommen; das Höhere hat das Tiefere in sich aufgenommen, und im Angesichte der verblüfften, höhnischblickenden Gegner hat sich jenes historische Meteor über Spanien gebildet; das langsam vorgehend die Parteien und die kleinen Strebungen und Leidenschaften der Menschen aufgewirbelt und eingeschlungen, und immer anwachsend in seiner Kraft und Stärke gegen die Mitte des verhaßten Systemes sich herangewälzt. Dort hat es einen Augenblick gestanden; Blitze, die von ihm aufgezuckt, haben dann Alles niedergeworfen, was zur Vertheidigung des Werkes schnöder Gewalt sich gerüstet hatte; und ein Sturm, der von ihm ausgegangen, hat den Soldatenkaiser über Meer geweht, und ihn zu den Füßen seiner Protectoren niedergesetzt; in der Halbinsel aber ist nun die Möglichkeit gegeben, daß die heillose Zerrüttung sich zum Bessern füge. Das Alles haben die Beter nicht verrichtet, sondern der, welcher zu ihrer Bitte sich mit seinem Einschreiten herabgelassen, dem daher auch allein alle Ehre gebührt. So ist also der Himmel jetzt an Segen nicht ärmer geworden, und immer gleich willig und bereit, den Bedürftigen ihn zu spenden. Andererseits ist im katholischen Volke die Gebetsrichtung keineswegs versiegt; was am Rhein und an der Mosel vorgegangen; die Weise, wie es hier, völlig unbegreiflich den Klugen der Welt, zu Hunderttausenden in einem Repealverein gegen ihren Unglauben sich geeint; was sich in Schlesien

mit dem Mäßigkeitsverein ereignete: Alles gibt den Beweis, wie leicht sich dies Volk seinerseits zur Gesammtwirkung zu religiösem Endziel bestimmen läßt. Das positive wie das negative Moment bieten sich also gleich willig der Kirche dar; und so findet diese sich gleichfalls aufgefordert, auch hier wie immer vermittelnd einzuschreiten.

Aber schon der fort und fort zunehmende Andrang der Zeit muß die Kirche bestimmen, auch ihrerseits von allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln Gebrauch zu machen, um dem Irrglauben und dem Unglauben zu widerstehen; und mehr als je zuvor, insbesondere zu diesem Zwecke, in steter Gebetsverbindung mit ihrem Schirmherren, in all ihren Anfechtungen sich zu behaupten. Beinahe alle Macht auf Erden steht ihr feindlich, oder doch zweideutig gegenüber; und was auch in diesem Kreise ihr zugethan entgegenneigt, findet mannigfach, durch die Umstände sich verstrickt, gehemmt und aufgehalten; und es können Begebenheiten sich ereignen, die es noch mehr beschränken und ablahmen in seiner Wirkung. Von dieser Seite also hat die Kirche wenig Positives zu erwarten; wo sollte ihr nun von anderswoher die Hilfe kommen, als von dem, der ihr immer gegenwärtig zu bleiben zugesagt? Immer stärker wird die Aufregung der Geister, immer weiter und weiter öffnen sich die Schwingungskreise der geistigen Bewegungen, die die Zeit ergriffen; immer hastiger drängen sich die Crisen und die Lösen des Uebels, an dem sie erkrankt, und das auf Entscheidung dringt; was bleibt ihr anders übrig, als auch ihrerseits ihre Waffen zu rüsten, und vor Allem ihre Gebetskreise zu erweitern, und dadurch ihrem stets hülfreichen Horte, Veranlassung zu geben, daß er einschreitend sein Werk schütze, und die kämpfende und ringende Welt erlöse von dem Uebel. Jede dieser Crisen hat ihre eigene Gefahr, je kürzer die Stadien werden, in denen sie einander folgen; um so nothwendiger wird es, Vorkehrungen zu treffen, daß das Heilmittel, um dem Uebel zu begegnen, jedesmal zur Stelle sey, und sich dem rasch wiederkehrenden Bedürfniß biete. Jedes katho-

lische Volk hat seinen Theil an jenen schweren Kämpfen zu bestehen. Irrglaube und Unglaube befehden sie ohne Unterlaß; alle müssen also auch ihrerseits in solidarischem Verbande bleiben, um des Angriffs sich zu erwehren, und daher, für einander einstehend, wechselseitig vor Allem nach dieser Seite sich Hülfe leisten. Für Spanien hat die Kirche die Dringlichkeit damals wohl erkannt, und Alle zu gemeinsamer Hülfeleistung aufgefordert. In Frankreich sollte, so steht es schwarz auf weiß geschrieben, der Glauben der Kirche die Religion der Mehrheit seyn; in Wahrheit bekennt sich aber nur eine Minderzahl zu diesem Glauben, der in der Vergangenheit des Landes wurzelt; eine andere Minderzahl aber hat eine Gegenkirche dagegen aufgeworfen, die in die Zukunft ihre Wurzeln zu treiben sich bemüht; in der Mitte zwischen beiden aber dehnt sich, weit und breit, ein kaltblütiges, zwischen Schlaf und Wachen hinbrütendes Amphibium; die Indifferenz, zwischen Glauben und Unglauben, die Kirche der Mehrheit sich erbauend, die aber in der trägen, geistlosen Masse die physische Macht beschließt. Da haben wir von der einen Seite einen begeisterten Redner denkwürdige Worte entsenden hören; urkräftige Brusttöne, wie sie von dem gediegenen Metall eines willenskräftigen Gemüths ausströmen, und nun, mit erregenden Lebenskräften angethan, wie ein begeistigender Odem über die Erde gehen. Die schnarchende Creatur hat in ihrem Halbschlafe sie vernommen, hat ihre vielen Häupter aufgereckt, und mit Verwunderung und Betroffenheit blinzelnd um sich geschaut, woher das fremde, störende Tönen rühre; auch die Abgründe haben seiner Macht sich nicht zu verschließen vermocht; widerwillig haben sie die Schwingungen der erschütternden Worte nachgebebt, und ihr Schlund, nur gewöhnt hinabzuschlingen, hat in umgekehrter, peristaltischer Bewegung, unter Strömen des geifernden Hohnes, einen seiner Großmeister ausgewürgt, daß er, sein Werk aufrecht haltend, wieder auf Erden wandele; mühsam sucht nun die Macht die unzeitige Bewegung, die das Wort erregt,

zu amortisiren und zu beschwichtigen. Sollte ein solches Land, wo die Dinge also stehen, des Beistandes der Gesammtkirche unwürdig seyn, oder ihn auch nur einen Augenblick entbehren können? Die irische Kirche, in den gefahrvollen, politischen Kampf des Volkes mit England verwickelt, wodurch hätte sie dieselbe Theilnahme verwirkt? muß sie dieselbe nicht fort und fort in Anspruch nehmen, damit ihr selber das Maaß in all ihrem Thun und Lassen erhalten; dem Kampfe aber ein günstiger Ausgang verliehen werde, damit das Letzte nicht ärger werde, denn das Erste zuvor gewesen. Ist England etwa eine Macht, die gering geachtet werden könnte in dem großen Geisterkampfe, der über der Erde entbrannt? Der erste Meridian der Gewalt geht durch das Lager dieses hundertarmigen Riesen; wie Briareus hundert Ströme entsendet und wieder an sich nimmt, so er; und auf diesen Strömen gehen seine Flotten in alle Welt, und thun seinen Willen aller Orten zum Verderben oder auch zum Gedeihen. Aber auch seine wohlbehütete Insel ist ein Wahlfeld für den großen Streit geworden; der Ausgang desselben entscheidet über seine künftige gesegnete oder unheilsvolle Wirksamkeit. Sollte nun diesem Theil des Weltkampfes die rege, theilnehmende Aufmerksamkeit der Kirche fehlen; sollte denen, die dort ernst und aufrichtig die Wahrheit suchen, und versöhnlicher als je, und verlangender als irgend zuvor der Einheit die Hände bieten, die Gebetshülfe fehlen; die da Gott angeht, daß er ihr Suchen zum rechten Ziele lenke? Wir selber in Deutschland, können wir je einen Augenblick dieser Hülfe entbehren; hier, wo recht in der Mitte der Schlachtlinie die Jahrhunderte von je ihren Kampf auszustreiten, immer wieder auf's Neue herangezogen; hier, wo die Geister der bedingten und der absoluten Verneinung, nur durch das Maaß ihrer Bejahungen geschieden, sonst in Allem verbunden und geeint, immer noch stolzer Siegeshoffnung sich getrösten, und nie ermüden, durch die beharrliche Verneinung aller Bejahungen der Kirche, Punkt vor Punkt, sie mit dem Gerüste ihrer Negationen zu

umbauen und zu destruiren. Wie gefährdet stehen noch immer die Katholischen in der Schweiz, obgleich sie jetzt, unter einem Banner gesammelt, den Gegnern die Spitze bieten. Ist selber etwa an Italien, wie am ganzen romanischen Süden, die Zeit so eindrucklos vorübergegangen? hat die Zerstörung nicht auch seine Fundamente vielfach angenagt? bedarf es etwa keines höhern Schutzes zur Erhaltung dessen, was an ihm gesund und heil geblieben, und keiner Hülfe von oben zur Wiederherstellung dessen, was schadhaft geworden und vermodert? Und dann im Osten, so weit die aufgehende Sonne die Länder überschaut, sind die Mächte des Verderbens, so eng gebunden, die zum Heile aber so überkräftig, daß keiner weitern Besorgniß Raum geblieben? Wir wollen nicht vom Mahomedanismus reden; einer seiner fatalistisch abgemessenen Kreisläufe ist nun allerdings vollendet, und er ruht ermüdet und entkräftet am Ende seiner Laufbahn. Aber wer gewährt uns hier, wo die Natur so viel vermag, die Ueberlegung aber verhältnißmäßig so wenig, daß nicht sofort ein neuer Kreislauf beginnt, und eine neue Eruption zum andernmale die Macht der Unterwelt gegen die der Oberwelt bewaffnet? Aber dieß auch außer Acht gelassen, wie steht es bedenklich um die orientalische Hälfte des Christenthums; um jenen Staat, in dem das byzantinische Reich sich fortgesetzt, und vom Mittag nach Mitternacht verpflanzend, in der größeren, zäheren Beharrlichkeit, Folgerichtigkeit und Verstandeskälte des Nordens sich gehärtet und wiedergeboren hat? Das Blut der Raçe hat er gegen den Occident gewendet, und dem Nachlasse der Einheit in der Gesellschaft desselben, jene künstliche Einheit, die der Absolutism in sich beschließt, entgegengekehrt; im asiatischen Süden hat er seinen Einfluß allerwärts geltend gemacht, und durch die Perser in Urmia die katholischen Missionäre mißhandeln, verjagen und ausplündern lassen. Vor Allem muß, was im Weichsellande sich ereignet, die theilnehmende Sympathie aller katholischen Völker wecken, und bis zum tiefsten Grunde ihrer Einheit sich fühlbar machen. Dort sehen

wir den katholischen Stamm der Slaven, das alte Bollwerk der Kirche nach dieser Seite hin, von jenem andern bluts- und stammverwandten Stamme unterjocht; der sich nun bemüht, auch die Kirche, der der Besiegte angehört, in Leibeigenschaft der Seinen unter den Fuß zu legen. Dort bestanden reich dotirte Klöster; sie wurden in zwei Ordnungen getheilt, Stabile und Nichtstabile, d. i. Solche, die jeden Augenblick aufgehoben werden können. Bernardiner, Capuziner, Mendicanten vermöge ihrer Regel, wurden der ersten Rangordnung beigezählt; Dominicaner aber und die Missionarien den Nichtstabilen, und wie in Wilna und andern Orten sogleich aufgehoben; anderwärts hat man einige von geringerer Bedeutung noch zur Zeit bestehen lassen, jedoch auf die Bedingung hin, daß ihr Daseyn mit dem Leben einiger alten, gebrechlichen Priester ablaufe. Selbst die barmherzigen Schwestern mochten dem gleichen Schicksal nicht entgehen, und wurden mit Härte über die Gränze gebracht. Alle Güter des Clerus wurden eingezogen, unter dem Vorwand, für die Subsistenz der ihm Angehörigen zu sorgen; der Interdicirte aber reducirt auf die Hälfte seiner Glieder, ist schnell von Wohlhabenheit zum Darben herabgekommen; der Gehalt der Priester übersteigt kaum gewöhnlichen Taglohn, und sie müssen überdem noch daraus die Unkosten des Cultus bestreiten. Viele Pfarrer waren durch reiche Schenkungen mit Grundbesitz ausgestattet, und wie die Klöster mit reichen Capitalien dotirt; auch das hat die Regierung Alles an sich gezogen; bis ins Einzelnste hin wird nun dem kleinsten Besitzstand des Clerus nachgeforscht; veraltete Rechte werden wieder geltend gemacht, und wo ein Besitzer einem Cleriker etwa auf Jahresfrist einen Holzschlag in seinem Walde eingeräumt, wird es als ein bleibend Recht gegen den Wald geltend gemacht. So droht in diesem Lande der Stand der katholischen Priester gänzlich zu erlöschen; während der griechische Clerus, in der Uebung des Kundschaften-Handwerks ihnen gegenüber, verkümmert und sich entwürdigt. In Volhynien, Podolien und der Ukraine be-

stehen adeliche Dörfer von solchen bewohnt, die von alten, aber verarmten Geschlechtern stammen; von ihnen hat man authentische, schriftliche Urkunden ihrer Abstammung verlangt, wohl wissend, daß nur der kleinste Theil von ihnen dergleichen beizubringen im Stande ist. Alle nun, die es nicht vermögen, hat man entweder zum Uebertritt gedrängt, oder die, so dessen sich geweigert, deren, Gott sey Dank! eine große Zahl gewesen, hat man als Rekruten zur Armee, oder als Colonen an die Gränzen Asiens, oder auf die Domänen der Krone hingesendet. Zu dem Volke, dem man das Gnadenbild der Jungfrau, genannt Ostrobramska, nahe bei einer der Pforten von Wilna, genommen, hat jene Ukase den Weg gebahnt, die die Union als aufgehoben erklärt, und Allen, die von einem griechischen Priester getauft sind, — was in wegarmen, minder angebauten Gegenden öfter eingetreten, — gebietet, in die „orthodoxe" Kirche einzutreten; während die gemischten Ehen in alle Weise gefördert werden, und der katholische Priester, der sich weigern würde, sie ohne Vorbehalt einzusegnen, mit Deportation und Schließung seiner Kirche sich bedroht sähe. So findet der Glaube, in allen seinen Wurzeln, in allen Ständen Priesterschaft, Adel und Volk, sich hart bedrängt und angenagt. Ist nun seine Gefahr hier minder dringend, als die, welche er in Spanien gelaufen? Die ganze Christenheit hat damals, Angesichts der Uebel, die ihm die Revolution angethan, sich erhoben; sollte das, was hier der Absolutism gegen ihn verschuldet, sie ungerührt lassen; also daß die Kirche ihren Gebetsbeistand dem Gefährdeten in diesem Lande versage, der im Andern so wirksam sich erwiesen. Sollte nicht der Nothschrei der vielfach dort versehrten Kirche die Theilnahme der katholischen Christenheit erwecken, daß sie eines Herzens und eines Mundes ihrem Herren und Meister sich zuwende, und um seine Zwischenkunft anhalte, damit er dem Wüthen der Gewalt nach dieser Seite Gränzen setze.

Die Kirche, von revolutionärer und absoluter Gewalt, von allen Seiten umgeben und umstellt, in jeder Bewegung

gehemmt, mit offener oder versteckter Gewalt bekämpft, mit jeder Art von List umstrickt, mit allen Waffen eines wild entbundenen Geistes bestritten; was kann ihr übrig bleiben, als noch einmal, in tiefster Sammlung ihrer Kräfte, auf ihre Mitte zurückzugehen, und dort, wo allein die wahre und rechte Hülfe wohnt, den Helfer sich aufzusuchen. Durch die Willigkeit, die die Völker zu allem Guten ihr bei jeder Gelegenheit bezeigt, hat Er selber sie schon darauf hingewiesen; nicht mit Schild und Panzer und der Keule wird Er sie ausrüsten, sondern nach seiner Weise ihr nur drei Bachsteine in der Hirtentasche gestatten; aber ihren Arm lenken, daß diese Waffe zu ihrer Vertheidigung Wunder thue gegen das zuchtlose Riesenvolk. Wenn alle Völker, von ihr aufgerufen, vertrauend, aber nicht verwegen pochend auf ihren Führer, der, wie sie wissen, gewährend oder versagend immer das Beste und Gedeihlichste verfügt, sich eines Herzens sammeln, und eines Mundes aussprechen, was das Herz bewegt; werden sie unerhört bleiben, wird der sich spreizende, gottverhaßte Hochmuth dieser Zeit den Sieg erlangen? oder wird er nicht abermal und zum andernmale bekennen müssen: „Wer ist wie Gott"! Damals, als die Kirche aus allen ihren Kämpfen, die ihr der sprudelnde Geist früherer Jahrhunderte bereitet, siegreich hervorgegangen, hat sie die Jubelfeier ihres innersten Mysteriums anbefohlen, und diese hat sich an das Evangelium vom Gründonnerstag: De Coena Domini angeknüpft, das von der ersten Feier dieses Geheimnisses uns berichtet. Am folgenden Tage, nachdem das Absingen der Passion geendet, hat sie ihr die Aufforderungen zum Gebete für sich selber und ihr Gedeihen in allen ihren Ordnungen beigefügt, und ist dann zu den Gebeten für die Schismatiker und Häretiker, die Juden und die Heiden übergegangen. Schismatiker und Häretiker, Juden und Heiden aller Gattungen, bis zu den Pantheisten und Atheisten hinunter, sind es aber, die jetzt zum gemeinsamen Kampfe gegen sie verbunden stehen. Eben so wie daher das Evangelium de Coena Domini im Mittelalter der fügliche Anknüpfungspunkt für das Frohnleichnams-

fest gewesen; wird an diese Folge von Gebeten die jetzt herbeigeführte Erweiterung des Gebetskreises sich anknüpfen lassen? Die Gefahren der Zeit haben eine solche Erweiterung dringlicher als je vorher gemacht; das in den Gemüthern wieder erwachte Gefühl kirchlicher Einheit in allen Völkern drängt zu ihr hin, damit es in ihr sich auslassen möge; der Clerus hat es theilweise schon erkannt, und von unten herauf, wie im Vorgriffe, solche Gebetsvereine gegründet, und der religiöse Sinn im Volke ist theilweisen Aufforderungen folgsam entgegengekommen, und hat sie als ein Bedürfniß der Zeit anerkannt. Das alles sind weissagende Zeichen, wie sie nahenden Ereignissen voranzugehen pflegen; Aeußerungen des Erhaltungstriebes, der die drohende Gefahr schon aus der Ferne verspürt, und sich gegen sie in Fassung setzt. Bis zu den Grundsteinen, auf denen alle gesellschaftliche Ordnung ruht, hat sich endlich der Streit herabgewühlt; seither ist Alles wankend und ungewiß geworden; der Schwindel einer allgemeinen Ideenverwirrung hat selbst die Streitenden ergriffen, und wir sehen die Freiheitspartheí in den Völkern mit dem Absolutism in enger Stallbruderschaft verbunden; die aber welche von Berufswegen die Auctorität schützen und vertreten sollten, im Bunde mit der Revolution vereint, und ihr Alles zu Lieb thun, was sie ihr an den Augen absehen. Solch ein Zustand der widernatürlichsten Art, geradeswegs dem Wahnsinn entgegensteuernd, fordert auch eine übernatürliche Hülfe, damit die dämonische Verstrickung der Geister ihre Lösung finde. Das Bedürfniß einer solchen Lösung hat sich allen Gemüthern fühlbar gemacht, alle fühlen daher auch einen Trieb und ein Verlangen jener Macht entgegen, die sie allein gewähren kann. Damit nun dieß Verlangen erfüllt werde, und jenes Bedürfniß seine Befriedigung finde, muß der Antrieb dazu von der Mitte der Kirche, und ihrem allgegenwärtigen Oberhaupte ausgehen, und vom Herzen aus die Bewegung durch alle Pulse des kirchlichen Lebens schlagen. Wie dann ohngefähr das neue Organ sich gliedern und gestalten soll; wie der neue

Schalttag, den die Perturbation der Jahrhunderte nöthig gemacht, ohne Störung dem Kirchenjahre sich einfüge; die Anordnung wie die Intention des Gebetes, je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes, nun nach dieser Richtung oder jener, dem einen oder dem andern Volke, und diesem oder jenem Uebel entgegengewendet werden soll: das Alles bleibt billig der Weisheit und der vielfach bewährten Erfahrung der höheren Kirchenbehörden überlassen. Möge der Geist von oben, der der Kirche gegeben ist, die Rathschlüsse ihres oberpriesterlichen Vorstehers erleuchten, daß er beschließe, was ihrem Gedeihen am zuträglichsten seyn mag; und möge er alle Völker auf Erden erregen, daß ihr Eifer das Beschlossene mit dem rechten Vertrauen zur Ehre ihres Herren und Gottes, und sich zum Frieden und zum Heil vollführe!

XXXVIII.

Zahlenlotterien und Classenlotterien.

Die deutsche Presse hat in der neuern Zeit einen Anlauf zur Sittlichkeit genommen. Sie untersucht die Krankheiten, unter denen die Gesellschaft leidet, oder bringt sie wenigstens zur Sprache. Es ist kein Zweifel, daß sie gesund machen will, nur geht es ihr wie den Aerzten, die auch Andere gesund machen wollen. Diese gute Absicht ist lobenswerth.

Als ein Uebel unserer heutigen Gesellschaft werden die Glücksspiele aller Art bezeichnet; die Spiele in Bädern, die Güter-Verloosungen in Oesterreich, die Classenlotterien in Frankfurt und Preußen u. s. w., die Zahlenlotterie in Bayern und andern Staaten. Diese Uebel ziehen seit einigen Jahren durch die deutsche Presse in ununterbrochenem Zuge, gleich einer Wallfahrt, gegen Niedergang. Man ist fast versucht, an eine Verabredung der Schriftsteller zu denken, wenn sie nur möglich seyn könnte. Doch es gibt Dinge, die sich von selbst, ohne alle Verabredung, verstehen. Auch ist die Behandlung dieser Uebel ganz und gar verschieden, sie werden bald mit Wasser, bald mit Feuer gequält. Das Letztere ist nothwendiger, wenn sie hartnäckig sind, und nicht weichen wollen. Herr Venezet wird sich noch mehr als einmal jucken müssen. Er hat bewiesen, daß er es aushalten kann.

In einem Aufsatze der deutschen Vierteljahrsschrift über die Spielwuth der Deutschen werden die Glücksspiele mit einander aufgeführt und nicht empfohlen. Die Behandlung ist wässerig, sie werden der Reihe nach genannt und getauft. Aber desto feuriger ist der Wille des Verfassers. Er

will den warmblütigen Lobrednern Deutschlands einige Schamröthe ersparen, die ihnen von Frankreich oder England her kommen könnte. Wie! Ist die Schamröthe so verächtlich, daß man sie uns ersparen soll? Wir sind anderer Meinung, und es möchte gut seyn, wenn den guten deutschen Leuten einige Schamröthe erweckt würde. Schaden wird es ihnen ohnehin nicht, und wenn sie sich einmal recht geschämt haben werden, so werden sie wahrscheinlich etwas Gescheidtes anfangen wollen.

Als den rechten Kern und Mittelpunkt aller entsittlichenden Glücksspiele, als ein Uebel, welches vor allen andern beseitigt werden sollte, hat der Verfasser die Zahlenlotterie hingestellt. Es ist kein Zweifel, daß er in das Schwarze getroffen habe. Aber wie und auf welche Weise soll dieß Uebel beseitigt werden? Wie? Diese Antwort ist doch höchst einfach. Wenn es keine Zahlenlotterie mehr gibt, so hat das Uebel aufgehört. Wenn also der Staat die Zahlenlotterie aufhebt, so ist das Uebel ausgerottet. — Anders aber der Verfasser. Er glaubt, daß die zeitherigen Liebhaber der Zahlenlotterien, die Ternenspieler, wie er sie nennt, nach und nach zur Besinnung gebracht werden könnten, wenn statt der Zahlenlotterien die Classenlotterien, mit anfangs kleinen und allmählig steigenden Einsätzen, mit sehr häufigen Ziehungen und sehr mäßigen Gewinnen eingeführt würden. Dieß möchte für die Spieler heilsam und für den Staat ein vielleicht nicht ganz zu verschmähender Uebergang zum Gewinne seyn. Dann sollten nach und nach die Ziehungen seltener, die Einsätze höher, die Gewinnste weniger und größer werden, bis endlich daraus die Errichtung von Lotterieanlehen hervorginge, bei denen sich ohnehin nur Capitalisten, die nicht mehr entsittlicht werden können, betheiligen werden.

So sollte den Armen und Mittelmäßigen das Glück aus den Händen gespielt werden, ohne daß sie es selbst nur merkten, wie es dabei zuging. Warum aber so viele Kunstgriffe statt des schlichten und einfachen Schrittes von der Krankheit zur Gesundheit, von dem Spiele und seinem Fluche, zum ar-

heilsamen Fleiße und seinem Segen. Fürchtet etwa der Verfasser, daß bei plötzlicher Aufhebung der Lotterien eine allgemeine Raserei ausbrechen werde? Da wird nicht mehr zu helfen seyn; denn schon der erste Schritt von der Zahlenlotterie zur Classenlotterie soll die größte Mehrheit der Spieler, die armen Leute vom Spiele ausschließen. Und ist die Raserei der Armen weniger zu fürchten, als die der Reichen? — Es kann nicht im Ernste gemeint seyn. Die Erfahrung hat auch hinlänglich in Frankreich gezeigt, daß diese Glücksspiele spurlos und ohne alle Folgen verschwinden können; halb schämen sich die Spieler ohnehin schon, und nach einigen Wochen werden sie froh seyn, daß sie noch so gut weggekommen sind. Eine Gelegenheit, Geld zu verlieren, wird sich ohnehin Niemand zurückwünschen wollen.

Andere Folgen müßten bei der Einführung der Classenlotterien eintreten. Die Reichen würden sich als bevorzugte Spieler betrachten, sie könnten sogar zuletzt auf den Einfall kommen, Unsittlichkeit für Sittlichkeit auszugeben, und die Armen zu verachten, weil sie nicht, wie sie selber spielen können. Die Armen aber würden sich als zurückgesetzt, bevormundet und gekränkt ansehen. Sie würden urtheilen: Ist das Spiel etwas Gutes, warum will man uns denn vom Guten ausschließen; ist das Spiel aber etwas Schlechtes, warum spielen denn die Reichen, die sich doch besser zu seyn dünken? Dieß ist gewiß wieder ein Stück Tyrannei der Reichen gegen die Armen; wir glauben es nicht, daß sie etwas Schlechtes für sich allein behalten wollen, es wird etwas Gutes seyn, was sie uns vorenthalten. — Die Vernunft der Armen ist gerade wie die Vernunft der Reichen, sie trifft auch leichter das Schlimme als das Gute.

Oder sollte den Staaten, die bereits Classenlotterien haben, ein Glückwunsch gebracht werden, daß sie nicht seyen, wie andere, daß sie zwar im Regen, aber doch nicht in der Traufe stünden gleich den Staaten, die noch Zahlenlotterien haben. Diese müssen erst von der Traufe in den Regen und

dann unter Dach kommen, während es sonst heißt: vom Regen in die Traufe unter Dach. Ja dieß wird freilich Einigen Schamröthe ersparen können. Und auf diese Art ersparen sich die Deutschen viele Schamröthe der Liebe. Wir sind schlecht, denken sie, aber unsere Brüder sind noch schlechter, das ist etwas Gutes. So denkt Einer wie der Andere, und keiner braucht sich zu schämen.

Vielleicht sind aber die Classenlotterien wirklich besser als die Zahlenlotterien, und dann ist es recht, wenn das Gute gelobt und das minder Schlechte dem Schlechteren vorgezogen wird. Die öffentliche Meinung Deutschlands spricht sich so aus, und es muß ein gewaltiger Unterschied zwischen beiden Lotterien seyn. Worin besteht dieser Unterschied. Dieß muß jedenfalls zuerst klar gemacht werden, ehe man sich über die größere oder geringere Schädlichkeit des einen oder des andern dieser Spiele ein Urtheil bilden oder zutrauen könne.

Man wird vielleicht sagen: der Unterschied ist dieser, daß in der Classenlotterie alle ausgesetzten Gewinnste gemacht werden müssen, während in den Zahlenlotterien nur wenige und vielleicht gar keine Gewinne gemacht werden können. — Ist es dieß? Werden denn in den Classenlotterien alle ausgesetzten Gewinne gemacht? — Gewiß, wenn alle Loose abgesetzt werden. — Wenn aber nicht alle Loose abgesetzt werden? — Nun so ist es Sache der Spieler, warum haben sie nicht alle Loose genommen, sie waren ja alle ausgeboten, alle hätten abgesetzt werden können, und für den Abnehmer einzelner Loose kann es gleichgültig seyn, ob andere Spieler, oder ob die Direction selber mit den nicht erkauften Loosen spiele und gewinne.

Dieß ist unstreitig wahr, daß die Spieler und die Directionen mit einander alle Gewinne machen. Wer sollte sie denn sonst machen, wenn nicht die Directionen? Aber ist es nicht auch gerade so bei den Zahlenlotterien, daß die Spieler und die Directionen mit einander alle Gewinne machen? Alle Gewinne? höre ich fragen, es sind ja gar keine Gewinne ausgesetzt; gezogene Auszüge, Amben, Ternen werden

bezahlt; es ist aber keine bestimmte Gränze, keine bestimmte Anzahl ausgegebener Loose und ausgesetzter Gewinne, es ist rein zufällig und kann ins Unbestimmte gehen. — Dieß habe ich öfters gehört, und ich habe mich jedesmal darüber verwundert. Es stimmt nicht mit der Erfahrung überein, denn diese zeigt, daß in Zahlenlotterien eben so viel gewonnen werde, wie in Classenlotterien.

Aus den Verhandlungen einer Kammer der Abgeordneten ist bekannt, daß in einer Zahlenlotterie bei vier Millionen Gulden Einsätzen wieder ungefähr drei Millionen Gulden gewonnen werden, so daß der Gewinn des Staates ungefähr Eine Million, d. i. 25 Procent aller Einsätze betragen möge. Bei der Oeffentlichkeit, mit welcher diese Verhandlungen geführt worden sind, wird man schwerlich mit Grund an diesen Angaben zweifeln können. Wie kann dieses kommen? Ist es Zufall oder Nothwendigkeit. Es ist keines von beiden, sondern eine bestimmte Thatsache, die nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit immer auf dieselbe Art eintreten wird, auch wenn diese Lotterien noch Tausende von Jahren fortbestehen sollten. Denn auch in Zahlenlotterien gibt es eine bestimmte Anzahl von Loosen, und eine bestimmte Anzahl der für sie ausgesetzten Gewinne. Und Gewinn und Verlust im Allgemeinen und Großen werden immer in Verhältniß der für einzelne Gewinne ausgesetzten Summen bleiben. Wie es im Kleinen, so ist es auch im Großen. Wenn Jemand z. B. eine Ambe setzt, so hat er von 4005 möglichen Amben, die eben so viele Loose darstellen, ein einzelnes Loos gekauft, und für ihn ist es gleichgültig, ob die übrigen 4004 Amben von andern Spielern besetzt, d. h. angekauft werden, oder ob sie als unverkaufte Loose der Direction verbleiben, die nun mit ihnen als Theilnehmerin des Spieles eintritt, und mit ihnen gewinnen oder verlieren kann. — Denn um die Sache auf den rechten Ausdruck zu bringen, so spielen die Spieler mit den besetzten Nummern, während die Direction mit den unbesetzten Nummern spielt. Aber auch in Classenlotterien spielen

die Spieler mit den gekauften Loosen, die Directionen aber mit den ungekauften Loosen. In beiden Lotterien kann es für die einzelnen Spieler gleichgültig seyn, ob die übrigen Loose von andern Spielern, oder als unverkaufte Loose von den Directionen in's Spiel gebracht werden.

Es ist nun die Frage, wie viel Loose die Zahlenlotterie in's Spiel bringe, und welche Gewinne sie für die glücklichen Loose aussetze. Die Sache ist außerordentlich klar, und die Antwort sehr leicht.

Bei 90 Nummern sind eben so viele Auszüge, als Nummern, also 90 Loose auf Auszüge.

Bei Amben sind $\frac{90 \cdot 89}{1 \cdot 2}$, d. h. 4005 Loose auf Amben.

Bei Ternen sind $\frac{90 \cdot 89 \cdot 88}{1 \cdot 2 \cdot 3}$, d. h. 117480 Loose auf Ternen, u. s. w.

So viele Loose in Auszügen, Amben und Ternen bietet die Direction zum Verkaufe aus. — Nun werden 5 Nummern gezogen, und es sind in ihnen nothwendig 5 gewinnende Auszüge, 10 gewinnende Amben, 10 gewinnende Ternen, 5 gewinnende Quaternen und eine gewinnende Quinterne. Indeß ist zu bemerken, daß nach Quinternen gar nicht gespielt werden könne. Die Wahrscheinlichkeit, mit ihnen zu gewinnen, ist außerordentlich gering, und es könnten kaum einige Procent der wirklichen Gewinne, wie sie bei Gleich gegen Gleich ausfallen müßten, bezahlt werden. Aber schon diese wenigen Prozente würden bedeutende Summen verschlingen, und ein glücklicher Spieler könnte doch einmal einen Zug thun, der die Directionen in Schrecken brächte.

Würden nun also 90 Nummern gesetzt, d. h. würden alle Loose verkauft, so würden bei jeder Ziehung 5 Auszüge, 10 Amben, 10 Ternen und 5 Quaternen gewonnen werden, vorausgesetzt, daß alle 90 Nummern nach Auszügen, Amben, Ternen und Quaternen besetzt würden.

Jeder Auszug wird mit dem fünfzehnfachen Einsatze be-

zahlt, und ist der Einsatz gleich 1, also für 90 Nummern gleich 90, so werden in den fünf Auszügen 75 gewonnen. Die Direction bezahlt also nicht 90, d. h. Gleich gegen Gleich zurück, sondern behält 15 auf 90, oder 16⅔ auf 100 für sich selber. Die Spieler haben also 16⅔ Procent Abzug zu leiden. Man kann demnach die Summe der ausgegebenen Loose, die gemachten Gewinne und die Procente zum Vortheile der Direction sehr gut angeben, so gut, wie bei Classenlotterien.

Die Summe der ausgegebenen Amben ist 4005. Dieß ist die Anzahl der Loose. Die Summe der ausgesetzten Gewinne ist, da jede der zehn Amben mit 270 bezahlt wird, 2700. Dieß zeigt, daß von allen Einsätzen 67.5 Procent gewonnen und 32.5 Procent zu Gunsten der Direction verloren werden. Die Direction bezahlt also gleichsam alle Gewinne, nur behält sie für ihre Mühe 32.5 Procent für sich zurück. Es ist ein Abzug, den sich die Gewinner gefallen lassen müssen.

Bei den zehn Ternen, die einzeln mit 5400 bezahlt werden, verhält sich der Gewinn zu allen Einsätzen wie 54000 zu 117480, oder es werden nur 46 Procent gezahlt und 54 Procent zum Besten der Direction in Abzug gebracht. — Bei Quaternen ist der Verlust zum Besten der Direction noch bedeutender und beträgt volle 88 Procent.

Die Directionen sind klug und vorsichtig, und nehmen bei Ternen und Quaternen so hohe Procente, weil diese nur dem allergeringsten Theile nach besetzt werden, und weil doch die Spieler namhaften Nachtheil bringen, einen Zug thun können, der größere Summen hinunterschlingt, wenn sie Glück haben.

Uebrigens macht die ganze Einrichtung des Spiels, daß nur selten nach Quaternen gespielt wird. Denn die kleinen Einsätze reichen nur in wenigen Fällen bis zu Ternen und Quaternen. Denn es setze z. B. Jemand vier Nummern, so hat er 4 Auszüge, 6 Amben, 4 Ternen und eine Quaterne zu setzen, wenn er nach allen Classen spielen will. Besetzt

er jede mit einen Kreuzer, so hat er 15 Kreuzer zu setzen. Einsätze von 3 und 6 Kreuzer reichen aber nicht so weit.

Man darf annehmen, daß wenn die Häufigkeit des Quaternenspiels gleich 1 ist, die Häufigkeit des Ternenspiels wenigstens gleich 30, und die Häufigkeit der Amben und Auszüge wenigstens je gleich 100 sey. Bestimmen wir darnach die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes, den die Direction macht, so ist es gleich

$$\frac{1 \,.\, 88 + 30 \,.\, 54 + 100 \,.\, 32{,}5 + 100 \,.\, 16{,}66}{231}$$

oder ungefähr 28.4 Procent.

Da sich aber der wirkliche Gewinn durchschnittlich unter 28 Procent hält, so folgt, daß verhältnißmäßig noch weniger Ternen und Quaternen gespielt werden, als im obigen Beispiele angenommen wurde. Betrüge der Gewinn aber über 28 Procent, so müßte das Ternen- und Quaternenspiel im Verhältniß häufiger gespielt werden, als angenommen worden ist. — Die Vernünftigen werden aber, wenn sie einmal spielen wollen, nach Auszügen spielen, da diese die Wahrscheinlichkeit eines größeren Gewinnes, d. h. eines kleineren Verlustes geben.

Es ist also bei Zahlenlotterien gerade wie bei Classenlotterien, nur der Name ist anders. Es wird eine bestimmte Anzahl von Loosen ausgegeben, und diese werden, wenn sie gewinnen, für voll bezahlt, nur werden bei den Auszügen 16,66 Procent, bei Amben 32 Procent u. s. w. zum Besten der Direction abgezogen. Die Zahlenlotterien sind nichts anders als Classenlotterien, nur in möglichst vollkommener Einrichtung. Denn in den Zahlenlotterien werden einmal vier Classenlotterien mit einander gespielt, die Classenlotterien der Auszüge, der Amben, der Ternen und der Quaternen, und dann wird jede dieser einzelnen Classenlotterien in einer einzigen Ziehung der Zahlenlotterien beliebig oftmal gespielt. Denn gesetzt, es werde die Nummer 1 hundertmal besetzt, so werden zu gleicher Zeit 100 Classenlotterien nach Auszügen

allein gespielt. Die übrigen Nummern von 2 bis 90, wenn sie nicht öfter als hundertmal besetzt sind, reihen sich in diese Classenlotterien ein; werden aber einzelne dieser Nummern noch öfter besetzt, so werden noch mehrere Classenlotterien nach Auszügen gespielt. Mit allen besetzten Nummern spielen die Spieler, mit allen unbesetzten Nummern spielt die Direction als mit unverkauften Loosen, und es steht nicht in ihrer Macht, auch nur ein einziges Loos zu verkaufen, wie sie will, nein, sie muß so viele Spiele spielen, als man ihr zumuthet, mit so vielen verkauften und unverkauften Loosen, und mit so hohen und niedrigen Einsätzen, wie die geschlossenen Ziehungslisten ausweisen.

Eben so kann dieselbe Ambe hundertmal und noch öfter besetzt seyn, dann müssen hundert oder noch mehrere Classenlotterien nach Amben gespielt werden, und die andern besetzten Amben reihen sich in diese von selbst ein, und die unbesetzten Amben sind unverkaufte Loose, mit denen die Direction spielt. — Entsprechendes findet bei Ternen und Quaternen statt.

Bei Zahlenlotterien können also beliebig viele Spiele mit einander gespielt werden, bei einer Classenlotterie hingegen wird nur je ein Spiel gespielt. Es ist in ihr jedes einzelne Loos nur einmal vorhanden, und nur dieses kann verkauft werden. Es muß daher sichere Kennzeichen geben, aus denen man beurtheilen kann, ob ein Loos bereits verkauft sey oder nicht. Diese Kennzeichen geben die gedruckten Loose; jedes Loos wird einzeln gedruckt, und wenn es noch in den Händen der Direction oder Collecteure ist, ist es noch nicht verkauft. — Anders bei Zahlenlotterien. Weil in ihnen dasselbe Loos beliebig oftmal verkauft werden kann, so wird der Abdruck der einzelnen Loose überflüssig, es schreibt Jeder sein Loos selbst, wie er es haben will, und gerade dieß trägt zum Absatz der Loose außerordentlich viel bei.

Dieser einfachen und natürlichen Einrichtung gegenüber sind die Classenlotterien, die gerade dieses oder jenes Loos absetzen wollen, welches aber gerade der Käufer nicht

wollen kann, höchst schwerfällige und unbehülfliche Institute. Sie geben sich auch alle erdenkliche Mühe, um ihre Loose absetzen zu können. Die Zahlenlotterien hingegen führen dieß mit größter Leichtigkeit aus. Der Grund davon ist nicht in der Verschiedenheit des Namens, oder der Spielart, sondern in der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Einrichtung zu suchen. Die Classenlotterien sind unentwickelt, aber die Zahlenlotterien stehen in aller Ausbildung und Vollkommenheit da, deren sie fähig sind.

Warum soll man ihnen diese Anerkennung nicht bezeugen dürfen? Darf man ja doch bei Giftpflanzen, oder bei schädlichen Thieren die schöne und weise Einrichtung ihrer Natur bewundern, warum sollte man bei den Giftpflanzen der Gesellschaft, wenn es solche gibt, nicht auch die bessere und vernünftigere Einrichtung vor der ungeschickten und unbehülflichen anerkennen dürfen? Es kann sich ja doch treffen, daß das Ungeschickte heilsamer sey als das Geschickte. Ist es z. B. für die Klapperschlange nicht ungeschickt, daß sie klappert und ihre Beute verscheucht? Menschen und Thiere werden dadurch gewarnt, sie fliehen vor Entsetzen, und die Klapperschlange muß lange klappern, bis sie ein Loos absetzt und eine Beute gewinnen kann. Ist endlich die ungeschickte Einrichtung erst ganz und gar absichtlich, so kommt sie vom guten Willen, der aber leider erst dadurch ganz erfüllt werden könnte, daß man gar kein Loos mehr absetzen wollte, oder keines mehr zum Verkauf ausböte. Bis dahin wird man es mehr der Weisheit als der Tugend zuschreiben müssen.

Bei den Zahlenlotterien ist immer Verlust auf Seite der Spieler, wenn man sie als Gesammtheit betrachtet, nur ist der Verlust nicht so groß und so bedeutend, wie man sich ihn vor aller Untersuchung vorgestellt und gedacht hatte. Und bei Classenlotterien? Ist etwa bei ihnen immer Gewinn auf Seite der Spieler? Nein, aber doch auch nicht immer Verlust, wird man entgegnen. — Dieß ist offenbar und nicht offenbar. Wir wollen es untersuchen.

Eine Classenlotterie gibt z. B. 100000 Loose aus, jedes Loos zu 100 Gulden. Die ganze Einnahme beträgt 10 Millionen Gulden. Nun kommen die Gewinne von 100, 200, 500, 1000, etwa bis zu 200000 Gulden. Die ganze Summe dieser Gewinne beträgt genau wieder 10 Millionen Gulden. Die Rechnung ist richtig und ohne Tadel. Es wird so viel ausgegeben, als eingenommen worden ist. Was will man mehr, wenn man im Ernste glaubt, daß sich die Direction aus bloßer Menschenfreundlichkeit der Classenlotterie unterziehe, und zum bloßen Vergnügen und Ergötzen der Spieler da sey? Es möchte sich in der That ergötzlich ausnehmen, denn es sind meistens alte Leute.

Verhält es sich aber auch wirklich so, und werden nicht auch Procente von den gemachten Gewinnen abgezogen? Dieß ist etwas ganz anderes, höre ich sagen, dieß ist für die Verwaltung und für die Mühe, dieß trifft nur die Gewinner, nicht die Andern; wenn wir einen großen Gewinn machen, so lassen wir uns gern einen kleinen Abzug von 12 oder 20 Procenten gefallen. — Nun, was thun denn die Zahlenlotterien anders? Ziehen sie nicht auch bloß gewisse Procente vom Gewinne ab? Es ist bloß eine Verschiedenheit in der Ansicht und Anordnung einer und der nämlichen Sache. Die Classenlotterien stellen zuerst die Einnahmen und Ausgaben als gleich hin, und bringen nachher einige Procente in Rechnung, die aber nicht aus dem Spiele genommen, sondern bloß den Gewinnern abgezogen werden. Sie werden aber in der That doch aus dem Spiele genommen, denn diejenigen, die leer ausgegangen sind, haben keinen weiteren Antheil am Spiele. Die Zahlenlotterie hingegen stellt diese Procente in die erste Reihe, sie nimmt sie sogleich aus dem Spiele, in der That werden sie aber doch bloß den Gewinnern abgezogen, denn die Andern gehen in beiden Lotterien leer aus, und können nichts weiter verlieren, als was sie bereits verloren haben. Es ist besser, wenn die heimfallenden Procente sogleich vorausgestellt werden, denn sie sind wirklich die vorausgehende

Absicht aller Directionen, die Lotterien mögen Namen führen, welche sie wollen.

Wie viele Procente nehmen die Directionen der Classenlotterien? Ganz klar und offenbar ist dieses nicht. Ein für allemal und ohne alle Frage nehmen sie 12 Procent für sich selber; dann kommen die Collecteure, die auf ihre Procente angewiesen sind. Sie unterhandeln mit den Spielern, und erhalten 6 Procent, wenn man die grossen und kleinen Gewinne in einander rechnet. In vielen Fällen nehmen sie noch mehr, wenn nicht Alles. Der Abzug beträgt also volle 18 Procent.

Dazu kommt noch, daß die kleineren Gewinne der ersten, zweiten, dritten Classenziehung u. s. w. immer mit Loosen auf eine höhere Ziehung ganz oder theilweise bezahlt werden. Auf diese Art bleiben die zahlreichen kleinen Gewinne in den Händen der Unternehmer oder ihrer Collecteure, und es ist für die Spieler eben so viel, als ob diese Gewinne gar nicht ausgesetzt worden wären. Dieß ist ein hübscher, sittlicher und materieller Vortheil für die Unternehmer. Die Gewinne werden ausgesetzt, gemacht, gedruckt, verkündigt aber nicht ausbezahlt; dafür stehen aber neue Loose zu Gebote. Die Gewinne fließen in Wahrheit dahin zurück, von woher sie hätten kommen sollen. Dieß ist Wirthschaft, und mag ebenfalls vier bis sechs Procente eintragen. Zudem ist aller Schein vermieden.

Dieß kömmt uns unerwartet, werden Einige sagen. Wir hätten es nicht gedacht, die Welt will geschmeichelt seyn. Loose, die schon gewonnen haben, werden gegen neue, die erst gewinnen sollen, umgesetzt. Ja sie sollen gewinnen, wenn sie können. In den letzten Classenziehungen, in denen sie die großen Summen gewinnen sollen, wird, o Unglück! die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens immer kleiner, winzig klein, und es ist wahrscheinlich, daß die großen Summen gar nicht gewonnen werden. Also noch mehr Verluste als 24 Procent? Wir wissen es nicht genau, es wird nicht bekannt gemacht. In wissenschaftlichem Interesse der Wahrscheinlichkeitsrechnung

wäre zu wünschen, daß irgend eine Direction einer Classenlotterie, alle Ergebnisse wie sie wirklich sind, mit allen Nebenumständen und Nebenverlusten, mit allen Processen gegen die Collecteure ungeschminkt und der Wahrheit gemäß veröffentlichen möchte. Wollts sie es doch thun; denn sonst könnte es kommen, daß man den Verlust auf 30 Procent oder noch höher anschlüge, während sie vielleicht nachweisen kann, daß nur 20 bis 24 Procent für die Spieler verloren gehen.

In Zahlenlotterien ist Alles weit offener und klarer. Wenn z. B. Jemand nach Auszügen spielt, so weiß er, daß er nur $16\frac{2}{3}$ Procent und nicht mehr verlieren könne. Und die Wahrscheinlichkeit ist, daß er nicht einmal so viel verliere. Es gibt immer z. B. 60 Nummern, die wahrscheinlicher sind, als die übrigen 30 Nummern, sey es, weil diese jüngstgezogene, oder aber verlegene Nummern sind. Der Spieler aber wählt die Nummern, wie er will, und er spielt mit 60 wahrscheinlichem Verlust, und mit 75 wahrscheinlichen Gewinn. So ist sogar Gewinn für ihn in Aussicht gestellt. Auch ist in der That bekannt, daß die Directionen der Zahlenlotterien gegen Spieler, die nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung das Auszugsspiel spielen, immer im Nachtheile seyen. Ihren Vortheil habe sie in Amben und Ternen. Schade, daß nicht alle Spieler, da sie nun einmal des Spiels nicht gerathen wollen, nach Vernunft und Wahrscheinlichkeit spielen. Sie würden sich Himmel und Erde zu gleicher Zeit verdienen können. Würden sie es aber thun, dann würden bald die Staaten aus sittlichen Rücksichten die Zahlenlotterien aufheben oder abändern. Eine Rücksicht auf diese Sittlichkeit kann aber bei den Classenlotterien niemals eintreten, weil sie ihres Vortheils ganz und gar im Voraus schon gesichert sind. Denn bei ihnen müssen die Spieler spielen, wie die Directionen wollen, und diese wollen offenbar nicht den Vortheil der Spieler, sondern ihren eigenen.

Gerade aber was die Zahlenlotterie Schönes und Einfaches in ihrer Einrichtung hat, und wodurch sie den Verstand

anspricht, gerade das kann sie in sittlicher Hinsicht gefahrdrohender und wirklich nachtheiliger machen. Will man einmal das früher gebrauchte Bild als Bild beibehalten, so kann sie der Klapperschlange gegenüber etwa die Boa seyn, die so fest umstricken kann, daß es das Leben kostet. Und in der That ist die Zahlenlotterie, wo sie herrscht, viel verbreiteter, als jede Classenlotterie, und wirft ihre Netze aus über Vornehme und Niedere. Schon durch den Umstand allein, daß in einer einzigen Ziehung einer Zahlenlotterie tausende und noch mehrere Classenlotterien untereinander gespielt werden können, muß sie viel weiter um sich greifen, als es je einer Classenlotterie möglich seyn kann. Sie ist behende und schnell, die andere unbehülflich und langsam; die eine ist einladend, die andere abschreckend. Es ist nicht ein Unterschied des Willens, sondern ein Unterschied der Intelligenz. Es ist die unvergleichlich bessere Einrichtung, die ihre Rechte geltend macht.

Hier ist die Aerndte für die Gegner der Zahlenlotterien, eine überreiche und große Aerndte und so gänzlich unbestreitbar in ihren Resulaten, daß man sie nur darzustellen braucht, wie sie sind, um in Allen die unverlierbare Ueberzeugung sowohl von der Vortrefflichkeit ihrer Einrichtung, als auch von der Gefährlichkeit ihres Daseyns hervorzubringen.

In dieser Aerndte finden sich die Bilder der Gedankenlosigkeit, des leichtsinnigen Haschens nach Glück, und des trübsinnigen Brütens darüber, wie es gefesselt werden könne; die Bilder der Nachläßigkeit, des Müßiggangs, der Versäumung nothwendiger Pflichten, des Verlustes aller hohen Gesinnung, aller Fähigkeit großer Thaten; die Bilder des Ueberwindens aller Empfindungen der Scham, der Reue, alles Eingehens in jede Art von Erniedrigung. Wir können sie übergehen, sie sind alle geschildert bis hin zu den Gränzen des Wahnsinns und des Mordes an sich und Anderen, an Fremden und Angehörigen. Sie bilden die Folie, in welche der Edelstein des Glückes gefaßt wird. Aber sie treffen alle Arten der Spiele, nicht diese oder jene Lotterie allein, mit die-

ser oder jener Einrichtung, sie sind der allgemeine Spiegel, in welchem jedes Spiel dem andern sein Antlitz zeigt, und ganz und gar vergißt, daß für alle das eine und selbe Bild herausschaue, weil diejenigen, die hineinschauen, ganz und gar ähnlich gebildet sind.

Was aber bei Zahlenlotterien insbesondere diese Gefahren vergrößert, das kommt von der Häufigkeit und der Verbreitung dieser Spiele; eine Verbreitung, die durch die niedrigsten Einsätze, die gleich den höchsten angenommen werden, außerordentlich begünstigt wird. Gewöhnlich werden bei Zahlenlotterien drei Ziehungen des Monats gehalten. Die Classenlotterien spielen seltener, etwa dreimal des Jahres mit je sechs Classenziehungen. Es sind also 36 Zahlenlotterien gegen 18 Classenlotterien. Und nicht der materielle Verlust an Geld ist das Wichtigste, sondern die Spannung ist es, in welche die Spieler durch die Hoffnung auf Gewinn versetzt werden, und welche so leicht jede Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, und einen geordneten, festen, auf rechtschaffenen Erwerb gegründeten Lebensplan zerstört. Denn die leidenschaftlichen Spieler leben in einer beständigen, fieberhaften Aufregung, und die Classenspieler können sich den Zahlenspielern gegenüber Glück wünschen, daß sie statt des widerlichen Quartanfiebers ein angenehmes Tertianfieber haben, wenn es ihnen so vorkömmt.

Bei Zahlenlotterien werden ferner Einsätze bis zu drei Kreuzern herab angenommen. Dieß schadet viel. Würden größere Einsätze verlangt, so würden die armen Arbeiter und Dienstboten das Spiel aufgeben müssen. Der größte Vorwurf ist aber wirklich, daß die Versuchung zum Lotteriespiel viele kleine Diebstähle und Veruntreuungen hervorrufe, die eben so leicht ausgeführt, als schwer entdeckt werden können. Und wer sich im Kleinen übt, der wird im Großen geschickt. Welch ein Verlust an Sittlichkeit und Rechtschaffenheit?

Dieser Vorwurf wird allgemein vorgebracht, und er mag auch begründet werden können. Nur ist jedoch unbekannt, ob

er auf erwiesene Thatsachen, oder auf bloßen Vermuthungen beruhe. Sollte das Letztere der Fall seyn, so will ich nicht zuerst einen Stein aufheben, es wäre zu hart, wenn man die Armen auf bloße Vermuthungen hin einer solchen Unsittlichkeit zeihen wollte. Hätten sie wirklich diese entschiedene Neigung zur Untreue, wo und wann würde ihnen die Gelegenheit, sie auszuüben fehlen können? Die Versuchungen sind vielfältig und ununterbrochen, ich hüte mich etwas auszusprechen, was nicht durch wirkliche Thatsachen bewiesen werden kann; ich hüte mich, auf das Spiel zu zielen, und die Armen zu treffen. Viele haben es gethan. Haben sie wohl auch überlegt, was sie gethan haben?

Jedenfalls ist es aber im höchsten Grade wünschenswerth, daß die allgemeine und öffentliche Versuchung des Lotteriespiels beseitigt werde. Denn wüßten Alle, wie sie in der That daran seyen, und wie sie allein durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit eine Brücke ihrem Glück bauen können. Dieß gilt aber auch in gleicher Weise von den Classenlotterien. Gibt es nicht Diener, die auch Thaler veruntreuen können? Und gibt es nicht gerade hier erwiesene Thatsachen, daß wirklich Hunderttausende veruntreut worden seyen? Gibt es endlich nicht auch Arbeiter, die einen Thaler wagen können, und sind alle, die einen Thaler im Vermögen haben, reiche Leute, denen das Spiel nicht schaden kann? Die Versuchung zu jeder Art von Lotteriespiel ist groß, nur mögen die widerlichen Eindrücke, welche Bettelei und Aufdringung der Loose in besseren Naturen unwillkührlich hervorbringen, die Classenlotterien hie und da weniger einladend machen können. In der Zahlenlotterie ist auch anziehend, daß sie ein allgemeines Wagniß ist. Auch die Direction wagt, nur nicht so viel, wie die Spieler. Und wenn sie erst einmal aus dem Sattel gehoben würde, das wäre erst die größte Freude.

Suchen wir uns nun klar zu machen, warum, abgesehen von den sittlichen Folgen, alle Menschen die erlaubten Spiele heimlich für unerlaubt halten, und doch nicht öffentlich ver-

abscheuen? Was mag der Grund davon seyn? Etwa weil nicht Gleich gegen Gleich gespielt würde, daß z. B. die Zahlenlotterie einen gewinnenden Auszug mit 90 statt mit 75 bezahlte. Ich glaube, daß sich auch dann noch das Gefühl gegen dieses Spiel auflehnen würde. Es ist, als ob überhaupt auf diese Art weder gewonnen noch verloren werden sollte. Ja gehen wir noch weiter, und setzen wir den Fall, daß es einem reichen Mann einfiele, auf ungleiche Bedingungen hin und zu seinem eigenen Schaden Lotteriespiele zu veranstalten, daß er Auszüge mit 100 bezahlte, während er selbst nur 90 erhielte, würde es ihm gestattet werden? Er will ja Anderen Gutes thun. Wie sehr würden sich Alle um ihn drängen! Es käme auf den Versuch an. Wie schnell würden sich die Staaten in's Mittel legen und ihm bedeuten, seine Narrenspossen zu lassen und auf andere Art Gutes zu thun, wenn er wolle. Es ist uns Allen, wie durch göttliche Nothwendigkeit, in's Herz geschrieben, daß die Menschen durch die Arbeit und nicht durch das Spiel gewinnen sollten. Dieß ist der Grund, warum alle besonnenen Menschen das Spiel, und selbst das gewinnreiche Spiel, verabscheuen, so wie Alle verschmähen müssen, Wittwen und Waisen zu unterdrücken um des Geldes willen, auch wenn sie es leicht und ungeahndet thun könnten. Das Letztere verabscheuen wir öffentlich, warum nicht eben so das Spiel? Dieß ist ein hübscher Zug des menschlichen Herzens. Unterdrückung Anderer ist Unrecht gegen Andere, Spiel ist Unrecht gegen uns selbst und Offenbarung unserer Schwäche. Wer will in Tugend stark seyn? Sündigt nicht der Mensch am liebsten und leichtesten gegen sich selbst, es schadet den Andern nicht, denkt er, und ich verzeihe mir selber recht gerne. Wie? es schadet den Andern nicht? — Ja, wenn wir es so genau nehmen wollen, dann kommen wir über das unmittelbare Gefühl hinaus, wir dringen tiefer in die Sache ein, wir stehen nicht mehr auf Seite des gedankenlosen Haufens, wir gehören zu denjenigen, die das Spiel

öffentlich verabscheuen. Einige Wenige dieser Art hat es immer gegeben und wird es immerfort geben.

Für Arbeitsamkeit, Treue, Mildthätigkeit sind keine öffentlichen Belohnungen ausgesetzt, wohl aber für das Spiel; wer sollte es denken? Für das Spiel? wird man fragen. Sind Lotterien öffentliche Belohnungsanstalten? Dieß sind sie nun freilich nicht, wenn man auf den Grund sieht, aber sie scheinen es zu seyn, und auch jeder falsche Schein soll vermieden werden. Zudem, wie verführerisch für Viele ist dieser falsche Schein? In der That sind sie aber doch öffentliche Belohnungsanstalten für das Spielglück, und muß nicht jeder Spieler dieses Spielglück für etwas Besseres, Höheres und Vortrefflicheres achten, als alle Bürgertugenden miteinander, da der Staat das Spielglück allein öffentlich belohnt, und dieser Göttin gleichsam öffentliche Altäre weiht, während er die Tugenden sich selber überläßt, ob sie etwa ihren Lohn in sich finden können oder nicht. Dieß steht der materiell gewordenen Zeit gar wohl an; aber wo ist die öffentliche Scham geblieben? Welche Verwirrung der Begriffe muß erfolgen? Ganz anders haben die alten Staaten gedacht und gehandelt. Die Spiele waren verboten, sie wurden bestraft, und gegen Beschädigungen und Betrügereien bei Spielen hat kein Gericht Recht gesprochen. Die Spieler waren als Spieler von dem allgemeinen Rechte des Staates und der Menschheit ausgeschlossen.

Und doch können die Staaten nur Beförderung der Tugenden, große Gesinnungen und hochherzige Thaten wollen. Diese werden aber durch die Spiele untergraben und unmöglich gemacht. Denn sehen wir einmal den Fall, daß alle, alle Angehörigen eines Staates spielen und dem Glück nachgehen, ihre Gedanken und Gesinnungen diesem zuwenden wollen, welche große Gedanken und Erfindungen, welche rühmliche und nachahmungswürdige Thaten werden sie hegen und ausführen können? Es wird armselig aussehen in diesem allgemeinen Narrenhause. Freilich ist die gemachte Voraussetzung

unmöglich, und Einige wird es immer geben, die das Gold ächter Gesinnung bewahren werden, aber es kann sich doch treffen, daß die Vielheit und Mehrheit spiele. Und darf dasjenige, was im Allgemeinen, als mit dem Staatenglücke und mit der Staatengröße unverträglich erkannt wird, bei Einigen, oder sogar bei der Mehrheit ungeahndet bleiben, oder sogar ermuntert werden? Vielmehr sollte der Staat durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel das Edle, Großherzige in Gesinnungen und Thaten zu fördern suchen.

Was ist die große Absicht der Spieler? Offenbar nur Gelderwerb ohne Arbeit. Also dafür setzt der Staat Belohnungen aus für die Glücklichen. Haben sie es denn verdient? Ich komme auf einen Gelderwerb ohne Arbeit. Er wird Bettel genannt, und auch zu diesem Erwerbe gehört Glück. Welcher Staat wird die Bettelei belohnen wollen? Und wenn er das Eine hindert, so muß er folgerecht auch das Andere hindern, denn beide, Spiel und Bettelei reihen sich der Arbeit gegenüber unter demselben Begriff des Gelderwerbs ohne Arbeit ein.

Hat man daher dem Spiele auf den Grund gesehen, so wird man nie ein Glücksspiel für ein anderes, Classenlotterie für Zahlenlotterie annehmen oder empfehlen wollen. Und nachdem wir die großen Nachtheile der Zahlenlotterien auseinandergesetzt haben, so erheischt es die Unpartheilichkeit, daß wir auch die Vortheile aufzählen, die sie vor den Classenlotterien voraus haben.

Einmal verhindert die große Leichtigkeit, mit welcher die Resultate der Zahlenlotterien allgemein veröffentlicht werden können, daß keine Betrügerei eines Collecteurs gegen einen Spieler vorkomme, und daß die Spieler, sittlich genommen, keine Ausrede haben, sondern ihren Verlust einzig und allein auf sich nehmen müssen.

Dann sind zwar die Reize und Lockungen, in Zahlenlotterien zu spielen, allerdings groß genug, aber doch lange

nicht so zudringlich, wie bei Classenlotterien. Es ist bekannt, daß die Collecteure der Classenlotterien durch Schreiben, und daß ihre Diener durch Herumgehen von Haus zu Haus, alles anwenden, um ihre Waare an den Mann zu bringen. Es kann Jemand einigemale widerstehen; endlich wird er der Sache überdrüßig, oder sie gewinnt Reiz für ihn, er kauft ein Loos und verfällt dem Spiele. Auch ist zu bemerken, daß es bei der Zahlenlotterie bereits so weit gekommen ist, daß sich die Spieler in der Regel selbst ihres Spieles schämen, und nur heimlich ihr Geld zu den Collecteuren bringen. Es klebt schon ein Makel an dem Namen des Lotteriespielers, wie an dem Namen des Branntweintrinkers. Aber Niemand schämt sich, Loose von Classenlotterien öffentlich zu kaufen und zu verkaufen. Wäre es bei ihnen so weit gekommen in der öffentlichen Aufklärung, wie bei Zahlenlotterien, so dürfte unbedenklich den Verkäufern von Loosen als Versuchern und Verführern zur Unsittlichkeit die Thüre gewiesen werden.

Endlich spielt in den Zahlenlotterien jeder für sich allein, und eine Gemeinschaft des Spiels ist undenkbar, da selbst die niedrigsten Einsätze angenommen werden, und in demselben Verhältniß gewinnen können, wie die größten Einsätze. Hingegen in Classenlotterien spielen gewöhnlich mehrere mit einander, da für Einzelne die Loose zu theuer sind, und da tritt dann bei einem Gewinne die Versuchung ein, daß sich die Spieler selbst gegenseitig betrügen. Der Eine handelt und die Andern leiden; der Collecteur handelt mit dem Handelnden, und gewöhnlich artet Alles in eine allgemeine Betrügerei aus. Wer wollte läugnen, daß diese Quelle der Unsittlichkeit in der Einrichtung der Classenlotterien zu suchen sey?

(Schluß folgt.)

XXXIX.

Zur Abfertigung des Frankfurter Journals.

Schlesien. Gegen die in diesen Blättern (Bd. XIII, S. 137) gelieferte Schilderung der Schulverhältnisse Schlesiens ist in einem Artikel des Frankfurter Journals vom Juli, der mir erst spät zu Gesichte gekommen ist, ein Anwalt der Bureaukratie aufgetreten. Die von ihm gelieferte Darstellung hat seiner Angabe nach den Zweck, „die Redaction der historisch-politischen Blätter über die Zuverlässigkeit ihres Correspondenten aufzuklären und zu der Erwägung zu veranlassen, ob sie mit Grund sich beklagen könne, daß ihre Zeitschrift sich in Preußen nicht öffentlich sehen lassen darf, so lange sie sich dazu hergibt, den Feinden der Regierung durch Verbreitung von Unwahrheiten und dadurch zur Förderung ihrer schlechten Zwecke zu dienen". Dem Frankfurter Journale gegenüber bedürfen die historisch-politischen Blätter einer Vertheidigung nicht: denn was den Punkt der Glaubwürdigkeit betrifft, so ist darüber längst zum Vortheile dieser entschieden, die sich die strengste Wahrheitsliebe zur Pflicht gemacht, und, wenn eine Täuschung mit untergelaufen war, was bei aller Behutsamkeit doch möglich ist, sogleich sich beeilt haben, dieselbe zu beseitigen, auch wenn sie nur Nebenumstände betraf, während das Frankfurter Journal sich wohl in einiger Verlegenheit finden dürfte, wenn es aufgefordert würde, zu beweisen, daß es mit gleicher Gewissenhaftigkeit der Wahrheit zu dienen sich bestrebt habe. Wenn wir daher dem Frankfurter Artikel einige Berücksichtigung zu Theil werden lassen, so geschieht es lediglich in der Absicht, um das Publikum über die der Bureaukratie zu Gebote stehenden Vertheidigungsgründe aufzuklären. Zu diesem Zwecke dürfte wohl nicht leicht eine Arbeit sich besser eignen, als die vorliegende: denn nach Form und Inhalt zu urtheilen, ist sie aus der Feder eines Mannes geflossen, welcher der Bureaukratie angehört, selbst von Beschlüssen Kenntniß hat, und, wie der leidenschaftliche Ton beweist, sich persönlich durch die Aufdeckung einiger von der Bureau-

kratie ausgegangenen Regelwidrigkeiten verletzt fühlt. Wir haben es also offenbar mit einem Manne zu thun, der als Cicero pro domo sua spricht, von dem also angenommen werden muß, daß er unter den ihm zu Gebote stehenden Vertheidigungsgründen die besten werde vorgelegt haben. Nun zur Sache.

Das Erste, was der Artikel des Frankfurter Journals rügt, ist dasjenige, was über die Schulräthe gesagt worden. Es wurde angegeben, daß in ganz Schlesien nur ein einziger Geistlicher als Schulrath angestellt sey, nämlich in Oppeln, und daß dieser der jedesmalige Pfarrer in Oppeln sey, während für die wenigen Protestanten des Oppelner Departements ein besonderer Consistorialrath angestellt sey. Hier in Schlesien würde Jeder ausgelacht werden, der sagen wollte, es sey anders: denn wir wissen alle, daß es leider so ist. Auch das Frankfurter Journal bestreitet es nicht geradezu. Um zunächst bei Oppeln stehen zu bleiben, sagt es, es sey im vorigen Jahre beschlossen worden, an die Stelle des abgegangenen Pfarrers und Schulrathes Gaerth einen besondern Schulrath geistlichen Standes in Oppeln anzustellen. Wo ist nun die „Unwahrheit"? Man kann doch die Sache nur nehmen, wie sie ist, aber nicht, wie sie intendirt wird. Uebrigens weiß hier Niemand von einem solchen Beschluße etwas; die erste Kunde erhielt man durch das Frankfurter Journal; auch ist noch keine Anstalt getroffen worden, diesen vorgeblichen Beschluß auszuführen; in Oppeln ist gegenwärtig weder ein katholischer Pfarrer, noch ein katholischer Schulrath. Wie man mich hier der Unwahrheit überführt hat, so könnte man mich auch der Lüge zeihen, wenn ich sagte, das Bisthum sey nicht dotirt: denn bekanntlich ist die Dotation auf liegende Gründe nicht bloß „beschlossen", sondern auch stipulirt worden. Weiter sagt das Frankf. Journal, in Oppeln sey kein besonderer Consistorialrath, sondern gleichfalls nur der protestantische Pfarrer als solcher angestellt. Dem Wortlaute nach ist das wahr; der protestantische Schulrath heißt auch Pfarrer; allein die Zahl der Protestanten ist so klein, daß die protestantische Pfarrstelle in Oppeln beinahe eine Sinecure ist, während die katholische Pfarrei an zehntausend Communicanten hat, das Departement fast ganz katholisch ist, die Departementsarbeiten also meist dem katholischen Pfarrer zur Last fallen *). Weiter, sagt das das Frankf. Journal, in Breslau **) sey eine zweite Schulrathsstelle neu

*) Nach der officiellen Zählung waren 1842 im Oppelner Departement 138 protestantische und — 769 katholische Schulen.

**) Das Departement Breslau zählte 1842 — 967 protestantische und 526 katholische Schulen.

errichtet und bereits mit einem Geistlichen besetzt worden. Wir haben also in Breslau zwei katholische Schulräthe; ich aber habe gesagt, es sey nur einer. Habe ich Sie also nicht zur „Verbreitung von Unwahrheiten" verleitet? Es scheint, als ob der Verfasser des fraglichen Artikels absichtlich seine Arbeit bis in den Juli verzögert habe, um sagen zu können, „vor Kurzem" sey in Breslau eine zweite Stelle dieser Art errichtet und besetzt worden. Folgt aber daraus, daß wir seit dem Monat Mai einen zweiten Schulrath haben, daß ein Artikel, der fünf Monate vorher geschrieben, und im Februar, drei Monate vor dieser Besetzung erschienen ist, der „Verbreitung von Unwahrheiten" schuldig sey? Und vernehmen Sie, wie man bei uns Schulrathsstellen errichtet. Beamte, die man jetzt Schulräthe heißt, hießen vor zwanzig Jahren Consistorialräthe. Die letzten beiden katholischen Consistorialräthe waren: der Domherr Skeyde und der Graf Sedlnitzky. Nachdem die von Skeyde bekleidete Stelle etwa sechs Jahre erledigt gewesen war, stellte man einen Layen, einen Gymnasiallehrer katholischer Confession, als Schulrath an. Daß nach dem vor etwa zwölf Jahren erfolgten Ausscheiden des damaligen Domherrn, spätern Fürstbischofs Sedlnitzky, noch eine zweite Schulrathsstelle zu besetzen war, hatten Viele vergessen; daher kommt es, daß man uns nun sagt, es sey eine zweite Schulrathsstelle errichtet worden, da doch nur durch die nun erfolgte Besetzung einer Vacanz ein Ende gemacht worden ist, die zwölf Jahr gedauert hat. Von Liegnitz habe ich gesagt, es sey nur ein weltlicher katholischer Schulrath und kein Geistlicher angestellt. Ich bin aber der „Verbreitung von Unwahrheiten" schuldig: „denn auch bei der Regierung in Liegnitz wird, wie das Frankf. Journal rectificirend sagt, im Falle eintretender Erledigung der katholischen Schulrathsstelle ein Geistlicher angestellt werden". Uebrigens kann ich Sie versichern, daß der Verfasser diesen Beweis, der die Bösartigkeit meiner Gesinnung außer allen Zweifel setzt, niederschreiben konnte, ohne fürchten zu müssen, beim Worte gefaßt zu werden: „denn der Fall einer Erledigung der katholischen Schulrathsstelle in Liegnitz" kann gar nicht eintreten, da, wie ich nun aus den Erkundigungen weiß, die ich durch den in Rede stehenden Artikel veranlaßt, eingezogen habe, gar kein Katholik in Liegnitz**) als Schulrath angestellt, die dortige katholische Schulrathsstelle bereits seit zwanzig Jahren unbesetzt ist, so

**) Im Liegnitzer Departement waren 1842 im Ganzen 235 katholische Schulen, also 103 katholische Schulen mehr, als protestantische im Oppelner, für welche man einen protestantischen Schulrath, der den Titel Consistorialrath führt, aus der Staatskasse reichlich besoldet.

daß am Ende doch auch wird eine katholische Schulrathsstelle errichtet werden müssen, wenn überhaupt dort ein Geistlicher als Schulrath angestellt werden soll. Unser Correspondent hat aber nur von dem Falle einer Erledigung und nicht von dem Falle einer Errichtung gesprochen.

In meinem Berichte habe ich ferner gesagt, es sey der geistlichen Behörde der Einfluß auf die Schulen verkümmert. Da frägt nun der Correspondent, welches von den in den Schulreglements anerkannten Rechten nicht ausgeübt werden dürfe. Ich dagegen möchte ihn ersuchen, doch die Rechte namhaft zu machen, welche diese Schulreglements anerkannt haben? Die auswärtigen Leser wissen freilich viel, was diese Reglements besagen. Gerade sie sind es, welche den früheren Anmaaßungen der Behörden den Charakter der Gesetzlichkeit aufgedrückt, und der geistlichen Behörde die Rechte bis auf einen kleinen, unbedeutenden Rest genommen haben, die sie beim schlesischen Friedensschluß besaß und demnach von rechtswegen hätte behalten sollen, wie jeder wissen wird, der die Garantieen kennt, die den Katholiken, unter die doch der Bischof wohl auch gehört, gegeben wurden. Jeden Katholiken muß die Art und Weise kränken, mit welcher die geistliche Behörde von Regierungsbeamten behandelt wird. Ich habe dafür den Fall mit den beiden Adjuvanten angeführt. Das Frankf. Journal wagt es nicht, zu behaupten, daß der Ausgang der Sache ein anderer gewesen sey, als ihn diese Blätter dargestellt haben; es begnügt sich bloß mit der Bemerkung, „der Specialfall sey so geordnet worden, daß keine der beiden Behörden compromittirt worden sey". Die Entscheidung des Ministeriums lautete, daß die Regierung allerdings gesetzwidrig gehandelt habe, daß aber die geistliche Behörde, weil die Regierung nicht compromittirt werden könne, ihren Adjuvanten zurückziehen solle. Wahrscheinlich also gelten dem Verfasser des Artikels die geistlichen Räthe als Blödsinnige, die allerdings nicht compromittirt werden können. Auch das soll unwahr seyn, daß gesagt worden ist, die Schulinspectoren hätten keinen Einfluß. Der Verfasser des Artikels sagt, es würden zu Schulinspectoren nur würdige Geistliche gewählt, die sicherlich ein Amt ohne Einfluß nicht annehmen würden; aber im Verfolge erklärt er, daß ihnen nicht einmal die Entscheidung über die einzuführenden Schulbücher zustehe, sondern von den meist aus Protestanten bestehenden Regierungscollegien abhänge. Von der Bernstädter Schule sagt unser Verfasser, „der Magistrat habe sich bereit erklärt, aus Communalmitteln zur Unterhaltung der katholischen Schule so viel zu gewähren, als nach Maaßgabe der Bevölkerung aus denselben Mitteln

für die protestantische Schule gewährt werde, und da dieses nicht angeführt worden, muß in diesem Theil der Bericht unwahr seyn. Aber fürchten Sie nichts! Nicht ich bin unwahr gewesen; der Berichterstatter im Frankfurter Journal ist der „Verbreitung von Unwahrheiten“ schuldig. Der Magistrat, dessen Intoleranz von der Regierung gestützt wurde, hat nach Maaßgabe der katholischen Bevölkerung die katholische Schule mit Communalmitteln bedacht! Nicht doch! Etwas Holz hat er dem katholischen Schullehrer zugesagt. Sonst nichts! Wie viel Tage vor der Abfassung des Frankfurter Artikels dieser großmüthige Entscheid des Bernstädter Magistrats in Breslau eingegangen ist, weiß ich nicht; beim besten Willen aber hätten diese Blätter von diesem hochherzigen Anerbieten nicht Notiz nehmen können, da es erst erfolgte, nachdem das Heft bereits erschienen war. Rein erdichtet ist es, wenn gesagt wird, es werde kein Seminardirector angestellt, ohne daß zuvor die bischöfliche Behörde gehört werde. Weder bei Besetzung der Seminardirectorstellen, noch bei Besetzung der Schullehrerstellen wird der Bischof „mit seiner Ansicht gehört“; ja, er wird gar nicht einmal um seine Ansicht gefragt. Es ist jetzt eben eine Seminardirectorstelle, die bereits seit einem halben Jahre vacant ist, zu besetzen. Hätten wir den geistlichen Räthen des Bischofs zu rathen, so würden wir ihnen den Rath ertheilen, unter Vorlegung der betreffenden Nummer des Frankfurter Journals, von der Regierung zu verlangen, „mit ihrer Ansicht gehört“ zu werden. Soll ich Ihnen nun, verehrtester Freund, die noch übrigen Theile des Frankfurter Artikels analysiren? Ich glaube es ist mit dem Gesagten für Sie und Ihre Leser genug. Es wissen nun dieselben, was die Bureaukratie Thatsachen entgegen zu setzen im Stande ist. Daß der alte Kniff, der darin besteht, daß diejenigen, welche die Intoleranz der Bureaukratie rügen, als „Feinde der Regierung“ bezeichnet werden, auch hier zur Anwendung kommt, wird nicht befremden: denn die Bureaukratie ist gewohnt, sich als die Regierung zu betrachten, und muß am Ende wohl zu Denuntiationen dieser Art ihre Zuflucht nehmen. Wir legen hier das offene Geständniß ab, daß wir mit unserem Rechtsgefühle ein Treiben nicht vereinbar finden können, wie das in diesen Blättern (Bd. XII, S. 686, Bd. XIII, S. 30. 137 ff.) geschildert ist, und würden im Interesse der conservativen Principien eben so laut unsere Stimme erheben, wenn eine fanatische Faction den Protestanten garantirte Gerechtsame mit Füßen träte, als es mit den Gerechtsamen der schlesischen Katholiken der Fall ist. Wir wollen nicht mehr, als was uns gebührt; was uns aber von Gott und Rechtswegen gebührt, das verlangen wir auch mit

jener Entschiedenheit, die das Bewußtseyn garantirter Gerechtsame einflößt. Die historisch-politischen Blätter haben, von ihrem conservativen Standpunkte aus, diejenigen als die Feinde der Regierung bezeichnet, welche, durch ihre bureaukratischen Gelüste verblendet, jeden Versuch, in die Bahn des Rechtes einzulenken, und heilige Garantieen, die bisher bloß auf dem Papiere standen, zu erfüllen, zu vereiteln suchen; das Frankfurter Journal dagegen findet diesen Tadel ungerecht, und bezeichnet diejenigen als Feinde der Regierung, welche die Rechtsverletzungen nicht in der Ordnung finden. Wer hat nun der preußischen Regierung eine Schmach angehangen, die historisch-politischen Blätter, welche die Sache so dargestellt haben, als ob die „Regierung" im Kampfe mit den fanatischen Bestrebungen sich befände, oder unser Bureaukrat, welcher die Feinde der Regierung unter den Conservativen sucht, und somit das Geständniß ablegt, daß sie mit denen im Bunde stehe, die den Boden des positiven, wie des natürlichen Rechtes unterwühlen? Hat man es wohl jemals erlebt, daß die Feinde der Regierung die historisch-politischen Blätter als das Echo ihrer Ansichten begrüßt haben? Das aber haben wir erlebt, daß die Feinde jeder Regierung die intoleranten Maaßregeln gegen die Katholiken mit Jubel begrüßt haben. Für das, was die historisch-politischen Blätter verfechten, stehen wir gern ein; aber für eine Richtung, für welche Blätter, wie das Frankfurter Journal, in die Schranken treten, möchten wir um keinen Preis die Bürgschaft übernehmen. Am Schluße seines Artikels sagt der Anwalt der Bureaukratie, „daß Der, welcher die Vorschläge für die neu errichteten katholisch-geistlichen Schulrathsstellen *) verlangt hat, erklärt habe, es sollten nur Geistliche genannt werden, die dem Indifferentismus fremd, ihrer Kirche treu ergeben, fanatischen Bestrebungen abhold, und geneigt sind, den Confessionsfrieden zu wahren", und fordert den Verfasser der Mittheilungen in den hist.-polit. Blättern auf, diese Aeußerung mit Beschämung zu lesen. Aber was liegt denn Großes in dem Befehle, daß für Stellen, die es mit kirchlichen Angelegenheiten zu thun haben, nicht Männer, die bloß äußerlich der Kirche angehören, innerlich aber mit ihr zerfallen sind, vorgeschlagen werden sollen? Schon der Umstand, daß es eines solchen Befehles bedurfte, scheint anzudeuten, daß früher nach andern Grundsätzen verfahren worden ist, und der von uns gerügte Uebelstand wirklich vorhanden war. In den in Rede stehenden Artikeln der hist.-pol. Blätter ist mehr als einmal der gute Wille des Monarchen anerkannt

*) Es ist zu bemerken, daß es in Schlesien keine „neu errichteten katholisch-geistliche Schulanstalten" gibt.

worden; es ist auch erwähnt worden, daß kein Minister der geistlichen Angelegenheiten jener intoleranten Engherzigkeit, die fast durchgängig den Unterbehörden eigen ist, bei verschiedenen Gelegenheiten entgegengetreten sey; daß aber die mächtige Büreaukratie diesen guten Willen nicht unterstütze, daß sie in ihrem bornirten Katholikenhasse, der oft an's Lächerliche gränzt, Mittel suche und finde, gute Absichten zu zu hintertreiben, das bedarf wohl keines weiteren Beweises. Die Thatsachen liegen offen vor den Augen der Welt. Ob sie damit der Regierung einen guten oder schlechten Dienst zu erweisen beabsichtigt, wollen wir nicht untersuchen; überflüßig aber ist es, zu beweisen, daß die Regierung wenig gegen das Beamtenheer vermag, das durch das Band der blinden Subordination und der Freimaurerei zu einer compacten Menschenmasse zusammengeschmolzen ist. Schon längst hat sich die Büreaukratie daran gewöhnt, Geistliche, die dem Indifferentismus abhold sind, als fanatischen Bestrebungen ergebene Subjecte, als Störer des Confessionsfriedens anzusehen. Wir könnten hierfür nicht bloß gelegentliche Aeußerungen, sondern auch officielle Erlasse produciren. Hieraus kann man auf den Inhalt der nach Berlin gehenden geheimen Berichte, und der für specielle Fälle abgefaßten Gutachten schließen, von denen diejenigen abhängig sind, in deren Händen die wichtigsten Entscheidungen liegen. So lange diese Uebelstände dauern, kann uns ein Befehl, wie der angeführte ist, für die Zukunft keine Garantie darbieten; dieses wird erst dann der Fall seyn, wenn die Provinzialbehörden von denjenigen Beamten gesäubert seyn werden, welche in ihrer Geistesbeschränktheit eine gerechte Behandlungsweise der Katholiken als einen politischen Schnitzer betrachten, sich für berufen halten, denselben auf Umwegen wieder gut zu machen, und so zwischen dem Monarchen und einem Theile seiner treuen Unterthanen eine eherne Mauer aufrichten. Die Kirche hat die Bürgschaft einer ewigen Dauer; ihr Bestand ist nicht, wie der Bestand derjenigen Reiche, die von dieser Welt sind, von den Launen der Menschen abhängig; diese steigen in das Grab; die Klagen der Gemißhandelten folgen ihnen vor den Richterstuhl Gottes nach; die Kirche lebt fort. So ist es nun durch achtzehn Jahrhunderte gegangen; selbst schlechte Päpste haben ihr Daseyn nicht gefährden können. Für die Kirche brauchen wir also unter den gegenwärtigen Stürmen nicht zu zittern; aber im Interesse des Staatswohles können wir den bescheidenen Wunsch nicht unterdrücken, daß endlich diesen Umwegen einmal ein Ende gemacht werden möge. Jeder, der es mit dem Vaterlande gut meint, hat das Seine zur Erfüllung dieses Wunsches beizutragen: denn nur Gerechtigkeit erhebt die Völker,

Ungerechtigkeit stürzt sie in's Verderben. Auch die Staaten haben, wie jedes Individuum, einen Tag der allgemeinen Abrechnung. Wehe denen, die Schulden auf Schulden aufgehäuft haben! Daß aber an die Katholiken Schlesiens gar viele Schulden abzutragen sind, daß die Masse des Unrechts, das gut gemacht werden muß, nicht klein ist, wird hoffentlich nicht bestritten werden. Die Geschichte, obwohl sie sonst geduldig ist, würde sich erheben und ihr Quousque tandem ertönen lassen. Mögen also immerhin diejenigen, deren bornirter Katholikenhaß die Abtragung der großen Schuld zu hindern sucht, sich für Freunde der Regierung halten; wir können es nicht hindern; aber sagen können wir es wenigstens, was es nach christlichen Principien mit ihrer Freundschaft für eine Bewandtniß hat; sagen können wir es wenigstens, daß sie Feinde des Staatswohles und unwürdig sind, das Vertrauen noch länger zu genießen, das in sie gesetzt wird; sagen können wir es wenigstens, daß sie revolutionären Principien huldigen. Oder was ist Revolution anders, als Umstürzung des Rechtes? Und hört die Revolution auf, revolutionär zu seyn, wenn derjenige, der ihren Grundsätzen huldigt, ein Anstellungsdecret in seinem Schranke verwahrt?

XL.

Freiligrath.

Das „Glaubensbekenntniß" von Freiligrath hat unter den dermaligen Aspecten beinahe die Bedeutung eines Ereignisses. Wir gehören nicht zu denen, die freudig jubeln, wenn irgendwo irgend eine Autorität einen Schlag erhält. — Auf dem Glauben an eine Autorität, auf dem instinctartigen Respect vor denen, welchen die Gewalt in jedwedem Lebenskreise gegeben ist, ruht die Menschheit, und durch den unsichtbaren Zauber, der sich an Schwert und Scepter knüpft, lebt und besteht die Gesellschaft. Wird dieses Capital in irgend einem Lande vermindert, so ist das ein allgemeines europäisches, die gesammte Zeit und Nachwelt betreffendes Unglück. — Wir sehen die Freiligrath'sche Erklärung als ein höchst bedenkliches Symptom unserer heutigen deutschen Zustände an. — Ein Dichter, der bedeutendste unter dem jüngern Nachwuchs, außer Rückert ohne Zweifel der begabteste, jetztlebende Lyriker

deutscher Zunge, erhielt vor zwei Jahren vom preußischen Hofe eine Pension. Da von August bis auf Ludwig XIV. dieß die gewöhnliche Form war, — in welcher feinsinnige und ruhmliebende Fürsten der Kunst und Wissenschaft ihre Huldigung darzubringen pflegten, so konnte an und für sich in der Annahme dieser Gunst kein Vorwurf weder für den Geber, noch für den also Ausgezeichneten liegen. Aber auch in dem speciell vorliegenden Falle hegen wir die Ueberzeugung, daß die Anerkennung des Talents das edle Motiv zu der Verleihung des Jahresgehaltes war, und so hat auch seinerseits Freiligrath seine Pension zwei Jahre lang in Gesundheit gezogen und verzehrt. — Allein die öffentliche Meinung, — nicht bloß die innerhalb der Opposition, nicht bloß die im engern Kreise der Dichterwelt, wollte nicht füglich an die reine, uneigennützige Absichtslosigkeit dieser und ähnlicher literarischer Erwerbungen glauben, welche sonst der preußische Staat zu machen sich mit so vielem Eifer beflissen zeigte. Freiligrath bemerkte bald: daß die Sympathie des deutschen Publikums sich in gleichem Maaße von ihm gewandt, als die Sonne der preußischen Staatsgunst ihn beschienen, und daß die Meinung sich verbreitet hatte: er sey fortan unabweislich einrangirt in die Interessen und das System der politisch-theologisch-literarischen Absichten und Zwecke des Preußenthums (loyale Abtheilung, poetische Section, gemüthlich-lyrisches Schulfach.) Da überraschte er an einem schönen Herbsttage die erstaunte Welt mit einem Manifeste, wie Deutschland es in solcher Art schwerlich noch gesehen hat. — Die jüngste Wendung der Dinge in seinem engern Vaterlande Preußen, sagt er, habe ihn, der zu den Hoffenden und Vertrauenden gehörte, in vielfacher Hinsicht schmerzlich getäuscht. — Die Ereignisse seyen mit seinem Rechtsgefühl und seiner Ueberzeugung zusammengestoßen, und das Resultat sey der gleichzeitig gefaßte und zur Ausführung gebrachte Entschluß gewesen, seine „vielbesprochene, kleine Pension“ in die Hände des Königs zurückzulegen. Er bekenne sich solchergestalt, offen und entschieden, zur Opposition, durch die er eine „ausgebildeten und in sich gefestete politische Meinung“ gewonnen haben will. — Sein bekanntes Lied gegen Herwegh rühre aus einer „*nunmehr hinter ihm liegenden Uebergangsepoche* seiner poetischen und politischen Bildung“ her. Diese habe er auch sichtbar für sich und Andere zum Abschluße bringen wollen. „Das Aergste“, sagt er, „was sie mir vorzuwerfen haben, wird sich zuletzt vielleicht auf das Eine beschränken: daß ich nun doch von jener höhern Warte, auf die Zinnen der Partei herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings Recht geben. Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite

Derer, die mit Stirn und Brust der Reaction sich entgegen stemmen. Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Loose dieses Büchleins und meine eignen auch fallen mögen, so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken. Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt"! — —

Der Dichter möge es uns verzeihen, wenn wir diesem „Hochgefühle" in der beliebten, höchst prosaischen und nüchternen Weise der alten Fabelbücher, ohne Haß und ohne besondern Enthusiasmus für den einen oder andern Theil, die Frage gegenüber stellen: was haben wir hieraus zu lernen? —

Zwischen den Zeilen der Freiligrath'schen Erklärung steht mit nackten, dürren Zügen: ich habe gefunden, daß Popularität nur in der Opposition, daß sie nur mit ihr und durch sie zu ärndten sey; — darum behaltet Euer Geld und laßt mir die Opposition! —

Daraus folgt mit unerbittlich logischer Nothwendigkeit: daß es von Seiten der Macht ein völlig ungereimtes, sich selbst widersprechendes Gebahren ist, sich durch Geld, oder gute Worte, oder beides, Popularität bei der heutigen, literarischen Opposition erkaufen oder erschmeicheln zu wollen. — An dem Tage, wo die Opposition der Macht im Staate auch nur einfache, natürliche Gerechtigkeit widerfahren ließe, hörte sie ja eben auf, Opposition zu seyn, und würde, in den Kreisen, in welchen diese junge Literatur ihren Boden hat, — schlechtweg selbst unpopulär.

Sonach ist das vergebliche, undankbare Laufen und Rennen und Schnappen nach Popularität ein unglaublich kläglicher, wahrhaft Mitleid erregender Anblick. — Lebte Virgil in unsern Tagen, er würde die Tantalusqualen einer, fruchtlos nach Zeitungslob und poetischer Anerkennung der Gegner aller bestehenden Ordnung ringenden Gewalt als die härteste und grausamste aller Peinen des Orkus schildern. — Diese Opposition züchtigt jene, die ihr nachlaufen, und taucht nur unter vor der Keule einer Gewalt, welche die poetisch-literarische Popularität unserer Tage gründlich und aufrichtig verachtet. Innere Unabhängigkeit von dieser Macht des Tages ist die *conditio sine qua non* aller wahren Größe und ächten Regierungskunst in unserer Zeit. Auch glaube Niemand unser Jahrhundert überlisten zu können. — Die skeptische Kritik der Gegenwart ist zu fein, um nicht das schlaueste Spiel auf den ersten Blick zu durchschauen. Gelingt es

auch heute einen Pegasus der Opposition vor den „loyalen" Triumphwagen zu spannen, so schlägt er morgen aus, und bäumt sich zum allgemeinen Skandal und höhnischen Jubel für die Umstehenden, sobald er den polizeilichen Zügel fühlt. — Dann ist der letzte Betrug ärger, als der erste. — Darum, wem Gott die Gewalt und ein Bewußtseyn seiner Stellung gegeben hat, der mache ein für alle Mal seine Rechnung mit der Tagesmeinung. Wir sagen nicht, daß er sie geflissentlich reizen, nicht daß er sich ihr gegenüber in's Unrecht setzen soll. — Durch einen solchen Kampf würde ihr, vom Unrechte abgesehen, immer noch zu viel Ehre angethan. Wir verlangen mehr: Wer seine Zeit begriffen hat, soll sich nicht bloß mit Worten, oder dem Scheine nach, über die Popularität stellen, er soll in seinem eigenen Herzen die geheime Lüsternheit nach Zeitungslob und Toastehre mit der Wurzel ausrotten. Er ist verloren, wenn er dadurch, daß er der Tagesmeinung schmeichelt, Furcht zeigt. Das einzige Mittel aber, daß man die untern Mächte nicht scheue, ist: Gott allein über alle Dinge zu fürchten, und die ganze, volle, reine Wahrheit mehr zu lieben, als sich selbst, und seinen Ruhm und das Lob der Menschen.

Diese Lehre gibt der hier besprochene Vorfall nicht bloß den Gewaltigen dieser Erde; er gibt ihn, in nicht geringerer Gabe, den Dichtern und Schriftstellern dieser Zeit. — Auch für diese ist kein anderer Rath, als den höhern Beruf allein vor Augen und im Herzen zu haben. — Dieß ist das einzige Mittel, unabhängig zu seyn. — Wenn Freiligrath Bedenken trägt, mit Huber und Bercht und Runkel und Eilendorf und wie die annoch lebendigen oder schon verlebten Würdigen sonst heißen mögen, am politisch-scientifisch-poetischen Tempel der preußischen Loyalität bauen zu helfen, und zum Zeugnisse seiner ehrlichen Gesinnung das ihm ohne sein Begehren gewordenen Benefizium refutirt, so sind wir es nicht, die ihm diesen Schritt zum Verbrechen anrechnen wollen. Wir geben zu: daß er ihm, zumal in solcher Umgebung, durch ein ehrendes Zartgefühl geboten war. — Wenn er nun aber, fast ängstlich sich vor der öffentlichen Meinung weiß zu waschen sucht, wenn er den Schritt der Annahme jener Pension durch seine neuesten Dichtungen zurück zu thun sich bemüht, so will die Hast, mit der er dieß Alles betreibt, die Sorge, mit der er der liberalen Zeitmeinung seine frühere Mäßigung förmlich abbittet, uns beinahe gemahnen, als wenn er sich nicht frei gemacht, sondern nur den Herrn gewechselt hätte. — Zudem ist uns um den Entwicklungsgang, den eines unserer tüchtigsten, poetischen Talente auf diesem neu betretenen Wege nehmen wird, aufrichtig bange geworden. — Die deutsche politische Opposition ist überhaupt kein Boden für ächte,

dichterische Geister, wie Freiligrath. — Sie kann für den Augenblick durch Knalleffecte überraschen, durch Pasquille ärgern, durch beißenden Witz die Lacher auf ihre Seite ziehen, aber Leistungen hinzustellen, die aus dem tiefen Borne urächter Poesie hervorquellend diese Zeit und ihre kleinen Leidenschaften überdauern werden, das hat sie bisher noch nicht gekonnt, und kann und wird sie nicht können. — Nach einem Jahrzehent werden diese Verse mit den Interessen, welche die Gegenwart aufregen, vergessen seyn. Freiligrath, dem wir unsere wahre Achtung als Dichter und Mensch gerne zugewendet haben, ist für diese ephemere Thätigkeit zu gut. Er sollte die Poesie des Hasses den Judenbuben, er sollte sie einer gewissen, vielleicht noch ergrimmtern österreichischen Poetenschule überlassen, in welcher, mit jungdeutschem Pantheismus neu getüncht und mit französischem Radikalismus ausgefüttert, die Blumauerischen Traditionen fortleben. Denen wird Freiligrath es in der Tiefe der Erbitterung, in der Unverschämtheit des Hohnes, in der Unversöhnlichkeit des Grimmes nimmer gleich thun können. Dazu ist er eine zu reine, innige, noble und doch germanisch-weiche Natur. — In dieser Meinung bestätigt uns die zweite, der oppositionellen Richtung angehörende Hälfte seiner Gedichte, unter denen, mit Ausnahme eines einzigen, keines über der gewöhnlichen, zahmen Mittelmäßigkeit steht. Nur ein bureaukratisch-bornirter Polizeischlendrian könnte dergleichen unschuldige Ergötzlichkeit als gefährlich verfolgen! Und jenes eine Gedicht, welches wir von diesem harten Urtheil ausnehmen, eines der schönsten aus dieser Feder, ist so durch und durch aus einem andern Geisterquell entsprungen als dem der heutigen poetischen Opposition, daß Freiligrath gerade dadurch unwiderleglich darthut, daß diese geistige Umwandlung, die ihn der neuen Richtung zuführte, nicht die letzte in seinem Leben seyn wird. — Es ist überschrieben: „Dorfgeschichten", — und wir erlauben uns, die nachstehenden Verse als frommen Wunsch für unsern Dichter selbst auszusprechen:

— — „Wer mag ihn unterdrücken,
Den Kern im Volk, den ewigen, tücht'gen, derben?
So laß uns frisch dann auf und vorwärts blicken,
Ein Keim wie der wird nimmermehr verderben!
Der fängt erst an, in Pracht sich zu entfalten,
Mag Gott die Hände segnend d'rüber halten!

XLI.

Die Wallfahrt nach Trier.

(Aus einer größern, unter der Presse befindlichen Schrift.)

Herder hat irgendwo in seinen Schriften lebendig die staunende Bewunderung ausgedrückt, die jenes gewaltige Gebände in ihm hervorgerufen, das die Kirche aus ein wenig Wachs und Oel und Wasser und Salz und einem Kleinsten der Erträgnisse der Rebe und des Halmes aufgebaut. Er hat dort den Wunderbau von seiner greiflichen Seite her gesehen; das Unbegreifliche wäre ihm begreiflicher geworden, hätte er erlebt, was wir in den letztern Tagen gesehen, eine Völkerwanderung durch eine Handvoll Lammswolle erregt. Was ist es doch gewesen, das mehr als eine Million Menschen aller Stände und Lebensweisen, als sie auf ihren Lebenswegen ruhig dahingegangen, plötzlich ergriffen, und sie hinwendend zu einem und demselben Ziele, auf gemeinsamer Straße zu Demselben hingeführt? Die ungeheure geistige Wirkung muß eine ihr entsprechende und proportionirte geistige Ursache haben, und das Unzureichende im natürlichen Momente sich in einem Anderen höherer Ordnung stärken und kräftigen, soll sie irgend begreiflich werden. Wie daher am Kirchenbau das Aeußerliche nur als ein verschwindendes **Kleinstes** einem Innerlichen **Größten** sich beigesellt, und nun Beide eingehen in die staunengebietende Wirkung; so wird auch hier das, in seiner engen Begränzung Unerhebliche der Umhüllung, sich ergänzen in der unwiderstehlichen Macht seines Inhaltes; und so muß, indem das Eine an dem Andern seine Ueberleitung durch die Sinne in den Willenskreis hinüberfindet, jene wundersame Bewegung in der geistigen Welt hervorgerufen werden. Was ist

aber nun in beiden Fällen jene größte und stärkste Macht, die allem Natürlichen nur seine Bedeutung gibt, indem sie es als ihren Träger in den eigenen, höheren Kreis versetzt, und nun durch das angenommene Organ im Unteren Wunder wirkt? Schon die Natur deutet im Bilde auf eine solche Weise der Integrirung des Sichtbaren durch das Unsichtbare hin. Theilt dem Eisen den Magnetismus mit, und dieß Metall erwacht wie aus dumpfem Schlafe, empfindungsloser Gleichgültigkeit und schwerer Trägheit auf; es bekömmt ein Auge, um den Pol zu schauen; ein Gefühl des Gleichgewichtes, um gegen die Tiefe hinzuneigen, und findet nun als ein höher belebtes Glied auch in alle Wechsel einer höheren Natursphäre sich verflochten. So auch mit dem Menschen. Als Erdgeborner der Erde angehörend, will er schlecht und recht auf Erden wandeln; er ist in vielfältiger Wahlverwandtschaft mit Andern um ihn her verbunden; findet sich dunkel angezogen und abgestoßen; strebt nicht aus seinem Kreise höheren Verhältnissen entgegen; lebt und läßt leben, und wird am Ende zu seinen Vätern versammelt. Er ist dem Eisen zu vergleichen, dem Metalle, das auf Erden gleich ihm heimisch ist, und still durch die unteren Regionen der Natur kreisend, seine conservative Wirkung übt. Wird nun ein Solcher, nachdem er in ernster Vorbereitung seinem Leben die rechte Richtung gegeben, von einem dazu Berufenen etwa zum Priester geweiht, dann wird er seinerseits in einen höhern Kreis eingeführt, er wird den dort herrschenden Gesetzen unterthan; Verhältnisse, die früher für ihn nicht da gewesen, sind ihm jetzt in ihrer Bedeutung aufgegangen; er bestimmt sie und wird von ihnen bestimmt; sein Wesen eignet der Region sich an, die ihn in sich aufgenommen, und die Weihe hat ihm einen indelebilen Charakter aufgeprägt, der sich im Leben nur entwickelt. Hat der Eine oder der Andere aber etwa eine noch ernstere, noch tiefer eindringende Vorschule gemacht; hat in ihm in größerer Gottesnähe das reinigende Feuer die Schlacken in der menschlichen Natur aufgezehrt; hat ihn die weihende Gotteshand be-

rührt, und mit dem Siegel der Heiligkeit den Geweihten be- zeichnend, ihn in die Region höchster menschlicher Wirksam- keit hinaufgehoben, wo er in Gott die Dinge schaut, und in ihm seine Thaten thut, die in ihrem eigenen Kreise wie na- türlich ablaufen, in den Tieferen aber als Wunder erscheinen: dann hat sie ihm noch einen andern, weit unvergänglicheren, einen unvertilgbaren Charakter aufgedrückt, der den ganzen Menschen durchdringend, an ihm in allen Gebieten seines Daseyns, das Leibliche nicht ausgenommen, hervortritt. Denn das Leibliche, was ist es anders, als die Kehrseite des Geisti- gen, sein plastisches Bild im Weltspiegel, aus den spiegelnden Elementen herausgebildet? was aber ist das Heilige anders, als das höhere Bild der Gottheit, im Geistesspiegel des Menschen aus seinen geistigen Elementen geformt, in denen der göttli- che Strahl einen Abglanz des Strahlenden erweckt. Der Geist aber, sein nach abwärts geworfenes Bild aus Elementen der Natur gestaltend, läßt dabei auch Naturgesetze walten; und indem er sich in dieß sein Bild als seinen Leib gekleidet, hat er auch gestatten müssen, daß die Natur in diesem Leibe ihr eigenes Abbild in seinem Geiste conterfeit, dem er nun als seiner Natur einwohnt. Nach Innen aber hat jener Gottes- strahl die Gleichniß des Strahlenden dem Geiste eingebildet, und das geistige Brechungsgesetz hat dabei gewaltet; indem der Geist daher jenes Bild aufgenommen, hat er auch ein Abbild von sich selber jenem bildenden Strahle eingeprägt; und so hat dem unteren und äußeren Spiegelbilde des Gei- stes in der Natur, mit dem Spiegelbilde der Natur im Geiste zum Leib verbunden, eine höhere und innere Spiegelbildung der Gottheit im geheiligten Geiste, mit einer andern Spieg- lung dieses Geistes in der Gottheit zusammengehend, sich bei- gefügt. Dem Geiste ist also von Natur nach abwärts eine leibliche Hülle beigegeben; nach aufwärts aber gewinnt er im Reich der Gnade durch die Heiligkeit eine gottförmige Umhül- lung, in der das Urgute in Gott sich durch das offenbart, was vom geschaffenen Guten in ihm ist. Die leibliche Hülle, in

wiefern die Natur in ihr in den Geist eingegangen, ist wie die theilbare Natur selber dem fließenden Wechsel und Wandel der Zeit verfallen, also sterblich; nur der Geist, in wie fern er in dieser Hülle sein Bild in die Natur hinausgesetzt, und die leiblichen Kräfte beherrscht, behauptet auch die Unsterblichkeit seines einfachen Wesens in diesem Bilde fort. Derselbe Geist aber, ursprünglich im Bilde Gottes ausgeschaffen, hat, nachdem er in der Wiedergeburt ins Reich der Gnade eingetreten, in den Spiegel der Gottheit, wie bei der Geburt, in den Spiegel der Natur geschaut; und Gott hat in ihm sein ursprünglich ihm aufgeprägtes Bild in der Heiligkeit wieder hergestellt, und der Geist selber diesem Bild sein eigenes Gleichniß nachgebildet. Das Bild ist nun ewig wie Gott selber; das Gleichniß aber, wie Alles, was des Geistes ist, unsterblich. Leib und Seele sind aber am Menschen, dem Einsassen der Natur, mit Nothwendigkeit verbunden; der Abglanz der Gottheit in dem erneuten Bilde, und der Widerglanz in dem folgenden Gleichniß dieses Bildes, sind aber eine freie Gabe, die dem ganzen Menschen zu Theile geworden; die also dem Geiste in der Heiligkeit zwar gegeben ist, aber in ihrer Einkehr auch ihre Nachwirkung im untern Bilde dem Leib geäußert; der auch analog wie im Nachklange eine entsprechende Umbildung, in Naturtypen ausgesprochen, erfahren. Gleichwie nun, im Eintritte der Begnadigung in den Heiligen, der Grund der Verehrung gegeben ist, die ihnen die Kirche geweiht; so im Naturreflexe derselben in ihrem Leiblichen die Veranlassung zu dem Werthe, den sie ihren Reliquien beigelegt, und der Achtung, mit der sie dieselben umgibt. Am natürlichen Himmel offenbart sich die Gottheit in den leuchtenden Sternen, die, als ihre Naturpropheten sie umstehend, aus dem Lichtmeer, das ihren Thron umfließt, in immer vollen Schaalen die Lichtströme schöpfen und gegen die Tiefe gießen; die aus ihnen all ihr Leben und all ihre Bekräftigung saugt. Eben so umstehen im Geisterreiche ihre geistigen Propheten, die Heiligen, dieselbe Mitte,

die in ihnen sich dem Unterreiche kund gibt; indem sie, selbst Sterne an jenem Geisterhimmel, als Vermittler die Lichtströme, die, obgleich ihnen mitgetheilt, doch aus ihnen unversiegbar quellen, hinab zur Erde senden. Wie aber alle Materie, wenn sie lange der Einwirkung des physischen Lichtes ausgesetzt gewesen, dann im Dunkeln nachleuchtet; so verehrt die Kirche in dem, was vom Leiblichen dieser Heiligen auf Erden zurückgeblieben, und das während ihrer Lebensdauer im engsten Verkehr mit ihnen gestanden, den Nachschimmer jenes geistigen Lichtes, das bleibend sie umspielt. Selbst auf äußere Dinge, die lange mit ihnen im Verband geblieben, wird sich ihre Einwirkung erstrecken. Wie im profanen Gebiet das Eigenthum zum Willen sich verhält, der seinem Besitz die eigene Form aufprägt, die sich dann fortan erhält; so übt auch die Heiligkeit ein solches Besitzrecht selbst auf die leblosen Dinge aus, die als Solche fortdauernd in der Sphäre ihres Einflusses geblieben; und also auch an ihrem Theile, nach der Anschauung der Kirche, als Ueberleiter höherer Einflüsse in das Naturgebiet dienen. Das wird vorzugsweise bei Allem der Fall seyn, was je mit dem Erlöser in einem solchen Bezug gestanden; und so begreift sich die Verehrung des Kreuzes und seiner Leidenswerkzeuge, und die des Rockes, den er bei seinem Wandel auf Erden getragen, vollkommen; sie wird nur eine natürliche Folge, abgeleitet aus dem innersten Grunde der Verehrung des Heiligen, seyn.

Das Heilige, also seinen Träger von oben nach unten bis zum Grund erfüllend, wird in Mitte der Kirchengemeinde, über diesen Träger hinaus, eine gewisse Wirkungssphäre gewinnen; es ist eine erste Frage: wodurch wird diese nach außen gehende Wirkung vermittelt werden? In natürlichen Dingen sind es die Sinne, die diese Vermittlung übernehmen. Ein Lichtträger strahlt seine Leuchtung allum in die Runde aus; welches Auge eintritt in die Lichtsphäre, wird von der Strahlung berührt, und berührt in ihr seinerseits wieder den Träger, und erkennt in dieser höhern Betastung

die äusseren Formen des Gegenstandes. Dasselbe wird der Fall mit dem tönenden Körper seyn; das Ohr vernimmt seine Bebungen, und bringt dadurch in den Sinn der Sprache ein, die der Träger des Tones in seiner innern Aufregung redet. Im ersten Falle vermittelt das Licht die äußere Gemeinschaft mit dem Leuchtenden; im Andern die schallkräftig bewegte Luft die innere des Hörenden, mit der ausquellenden und überfließenden Bewegung des Schallenden. Licht und Schallbewegung aber sind räumliche und zeitliche Naturbedingungen des Sehens und des Hörens; fehlt das Eine oder das Andere, dann fällt auch Jenes oder Dieses weg, so wie sie gehemmt werden, wenn ein Undurchdringliches zwischentritt. Alle Wirkung des räumlich oder zeitlich bewegten Trägers erscheint daher an Raum und Zeit geknüpft; alle Sinnenwahrnehmung geht nur auf bestimmte Ferne und auf die Gegenwart. Nicht in gleicher Weise vermittelt sich das Heilige mit dem, der es in Verehrung aufnehmen soll. Das Vermittelnde ist hier der Glaube, der das Band vom Einen zum Andern knüpft. Dieser Glaube geht nun in keine Weise auf den Träger des Heiligen hin, sondern direct auf das ihm einwohnende Unsichtbare; jener Träger, insofern er in die Sinne fällt, leitet nur die Aufmerksamkeit derselben zu diesem innern Inhalt, der allein für den Glauben eine Bedeutung hat, während ihm jene äußere Hülle an sich auch nur in äußerer Bedeutung gilt. Der Glaube dringt also unmittelbar zur Mitte vor; er ist weder an Räumliches noch Zeitliches gebunden; nichts ist ihm undurchdringlich, mit einem Rucke schlägt er ein in den innersten Kern der Wesenheit des Heiligen, und es weben sich nun die Fäden der gläubigen Verehrung, zwischen dem Gerührten und dem Gegenstand der Rührung hin und her. Der Glaube ist also das Vermittelnde eines eigenen inneren Sinnes; eines nach einwärts gekehrten, und nach oben aufgeschlagenen Auges, das in die Kreise jener höhern Begnadigung blickt. Die Anschauung in diesem Auge ist eine unmittelbare, aber von der Art, wie wenn eine Mitte der

andern gegenwärtig sich in ihr erschaut; eine Unmittelbarkeit, die nicht vergleichbar jener Andern im untern Sinne ist, die als eine Betastniß in nächster Nähe des Vereinzelten bewußtlos vor sich geht; während dort von Mitte zu Mitte das Bewußtseyn, nur seiner selbst vergessend, dem Gegenstande sich hingibt. Dieser gebietet aber doch, mit einer Art von innerer höhern Nothwendigkeit, über den Glauben, der sich ihr mit freiem Entschlusse fügt; und so kann man den Glauben auch mit dem Namen eines freien Instinctes bezeichnen. Solche höhere Instincte, gegenüber den nach abwärts Gekehrten, sind nun in jedem Menschen rege; während die Letzten, wie Wurzeln des Daseyns, den Verkehr mit der Natur in bewußtloser Dunkelheit vermitteln; sind jene andern in lichter Besonnenheit wirksam, in den höhern Lichträumen sich an strahlende Mitten bindend, und in ihnen geistig wurzelnd. Dergleichen Instincte sind nun auch in allem Volke thätig; wie in denen, die nach abwärts gehen, um die Mitten dieses Kreises her alle politische Gesellschaft sich erbaut, so in denen, die nach aufwärts gehen, die kirchliche; jede Lebensbewegung aber, dort wie hier, wird durch sie geweckt: denn in demselben Zuge einen sich die Einzelnen in Massen, und die Geeinten bewegen sich dann in der gleichen Richtung dieses Zuges. So haben, als vor Jahren diese Ziehkraft von einer politischen Mitte, der Idee der Befreiung des Vaterlandes ausgegangen, die Völker in jenen unteren Instincten sich in ihr gesammelt; und sind in der Hauptstadt ihres Drängers sich begegnet, und haben sich ihr Recht verschafft. Als im Mittelalter der Gedanke, das heilige Grab in den Händen der Ungläubigen zu wissen, die Gemüther ergriffen; da war es nicht die Stadt Jerusalem als Solche, die jene höheren Affecte angesprochen; es war auch nicht der Tempel, der sie angezogen; selbst nicht der Stein, auf dem die Leiche des Erlösers gelegen: es war die Heiligkeit, die dem Heiligen der Heiligen eingewohnt, die nun, nach Art alles Höheren das Tiefere in sich befassend und durchdringend, bleibend ihm als eine Art von trans=

fundirter Begeisterung eingewohnt; das war's, was sie hervorgerufen. Dieß Einwohnende war gemeinsame Mitte, in der sie sich zusammengefunden; in ihr sind sie eins geworden untereinander, und da der Zug auch auf die Geeinten in Masse fortgewirkt, sind sie auch in Massen ihm folgend fortgezogen. Sich hinwälzend von Volk zu Volk, sind diese stets sich mehrend auch mehr und mehr angewachsen; und alle zuletzt, unter den Mauern jener Stadt zusammentreffend, haben sich das Grab erstritten.

Diese Züge, wie sie in ihren Zeiten, aus sinnlich unscheinbaren Ursachen hervorgegangen, die Welt in Bewegung gesetzt; sie haben sich jetzt am Rheine wiederholt, und jener Theil des jetzigen Geschlechts, dem nur für das Greifliche noch ein Sinn geblieben, kann natürlich das Ungreifliche nicht begreifen, und will sich bei seinem Anblick zu todt wundern. Jenes Gewand, das je nach Menschenaltern aus seiner Verborgenheit hervorgeht, und in seinem Alter mit der Zeitrechnung voranschreitet; es ist nach Ablauf eines solchen geschichtlichen Stufenjahres wieder zur Sichtbarkeit gelangt, und sogleich hat es sich rund umher in allem Volke zu rühren und zu regen angefangen. Es war, als sey wie damal ein neuer Stern am geistigen Himmel aufgegangen, aller Augen hatten sich auf die Stelle gerichtet, wo er erschienen, und nicht zwar dießmal die Könige, wohl aber die Völker sind ihm nachgegangen. Jene wundersamen Kräfte im Tiefinnersten der Menschen, die ihnen nur darum verborgen bleiben, weil sie Allem zum Grunde liegend, wie der Tag selber alles sichtbar machen, und wie das Leben selber ungefühlt, alles verlebendigen; sie haben bald seinen Zug gefühlt, und in kleinen Wellenschlägen sich zu regen und zu bewegen angefangen. Die kleinen Wellen haben bald zu größeren Wellenkreisen sich verbunden; die sind dann, immer wachsend durch größere und größere Volksmassen, hindurchgegangen; endlich hat das ganze Volk, in allen seinen Tiefen und Höhen, von ihnen sich umsponnen gefunden, und es ist wie ein wogendes und wallendes Meer geworden, in dessen Mitte

eine tiefste Herzmitte sich gebildet, von der alle pulsirende Wellenbewegung ausgegangen, und zu der sie wieder ihren Rückgang genommen; also daß die Wanderschaaren der Tausende wie in einem Odem der Begeisterung von jener Mitte eingeathmet, in ihr Heiligung gefunden; und dann wieder ausgeathmet, die Gefundene in's Leben trugen. Höhere Fügung hat es auch also geordnet, daß die ganze Bewegung, rein den sie aufregenden Kräften überlassen, von außen völlig ungestört geblieben. Man muß es der preußischen Regierung nachrühmen, daß sie nichts gethan, um eine solche Strömung zu hindern und zu hemmen. Dort ist statt des engbrüstigen, beschränkten und furchtsamen Geistes, der früher nach oben geherrscht, ein besserer, freiathmender und freien Athem gestattender herrschend geworden; er hat seither Zeit gehabt, bis zu den untern Landesbehörden sich auszubreiten; diese zum Stören nicht angewiesen, haben auch nicht aus eigenem Ermessen solche Störung angeordnet. Es war, wie herkömmlich, anfangs die Rede davon, Truppen am Orte, wo frühere Ansicht Gefahr gewittert hätte, aufzustellen; aber man hat das Vertrauen gehabt, das zu unterlassen, und das Vertrauen ist nicht zu Schanden worden, noch auch die Verantwortlichkeit compromittirt. Zwölf Gensdarmen, die man zur Stadt berufen, haben sogar als entbehrlich sich bewiesen; da die Bürgerschaft in sehr verständiger Weise als Ehrenwache, sich der Oberleitung angenommen. So war die Sache sich selber hingegeben, daß sie zu einem reinen Kreuzversuche sich aus sich selbst entwickeln konnte; damit man sehe, wes Geistes sie sey, und über welche Kräfte die Macht in ihr gebiete. Das nämlich war zum letztenmale die Frage: wie ist es um den religiösen Sinn in diesem Volke im Ganzen bestellt? Ein siebenundzwanzigjähriger Krieg ist über dasselbe hergegangen; während dem größeren Theil dieses Zeitraums hat es unter französischer Herrschaft gestanden; die Revolution hat sich ihm nicht etwa aus der Ferne gezeigt, sie, bis in seine Mitte vorgedrungen, hat es in ihren Kreis gezogen, und bei ihm wie zu Hause geschaltet. In so

langdauernder Depression sind dann, so schien es, jene religiösen Instincte nach und nach betäubt und abgelähmt, zuletzt erloschen und vergangen, und haben vielleicht einer unruhigen Beweglichkeit in den untern Lebenskreisen ihre Stelle geräumt. Die, welchen alles Höhere eitel Tand und Blendwerk ist, haben solchen Ausschlag gehofft; aber der Kreuzversuch hat ganz zu einem anderen Ergebnisse geführt. Es hat sich erwiesen, daß diese Instincte in Mitte aller Gefährde der Zeit sich ungekränkt bewahrt; daß sie, beim Namen gerufen, sogleich in voller Kraft zur Stelle gewesen, und über ihre Unverwüstlichkeit Angesichts ihres Gegenstandes sich ausgewiesen, der, als er aus seiner Verborgenheit hervorgegangen, selber unverändert, auch das Volk unverändert wieder gefunden; und so auch seine ganze unverminderte Kraft über dasselbe ausgeübt. Und nicht etwa im Verborgenen ist diese Prüfung der Geister vorübergegangen, daß sie ignorirt oder abgeläugnet werden könnte; die Zeit in ihrer feigen Art, der höhern Wahrheit gegenüber sich zu halten, hätte dann den Schleier des Nichtwissenwollens darüber hingeworfen, und wäre sofort hochmüthig in ihrer Weise vorübergegangen. Nein, die Vorsehung hatte es also geordnet, daß die Probe vor aller Welt Augen abgelaufen, und der Zeugenbeweis in colossalen Buchstaben sich eingeschrieben; wie bei dem, was damals auf dem Sinai sich begeben, Angesichts deren, die unten am Fuße des Berges hielten, der in Donnern und Posaunentönen hallte. Was eine Million Menschen freiwillig nach einer und derselben Richtung, ohne Verabredung, in Bewegung setzt, muß einer höhern Ordnung der Dinge angehören; da, was ihnen gleich oder untergeordnet steht, in der Regel auf getheilte Meinung trifft. Hier nun war in dem Einen Alles einverstanden; die großartigen Verhältnisse, die sich gestaltet, hatten laut es ausgerufen, und das Endergebniß hatte sich aller Welt hörbar aufgedrungen. Das Volk zwischen Rhein und Maaß, die Bewohner des ersten und zweiten Deutschlands, so viel ihrer von fränkischer Wurzel dort eingezogen, hat sich erhoben, und ist zu

seiner ältesten Hauptstadt hingewandert, um dort Zeugniß zu geben. An die Spitze seiner Züge haben die Seelenhirten sich gestellt; die Bischöfe sind vorausgegangen, und so sind die Diöcesanen der alten drei rheinischen Erzbisthümer vor dem Schrein ihres Heiligthumes sich begegnet. Was früher mit ihnen in einem kirchlichen Verband gestanden, hat sich ihnen angeschlossen; Westphalen mit Cöln stets früher verbunden und die tiefer liegenden Bisthümer; die katholische Bevölkerung rechts des Rheines, ehemals Trier angehörig; Speyer, was ehemals mit Mainz geeinigt gewesen: sie alle haben sich hinzugefunden; selbst Belgien und das katholische Holland haben sich nicht ausschließen wollen, und die Völker in Luxemburg, auch einst Diöcesanen von Trier, sind herzugewandert. Selbst in Frankreich ist die Erinnerung jenes alten Diöcesanverbandes wieder aufgewacht. Die Bischöfe von Metz, Verdun, Nanci und Saint Diez waren, wie bekannt, ehemals Suffragane von Trier, Toul und Nanci aber hat das Ereigniß vereint gefunden; die Bischöfe von Verdun, Metz und Nanci aber haben mit vielen ihrer Diöcesanen, und zahlreichen französischen Priestern sich eingefunden. So hat also im weiten Kreise die Macht des Zuges alle umwohnenden Völker ergriffen, und sie zur ziehenden Mitte hingeführt. Was aber Diese bestimmt, hat auch über die gezogene Gränze hinübergewirkt; und nur äußere Umstände haben der Aeußerung dieser Wirkung eine künstliche Gränze gesetzt. Wie die Belgier sich zu dem hier wirksamen Grund verhalten, haben sie, durch gleiche Verhältnisse wie ihre Nachbaren hindurchgegangen, in und nach ihrer Revolution bewiesen, und sie würden unter ähnlichen Umständen sich wie die Rheinländer erwiesen haben. Das katholische Elsaß hat in seinen kirchlichen Verhältnissen die Revolution bis nahe auf die letzte Spur bei sich ausgetilgt; es würde bei der Erweiterung des Wirkungskreises in der Versammlung der Stämme sich nicht der Letzte melden. Wie es um die katholischen Schwaben und ihre Stammverwandten, die Schweizer gleichen Glaubens, in dieser Hinsicht steht, davon kann Einsiedeln uns er-

zählen, und Altöttingen unterdessen die Bayern uns auslegen. Die Tiroler haben ihren Sinn werkthätig vielfach schon bewiesen, und das österreichische katholische Volk würde, wäre der seidene Faden, der es umhegt, gerissen, sogleich in die Linie treten. So hätte, wenn ähnliche Umstände, wie dort in Trier eingetreten, vom Unterrhein zum Mittelrhein und zum Obern und von da zu den Donauquellen herab, und wieder am Strom hinunter bis nach Ungarn hin, ein gleiches Wogen und Wallen die Nieder und Mittel und Hochdeutschen Völker bewegt; und was schlagend für den Geist der Fränkischen in diesem Vorgang sich erwiesen, würde auch schnell für alle Anderen seine schlagkräftige Gültigkeit vor aller Welt bewähren.

Wenn aber die Bewegung an sich, durch ein scheinbar Kleinstes, — verächtlich denen die das Große nach ihrem Augenmaaße messen, — hervorgerufen, in ihrem Anschwellen zu jener unwiderstehlichen Gewalt, tröstend und erhebend ist; dann wird sie es noch vielmehr seyn, betrachtet man sie in ihrem Entstehen und in ihrem ganzen Verlaufe; und in der Weise, wie sie, über Straßen und Wege herschreitend, sich innerlich geordnet und ausgestaltet hat. Als die Botschaft beim Volke sich angemeldet, da war das Verständniß mitgewandert, es hatte keiner Ueberredung bedurft; gleichzeitig war bei Allen der Entschluß gereift, und jeder hatte sich reisefertig gemacht, um das Beschlossene auszuführen, so wie seine Umstände es gestatten würden. Ein Zwergsack nahm die erforderlichen Lebensmittel auf, wie ehemals bei den alten Heeren, wo jeder für seinen Unterhalt selbst zu sorgen hatte; schnell, indem jeder an seiner Stelle eingetreten, war die Prozession gebildet, die nun, Kreuz und Fahnen voraus, betend und singend stromaufwärts oder auf dem Landwege über die Hochebene herzog. Die Frauen hatten theilweise ihre säugenden Kinder mit auf die Fahrt genommen; Erwachsenere liefen, so viel sie konnten, nebenan, und die Ermüdeten wurden in Wägen aufgenommen, die in großer Zahl den Zügen folgten. In geordneten Wegrasten wurde in den Dörfern eingekehrt, Keines verschloß die Thüre

den Ziehenden; die mitgenommenen Vorräthe bestritten das Mahl, den Wohlhabendern wurde es zum Theil in jenen Wagen nachgeführt, vollkommene Gütergemeinschaft herrschte; dieselbe Streu, wo wie gewöhnlich die Betten nicht hingereicht, und das Heu in der Scheune nahm die, welche der Zufall zusammengeführt, gemeinsam zur Nachtruhe auf, und am frühen Morgen wurde dann weiter fortgepilgert. War ein großer Ort erreicht, dann konnte die Gastfreiheit seiner Einwohner in einem größeren Verhältnisse sich entwickeln. Als der Zug der Limburger, vier Tausend oder mehr an der Zahl, über die Rheinbrücke bei Coblenz zollfrei einwandernd, in dieser Stadt angelangt; da war er, vom Glockengeläute empfangen, in der Pfarrkirche eingezogen. Während sie dort beteten und sangen, hatten außen in den Straßen die Einwohner sich gesammelt; und als die Pilger die Kirche verließen, entstand ein Wetteifer zwischen denen, die an ihnen diese Gastfreiheit zu üben sich vorgesetzt; jeder ging mit denen, die ihm in diesem Streit zu Theil geworden, nach seiner Wohnung, und in ganz kurzer Frist war das Getümmel allumher verlaufen, und alle diese Leute hatten ihre Unterkunft gefunden. Die Stadt selbst hatte schon früher, am 16. August, von den drei Zügen, die sich in ihrer Mitte gebildet, den ersten auf die Fahrt entsendet. Zwei Tage später hatte in Trier die Aussetzung ihren Anfang genommen; auch diese Stadt hatte täglich 20000 Menschen Unterkunft und Bewirthung angeboten, und diese nach Möglichkeit zum Theile gastfrei geübt. Bald kamen die unabsehbaren Züge auf allen Straßen zu allen Thoren hereingezogen; so daß schon in der Nacht vom 22. bis 23. alle bereiteten Räume von den Pilgern sich angefüllt fanden, und am 24. die Gesammtzahl Aller, die seither eingezogen, auf 65000 gestiegen. Bis zum 27. war diese Zahl schon bis zu 150000 angewachsen, die bis zum 30. bis zu 250000, am 11. September aber, nach den unvollständigen Listen der Polizei, bis 290000 sich gemehrt. Alle hatten ihr Unterkommen gefunden, und der Preis der Lebensmittel war um nichts

lassen, als sie jenen feierlichen Act sich vorbereiten gesehen, hat allerdings ihrerseits an Zuspruch an die Massen es nicht fehlen lassen, damit wo möglich die drohende, offenkundige Sanction jenes Actes, ein Scandal des Jahrhunderts, wie sie glaubte, abgehalten werde. Die Presse hatte seit zwei Menschenaltern keine Mühe sich am Volke verdrießen lassen, um es zu ihrem Zwecke zu üben und zu dressiren; jetzt war endlich die Zeit herangekommen, wo es sich klar der Welt herausstellen sollte, was sie vermocht, was sie gewirkt, und wie glücklich es mit ihrem Vorhaben gelungen. Aber es ist ganz anders ausgefallen; überaus verdrießlich, entmuthigend und niederschlagend. Die ganze Nacht haben wir unsere Netze ausgeworfen, und nichts gefangen, also klagten damals die Jünger; als ihnen aber der Herr am Morgen nochmal einen Zug zu thun gebot, da hatten sie mit einemmale der Fische mehr gefangen, als ihr Schifflein fassen mochte. So die Kirche bei dieser Fischerei. Die Gewerkschaft hatte gar emsig das schlafende Volk mit sieben neuen Stricken gebunden, und Haar vor Haar an die Erde angepflöckt; als aber der Ruf erscholl: „Simson, die Philister über dir“! da war der Schlafende aufgesprungen, und mit einem Rucke waren die Stricke entzwei, mit denen Dalila ihn gebunden wähnte; die lange Arbeit war verloren, und die Milbe, die so lange an den Fundamenten des Weltgebäudes genagt, hatte keinen Umsturz hervorgebracht. Die rheinischen liberalen Blätter, die man auf die Vorposten gestellt, um ihrer Wachsamkeit eine glorreiche Zukunft zu bereiten, hatten ungemein übel sich gehalten, und die Gewerkschaft hatte einen empfindlichen Verdruß über sie empfunden. Die Zeitung von Trier, die, wie die Sage ging, socialistischen Theorien huldigend, ein wohlbegründet Vertrauen erweckt, hatte sich so weit vergessen, „eine Art von Rhapsodie über die Ehrwürdigkeit des heiligen, ungenähten Rockes, den bekanntlich unser Herr Christus vor 1844 Jahren soll getragen haben, abgesungen“; die Mannheimer Abendzeitung bewies, daß die Sache ganz und gar nicht so unver-

nünftig sey, als es auf den ersten Anschein die Mitwelt bedünken möge; sondern ganz consequent aus dem Christenthume sich ableiten lasse. Da traute die Zuschauerschaft von diesseits ihren hellen, klaren Augen kaum, und in der Brust wollte ihr der Odem stocken; sie begriff nicht, was diese Vertreter socialistischer Theorien doch angewandelt, welche unbegreifliche Schwäche gerade im entscheidenden Augenblicke sie überfallen; und war nicht übel Willens, über Verrath zu schreien, und ein bitteres Lamento anzustimmen, daß ihre Gutmüthigkeit abermal und zum Andernmale von Kryptokatholiken sich habe berücken lassen. Sie faßte sich indessen wieder; die Straffälligen wurden für dießmal nur in etwa hart angelassen, ihr Vergehen an der gemeinen Sache ihnen mit bittern Worten vorgehalten, und mit Winken das Nichtausgesprochene nachgedeutet; zuletzt, wenn etwa unzeitige Blödigkeit dem Dienstfehler zu Grunde gelegen, die Zaghaftigkeit durch ermunternden Beifall angefacht. Aber die Straffälligen waren nicht dumm gewesen; sie hatten den Umfang ihrer Stimme gar wohl gemessen; dem Rauschen und dem Gebrause gegenüber, das um ein sich erhebendes Volk durch alle Wipfel des Waldes geht, fiel Diese gar unbedeutend ab; und dem großen, ernsten, mächtig anschwellenden Chore, der an ihnen vorübertönte, entgegen, mußte ihnen selbst ihr Gegenruf wie ein unvernehmlicher Posaunenschall aus der Kindertrompete klingen. Sie hatten also wohlweislich es für gerathener gefunden, den Athem für künftige, günstigere Gelegenheit aufzusparen, und die Kräfte nicht durch ein dummes Schwimmen gegen den Strom unnütz zu vergeuden. Es lag ja auch auf der Hand: wollten sie also verwegen dem Volke entgegentreten, und in seiner Demonstration es zu irren und zu turbiren versuchen; die Geirrten und Turbirten konnten sich leicht die Ueberlästigen vom Halse schaffen. Da sie einmal in das zu gemeinsamem Wirken Zusammentreten sich eingewöhnt, konnten sie auch leicht sich zu einem Interdicte der gesegneten Thätigkeit dieser Abmahner einigen, das

in solcher Gemeinsamkeit ausgeführt, diese gar leicht in großen, unersetzlichen Schaden zu bringen vermochte. Ohnehin hatte der Hirtenbrief des Bischofs von Luxemburg gegen die Lügen- und Lasterliteratur die allgemeine Aufmerksamkeit dahin gelenkt; die Briefe hatten ein krampfhaftes Zusammenfahren in allen dabei Betheiligten erweckt; aus allen Höhlen des Abgrundes, wo die Lügenschmiede sitzen, und die Bosheit und Frivolität Sünden und Schande brüten, hat ein Geheul dem Rufe des Hirten geantwortet, und eine Eruption des Schlammvulcans ist der grimmigen Convulsion gefolgt, und hat die ganze Umgegend überspieen. Wie leicht nun konnte, so urtheilten die Unternehmer, in Mitte dieser fanatischen Haufen, Einer darauf verfallen, der ganzen Mission von unten herauf mit einemmale zu steuern, da von oben herunter dazu keine Aussicht ist. Hat doch auch anderwärts ein so heroischer Entschluß, unter Einwirkung der Kirche und ihrer Diener vollführt, gründlich im andern Gebiet geholfen, und die irischen und schlesischen Völker von der Völlerei geheilt. Wie unschuldig aber sind die mörderischen Geister, die das Feuer aus dem Malze treibt, verglichen mit jenen narcotischen Schwaden und dämonischen Gespenstern, die die Gährung der Zeit und ihr vulcanisches Entglühen in den sich zersetzenden Geistern entbindet, und durch die Einbildungskraft nun mit allem Reize des Wohlgeschmacks umkleiden, und mit allen Wohlgerüchen ihrer Scheidekunst umduften läßt, daß sie allen Sinnen schmeichelnd in die Seelen einschleichen, und die Verwesung und das Verderben, wovon sie ausgegangen, in sie hinübertragen. Die Gefahr eines Mässigkeitsvereines in diesem Gebiete haben die practisch Klugen gar wohl bedacht, und darum alles Einspruchs sich enthalten, und zuletzt, die Scheltenden bedeutend, ihnen zugerufen: daß die Möglichkeit der Erreichung ihres Zweckes eben an diese ihre Enthaltsamkeit geknüpft sich finde. Das scheinen die unpractischen Stürmer denn verstanden, und sich dabei beruhigt zu haben; und auch wir loben die Entsagung, und wollen die

Fortsetzung dieses Opfers in Sachen des Glaubens ihrem Selbsterhaltungstriebe bestens empfohlen haben.

Da nun also die liberalen Blätter von jenseits abgefallen, sind die dießseitigen allein auf dem Walfeld geblieben, und sie haben unter der Hand ihr Möglichstes gethan, um dem Volke abzurathen, und die Obervormundschaft, wenn es sich nicht bedeuten lasse, zum Dreinsehen zu bereden. Die präventive Polizei, die unsere, dem Graswuchs horchende Zeit, gar sehr cultivirt, gab die trifftigsten Gründe und die abschreckendsten Exempel an die Hand, um die wandersüchtigen Leute zum Zuhausebleiben zu bestimmen oder zu nöthigen. Trier, der Brennpunkt des mittelalterlichen Köhlerglaubens, wurde mit der Cholera bedroht; die geflügelte Drachenkönigin des Orients werde, gelockt von der reichen Beute, den Massen folgen, wie die Geier den Caravanen; und in der dicken, dumpfen Luft der Unwissenheit, in der sie sich bewegten, bald sich heimisch findend, von da neuerdings Deutschland überziehen. Aber die Orientalin war anderwärts, zu den frommen Aethiopen, hingezogen, sie gehorchte der Beschwörung nicht; Trier blieb unbehelligt von ihr, das Volk lachte der Drohung. Wohl denn! aber so unmäßig viele Leute, die in so engen Räumen sich zusammenpfropfen, nachdem sie anhaltend dem Einflusse naßkalter Witterung, schlechter, spärlicher, unfehlbar bald ganz fehlender Nahrung sich ausgesetzt, müssen nothwendig, wie die Heere im Kriege, gefährliche Miasmen in ihrem Schooße erzeugen; bei der engen Berührung werden diese vom Einen zum Andern nur allzubald übergehen, und ansteckende Krankheiten werden von diesen polizeiwidrigen Aufläufen ihren Ausgang nehmen, über alle nahe gelegenen Lande sich ausbreiten, und vielleicht selbst uns, die schuldlosen Warner, verderben. Da die Zeit allen ihren Hirngespinnsten sogleich Realität anzulügen nicht das mindeste Bedenken trägt, weil es auf alle Fälle zu gutem Zwecke nicht schaden kann, so war der Hospitaltyphus schon wirklich ausgebrochen; er hatte sich den Rückkehrenden hinter dem Nacken aufgesetzt; etapenweise

berechnete man den Zug des Uebels; man wußte, wann er an einem bestimmten Orte ankommen würde, und bereitete sich treufleißig, den Führern die Maledictionen der Aufklärung entgegenzurufen. Aber siehe da! der Typhus und die Pestilenz waren nicht ausgebrochen, und man machte amtlich indessen in Trier bekannt: „es sind dahier, ungeachtet des Zusammenströmens so vieler Menschen, keine außergewöhnlichen Erkrankungen erfolgt; vielmehr war der Gesundheitszustand im Verlaufe des ganzen Jahres nicht so günstig, als gerade in dieser Epoche, wo sogar in der Armenpraxis wenige Fälle stattgefunden; es liegen auch gar keine fremden Kranken in den städtischen Hospitälern (zwei, die einmal auf kurze Zeit dort niedergelegen, wurden als eine seltene Merkwürdigkeit gezeigt und besucht); noch weniger sind deren bei den Bewohnern der Stadt und Umgegend untergebracht; auch lebt man ohne die mindeste Besorgniß vor dem Ausbruch der gedrohten Krankheiten". Das Volk lachte der sorglichen Droher, es fand sich nie gesunder und frischer, als in den Tagen, wo es so manche Mühseligkeit und Entbehrung bestanden; ein Jahrhundert des Mittelalters hatte mit dem philosophischen einen Tausch getroffen, und indem es für dasselbe eingestanden, hatte es aus seinen Finsternissen einen Engel dem Volke zugesendet, der es durch diese Fahrnisse hindurch und wohlbehalten wieder zurückgeführt. — Aber das werdet ihr doch gestehen müssen, wenn die Aufregung dieser Menge auch solche Uebel glücklich von ihr abgehalten, wird nicht eben sie es um so mehr zu Geistesverwirrungen, Monomanien, Wahnwitz, besonders von der religiösen Art disponiren müssen? Schon sind vier Pilger im Irrenhause von Trier abgegeben; es kann nicht fehlen, zahllose unglückliche Opfer des Wahnsinnes werden ihnen folgen. Denn, ist nicht der ganze Zug ein Paroxism eines stillen Wahnsinns, dessen fixe Idee dieser schwammbraune Rock ist, den sie in ihrem Delirium für das Gewand des Herrn nehmen? Das Volk aber hatte seines gesunden Menschenverstandes so wohl mit Hut wahrgenommen, daß nichts daran

schadhaft geworden, und es war ihm so überflüssig viel von seinem Mutterwitz geblieben, daß es der Thoren lachte, die die eigene Narrheit ihm aufbinden wollten. — Aber seyd doch klug ihr Leute! es kann ja gar nicht anders seyn, wo so unvernünftig viele Menschen in ihrem blinden Fanatism zusammenkommen, und nun in engen Räumen, wie das liebe Vieh eingepfercht, an dem Gegenstande ihres Aberglaubens sich vorüberzwängen, muß es ja nothwendig zu einem furchtbaren Gedränge kommen, und das wird doch unausbleiblich seine Opfer fordern. Viele dieser Fanatiker werden in ihm ihren Tod finden, die Frauen und die Kinder werden aber am übelsten wegkommen, man wird jene auf den Straßen ihre Niederkunft halten sehen; wer wird all den unschuldigen Kleinen, die die Hufe der Rosse zerstampfen, Hülfe leisten? wer die Menge der Durstenden mit einem Trunk kühlen Wassers laben? wer wird die nachtheiligen Folgen des Schlafes unter freiem Himmel von ihnen abhalten? Nein, die Regierung kann und darf solchen polizeiwidrigen Auflauf nimmer zugeben! Aber die amtliche Bekanntmachung that kund: „es haben einige Unglücksfälle durch Ueberfahren von Kindern, wie solches auch zu andern Zeiten vorkömmt, statt gefunden; aber es ist kein Mensch erdrückt worden; es kamen keine Niederkünfte auf der Landstraße, keine auf dem Markte von Trier vor; keine Wöchnerin ist gestorben; gutes Trinkwasser ward, in Ueberfluß von achthundert Privat- und öffentlichen Pump- und Ziehbrunnen, den Durstigen dargebracht, und floß ihnen in fünf schönen Brunnen, mit Trinkbechern versehen, aus der städtischen Wasserleitung zu. Für alle Eventualitäten der Pilger ist auf's allerbeste vorgesorgt, und Schlafstätten sind in solchem Ueberflusse vorhanden, daß immer alle ohne Ausnahme, und selbst mitten in der Nacht zahlreiche Prozessionen sogleich Aufnahme fanden, und kein einziger Fremder genöthigt war, unter freiem Himmel und auf der Straße zu lagern". Das Volk lachte noch lauter als zuvor; es hatte klüglich seine schwangern Frauen zu Hause gelassen; der Kinder

nahmen sich die Mütter an, die sie mitgebracht; und die Ordnung, die in der Sache geherrscht, hatte es überhaupt zu keinem Gedränge kommen lassen. Das war nun niederschlagend, die Sanitätspolizei verstummte, und trat zurück. Aber wir haben noch viele andere Polizeien, eine des Ackerbaues, der Flüsse und Gewässer, der Wege und der Stege, und die der öffentlichen Sicherheit, die alle Aufläufe überwacht, und bei Dieben, Räubern und Beutelschneidern ein Nachsehen hat. Von dort mußten nun auch in der Staatszeitung die vielen Diebstähle, Prügeleien, Mordthaten und sonstigen Excesse gemeldet werden, die unvermeidlich eintreten müßten; aber die wollten auch sich nicht blicken lassen, weil die Leute mit ihrer unvorgesehenen Andacht so viel zu schaffen hatten, daß ihnen zu einigen tröstlichen Excessen keine Zeit übrig blieb. Umgekehrt, da in Trier ein großes Correctionshaus besteht, das alle Sträflinge eines großen Bezirkes, viele Hunderte an der Zahl, in sich befaßt, so mußte gerade diese das Verlangen anwandeln, gleichfalls ihre Andacht vor dem Heiligthume zu verrichten. Sie stellten ein Gesuch deßwegen an die Behörde, und diese war verständig genug, diesem Gesuche zu willfahren. Sie wurden nun in die Kirche geführt, sie brachten ihre Opferkerzen dar, verrichteten ihre Andacht, und Alle kehrten in Ruhe zurück; Keiner fehlte, und man bemerkte seither eine sichtbare sittliche Besserung in dem Hause. So also bewiesen auch diese Befürchtungen sich als eitel; das Volk war in Frieden hingegangen, und in Frieden wieder zurückgekehrt; wohlbehalten waren Alle in der Heimath wieder angelangt, und was die Unglücksraben prophezeiht, und als wirklich schon eingetreten verkündigt hatten, das war Alles als Täuschung oder Lug und Trug erfunden worden. Die Behörde von Trier hat auch darüber bekannt gemacht: „daß die musterhafteste Ordnung während der ganzen Ausstellung geherrscht; daß die gewohnte Ruhe auch nicht im mindesten gestört worden, und daß man glauben könne, der Aufenthalt in der Stadt werde den Fremden zeitlebens eine angenehme Erinnerung bleiben“. Nur

einmal hatte der ungestüme Eifer der Luxemburger eine Art von Gedränge verursacht; man hatte aber sogleich die Thore des Doms verschlossen, und die Ordnung hatte sich sehr schnell wieder hergestellt. So waren also mit Leidwesen alle gehegten Illusionen zerstört, und die gangbarsten Einwürfe gegen das Wallfahrten des Volks, wie zu hoffen, auf immer beseitigt.

Da nun also die gefährliche Sache sich selber nicht zerstören mochte, hat der Verdruß in anderer Weise sich Luft zu machen gesucht, er hat dem Volke das böse Auge zugewendet; das aber hat ihm den Gegenzauber, die geballte Hand mit eingebogenem Daum entgegengehalten, und die schädliche Wirkung zurückgeschlagen. Seit Deutschland in zwei Zungen, mit alter Mundart und mit der Neuen, sich getheilt, ist die Macht dieses Bösen Auges aufgekommen; und hat in unsern Tagen, wie alle freien Künste, zur Virtuosität sich ausgebildet. Dieß Auge sieht alle Gebrechen, an denen es selber leidet, in den Andern hinein; in sich findet es daher alle bestätigende Gewähr, wenn es immer das Schlechteste voraussetzt; die eigennützigsten Motive in allem Thun, Lug und Trug und Arglist all überall, und lauernde Bosheit an jeder Straßenecke. Die von der alten Mundart, die immer Leben und Lebenlassen zum Wahlspruch sich genommen, haben in dieser Art von Hallucination weniger sich ausgezeichnet; aber die von der corrigirten und gereinigten Ausgabe, in usum Delphini, haben es darin bis zur Meisterschaft gebracht, und wissen nun ihre artesischen Brunnen überall anzubohren, daß der heilsame Sprudel ihnen überall in Fülle entgegenquillt. Solche vielfach eingeübte Praktik mochte, hier in Zeiten angewendet, ohnmöglich ihren Zweck verfehlen. Es konnte einmal schlechterdings dabei mit rechten Dingen nicht zugehen: dieses Volk, das durch keinen Zuspruch sich bedeuten ließ, konnte unmöglich dabei eigenem Antrieb folgen, verborgene Hände mußten im Spiele seyn; ihre Kniffe zu entlarven, spannte den Scharfsinn, und gab eine tröstliche Beschäftigung in Mitte der är-

gerlichen Zustände, die sich begaben. Was könnte aber mächtiger anspornen, als der Eigennutz, der ja Alles dort zu Lande erklärt, in Allem zum Vorschein kömmt, und darum alle Räthsel löst mit Leichtigkeit. So hatte, wie wir in einem Blatte, dem Organe des Philisteriums, es gelesen, die Stadt Trier es dem dummen Volke angethan. „Die grösseren und kleineren Wunderheilungen des ungenähten Herrgottsrocks, hieß es dort unterm 14. September, beleben die Wallfahrten, und kommen der Stadt Trier zu gute. Man läßt die Pilger zahlen, nimmt ihr Geld, und wird nur bis Ende des Monats ernst bleiben. Dann, wenn die Privatinteressen nicht darunter leiden, wird man der Sache die komische Seite abgewinnen. Es ist freilich traurig genug, daß kein Blatt es wagt, gegen diese Fanatisirung des Volkes, der leicht Unbesonnene ein Opfer werden könnten, ein festes und muthiges Wort zu reden. Die in Bildern, Medaillen, selbst in Lebkuchen und Zuckerwerk verkauften Herrgottsröcke werden noch lange Zeit in den Gebirgsgegenden als einziges Heilmittel gelten, und alle verständige Hülfe und dadurch bedingte Heilung ausschließen". Es half der Stadt Alles nichts: Trier hatte in Gastfreiheit das Mögliche gethan; es hatte die zahllosen, sich immer mehrenden Schaaren hülfreich aufgenommen, sie unter Dach geborgen, und wo sie dessen bedurft, sie gespeist und getränkt; ihnen oft gar nichts, oder doch unverhältnißmäßig wenig dafür abnehmend. Das bezeugten Alle, die dort gewesen, einstimmig. „Was soll uns das", ist die Erwiederung, „es ist dummes Volk, das in die feinen Gespinnste des Betruges hineingetappt, und selber seine Ausplünderung noch beschönigen hilft". Sonnenklar wurde die Sache, als es unter dem 1. October eben dort, mit der Rubrik Köln hieß: „Heute Morgen ist abermal eine zahlreiche Prozession von Pilgern, „„mit höherer Genehmigung"", und in Begleitung eines Pfarrgeistlichen, nachdem sie zuvor in der zunächst am Thore gelegenen Pfarrkirche eine Messe gehört hatten, mit Fahnen und Cruzifix von hier nach Trier abgegangen, um

die vom dortigen Bischof, im *Interesse des Doms* und der *Stadt* sehr klüglich verlängerte Schaustellung des heiligen Rockes, noch rechtzeitig zur Darbringung ihrer Verehrung und, was in Trier noch willkommener, und die *eigentliche Hauptsache* ist, ihre *Opferspenden* zu benutzen". Um die Dummheit der Leute sich recht handgreiflich zu machen, erzählten sich die von Zweibrücken schalkhaft, wie proceßführende Bauern ihre Acten am heiligen Rocke angerührt. Einer von Köln herüber, der sich in ihre Discurse eingemischt, hat ihnen die Sache sonnenklar gedeutet. „Sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, gehören alle diese Wallfahrer den untersten Volksklassen an; und die ungeheure Mehrheit bildeten, wie es gewöhnlich bei diesen Pilgerfahrten der Fall ist, Frauenspersonen jeden Alters. Lange Prozessionen von Landleuten sind hingezogen, welche ihre Geschäfte auf zehn bis zwölf Tage unbedenklich verlassen hatten, um sich am Anblicke des heiligen Rockes zu erbauen. Die meisten dieser Pilger sahen recht arm und kümmerlich aus, und besaßen augenscheinlich nicht die Mittel, um sich auf einer so weiten Reise nur einigermaaßen ordentlich verpflegen zu können. Die Geistlichen und Zugführer, welche die Prozession begleiteten, hätten sicher weit religiöser gehandelt, wenn sie diesen dürftigen Leuten von der Wallfahrt abgerathen, und sie veranlaßt hätten, daheim ihrem kärglichen Broderwerbe nachzugehen". Lange suchte man nach den eigentlichen Urhebern des Sturmes; da man aber in der Eile und Ueberraschung keinen handfest zu machen wußte, hielt man sich zuletzt an die römische Curie, die, von den Siebenhügeln her, den ganzen Lärm angerichtet. „Vor der klaren und lichtvoll prüfenden Beschauung des protestantischen Deutschlands, vielleicht der protestantischen Welt im Allgemeinen, entwickelte es sich klar, was Rom für die preußische Rheinprovinz beabsichtigte; welche Mittel es in Bewegung gesetzt hat, jene tiefliegenden Absichten zu erreichen, und welche Unterstützungen es gefunden. Denn keiner der großen, weltumfassenden Zwecke ist dort aufgege-

ben; keine Transactionen werden von dort geboten; man betrachtet die Reformation dem Geiste nach wie einen Abfall, der Gestaltung nach wie eine Episode, Reformation und Revolution aber hält man ohngefähr identisch. Als Bollwerk gleichsam für den Katholicismus wird aber das Gebiet des preußischen Rheines betrachtet. Dahin drängen sich die compactesten Massen, und Alles deutet darauf hin, daß von hier aus, unterstützt durch bekannte Ereignisse, sich ein machtvolles Walten entwickeln werde, über dessen Detail im gegenwärtigen Augenblicke von verschiedenen katholischen Kirchenhäuptern Conferenzen gehalten werden, und dessen eventuelle Feststellung in Rom die Billigung und den Ausbau zu erhalten, Hoffnung hat". Das Alles würde sich wohl hören lassen, wollte man für Rom die Kirche setzen; für bekannte Ereignisse aber, bekannte Thorheiten und Fehlgriffe von Seite ihrer Gegner; statt Ultramontanism aber den katholischen Sinn der ihr zugethanen Völker: nur was von der Consequenz Roms und seiner Unerschütterlichkeit in allen Stürmen gesagt wird, mag füglich unverändert stehen bleiben.

Unter all diesem Reden und Gegenreden waren die Jesuiten, zur Verwunderung aller Welt, allein noch unbetheiligt geblieben. Allen Haß und Grimm, den man gegen die Kirche nicht zu bändigen weiß, hat man seither gegen Diese abgeladen; und Allem, was man nicht direct gegen die Kirche und die Ihrigen auszulassen wagt, das befördert man unter Adresse der Jesuiten an die, welche es angehen mag. So sind die Ordensleute wie der, von dem sie den Namen angenommen, mit den Sünden und Schandthaten der ganzen Welt beladen; jeder Tropf, dem ein Topf zerbricht, trägt die Scherben hin zum Berge, der auf ihnen liegt; wer vorübergeht, speit seinen Zorn aus vor ihnen: sie haben Alles gethan, Alles verschuldet; aller Bosheit Abgrund hat in ihnen sich aufgethan, und angstvoll steht die Welt am Rande, die Hände ringend. Unterdessen bringt der Gletscher vor; wo eben noch grüne Matten gelacht, da ist am andern Morgen Alles mit Trümmern und

Eisblöcken bedeckt. Ja, die Jesuitenmucken, sie schwärmen bei nächtlicher Weile und im Nebel der Zeit; unsere Naturforscher sollten wirklich auf ein Mittel sinnen, wie ihre Schwärme einzufangen und zu vertilgen seyn möchten. Gegen die Cholera hat man ja damal irgendwo in Ostpreußen doch guten Rath gefunden. Die rührte bekanntlich auch von einer Art kleinen, microscopisch fliegenden Geschmeißes her; das, tief an der Erde schwärmend, den Cordons durch die Beine schlüpfte, und alles Land hinter ihnen überzog. Da aber ist einer der Pfiffigen auf den klugen Einfall gekommen: er hat die Landmarken ganz niedrig mit scharlachrothem Tuche, um die Bestien anzulocken, umzogen, aber zuvor den Lockvogel mit Vogelleim eingesalbt; die Bestien sind darauf, wie das Mottengeschlecht auf die Flamme hingestürzt; aber die klebrigte Substanz hat sie, wider ihr Verhoffen, fest gehalten, und sie haben sich jämmerlich verzappelt. So war die Cholera mit dem besten Erfolge aus dem Feld geschlagen, und sie, eigentlich nur schmutzigem, unraffinirtem Volk bestimmt, konnte nach der Stadt der Intelligenz sich keine Wege bahnen. Könnte nicht auch die Jesuitenplage auf ähnliche Weise von Deutschland abgehalten werden? Anfangs hatte man bei dem Lärm am Rheine in der ersten Bestürzung nicht an sie gedacht; nun aber, da man erst ein wenig verschnauft, tauchen sie plötzlich auf, und man erstaunt, daß man sie nicht früher gerochen. Eine fistulirende Stentorstimme aus dem Odenwalde (L. A. Z. Nr. 291) ruft, zwei Tage nach dem Schluß der Fahrt: „Harroh den Jesuiten! Mit großer Thätigkeit arbeiten ihre Gesandten in unserer katholischen Bevölkerung, durch Sendlinge von Worms an den gegen Rhein und Neckar liegenden Bergen; in der Nähe des Mains und der Tauber durch Würzburger Einfluß. Man verbreitet die Schriften der Propaganda mit Hoffnungen, daß von Frankreich der Kirche Heil kommen werde; daß die Lasten der Einwohner, so bald sie erst unter den Krumstab heimgekehrt seyen, vermindert würden. Man vertheilt überall Abbildungen vom Herrgottsrocke, mit Ermahnungen, die Kinder, um sie vor Seuchen und Un-

fällen zu bewahren, in ähnlicher Weise zu kleiden. Wir wagen, das letzte Wort dieser Partei: ein Bürger- und Religionskrieg, eine Erneuerung des dreißigjährigen Krieges in Deutschland auszusprechen; das Lächeln der Ungläubigen bedauernd, die Protestationen der Scheinheiligen voraussehend. Wer hätte vor fünf Jahren noch an die Möglichkeit der Wallfahrtschwärme gedacht, worin jetzt hohe und niedere Geistliche, Standespersonen aller Art bezaubert fortgerissen werden? Dem Könige von Würtemberg darf man wohl in den Worten trauen, die er an Siegwart Müller richtete: Wollte Gott, alle Regenten erkennten es mit ihm, und träten furchtlos diesen gefährlichen Machinationen entgegen"! — Allerdings, wenn die unschuldigen Kinderchens, die armen Würmchens erst alle in Herrgottsröckelchen gekleidet sind; wenn sie in der Linken Liliensteugel tragend, in der Rechten aber wieder diese ihre Leibröckelchen, in Lebkuchen nachgebildet, als Schilde vorhalten, und nun geführt von der französischen Propaganda, und den Baccalaureen, Licentiaten und Doctoren der napoleonischen Universität, unter dem Commando von Villemain, Aloysiuslieder singen: dann wird Sion in seinem Grund erzittern, und es wird damit bald zu Ende seyn. Der Mann, der aus dem Wald herausgerufen, ist tief entrüstet, das merkt man ihm wohl an; wie jener Schlaukopf von Athen den Löwen, so spielt er den Ritter von Rothenburg recht gut. Man hört die Zugbrücke zum Auszug auf dreißigjährige Fehde fallen; man hört die Pferde darüber trappeln, die Wagen knarren, die Trompeten schallen, Rosse wiehern, Sporen klirren, Schwerter schwirren; der Schlachtruf erschallt: Alles wie ganz natürlich bis zum Wiedereinzug hin. Aber die Naturforscher haben dem Spucke aufgelauert, und ihn auf frischer That ertappt. Es sind nichts als Vögel, die den Lärm anrichten: Hagelgänse, Rohrdommeln, Gabelgeier, Mäusefalken, Neuntödter; Adlereulen, die den Leuten auf den Kirchhöfen die Perüken stehlen, Leichtschnäbler, Wiedehopfe, Baumläufer, Wende-

hälse, Rabenäser, Elstern, Staare, Gimpeln, Mistfinken, unreinliche Seidenschwänze, Truthühner und Wasserhühner und wetzende Auerhahnen: die haben Alle in die Instrumente dieser Kapelle sich getheilt, und verführen den gräslichen Spektakel. Wir haben dieß Kriegsgeschrei schon mehrmal vernommen; in künstlicher Bauchrednerei wird es, wie damal im Beginne des wirklichen dreißigjährigen Krieges den Jesuiten, also den Katholischen in den Mund gelegt; wenn wir aber zugesehen, dann waren es einige Pfarrer neuesten Wurfes, die für ihre Nachkommenschaft Sorge trugen; einige Leipziger Schachtelmagister, denen von ihren drückenden Correcturgeschäften etwelche müßige Stunden übrig geblieben; einige rationalistische Kleienmüller, die das ausbleibende Wasser auf der Mühle kläglich anschluchzte; Irrwische vom Helikon, die zu keiner Consistenz zu kommen vermochten. Die saßen oben im Gezweige des Baumes, und bliesen ihre Kriegslieder auf eingekerbten Lauchblättern; nicht die Katze im Aschenheerde wurde davon aufgeschreckt. Im Cölner Streite haben wir wohl auch vernommen: was solle die Regierung von den Pfaffen sich länger placken und eintreiben lassen, sie gebiete ja über dreimalhunderttausend Mann; die solle sie aufbieten, dann werde die Sache ein schnelles Ende nehmen. Eine Flotte wird ausgerüstet, damit segelt man federleicht über die Alpen hin; eine Stereotypausgabe von Nicolai wird angefertigt, damit das Heer das verruchte, ultramontane Volk von Grund aus kennen lerne; eine Hausapotheke von Gegengiften wird mit eingeschifft: dann ist's ein Leichtes, Rom hinwegzunehmen; auf dem Capitol wird die früher schon ausgesteckte Burg dann nach der neuen Methode befestigt, und mit dem nöthigen Geschütz versehen; auf ewige Zeiten kann man damit den Vatican in Respect erhalten. Inzwischen das Heer blieb auf dem Friedensfuße, Rom aber nach wie vor unbehelligt.

Wo eine Kirche gebaut wird, baut der böse Feind darneben seine Sacristei; wo eine Wallfahrt eingerichtet wird, ist er als frommer Pilger auch dabei. So hat er denn auch jetzt den Muschelhut

aufgesetzt und den Pilgerstab zur Hand genommen, und Reinecke ist unter der Form der Polemik mitgewandert. Wo die Züge hingegangen, haben sie den Maulwurf unter ihren Füßen klopfen und scharren hören; von den Bäumen hat er ihnen spottend zugerufen; oben in den Lüften ist er wie ein Flug stymphalischer Vögel hingezogen, die, wo die Pilgernden einen Augenblick geweilt, mit ihrem Unrath sie besudelt. Wo der Vater der Lüge weilt, dort ist seine Brut nimmer fern; sie folgen ihm wie die Küchlein der Mutter, die sie ausgebrütet. Das war nun, wie wir gesehen, eine erwünschte Gelegenheit, neuerdings den Brutofen anzusetzen, und in Masse sind die unschuldigen Geschöpfe herausgeschlüpft, und allen Leuten unter die Beine gelaufen. Wir haben schon sonst und von lange her eine große Uebung im Betreiben dieser Art von Industrie und künstlicher Vermehrung uns erworben; nur ein Paar armer Lügenworte hat es von je bedurft zum Einsatz, und sie haben sich unter unsern geschickten Händen wie die Blattläuse gemehrt; so daß sie, ehe der Abend herbeigekommen, von Enkeln im zwölften Geschlechte sich umgeben gefunden. Jetzt aber hat es mehr wie je gegolten; denn die Augenblicke waren kostbar, und die Zeit drängte, weil die Sache überschnell abgelaufen, und man kaum zu Athem kommen mochte. Darum sind Lügen in allen Formen der Conjugation, im Perfectum, Plusquamperfectum, Presens und Futurum ausgegangen; Unglück weissagend sind sie, wie die Prozessionsraupen, den Pilgerzügen entgegengezogen, um sie in ihren Wegen aufzuhalten; die aber sind darüber hingegangen, und haben sie zertreten. — Was ist doch das eine schlechte Rolle, die diese Polemik übernommen, nun schon 300 Jahre den Advokaten des Teufels zu spielen, und unbesehen allem Guten, was sich auf der Gegenseite bietet, abzusagen, und zum Schlechten es zu wenden? Was die Natur frisch und frei und heilsam hervorsprossen macht, das weiß diese Speisemeisterin zu Gifte umzusieden. Sie beleckt es von allen Seiten, nachdem sie es zuvor mit ihrem scharfen, alcalischen Geifer gesalbt; mischt dann gallenbittere Säfte zu,

und so wird der Nahrungsbrei bereitet, mit dem die eingebildete, frivole Menge sich füttert, und heißhungrig die Atzung schlingt, und im Schlingen immer hungriger nach neuer Labsal schreit. Als Würze, um diesen Appetit noch mehr zu schärfen, werden nun jene Lügen hinzugesetzt, die, wie es scheint, gleich dem Tobak, ein Gewohnheitsreiz für diese Zeit geworden, deſsen sie, ohne eine Selbstverläugnung, nicht mehr entbehren mag. Je handgreiflicher diese Lügen sind, um so beißender auf der Zunge, und sohin um so verführerischer. Mögen sie dann auch am zweiten oder dritten Tage in Nichts zerfahren, und nun Schmach und Schande in ihrem Gefolge nachziehen; was schadet uns das, sie haben doch eine kurze Zeit vorgehalten, und die Schwachen getröstet; die Bosheit hat sich darin doch einigermaaßen Luft gemacht, und bei dem offenbar guten Zwecke muß man nicht so wählerisch in den Mitteln seyn. Ueberdem nichts ist leichter, als vor denen, die die Wahrheit nicht wollen, die Wahrheit zu verbergen; will sie ja irgendwo durchdringen, wir schreien sie im Chore zu Boden; oder ignoriren sie auch gänzlich, will sie in ihrer Hartnäckigkeit durchaus sich nicht bedeuten lassen. Dringt sie aber ja doch durch, was ist's dann weiter? wir rühmen uns dessen nicht; Niemand sieht auf nach ihr, denn in ihrer Gedankenlosigkeit haben die Hörer der Sache schon längst vergessen; und die Schmach und Schande von jenseits läuft bei uns als Preiswürdigkeit und Ehre in vollgültigem Curse um, und wird als solche auf allen Wechselbänken al pari honorirt. Die Sache hat uns guten Nutzen abgeworfen; nach zehn Jahren, wohin kein jetziges Gedächtniß reicht, bringen wir sie als eine nun ausgemachte Sache abermal vor, und sie wird uns noch immer nützlich werden. Und indem diese Polemik in solcher Weise unter hoher obrigkeitlicher Censur alles sich gestattet, und ihre Invectiven gegen die Katholischen frei auslassen mag, und selbst wo sie höflich und herablassend ihre Gesinnung mit insolenter Nachsicht bemäntelt, herausfordernd und verletzend ist; während Recht und Billigkeit bei ihr längst verschollene Fa-

deln sind, prahlt sie mit der deutschen Einheit, und wie alle Gemüther in vollkommener Einstimmigkeit, nur ein Herz sind und eine Seele in der vollkommensten Harmonie verbunden. Während diese renomirenden Lärmemacher, unaufhörlich mit ihrer Stärke prahlend, die Säbel vor unsern Ohren wetzen, sprechen sie süße, von Honigthau triefende Friedensworte zu uns, und schelten uns Friedensbrecher, wenn wir uns mit Ekel abwenden; und indem sie hinter uns den rothen Hahnen aufstecken, unter dem Vorwand, es seyen Jesuiten auf der Burg, rufen die nach vorne, wir hätten die Kriegsfahne aufgezogen, und wollten sie mit Brand und Raub verderben. So lange schon haben sie diesen Unfug getrieben, daß er, ihnen ganz bewußtlos entfahrend, noch überdem auf verbindlichen Dank von unserer Seite Anspruch macht. Wir aber, wenn solche Fecialen sich selbst in unserem Namen den Krieg erklären, lassen es ruhig geschehen; Blut wird keines fließen, als das des Ferkels, das sie mit spitzem Stein erschlagen, und dieß Blut komme über sie und ihre Kinder.

XLII.

Zahlenlotterien und Classenlotterien.

(Schluß.)

Wir sprachen zuletzt von vorkommenden Betrügereien der Collecteure. Sind aber auch solche Betrügereien bloß müßige Erfindungen des Augenblicks? Nein! sie finden wirklich statt, und Vieles ist darüber schon öffentlich bekannt worden. Die Sache richtet sich selbst.

Da die wirklichen Thatsachen, wie sie sind, am besten zur Grundlage aller und jeder Untersuchung dienen können, so will ich auch hier Thatsachen, eine wirkliche Spielgeschichte ihrem einfachen und natürlichen Laufe nach darlegen, unbekümmert um die Folgen, die etwa Andere daraus ziehen mögen.

Die Geschichte ist folgende:

„Drei Spieler haben miteinander ein Viertellos einer Classenlotterie gekauft und 25000 Gulden gewonnen. Wie viel sie aber von diesem Gewinne wirklich erhalten haben, ist noch in Dunkel gehüllt".

„Zwei von den Spielern, A und B, die wir Kürze halber Wollmuth und Heid nennen, haben den Gewinn getheilt. Der dritte Spieler, der das meiste Geld gegeben hatte, sollte vom Gewinne ausgeschlossen werden. Es ist ihnen einigermaaßen geglückt, ihren Vorsatz durchzuführen. Dieser dritte Spieler soll Thomas Nagel heißen, aus keinem andern Grunde, als weil er so heißt, was Jedermann ohne Schwierigkeit begreifen wird. Die drei Spieler sind noch sehr jung; der älteste von ihnen ist Valentin Heid, vierundzwanzig Jahre alt, verheirathet, und soll eine Schwester von Thomas Nagel zur Frau haben".

„Das Spiel in auswärtigen Lotterien ist verboten; die gemachten Gewinne sollen mit Beschlag belegt, aber nicht eingezogen, sondern nach geschlossener Untersuchung wieder zurückgegeben werden. Die Spieler kommen bloß mit dem Schrecken davon und mit einer kleinen Strafe von 25 Gulden. Beschlagnahme und Einziehung der Gewinne erscheint aber anfangs den Spielern als gleichbedeutend, und sie werden sich alle Mühe geben, ihren Gewinn zu verkleinern oder gänzlich abzuläugnen".

„Die beiden Spieler A und B, oder Vollmuth und Heid, sind wirklich schon verrathen. Es wird in ganz Junghausen bekannt, daß sie in einer auswärtigen Lotterie gespielt und gewonnen haben. Das Gericht, dem es angezeigt wird, schreitet von selbst ein, und findet bei Valentin Heid 2000 Gulden in holländischen Zehnguldenstücken. Bei Vollmuth wird nichts gefunden. Heid gibt an, daß er dieß Geld von seiner seligen Mutter geerbt habe; eine handgreifliche Lüge, da seine Mutter bereits ein Jahr vor Prägung dieser Goldstücke gestorben war. Endlich, nach vielen Fragen und Antworten, gestehen die beiden Spieler ein, daß sie Eintausend Gulden gewonnen, und davon 250 Gulden, als vierten Theil ihres Gewinnes, ihrem Freunde und Spielgenossen, Thomas Nagel, ausbezahlt haben, wie es verabredet gewesen sey".

„Dieser wird nun vernommen und erklärt dem Richter, daß er allerdings gegen das Versprechen des vierten Theils des Gewinnes die Summe von 12 fl. 36 kr. zum Spiele hergegeben habe. Lange habe er nichts mehr davon gehört, bis etwa vor vierzehn Tagen, da er erfahren habe, daß ein Jude in Junghausen gewesen sey, und an Valentin Heid eine Menge Goldes als Lotteriegewinn ausbezahlt habe. Sogleich sey er zu Heid und Vollmuth gegangen, um sich zu erkundigen. Sie hatten ihm erklärt, daß sie Tausend Gulden gewonnen haben, und sie ihm nun seinen Einsatz mit Dank zurückgeben wollten. Er habe jedoch den vierten Theil des Gewinnes gefordert, und endlich 25 Goldstücke erhalten".

„Leider habe er aber seit dieser Zeit mehr als einmal hören müssen, daß seine Spielgenossen 16000 Gulden gewonnen haben. Er glaube auch, daß er schändlich betrogen worden sey, entweder von seinem Schwager Heid allein, oder von Heid und Vollmuth miteinander. Er wisse gewiß, daß sie ihm seinen rechtmäßigen Antheil am Gewinne vorenthielten und abläugneten".

„Da nun Alles im Reinen war, indem die Spieler selbst bekann-

ten, daß sie in einer auswärtigen Lotterie gespielt und gewonnen haben, so wurden sie, jeder einzeln, zu 25 Gulden Strafe verurtheilt. — Und nun beginnt die Fortsetzung".

„Weil nämlich Thomas Nagel erklärt hatte, daß er seiner Ueberzeugung nach von Heid und Vollmuth betrogen worden sey, so wird jetzt eine Untersuchung wegen des Verbrechens des Betruges eingeleitet, ohne vorhergegangene Anklage, von Staatswegen und im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit. Thomas Nagel wird vor Gericht geladen und beeidigt. Er spricht den vierten Theil des Gewinnes an, und gibt folgende bestimmte Erklärung: „„Bei einem wirklichen Gewinne von 22000 Gulden hat mein Schwager, Valentin Heid, nur 1000 Gulden zur Theilung gebracht. Daß aber wirklich 22000 Gulden gewonnen worden seyen, weiß ich aus einem Brief, den Heid von seinem Bruder erhalten hat, und worin ihn dieser ermahnt, daß er nach G. reisen, und seine Sache weiter austragen möge, da ihm statt des wirklichen Gewinnes von 22000 Gulden 16000 Gulden baar bezahlt worden seyen"".

„Die beiden Spieler werden vor Gericht geladen und werden nicht beeidigt, weil sie bei der Sache so sehr betheiligt sind, daß sie Gefahr laufen, einen Meineid zu schwören. Sie werden jedoch eindringlich ermahnt, daß sie die Wahrheit sagen möchten. Sie beharren auf ihrer früheren Aussage, daß sie nicht mehr als 1000 Gulden gewonnen haben. Und nun beginnt eine Reihe von Lügen und Betheurungen, die wir nur theilweise wieder geben wollen. Sie suchen den Richter irre zu führen, indem jeder einzeln in seinen Aussagen durchschimmern läßt, daß er höchst wahrscheinlich von dem Andern überlistet und betrogen worden sey. Heid erklärt: Vielleicht hat Vollmuth mehr gewonnen, vielleicht hat er mich gar betrogen. Vollmuth erklärt: Vielleicht hat Heid mehr erhalten, vielleicht hat er mich gar betrogen. Heid sagt: Vollmuth muß es wissen, er hat den Schein über das erhaltene Geld unterschrieben. Vollmuth sagt: Ich habe allerdings unterschrieben, aber was ich unterschrieben habe, weiß ich nicht; ich sage die Wahrheit, ich habe den Schein wirklich nicht angesehen".

„Nun wird Heid gefragt, ob er einen Brief von seinem Bruder erhalten habe. Er antwortet: Allerdings hab ich einen Brief von meinem Bruder erhalten; aber was darin geschrieben stehe, weiß ich nicht mehr. Der Brief ist vernichtet und Niemand außer mir hat ihn gelesen. Hat es aber gar meine Frau verrathen, so werde ich sie zum Hause hinaus jagen. — Nochmal aufgefordert, die Wahrheit zu sagen,

läugnet er hartnäckig, daß ein größerer Gewinn gemacht worden sey, er wolle nichts von einem größeren Gewinn wissen. Es wird bemerkt, daß er früher niemals wegen eines Verbrechens oder Vergehens in Untersuchung gewesen sey".

„Von Vollmuth ist vielleicht mehr zu erfragen. Er wird besonders befragt und erklärt: daß ihnen am 14. Oct. 1842 tausend Gulden Gewinn von einem Juden ausbezahlt worden seyen. Ueber Namen, Stand und sonstige Verhältnisse dieses widerwärtigen Menschen könne er keine weitere Auskunft geben, denn er habe sich darnach nicht erkundigt. — Die Nummer des gewinnenden Looses wisse er nicht anzugeben, er habe es gemeinschaftlich mit Heid gekauft, und jeder habe dazu 11 fl. 15 kr. gegeben. Von Thomas Nagel könne gar keine Rede seyn, dieser habe ihm nur vier Gulden, und zwar als bloßes Darlehen gegeben. Es sey wahr, daß er ihm hundert Gulden geschenkt habe, und dieß sey in der ersten Freude seines Herzens geschehen. Von nun an solle er nichts mehr erhalten".

„Auf die Frage, ob er sich nicht über den wirklichen Betrag seines Gewinnes erkundigt habe, antwortete er unbedenklich: „„das wohl, aber weil ich einmal unterschrieben hatte, erhielt ich nichts mehr"". Nun fragte der Richter, bei wem er sich erkundigt habe, und Vollmuth äußerte bedenklich, daß er sich eigentlich nicht erkundigt, sondern bloß im Allgemeinen erfahren habe, daß sein Gewinn vielleicht mehr betragen möchte, als er erhalten habe".

„Auf dieß hin frägt ihn der Richter, wo er denn die ganze vorige Woche gewesen sey. Jetzt ist Vollmuth gefangen, denn es ist in ganz Junghausen bekannt, wo er gewesen, und er muß antworten: „„In Geldesburg am Rhein"". — Bei der dortigen Lottodirection habe er erfahren, daß sein Gewinn 21000 Gulden betrage".

„Auf die Frage, ob er bei der Lottodirection Geld erhalten habe, gab er zur Antwort: „„Ja wohl, ich habe noch 1000 Gulden erhalten, welche der Herr Lottodirector herausgeben mußte"". Aber noch fehlen 20000 Gulden vom wirklichen Gewinne, wo sind sie dann geblieben? Vollmuth antwortet: „„Ich habe nicht mehr erhalten können, weil ich dem Juden bereits den Empfang des ganzen Gewinnes bescheinigt hatte"". — Auch Vollmuth war früher niemals wegen Verbrechens oder Vergehens in Untersuchung gewesen".

„Der Fuhrmann, der Vollmuth nach G. gefahren hatte, wird vernommen und beantwortet die Frage des Richters offen und unbefangen: „„Vollmuth war bei einem Lottocollecteur S. und bei einem mir un-

bekannten Rechtsanwalte, und ich war auch dabei. Das gewinnende Loos war Nummer 8606, und der Gewinn beträgt entweder 22000 oder 18500 Gulden. Die Angaben waren verschieden. Wie viel jedoch Vollmuth wirklich erhalten habe, weiß ich nicht. — Wie ich von ihm selbst gehört hatte, kam ein getaufter Jude, Namens M..., nach Junghansen, bezahlte den Gewinn, und nahm die Bescheinigung darüber in Empfang. Obschon nun Vollmuth von dem Lottodirector nichts erhielt, so bezahlte ihm doch Hr. S. Eintausend Gulden in Silbermünze nach. Auch wurde in meiner Gegenwart die fragliche Bescheinigung vorgelesen. Vollmuth erklärt darin, daß er das gewinnende Loos dem Kaufmann S. um eine gewisse Summe abtrete, und auf alle ferneren Ansprüche Verzicht leiste. In der Bescheinigung war Alles in Ordnung, nirgends eine Zahlenveränderung oder Verschiedenheit der Dinte, oder sonst etwas, was Verdacht erregen könnte".

„Auf die Frage, warum wohl der Kaufmann noch Eintausend Gulden nachbezahlt habe, antwortete der Fuhrmann: Weil der getaufte Jude diese Summe unterschlagen hatte. Eigentlich hat sie nicht der Kaufmann, sondern der Jude, auf Verwendung eines Advokaten und in Gegenwart des Kaufmanns, der sich lediglich an seinen Schein hielt, herausgegeben".

„Die Absicht der beiden Spieler ist klar. Sie wollen ihren dritten Gesellen, Thomas Nagel, von dem vierten Theile des Gewinnes ausschließen. Aber Nagel will sich dieß nicht gefallen lassen, er beharrt vielmehr auf seiner Aussage, daß ihm Heid und Vollmuth den vollen vierten Theil des Gewinnes versprochen haben. Er setzt noch hinzu, daß ihm sein Schwager Heid selber 25 Goldstücke als Gewinnantheil in sein Haus gebracht habe. Heid gesteht dieß zu, bemerkt aber, daß es unrichtig und irrig sey, wenn Nagel meine, daß man ihm einen vierten Theil des Gewinnes versprochen habe. Zwar sey er früher selbst der irrigen Meinung gewesen, und habe in diesem Sinne mit seinem Schwager gesprochen; aber er sehe jetzt wohl ein, daß er sich geirrt habe, und Vollmuth habe ihn vollends darüber aufgeklärt. Vollmuth sey der eigentliche Spieler, und dieser habe nichts versprochen, er aber habe für Vollmuth nichts versprechen können. Es beruhe daher Alles auf einem bloßen Mißverständnisse".

„Auf die Erinnerung, daß sie dem Thomas Nagel 250 Gulden gegeben haben, eine auffallend große Summe für ein kleines Darlehen von zwölf Gulden, antwortete Heid: Es ist wahr, es sind zweitausend

Procente. Aber wir sind keine Juden, und Thomas Nagel ist mein Schwager, den ich vor allen Menschenkindern lieb habe".

„Zum Schluße wird das Vermögens- und Sittenzeugniß der beiden Angeschuldigten erhoben. Das Verfahren dabei ist folgendes: Der Richter schreibt in dieser Angelegenheit an den Vorsteher der Gemeinde von Junghausen. Der Gemeinderath wird versammelt, und die Herrn erklären, daß der Bauer Valentin Heid ein Vermögen von 6000 Gulden an Haus und Gütern habe, und daß der Bauernsohn Vollmuth noch im Brode seines Vaters stehe. Dann ordnen sie zwei Gemeindeglieder, etwa Blatt und Blume, die als Leumundszeugen vor Gericht zu erscheinen haben. Diese erklären, nach abgelegtem Eide, daß sie mit den beiden Angeschuldigten weder Freund noch Feind seyen, und daß sie von der Wahrheit weder Nutzen noch Schaden erwarten, und legen sofort für die beiden Angeschuldigten das Zeugniß ab, daß ihre Aufführung durchaus gut, und daß ihnen nicht das mindeste Schlechte nachgesagt werden könne. — Dieß ihr Sittenzeugniß".

„Es mußte dem Richter einleuchten, daß die Wahrheit auf diesem Wege nicht ermittelt werden könne. Er entschloß sich daher, diese Untersuchung ganz aufzuheben, und in geschickter Wendung eine neue einzuleiten. Dießmal gilt es den Betrug, der vom Kaufmann S. an Vollmuth und Heid angeblich gespielt worden sey. In dieser neuen Untersuchung erscheinen die beiden Spieler als Beschuldigte und Betrogene, und können unbedenklich beeidigt werden. Es ist einige Hoffnung vorhanden, daß der Eid die verborgene Wahrheit ans Tageslicht bringen werde".

„Diese Untersuchung wird ebenfalls, ohne vorausgegangene Klage, bloß um des Rechtes willen und von Staatswegen eingeleitet. Die Absicht des Richters konnte nur seyn, einmal die verborgene Wahrheit ans Tageslicht zu bringen, und dann alle Thatsachen zu ermitteln, welche im Falle eines Betruges von Seite des Kaufmanns S. den Spielern A und B als Staatsangehörigen die Mittel an die Hand geben konnten, gegen den Kaufmann S. mit Erfolg zu klagen. Daß aus einer Untersuchung von Staatswegen kein anderes Resultat hervorgehen könne ist einleuchtend".

„Die beiden Spieler werden vorgeladen. Vollmuth kommt allein und entschuldigt seinen mitbeschuldigten Heid mit einer Krankheit, die ihn über Nacht befallen habe. Vollmuth legt den Eid ab, daß er die Wahrheit sagen werde. Er erklärt: für baar übersendete 22 fl. 30 kr,

habe er ein Viertellos, Nummer 3606, erhalten. Das Geld habe er durch die Post lediglich an den Generalagenten der Classenlotterie in G. gesendet. Sein Loos habe gewonnen, er wisse nicht wie viel. Eine Mannsperson sey nach Jungshausen gekommen, und habe sich nach ihm erkundigt. Er habe ihn zu Valentin Heid geführt, und hier hätten sie beide Eintausend Gulden ausbezahlt erhalten. Die Empfangsbescheinigung habe er selbst unterschrieben, ohne ihren Inhalt gelesen zu haben".

„Später sey er mit einem Fuhrmann nach G. gereist, und sey zu derjenigen Person gegangen, an die er den Einsatz geschickt habe. Hier habe er erfahren, daß der Empfangsschein ein für allemal unterschrieben sey, und daß ihm noch Eintausend Gulden in Silber nachbezahlt werden sollten. Diese habe er auch erhalten, und es seyen ihm, nach Abzug seiner Auslagen, noch 260 Gulden übrig geblieben, die er nach seiner Rückkehr mit Valentin Heid redlich getheilt habe. — Heid wird nochmal vor Gericht geladen und erscheint nun. Auch er muß den Eid ablegen, daß er die Wahrheit sagen werde, und selbst einen Heiden schreckt die Heiligkeit eines Eides. Mit offener und aufrichtiger Gebärde bekennt er Folgendes: Ich bin am 14. October 1842 von Vollmuth nach Hause gerufen worden. In meinem Hause machte uns ein Fremder im Allgemeinen die Eröffnung, daß wir in der Lotterie gewonnen haben. Dann bezahlte er uns beiden 16000 Gulden, Jedem 8000 Gulden aus. Es fehlte etwas an dieser Summe, jedoch nicht viel. Georg Vollmuth unterschrieb die von dem Fremden aufgesetzte und bereit gehaltene Bescheinigung. Was Vollmuth unterschrieben habe, weiß ich nicht; er wird es selber nicht wissen, denn er war, wie fast täglich, betrunken. Wir haben dem Fremden eine Belohnung, Jeder etwas über 100 Gulden, gegeben".

„Als wir später erfuhren, daß wir betrogen seyen, und daß uns mehr gebühre, machte Vollmuth, um der Sache auf die Spur zu kommen, eine Reise nach G., und erhielt, seiner Aussage nach, Eintausend Gulden nachbezahlt. Ich zweifle jedoch an der Wahrheit seiner Aussage, denn ich habe gewisse Nachrichten, daß er 3000 Gulden nachbezahlt erhalten habe".

„Vollmuth wird zum zweitenmal gerufen und an seinen Eid erinnert. Er läßt sich nun bewegen, die Wahrheit zu sagen. Bei seiner ersten Aussage sey er ziemlich betrunken gewesen, und bitte deßhalb um Verzeihung. Aber jetzt wolle er Alles eingestehen. Er habe 22 fl. 30 kr. an den Kaufmann S. geschickt, und von diesem ein Loos, Num-

mer 8606, erhalten. Im Herbste 1842 sey ein ihm unbekannter Fremder nach Junghausen gekommen, und habe ihm allein den gemachten Gewinn ausbezahlen wollen. Er sey aber so ehrlich gewesen, ihn zu Valentin Heid zu führen, und hier habe ihnen der Fremde 16000 Gulden gemeinschaftlich ausgezahlt. — Als er später erfahren, daß ihr Gewinn bedeutender seyn müsse, sey er nach G. gereist und zum Lotto-Collecteur S. gegangen. Hier habe er auch den Fremden getroffen. Der Kaufmann habe ihm sodann 2000 Gulden in Gold nachbezahlt. Wie aber der Fremde heiße, wisse er nicht. Nach Abzug seiner bedeutenden Auslagen seyen ihm ungefähr 260 Gulden geblieben, die er nach seiner Zurückkunft mit Valentin Heid getheilt habe. — Dieß die Aussagen von Vollmuth".

„Der Schluß ist nun sehr überraschend für den Kaufmann S. Die Acten wurden nämlich dem ihm zuständigen Gerichte zugeschickt und er über den ganzen Hergang vernommen. Seine Erklärung darüber ist folgende: „„Das Loos 8606 hat 100000 Gulden gewonnen. Jemand in der Schweiz, den ich nicht zu nennen brauche, und Einer, ich weiß nicht wer, waren die Gewinner, Letzterer zum vierten Theile"". — Auf die Frage, ob nicht Georg Vollmuth von Junghausen der unbekannte Gewinner sey, bejahte er dieß, und setzte hinzu: „„Einer meiner Leute wurde ausgeschickt, um ihm den Gewinn zu überbringen; wie viel er aber überbracht habe, weiß ich nicht auswendig, und ich muß erst in meinen Büchern nachsehen. Ich habe übrigens mehrere Scheine von Vollmuth in Händen. Ich kam in ihren Besitz, weil Vollmuth selber hier war und Nachzahlung verlangt hat"". — Er entfernte sich, um die von Vollmuth ausgestellten Scheine zu holen, und versprach, daß er sogleich wieder kommen werde. Er erschien aber nicht wieder".

„Am folgenden Tage neuerdings gerufen, erklärte er: „„Gegen eine so injuriöse Anschuldigung einer auswärtigen Behörde, wie die vorliegende ist, muß ich mich durchaus feierlichst verwahren. Auch verbietet mir meine Pflicht als Collecteur, über mein Verhältniß mit einem Spieler irgend etwas auszusagen. Hat man Zweifel an meiner Redlichkeit und ob ich ein Betrüger sey, so muß man mich vor dem mir zuständigen Criminalgerichte belangen. Hier werde ich keine weitere Auskunft mehr geben"".

„Später wurde auch der Diener gerufen, der sogleich erschien und folgende unumwundene Erklärung gab: „„Ich bin es, der den Gewinn nach Junghausen gebracht hat. In Vollmuth traf ich einen höchst be-

schränkten Burschen von etwa 17 Jahren, der mir alsbald sagte, daß sein Vater nichts von dem Gewinne wissen dürfe, und der mir, außer der bedungenen Belohnung für meinen Herrn Pathen, eine besondere Belohnung von 1000 Gulden für mich zusagte. Sodann hat er mich zu einem Mann geführt, der drei Häuser weiter wohnte, und der Miteigenthümer des Looses zur Hälfte war. Ich zahlte beiden ihr Geld aus, und nahm auf ihren Wunsch die Theilung vor. Ich erhielt zuerst eine Belohnung für meinen Herrn Pathen, dann eine für mich"".

""Nachdem dieß geschehen, entfernte ich mich sogleich, und reiste nach der Schweiz. Nach meiner Zurückkunft fand ich einen Brief von Vollmuth, worin er schrieb, daß er nicht zufrieden sey, und daß er hoffe, Herr S. werde nachbezahlen. Wirklich zahlte Herr S., um üblen Nachreden zu entgehen, eine bedeutende Summe nach. Vollmuth unterschrieb eine neue Urkunde und erklärte darin, daß er vollkommen befriedigt sey. — Vorher und nachher war er mit mir in hiesigen Kaffeehäusern herumgezogen"".

""Ich muß mich übrigens über ein solches Betragen von ihm höchlich wundern. Erst heute hat er uns einen sehr freundschaftlichen Brief geschrieben. Warum hat er uns also verklagt? — Den Betrag der einzelnen an Vollmuth ausbezahlten Summen anzugeben, muß ich meinem Herrn überlassen; was er sagen wird, kann ohne Widerrede die Wahrheit seyn"".

„Diese Aussagen wurden dem Untersuchungsgerichte zurückgesendet. Die Sache war zum Spruche reif, und es wurde erkannt, wie folgt: ""Die Untersuchung wegen des Verbrechens des Betrugs an Vollmuth und Heid wird wegen Mangel eines allgemeinen strafrechtlichen Gegenstandes aufgehoben. Den Beschädigten bleibt überlassen, den gemeinen Rechtsweg zu betreten, und auf diesem ihre Ansprüche auf vollständige Zahlung des Gewinnes geltend zu machen"".

„Dieß Urtheil wurde ihnen bekannt gemacht, und was sie fernes gethan haben, das haben sie für sich gethan. Mir ist wahrscheinlich, daß der Kaufmann S. dem Georg Vollmuth 3000 Gulden nachbezahlt habe, zuerst 2000 Gulden in Gold, und dann in Gegenwart des Fuhrmanns 1000 Gulden in Silber, und daß er sich diese Summen einzeln bescheinigen ließ. So wird Vollmuth in den Stand gesetzt, auch seinen mitbeschädigten Heid zu betrügen; denn der Fuhrmann konnte redlich und ehrlich bestätigen, daß er selbst gesehen, wie der Kaufmann nur 1000 Gulden in Silber nachbezahlt habe. Der Fuhrmann war un-

streitig rechtschaffen und glaubwürdig, und doch sehen wir, daß ihm Heid nicht geglaubt hat. So hatte denn der Kaufmann leichtes Spiel und gute Gelegenheit, ein einträgliches Geschäft zu machen".

„Es ist fast überflüßig zu bemerken, daß dieß einzige Spiel drei früher untadeliche Jünglinge und mehrere mit ihnen vollkommen entsittlicht habe. Im Augenblick, wie sie gewinnen, sind sie auch schon Betrüger geworden. Ihre Freunde und Bekannte haben auch gelernt, wie man ungescheut lügen und betrügen dürfe".

Man wird vielleicht sagen, daß dieß nur ein einzelner Fall, eine einzige Geschichte sey. Ganz richtig; ich habe auch nur einen einzigen Fall geben wollen, und ich bin froh, daß ich nicht mehrere niederzuschreiben brauche. Den Juristenfacultäten sind mehrere Geschichten dieser Art bekannt, und viele sind ganz und gar unbekannt geblieben. Es ist immer ein Zufall, wenn bei der großen Heimlichkeit und Schlauheit, mit welcher zu Werke gegangen wird, der eine oder andere Betrug zu einer öffentlichen Rechtsstreitigkeit gedeihen kann.

So viel ist jedenfalls einleuchtend, daß Classenlotterien mit großen Einsätzen das Volk mehr entsittlichen können, als Zahlenlotterien mit kleinen und großen Einsätzen. Denn, um das Frühere zu wiederholen, so spielt in Zahlenlotterien jeder für sich, aber in Classenlotterien spielen mehrere gemeinschaftlich, und wenn sie sich gegenseitig übervortheilen können, so wird es ihr liebstes Geschäft seyn. Welch' ein Grad von Entsittlichung! Verläugnung aller Ehrenhaftigkeit, Betrug, tödtlicher Haß und Meineid!

Freilich wird dieß nur dann in so hohem Grade hervortreten können, wenn große Gewinne gemacht werden, und diese sind allerdings seltner, als die Wunder in unsern Tagen. Aber was sind große und kleine Gewinne? Für einen Armen sind 1000 Gulden oft mehr werth, als für einen Reichen eine zweite Million. Es können bei Unterschlagungen von 500 Gulden, ja von 100 Gulden Handlungen der Schande und Entsittlichung begangen werden, als ob es sich um Hunderttausende gehandelt hätte.

Nun kommen die Einwendungen. Wie? wenn die kleinern Gewinne nicht bezahlt, sondern nur mit Loosen und Anweisungen auf fernere Classenziehungen beehrt werden, wie es gewöhnlich der Fall ist; ein Verfahren, welches der Lottodirection alle kleinen Gewinne in die Hände spielt? Da in diesem Falle keine Gewinne gemacht werden, so fallen von selbst die Versuchungen zu bösen Thaten weg. Dieß ist allerdings richtig, doch ist zu erinnern, daß die Sache immer nur von einem der Spieler besorgt werden könne. Dieser kann betrogen werden, oder kann selbst betrügen. Die Andern werden argwöhnisch. Wie sollen sie wissen, daß nicht gewonnen worden sey? da es bei der geringen Oeffentlichkeit der Classenlotterien ein Zufall ist, wenn die kleinen Gewinne allgemein bekannt werden? Ungern werden die Spieler die Wahrheit glauben, sie werden lieber falsche Gewinnlisten vermuthen, sie werden sich gegenseitig anfeinden, und der Sittlichkeit und Tugend und alles Glaubens an öffentliche Rechtschaffenheit baar und ledig werden.

Darum sollen nur reiche Leute spielen, höre ich antworten, denn diese können nicht entsittlicht werden. Allein, wie soll man die Armen hindern können, daß sie nicht ihr Geld zusammenlegen? wer soll ihnen verwehren dürfen, zu thun, was die Reichen thun? Ich kenne ein Mittel, wie es verhindert werden kann. Man hebe die Classenlotterie auf, und diese Quelle allgemeiner Entsittlichung wird versiegen.

Ist es etwa unsere Absicht, die Classenlotterien den Zahlenlotterien gegenüber herabzuwürdigen? Nicht im Mindesten. Ich wünsche nur den heilsamen Schrecken, der sich Allen bemächtigt, wenn von Zahlenlotterien die Rede ist, auch auf die Classenlotterie auszudehnen, denn es ist in Wahrheit wenig Unterschied zwischen ihnen. Gegen die Zahlenlotterie tritt die öffentliche Meinung in die Schranken; hier ist sie reif und mündig geworden, aber den Classenlotterien gegenüber scheint sie noch sehr unmündig zu seyn. Es ist kein Wunder, die Classenlotterien sind noch sehr jung. Es sollte da-

her durch Aufhebung der Zahlenlotterien den Deutschen einige Schamröthe erspart, und durch Analyse der Classenlotterien den Deutschen einige Schamröthe erweckt werden. Das Letztere ist gegenwärtig nothwendiger.

Wie weit ist man noch zurück? Ich kenne einen Staat in Deutschland, in welchem es den Kirchenverwaltungen erlaubt, d. h. zugemuthet wird, daß sie mit dem überflüssigen Stiftungsvermögen der Kirchen in der Classenlotterie dieses Staates spielen, ob vielleicht der Kirche ein Glück erwachsen möge. Warum nicht auch in auswärtigen Classenlotterien, wenn einmal auf das Glück speculirt werden soll. — Dieß erinnert an die Vorsätze, mit welchen ehemals einige Reichsstände des deutschen Reiches die Zahlenlotterien in ihren Staaten eingeführt haben. Es sollte zur Ehre Gottes und zum Besten der Armen geschehen. Zur Ehre Gottes, damit Gott Gelegenheit habe, den Armen Glück zu bescheren; zum Besten der Armen, damit diese Gelegenheit haben, der Gnade Gottes nicht bloß würdig, sondern auch theilhaftig zu werden. Es ist lange her, und doch ist es ihnen nicht eingefallen, daß auch mit Gemeinde- oder Kirchenvermögen gespielt werden solle. Aber in Classenlotterien dauert ein solches Spiel fort. Welcher Staat würde, abgesehen von den Mißbräuchen und Veruntreuungen, die bei einem Spiele mit fremdem Gute so leicht möglich sind; welcher Staat würde erlauben, daß mit Stiftungsvermögen in seiner Zahlenlotterie gespielt würde? In dieser Hinsicht sind die Classenlotterien weit, sehr weit zurückgeblieben.

Sollten also wohl Regierungen, welche Zahlenlotterien halten, diese mit Classenlotterien vertauschen? Diese Frage hat viele Aehnlichkeit mit einer andern: Sollen Regierungen, welche Classenlotterien halten, diese mit Zahlenlotterien vertauschen? Mit welcher Entrüstung werden sie diesen angemutheten Tausch zurückweisen? Ich freue mich, wenn sie entrüstet sind. Aber auch die ersteren Regierungen werden den angemutheten Tausch mit Entrüstung zurückweisen dürfen.

Mit Recht, denn beide Lotterien sind Kinder derselben Mutter und desselben Vaters, und es ist kein Unterschied zwischen ihnen. Vollends werden sie aber den Uebergang von Zahlenlotterien zu Classenlotterien mit kleinen Gewinnen und sehr häufigen Ziehungen zurückweisen, denn dieß brächte uns statt eines Uebels zwei Uebel. Kleine Gewinne setzen kleine Einsätze voraus. Das Spiel würde also so verbreitet bleiben, wie es bereits ist, die Einsätze würden aber doch bedeutender seyn, als bei Zahlenlotterien, und dieß würde die Armen veranlassen, in Gemeinschaft zu spielen, und alle die möglichen Versuchungen zu gegenseitigen Betrügereien würden als zweites Uebel über uns hereinbrechen.

Es ist keine Hoffnung vorhanden, daß sich eine Regierung je entschließen werde, statt ihrer Zahlenlotterie vorübergehend, etwa für zehn Jahre eine Classenlotterie einzuführen. Jetzt hat sie eine vollendet geordnete und einfache Verwaltung ihrer Zahlenlotterie. Ihre Collecteure können es abwarten, daß ihnen das Geld der Reichen und der Armen von selbst zufließe. Würden aber Classenlotterien eingeführt werden, so würden sich die Collecteure entschließen müssen, entweder selbst von Haus zu Haus zu gehen, und schweißtriefend ihre Loose auszubieten, oder sie wären genöthigt, Diener und Reisende für dieß Geschäft zu halten. Statt einer geordneten Verwaltung würde eine Handelseinrichtung mit reisenden Dienern hervorgehen, wie es etwa bei dem Tapetenhandel der Fall ist. Und da doch nur eine Uebergangsstufe beabsichtigt würde, so müßten nach wenig Jahren die alten und starren, wie die neuen und flinken Diener brodlos werden, und dem Staate zur Last fallen. Diese Aussicht wird jeden Uebergangsversuch niederschlagen, viel leichter wird sich jeder Staat zur alsbaldigen und gänzlichen Aufhebung der Lotterie entschließen können.

Für beide Lotterien besteht nur der äußerliche Unterschied, daß die eine von der öffentlichen Meinung gehegt und gelobt, und die andere von ihr zurückgestoßen und getadelt wird. Es

wäre besser, wenn sie mit einander zurückgestossen und getadelt würden. Frisch begonnen, ist halb gewonnen; die Zahlenlotterie ist weit genug in der öffentlichen Meinung Deutschlands heruntergekommen, noch bleibt die Classenlotterie übrig, gegen sie sollen vornehmlich alle Angriffe gerichtet werden, denn sie hält sich und die andere. — Noch ist von den Vortheilen zu handeln, welche die Regierungen von den Lotteriespielen überhaupt haben. Der Vortheil ist es, nach welchem Alles geschätzt und geachtet wird.

Es scheint auch, daß man nicht viel vorbringen könne gegen eine Beweisführung, wie Folgende ist: Die Lotterie bringt jährlich z. B. Eine Million Gulden an Staatseinnahmen. Sie ist für das Land eine Abgabe, die am leichtesten erhoben und am liebsten bezahlt wird. Sie ist eine freiwillige Abgabe. Würde sie aufgehoben, so müßte die ausfallende Million durch directe oder indirecte Steuern ersetzt werden; diese werden aber nicht so bereitwillig und leicht entrichtet, wie die freiwillige Abgabe der Lotterie. — Es ist allerdings richtig, daß die Staatsausgaben durch Steuern gedeckt werden müssen; deßohngeachtet sind nicht die Steuern das Höchste im Staatshaushalte, sondern die Nationalwohlfahrt, denn nach dieser richten sich selbst die Steuern. Ein reicheres Volk kann nämlich mehr in Steuern bezahlen, als ein ärmeres Volk. Auch werden die Einnahmen nicht auf jede Art und Weise vermehrt werden wollen. Werden doch von Regierungen, welche selbst Lotterien halten, die Einnahmen verschmäht, die aus der Duldung sittenloser Häuser mit derselben Leichtigkeit erhoben werden können, wie aus den Lotterien. Diese Einnahmen werden im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit verschmäht, und alle Regierungen sind aufs höchste zu loben, die entweder diese Einnahmen niemals gewollt haben, oder die sie jetzt abschaffen wollen, wie von der königlich preußischen Regierung erzählt wird. Läge es nun auf gleiche Weise im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit, daß auch die Lotterien aufgehoben würden, wie sollten denn die

nämlichen Regierungen nicht auch die aus den Lotterien flie=ßenden Einnahmen verschmähen dürfen. Nicht alles ist Gold, was glänzt, nicht Alles wird angenommen, was angeboten wird. Ich fürchte die Danaer, wenn sie Gold bieten.

Nun sind aber selbst die materiellen Vortheile, welche die Staaten aus den Lotterien ziehen, nicht so bedeutend, als sie scheinen. Die Staaten müssen Beamte bezahlen, die bloß des Spiels wegen gehalten werden. Gesetzt, es werde in ei=nem Staate mit vier Millionen gespielt, und von diesen habe der Staat eine Million Gewinn, so verschlingen sicherlich diese Beamten zehn Procent, und dem Staate bleiben nur noch 900000 Gulden. Dazu kommt, daß, wenn überhaupt nicht gespielt würde, der größte Theil jener vier Millionen nützlichen Unternehmungen, welche Arbeit, Lohn und Ver=dienst geben, zugewendet, oder wenigstens zur Befriedigung nothwendiger oder luxuriöser Lebensbedürfnisse verbraucht wer=den würden. Von diesem Allen aber ziehen die Staaten Vor=theil durch ihre indirecten Steuern. Je weniger gearbeitet und verzehrt wird, desto weniger indirecte Steuern wird der Staat erhalten. Und das Geld, mit welchem gespielt wird, dient weder der Arbeit, noch der Befriedigung nothwendiger Lebensbedürfnisse, es wird von den Lotterie=Collecteuren hin und her getragen, dieß ist Alles, wozu es dient. Rechnen wir, daß der Staat wenigstens zehn Procent von jenen vier Millionen erhalten würde, wenn mit ihnen nicht gespielt wür=de, so entgehen ihm durch das Spiel 400000 Gulden, und die reine Staatseinnahme durch die Lotterie vermindert sich auf 500000 Gulden. Endlich ist auch im Gefolge des Spieles Elend aller Art, Arbeitsscheue, Armuth, Entsittlichung, Wahnsinn, frühzeitiger und unnatürlicher Tod. Alle diejenigen, die so durch ihre Schuld hart geschlagen sind, und ihre Angehöri=gen, fallen dem Staate oder den Gemeinden zur Last, und es werden wenigstens für sie jährlich 100000 Gulden verwen=det werden müssen, so daß der scheinbare Gewinn von einer Million auf ungefähr 400000 Gulden herabsinkt. Der Staat

erhält nun 400000 Gulden mehr, und die Unterthanen behalten um so viel weniger. Ein wahrer Gewinn, eine wahre Zunahme des Staatsvermögens ist es nicht.

Diese Einnahme von 400000 Gulden würde allerdings wegfallen, wenn die Lotterien aufgehoben würden. Aber sie mögen ausfallen und durch viele Mittel gedeckt werden. Dieser Ausfall wird in dem ersten Jahre fühlbar seyn, auch im zweiten Jahre noch, er wird aber im dritten und vierten Jahre weniger fühlbar werden, und in zehn Jahren wird es bestimmt kein Ausfall mehr seyn.

Denn gesetzt, daß die vier Millionen Gulden, mit denen in der Lotterie gespielt wird, die also als todtes Capital unbenützt liegen bleiben, auf Arbeiten und nützliche Unternehmungen verwendet würden, so würden sich diese vier Millionen verzinsen, und noch Verdienst für die Arbeiter abwerfen. Nun ist bekannt, daß Capitalien auf Arbeit gelegt, mit Einschluß des Arbeitsverdienstes, durchschnittlich 15 bis 20 Procent abwerfen, ich sage ausdrücklich, daß Zinsen vom Capital und Arbeitsverdienst mit einander 15 bis 20 Procent betragen, und in einigen Fällen beträgt der Arbeitsverdienst allein 100 Procent und mehr, in andern Fällen, wenn Geld z. B. auf Wälder oder Wiesen angelegt wird, ist der Arbeitsverdienst geringer. In England, von welchem wir ganz ausführliche Nachweise haben, beträgt das Volkseinkommen aus beweglichen und unbeweglichen Gütern volle 10 Procent. Das gesammte Volksvermögen des europäischen Englands wird auf 64000 Millionen Gulden geschätzt, und die jährlichen Einnahmen des englischen Volks betragen ungefähr 6400 Millionen Gulden. Natürlich werfen aber die unbeweglichen Güter weniger Procente ab, da an ihnen weniger Arbeitlohn verdient wird. Darum kann das Einkommen aus beweglichen Gütern, die mehr Arbeitslohn abwerfen, immerhin auf 15 bis 20 Procent angeschlagen werden. Da nun vorauszusehen ist, daß die vier Millionen, mit welchen in der Lotterie gespielt wird, zum größten Theil auf Arbeit und be-

wegliche Güter verwendet würden, so ist die Annahme von nur 15 Procenten Gewinn die allermäßigste, die man machen kann. Einnahmen aus der Arbeit vermehren aber das Volksvermögen am allerwesentlichsten. Fragen wir uns, zu wie viel denn diese vier Millionen mit 15 Procenten jährlichem Gewinne in etwa vierzig Jahren anwachsen würden, wenn Capital und Zinsen immer wieder aufs neue angelegt würden, so erhalten wir nach der Zinseszinsen-Rechnung die unglaublich hohe Summe von 1071 Millionen Gulden.

Die Annahme, daß alle Einnahmen wieder nutzbringend angelegt würden, ist freilich etwas stark und in der Wirklichkeit unmöglich. Ein großer Theil wird für Befriedigung von Lebensbedürfnissen, für Luxus und andere Ausgaben verwendet werden. Nehmen wir aber auch an, daß neun Zehntheile der ganzen Summe für den Nationalreichthum verloren gehen, so bleiben immerhin noch 107 Millionen, zu welchen die ursprünglichen vier Millionen durch die Arbeit anwachsen, während sie beim Spiele ein Jahr wie das andere nur vier Millionen bleiben.

Von diesen 107 Millionen Gulden würde aber der Staat Eine Million Einnahme mehr beziehen, also weit mehr erhalten, als aus der Lotterie, die nur 400000 Gulden einträgt. Diese Million Mehreinnahme berechnet sich aus der Thatsache, daß die gesammten Staatseinnahmen der directen und indirecten Steuern, aus beweglichen und unbeweglichen Gütern zwei bis drei Viertheile Procent des Volksvermögens betragen. In England, wo die Steuern aufs Höchste gesteigert sind, betragen sie ein Procent. Da nun die Staatseinnahmen aus beweglichen Gütern größer sind, als aus unbeweglichen, so darf immerhin angenommen werden, daß aus beweglichen Gütern ein Procent, also von 107 Millionen eine Million für den Staat abfalle.

Weit entfernt also, daß der Staat durch Aufhebung der Lotterie an Einnahme verlieren würde, muß er schon nach einigen Jahren gewinnen. Der Grund ist, weil im Spiele

ein großes Capital todt angelegt bleibt. Würde es aber auf Arbeit angelegt, so müßte der Nationalwohlstand, und mit ihm die Staatseinnahme steigen. Das Spiel hindert nothwendigerweise den raschen Fortschritt des Nationalvermögens, und dadurch auch den raschen Aufschwung der Staatseinnahmen.

Warum kann das europäische England bei einer Bevölkerung von 28 Millionen volle 630 Millionen Gulden Abgaben aufbringen, während Frankreich bei einer Bevölkerung von 35 Millionen nur 506 Millionen Gulden, Oesterreich bei einer Bevölkerung von 38 Millionen nur 180 Millionen Gulden, und Rußland bei einer Bevölkerung von 65 Millionen nur 200 Millionen Gulden Einnahmen aufbringen kann? Fehlt es etwa an gutem Willen, die Staatseinnahmen zu erhöhen? Daran zweifeln wir, aber an der Möglichkeit wird es fehlen. Ein armes Volk kann nur wenig bezahlen, ein reiches bezahlt mehr, und je reicher ein Volk wird, desto mehr Abgaben zahlt es. Denn die Staatsbedürfnisse werden sich immer steigern, und kommen neue Zuflüße, so fehlen auch nicht neue Abflüße. — Und gerade die reichen Völker spielen nicht. England spielt nicht, Frankreich spielt nicht. Sie legen kein todtes Capital in Spielen an, und dieß gibt ihnen die Möglichkeit, ihren Reichthum so sehr zu vermehren. Die Spiele aber würden einen so raschen, einen so erstaunenswerthen Aufschwung des Nationalreichthums wesentlich hemmen müssen. Nur die armen Völker spielen, und sie bleiben arm, weil sie spielen. Auch die Wilden spielen mit Leidenschaftlichkeit. Sie sind aber so arm, daß sie mit gebildeten Völkern, in Bezug auf Nationalreichthum, gar nicht verglichen werden können. Je mehr ein Volk arbeitet, desto reicher und auch desto gebildeter wird es, dieß ist der Segen der Arbeit. Der Fluch des Spieles aber ist, daß es Reichthum und Bildung hemmt und hindert.

Da es offenbarer Vortheil aller Staaten ist, den Wohlstand ihrer Völker und dadurch die Staatseinnahmen zu be-

ben, so ist mit aller Gewißheit vorauszusehen, daß sie in ganz kurzer Zeit Alles entfernen werden, was diesen Wohlstand hindert, ja daß sie nicht mehr dulden werden, daß Geld, Zeit und Kraft als ganz todtes und müßiges Capital auf das Spiel gelegt werde.

Und nun nur noch einige Worte an die Spieler. Auch sie können zum Aufhören des Spieles beitragen. Wenn sie nicht mehr spielen, so wird es von selbst aufhören. Es sind alle Glücksspiele darauf berechnet, daß die Spieler, als im gemeinschaftlichen Verbande stehend betrachtet, nothwendig verlieren müssen. Warum nicht auch die Spielunternehmer? Diese werden sich wohl hüten, ihre Spielbedingungen so einzurichten, daß sie selbst im Nachtheile, die Spieler aber im Vortheile seyen. Warum? Weil sie klug sind, weil sie Vortheil haben wollen. Wäre es nicht die größte Thorheit von ihnen, solche Spielbedingungen zu geben, nach denen der Spieler im Vortheil, sie selber aber im Nachtheile seyn müssen? Und die Spieler? Ist es nicht auch Thorheit von ihnen, wenn sie Spielbedingungen annehmen, nach denen sie selbst im Nachtheile, die Unternehmer aber im Vortheile seyn müssen? Soll man den Mangel an Thorheit, welcher die Directionen auszeichnet, nicht auch den Spielern zutrauen dürfen? Und hat es nicht, abgesehen von allen sittlichen Nachtheilen, etwas Beschämendes, auf Seite der Unklugen und Thoren zu stehen? Wer möchte mit Anderen auf ungleiche und nachtheilige Bedingungen hin Würfel oder Karten spielen, wenn er nicht gerade großmüthig seyn wollte? Wer aber in diesem Sinne gegen den Staat großmüthig ist, erhält ein Wappen mit besonderen Verzierungen.

Die Spiele sind nicht bloß unversiegbare Quellen von Unsittlichkeit und Laster aller Art, sondern auch fortwährende Beweise von Klugheit auf der einen, und von Thorheit auf der andern Seite, die man im gemeinen Leben schwerlich ungeahndet hingehen lassen würde, wenn sie andere Namen trügen, als die Namen erlaubter Spiele. Wenn wir spielen, so

sind wir einerseits im Bunde mit Solchen, die auf Kosten Anderer ungescheut reich werden, und andererseits mit Solchen, die zum Vortheil Anderer unbedenklich arm werden wollen. Was noch sonst vorfällt, wie die unlauteren Geschichten mit den Collecteuren und ihren Leuten, das muß uns auch zugerechnet werden, weil wir durch unsere Unterstützung des Spiels solche Vorgänge möglich machen und ermuntern. Diese unsere werthen Spielgenossen mögen uns freilich etwas sehr stark beschämen. Aber was schadet es? Wir spielen ja. Unmöglich können wir alle die schlimmen Folgen voraussehen, und wir spielen dennoch, und gleichen Kindern, die mit Feuerwaffen umgehen. Wir entsetzen uns über das Unerwartete. Ist das nicht sittlich und rührend? Freilich im gewöhnlichen Leben möchten wir mit Leuten, wie sie uns jene Spielgeschichte vorgeführt hat, nimmer mehr zusammen seyn, aber im Spiele — da tragen wir ohnehin einerlei Orden und Namen. Solche Freunde und Spielgenossen, wie die Collecteure, sind uns lästig, wenn wir sie nur wegbringen könnten! Wir fühlen, daß wir in schlechter Gesellschaft sind, wenn wir spielen, der Gedanke ist wahr, und schüttelt uns, als ob wir das Fieber hätten. Der Gedanke wird wahr bleiben, das Fieber wird uns schütteln, bis wir es selber abgeschüttelt haben werden.

Möchte daher kein Uebergang von einem schlimmen Zustande in einen andern schlimmeren Zustand, sondern sogleich der Fortschritt vom schlimmen Zustande zum guten Zustande, von der Krankheit zur Gesundheit gewählt werden. Wir geben zu, daß bei der Empfehlung und Einführung der Classenlotterien sehr viel guter Wille vorhanden war. Aber guter Wille allein kann nicht Alles gut machen. Man wollte die Armen vom Spiele ausschließen, und konnte nicht verhindern, daß Mehrere zusammenhielten und dennoch spielten, obschon sie arm waren. Es herrscht noch die alte Spielwuth mit allen ihren Folgen, und dazu sind Mißtrauen und gegenseitige Betrügereien der Theilnehmer und Collecteure gekommen; statt eines Uebels sind zwei Uebel eingekehrt.

Und möchte endlich der Uebergang vom Spiel zur Arbeit, von Krankheit zur Gesundheit nicht bloß äußerlich als geschehene That, sondern auch innerlich aus Erkenntniß und wahrer menschlicher Gesinnung vollbracht werden. Dann möchte es kommen, daß die starken Stämme vieler Uebel, an denen unsere Zeit leidet, niedergeworfen würden, Uebel, die mächtig genug an uns herandringen, und gegen die wir unmöglich die Augen verschließen können. Sie alle wurzeln in einem und demselben Grundsatze, der immer mehr und mehr die Herrschaft zu erringen strebt. Dieser Grundsatz ist, daß Jeder aus seinen Mitteln und Kräften, aus seinem leiblichen und geistigen Eigenthume jeden Nutzen, der ihm durch menschliche Gesetze nicht verboten ist, ziehen dürfe, unbekümmert um seine Mitmenschen, ob sie darunter leiden oder zu Grunde gehen mögen. Diesem Grundsatz dient auch das Spiel, nicht aber die Arbeit, denn wer arbeitet, wird nicht auf Kosten Anderer reich, aber wer spielt, der will auf Kosten Anderer reich werden.

Gelingt es jenem Grundsatze, die allgemeine Herrschaft zu erringen, so werden drei Viertheile der Menschheit schonungslos hingeopfert. Dieser Grundsatz ist leider hoch in Ehren bei allen gebildeten Völkern, und wird er in Rechtsformen gefaßt, so siegt er in rechtlichen Formen. — Aber wo bleibt die Liebe? Wird denn vergessen, daß sie Zwillingsgeschwister mit dem heidnischen Zorne sey, der so hart, so schonungslos, so schrecklich einbricht, wenn die Liebe zurückgedrängt und mit Füßen getreten wird. Diese innere Besserung muß freilich dem Gange der Weltgeschichte überlassen werden, aber die äußeren Erscheinungen können zum allgemeinen Vortheile der Staaten in den Menschen zurückgedrängt werden, zumal wo es ganz und gar, wie bei Glücksspielen, in der Macht des Staates steht. Möge es geschehen und möge Gerechtigkeit geübt werden!

XLIII.

Literatur.

I.

Die Mariensagen in Oesterreich. Gesammelt und herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. Wien 1845. Verlag von Ignaz Klang.

Der Verfasser hat durch diese Schrift seinem näheren Vaterlande Oesterreich nicht nur, sondern allen christlichen Ländern Deutschlands und der ganzen katholischen Welt ein Geschenk gemacht, wofür wir uns beeilen, in unserm und unserer Leser Namen ihm unsern gerührtesten Dank zuzurufen! — Wir prophezeien diesem Buche, welches wir als eine der köstlichen Blüthen unserer neuerstehenden katholisch-historischen Literatur begrüßen, daß es in kurzer Zeit in den Händen aller Gebildeten sowohl, als des katholischen Volkes seyn wird. Abgesehen von dem Werthe, den diese Arbeit für alle religiösen Gemüther hat, muß sie zugleich als Muster und Beispiel gerühmt werden, wie die Sage von dem Geschichtsforscher zu behandeln ist. Was K. hierüber in dem Vorworte sagt, verdient aller Orten beherzigt zu werden. „Wie Sagen und Legenden, andeutend und weiterführend, selbst für die Geschichtsforschung im strengeren Sinne von unberechenbarem Nutzen, ist oft genug nachgewiesen worden; aber auch davon abgesehen, eröffnen sie dem tieferen Beobachter eine unerschöpfliche Fundgrube zu Resultaten, die auf anderm Wege kaum zu gewinnen, und in vielfacher Beziehung von hoher Bedeutsamkeit sind. Kennen wir die Zeit ihrer Entstehung, so bieten sie uns ein lebendiges Bild der religiösen, sittlichen und geistigen Richtung, und wären wir noch im Stande, ihre Fortbildung, die dadurch nothwendig entstandenen Zusätze und Abänderungen zu verfolgen, so würden wir, mit ihnen wandernd, auch die Kreuz- und Querwege näher würdigen lernen, welche unser Volk in seinem

Entwicklungsgange durchgemacht hat. Jedes Jahrhundert hat, wie im Leben und Wirken überhaupt, auch in der Sage und Legende sein bestimmtes Gepräge: tritt in dem einen der religiöse, tiefgläubige Sinn als herrschend hervor, so stellt sich in dem andern entweder die sittliche oder politische Richtung überwiegend heraus; in allen Fällen aber ist die Sage sowohl, als die Legende ein heiliges Denkmal, das mit Ehrfurcht und Liebe gepflegt, und unter keiner Bedingung angetastet werden soll. Sie sind zumindest Blumen und Blüthen, an denen sich die Väter erfreut und erquickt haben, und die spätesten Enkel mögen darüber wie immer denken, sie müssen so fort erhalten werden, wie frommer Sinn und echte Sohnesliebe sie uns überliefert haben".

Nachdem er sich dann mit gerechter Entrüstung gegen jene, noch dazu in der Regel so ungeschickte historische Falschmünzerei ausgesprochen hat, welche Sagen erfindet, indem sie bekannten Orten sagenähnliche Begebenheiten andichtet, fährt er fort: „Weit gefährlicher aber, als diese offenen Feinde, sind die scheinbaren Freunde, die nach Stoff und Materie jagen, den Geist aber nicht nur nicht begreifen, sondern geradezu tödten. Hier will die Pointe nicht behagen, dort sind die Beigaben veraltet oder zu arm; man schmelzt jene um und setzt für diese andere; die kühnen, kräftigen Spitzbögen der Vorhalle werden niedergerissen, und ein kaltes, zeitgemäßes Quadratsäulchen tritt an ihre Stelle; die ehrwürdige Verzierung des gothischen Kirchleins muß dem neuen Geschmacke zum Opfer fallen. Was wahrhaft rührend und ergreifend die alte Zeit in wenigen Zügen geschildert, das wird nun so lange gedreht und gewendet und ausgesponnen, bis die Poesie seufzend entflieht, und die nackte, kalte Prosa in voller Gemächlichkeit Platz greift. Diese scheinbaren Freunde zittern vor dem Gedanken, daß man meinen und dafür halten könnte, sie hingen an dem Glauben ihrer Väter, oder gar, sie trauerten um das religiöse Leben derselben, als um einen unersetzbaren Verlust, und weisen mit Entrüstung solche Zumuthungen zurück; aber sie stehen keinen Augenblick an, ihre Ansichten ihnen aufzubürden, den Maaßstab der Gegenwart, unbekümmert, ob er krumm oder gerade, an die Vergangenheit zu setzen, und an dieser zu meißeln und zu drechseln, wie es ihnen beliebt. Wer fühlt nicht, daß sie entartete Söhne sind, in denen alle Liebe und Ehrfurcht zu Grabe gegangen, und die, verwegen genug, ihren Vätern dasselbe Recht versagen, an das sie ohne Unterlaß appelliren? Oder hat etwa das zwölfte Jahrhundert nicht das Recht zu fordern, so aufgefaßt, so geschildert zu werden, wie es uns in seinen Legenden und Sagen ent-

XLIII.

Literatur.

I.

Die Mariensagen in Oesterreich. Gesammelt und herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. Wien 1845. Verlag von Ignaz Klang.

Der Verfasser hat durch diese Schrift seinem näheren Vaterlande Oesterreich nicht nur, sondern allen christlichen Ländern Deutschlands und der ganzen katholischen Welt ein Geschenk gemacht, wofür wir uns beeilen, in unserm und unserer Leser Namen ihm unsern gerührtesten Dank zuzurufen! — Wir prophezeien diesem Buche, welches wir als eine der köstlichen Blüthen unserer neuerstehenden katholisch-historischen Literatur begrüßen, daß es in kurzer Zeit in den Händen aller Gebildeten sowohl, als des katholischen Volkes seyn wird. Abgesehen von dem Werthe, den diese Arbeit für alle religiösen Gemüther hat, muß sie zugleich als Muster und Beispiel gerühmt werden, wie die Sage von dem Geschichtsforscher zu behandeln ist. Was K. hierüber in dem Vorworte sagt, verdient aller Orten beherzigt zu werden. „Wie Sagen und Legenden, andeutend und weiterführend, selbst für die Geschichtsforschung im strengeren Sinne von unberechenbarem Nutzen, ist oft genug nachgewiesen worden; aber auch davon abgesehen, eröffnen sie dem tieferen Beobachter eine unerschöpfliche Fundgrube zu Resultaten, die auf anderm Wege kaum zu gewinnen, und in vielfacher Beziehung von hoher Bedeutsamkeit sind. Kennen wir die Zeit ihrer Entstehung, so bieten sie uns ein lebendiges Bild der religiösen, sittlichen und geistigen Richtung, und wären wir noch im Stande, ihre Fortbildung, die dadurch nothwendig entstandenen Zusätze und Abänderungen zu verfolgen, so würden wir, mit ihnen wandernd, auch die Kreuz- und Querwege näher würdigen lernen, welche unser Volk in seinem

Entwicklungsgange durchgemacht hat. Jedes Jahrhundert hat, wie im Leben und Wirken überhaupt, auch in der Sage und Legende sein bestimmtes Gepräge: tritt in dem einen der religiöse, tiefgläubige Sinn als herrschend hervor, so stellt sich in dem andern entweder die sittliche oder politische Richtung überwiegend heraus; in allen Fällen aber ist die Sage sowohl, als die Legende ein heiliges Denkmal, das mit Ehrfurcht und Liebe gepflegt, und unter keiner Bedingung angetastet werden soll. Sie sind zumindest Blumen und Blüthen, an denen sich die Väter erfreut und erquickt haben, und die spätesten Enkel mögen darüber wie immer denken, sie müssen so fort erhalten werden, wie frommer Sinn und echte Sohnesliebe sie uns überliefert haben".

Nachdem er sich dann mit gerechter Entrüstung gegen jene, noch dazu in der Regel so ungeschickte historische Falschmünzerei ausgesprochen hat, welche Sagen erfindet, indem sie bekannten Orten sagenähnliche Begebenheiten andichtet, fährt er fort: „Weit gefährlicher aber, als diese offenen Feinde, sind die scheinbaren Freunde, die nach Stoff und Materie jagen, den Geist aber nicht nur nicht begreifen, sondern geradezu tödten. Hier will die Pointe nicht behagen, dort sind die Beigaben veraltet oder zu arm; man schmelzt jene um und setzt für diese andere; die kühnen, kräftigen Spitzbögen der Vorhalle werden niedergerissen, und ein kaltes, zeitgemäßes Quadratsäulchen tritt an ihre Stelle; die ehrwürdige Verzierung des gothischen Kirchleins muß dem neuen Geschmacke zum Opfer fallen. Was wahrhaft rührend und ergreifend die alte Zeit in wenigen Zügen geschildert, das wird nun so lange gedreht und gewendet und ausgesponnen, bis die Poesie seufzend entflieht, und die nackte, kalte Prosa in voller Gemächlichkeit Platz greift. Diese scheinbaren Freunde zittern vor dem Gedanken, daß man meinen und dafür halten könnte, sie hingen an dem Glauben ihrer Väter, oder gar, sie trauerten um das religiöse Leben derselben, als um einen unersetzbaren Verlust, und weisen mit Entrüstung solche Zumuthungen zurück; aber sie stehen keinen Augenblick an, ihre Ansichten ihnen aufzubürden, den Maaßstab der Gegenwart, unbekümmert, ob er krumm oder gerade, an die Vergangenheit zu setzen, und an dieser zu meißeln und zu drechseln, wie es ihnen beliebt. Wer fühlt nicht, daß sie entartete Söhne sind, in denen alle Liebe und Ehrfurcht zu Grabe gegangen, und die, verwegen genug, ihren Vätern dasselbe Recht versagen, an das sie ohne Unterlaß appelliren? Oder hat etwa das zwölfte Jahrhundert nicht das Recht zu fordern, so aufgefaßt, so geschildert zu werden, wie es uns in seinen Legenden und Sagen ent-

gegentritt? Wenn der Wiedererzähler in unsern Tagen häufig fordert, daß man ja nicht meinen soll, er glaube an das Faktische der Legende und Sage; so mag wohl das gute, alte Volk, in dessen Mitte sich die Wunderblüthen entwickelt und fortgebildet haben, auch verlangen, daß ihm nicht Dinge zugemuthet werden, die es als Frivolität erkannt und gemieden hat. Ein Ausdruck unserer Frivolität aber ist ohne Widerrede die Erfindung sowohl, als die willkührliche Aenderung; beide Richtungen wirken zerstörend, und es steht in der That zu befürchten, daß die Sichtung für unsere nächsten Nachkommen eine kaum lösbare Aufgabe werde".

„Ich darf annehmen, daß Viele schon bei dem bloßen Titel Mariensagen mit ihrem Urtheile fertig; ich kann aus Erfahrung hinzusetzen, daß es nicht Wenige geben wird, welche verwerfen ohne zu prüfen. Ich enthalte mich mit Vorsatz jeder Aeußerung über das religiöse Element derselben, über Glauben und Nichtglauben, einerseits weil der Gläubige meiner Ansicht nicht bedarf und der Nichtgläubige keine zuläßt; andererseits, um unangefochten den Standpunkt festhalten zu können, von dem ich ausging, als ich sie zu sammeln begann".

„Bei Forschungen zu einer Kultur- und Sittengeschichte Oesterreichs, in welcher das religiöse und kirchliche Leben nach allen Seiten hin betrachtet werden sollte, mußte wohl die Aufmerksamkeit vorzugsweise auch jenen Orten zugewendet werden, nach welchen Tausende strömten, um Schutz und Rettung, Trost und Beruhigung zu finden. Bald nach den Kreuzzügen beginnen ihre historischen Monumente; die Ursachen des besonderen Vertrauens durften nicht unbeachtet bleiben. Jeder Gnadenort hat seine Entstehungs-Legende; diese, wenn nicht in ihrer ersten, doch in ihrer ältesten Form aufzufinden, war von Wichtigkeit, und ich bin bei vielen so glücklich gewesen, zu dem gewünschten Resultate zu gelangen *). Wie ich sie nun gefunden habe, gebe ich sie wieder, in der Ueberzeugung, daß vielen Lesern schon das Thatsächliche Freude machen, andern aber auch die höhere Bedeutsamkeit nicht entgehen werde. Für diese habe ich sie chronologisch geordnet — eine Arbeit, die nicht so leicht war, Uebersicht und Verständniß jedoch ungemein erleichtert. Dabei an eine geographische Gruppirung

*) „Bei einigen war es mir unmöglich, alte und bewährte Quellen aufzufinden. So mußte ich denn mehrere berühmte Gnadenorte, wie Adelwang, Maria-Pietrovhicz, Maria-Rast u. s. w. übergehen".

zu denken, lag nicht ferne; ich konnte sie aus guten Gründen nicht durchführen. Sie wird sich jedoch aus den literarischen Angaben, die am Ende des Buches stehen, leicht herstellen lassen, um so — das Verwandte selbst im entgegengesetzten Theile der österreichischen Monarchie herauszufinden und zu verbinden. Die Literatur der Wallfahrtsorte und Gnadenbilder, welche, mit sehr wenigen Ausnahmen, erst um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts beginnt, ist bisher ganz unbeachtet geblieben; aber mit großem Unrechte. Nicht bloß der Historiker, dem es um treue Darstellung der religiösen und sittlichen Zustände seines Volkes zu thun ist, wird reiche Ausbeute machen; sogar der Arzt, der nach den vorherrschenden Krankheiten einzelner Zeiträume sich umsehen, der etwa die Wirkungen des Glaubens und Vertrauens kennen lernen will, wird hier zahlreiche Thatsachen finden, die seine Bestrebungen fördern".

„Werfen wir indessen, von der chronologischen Anordnung unterstützt, einen Blick auf Entstehung und Fortbildung, so fällt vorerst und im Allgemeinen auf, wie immer nur nach Tagen voll Drangsal und Zerwürfniß neue Gnadenorte auftauchen — eine Erscheinung, die sich wohl von selbst erklärt. Die zahlreichen Wallfahrten, die geistlichen Verbrüderungen unter allen Ständen, kurz, das ganze religiöse und kirchliche Leben in Oesterreich, wie es uns unter Kaiser Leopold I. entgegentritt, ist weder das Werk der Geistlichkeit, noch der Regierung, und noch viel weniger ist es, wie neuere Geschichtschreiber behaupten, ein bloßes Formenspiel, das die innere Leerheit mit äußerer Ueberladung deckte. Es ist wahr und innig; es ist das natürliche Bedürfniß bei dem tiefen Elende, das dem dreißigjährigen Kriege folgte und in den Türkenstürmen noch fortdauerte. „„Noth lehrt beten"" — heißt es seit Jahrhunderten, und die Gläubigen, welche damals nach entfernten Kirchen eilten, und beruhigt, getröstet, in ihrem Anliegen erhört wieder heimkehrten, mochten wohl auch die Ihrigen dankbar an eine andere, eben so alte Wahrheit erinnern: „„Wo die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten"". — Je trostloser die Zeit, je stärker der Abfall, je näher die Auflösung, desto inniger und freudiger in der nächsten Zukunft die Rückkehr zum alten Glauben"! —

„Diese allgemeine Bemerkung, welche selbst in unsern Tagen, denen Stürme nach allen Richtungen vorausgingen, ihre Bestätigung finden dürfte, führt nothwendig zu weiteren Betrachtungen, die ich indessen dem denkenden Leser selbst zu machen überlasse. Ich wende mich an die Mariensagen, und versuche es, in kurzen Andeutungen fest-

zustellen, wie in ihnen, außer der oben angeführten, noch andere Beziehungen zur Zeit ihrer Entstehung liegen. Sie haben nach den verschiedenen Jahrhunderten verschiedenes Gepräge; immer manifestirt sich sowohl die Gnade, als die Größe der Gottesmutter auf andere Weise".

„In den ältesten Ueberlieferungen erscheint sie den Gläubigen im Kampfe gegen die Feinde des Christenthums als Mahnerin zur Ausdauer, als Retterin im Augenblick der Noth. Zu ihr wendet sich der Krieger, bevor er auszieht; ihr opfert er seinen blutgefärbten Mantel, die eroberte Waffe nach der Rückkehr. Auch dem Schiffer ist die Gebenedeite nahe, wenn er auf der sturmbewegten See um ihren Beistand fleht: das Gewitter schweigt, er landet, und in kurzer Zeit erhebt sich an derselben Stelle eine Kapelle zur Verherrlichung Mariens".

„Später — vom zwölften bis zum dreizehnten Jahrhunderte — will sie in unwirthbaren Gegenden auf hohen Bergen und dichten Wäldern verehrt seyn. Auch dahin soll Kultur und Gesittung kommen; auch die einsamen Berg- und Waldbewohner sollen einen Vereinigungspunkt zur gemeinsamen Andacht haben! Sie erscheint dem verirrten Edlen, den die Jagdlust zu weit getrieben, und der aus Ermüdung und Verzweiflung eingeschlummert, im Traume, und verspricht ihm glückliche Heimkehr, sobald er gelobe, an dieser Stelle ihr eine Kapelle zu erbauen. — Den kranken Fürsten ermahnt sie, sich aufzumachen und nach den fernen Bergen zu wallen, wo ihr Bildniß noch unbekannt in einer schlechten, hölzernen Kapelle hängt. Der Fürst eilt dahin, wird gesund und erbaut eine Kirche mit reichen Stiftungen zum Dienste des Herrn. — Eine Gemeinde ist entschlossen, der Gottesmutter in der Nähe ihres Dorfes eine Kapelle zu errichten; während der Nacht tragen Engel das Baumateriale auf entfernte Berge, in einsame Thäler, oder das Gnadenbild verschwindet dahin — und die Gemeinde folgt dem höheren Rufe".

„Als im fünfzehnten Jahrhundert die Hussitenstürme beginnen, und in den Tagen des Lutherthums, bleibt das Gnadenbild unversehrt bei allen Versuchen, es zu vernichten. Die Flamme verzehrt es nicht, Schwert und Beil versagen den Dienst, und der ruchlose Bilderstürmer findet seine Strafe".

„So tritt Maria in ihren Gnadenbildern siegend in die Zeit herüber, welche sich dem alten Glauben wieder zuwendet, und ist bei dem namenlosen Unglücke, das die langen Kriege herbeigeführt haben, die Hülfe in der Noth (Mariahülf!), die Zuflucht der Kranken, die

Trösterin der Betrübten, die da Thränen vergießt über das Elend der Menschen, und Todesbläße im Angesichte zeigt bei dem Nahen des Ungerechten"!

„Die Erscheinung nun, daß Tausende und wieder Tausende nach einem berühmten Wallfahrtsorte ziehen, kann und darf der Geschichtschreiber nicht übersehen; aber auch eben so wenig, wie schon bemerkt, die nächste Veranlassung zu derselben unbeachtet lassen. Es ist allerdings viel leichter und bequemer, mit beliebten Machtsprüchen das Ganze abzuthun, als die innere Nothwendigkeit desselben nachzuweisen, und den Werth und die Wichtigkeit der Ursachen und Wirkungen festzustellen. Ich habe es versucht, das äußere Verhältniß der Legende zu ihrer Zeit anzudeuten; ein näheres Eingehen muß ich mir auf eine andere Gelegenheit, auf meine Kultur- und Sittengeschichte versparen".

K's. größtes Verdienst besteht in der Selbstverläugnung, mit der er der Versuchung widerstanden hat, die Sage, wie er sie vorfand, im modernen Sinne poetisch „bearbeiten" zu wollen. — Dadurch hat er seinen Beruf zum Historiker, wie ihn unsere Zeit nöthig hat, bewährt, und wir bitten ihn dringend, uns bald mit andern Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner historischen Sammlungen für eine Sitten- und Culturgeschichte Oesterreichs erfreuen zu wollen.

II.

Topische Geographie von Bayern. Von F. W. Walther, k. b. Oberleutenant. München 1844. gr. 8. S. XXIV und 476. Verlag der lit.-artist. Anstalt.

Wir alle haben wohl einst im Grünen gelegen und den Blick aufwärts zum blauen Himmel gerichtet, während die Brust von unaussprechlichen Ahndungen bewegt war. Schule und Leben haben uns aber die Erde zum Kampfplatze für unsere Kraft und Wirksamkeit angewiesen, und auch auf ihr sollen wir nicht mit gebeugtem Nacken, sondern Herz und Haupt nach oben gerichtet, umherwandeln, und mitten unter ihren wechselnden Erscheinungen, im rüstigsten Betriebe unserer materiellen Thätigkeit, des Himmels nicht vergessen. Indessen lernt der Mensch nur später die Erde und ihre Gaben recht zu deuten; erst in fortschreitender Reife erkennt er das Heiligthum der Natur, das ist den Heiligen in der Natur. Die echte, demüthige Wissenschaft hat

ihm die dunkeln Gebilde aufgeschlossen; im klareren Gefühle hat er seine Wohnstätte als geliebte Heimath, als theures Vaterland gefaßt, und so wie er mit verständigem Geschick und rühriger Kraft die Erde in jeder Weise und Richtung zum zeitlichen Verkehre dienstbar und fruchtbar macht: so strahlen ihm auch ihre blühenden Thäler und krystallenen Wellen den Himmel zurück, und des Berges Höhe wird ihm zum Betschemel. Jetzt verbirgt ihm die Natur nicht mehr ihren Schöpfer, sie stellt ihn in aller seiner sichtbaren Herrlichkeit dar; nun wird „die Erde des Herrn", sie wird ein geweihter Raum für alle unsere ökonomischen wie sittlichen Strebungen, der zeitliche Träger unserer leiblichen und geistigen, unserer ewigen Bestimmung.

Ein erster und selbstständiger Versuch einer solchen Auffassung wird in der topischen Geographie von Bayern dargeboten. Der Bestimmung dieser Blätter gemäß enthalten wir uns der nähern Beleuchtung der Grundsätze und Methode, welche den Verfasser bei der geognostischen und topographischen Anlage seines Werks geleitet haben, das in die vier Hauptabschnitte: Lineamente, Hydrographie, Orographie und Relief, zerfällt, und in welchem die speciellste und inhaltreichste Durchführung des Einzelnen mit klarer und übersichtlicher Anordnung des Ganzen Hand in Hand geht. Die Bestandtheile des Landes geben eben so viele naturgemäße Abschnitte des Buchs, welches bald wie im Fluge über der Fläche schwebend aus der Vogelperspective herab weite Räume erblicken läßt, und deren Zusammenfügung so wie das Anknüpfen des engern Vaterlandes an das deutsche Gesammtvaterland nach allen Seiten erklärend darlegt — bald auch wieder in die kleine Furche, zur einzelnen Ansiedelung und Heimath, sich niedersenkt. In solcher Weise vermittelt die Darstellung Plan und Landschaft, und liefert die Legende zu den Schriftzügen der Natur, indem sie das Innerliche des Bildes, dessen Belebung, dessen Zusammenfassung im Begriff, ausspricht, damit nicht der Ungeübte durch ein unüberschaubares, für sich verworren scheinendes Andrängen der Gebilde getäuscht und ermüdet werde.

Wem es um die Kenntniß seines Vaterlandes zu thun ist, wird in dem Buche volle Befriedigung finden. Wie sich Landschaft an Landschaft reiht, treten uns alle Theile klarer und vollständiger entgegen, die großen Gesetze des Erdbaues werden uns verständlich; wir lernen die Producte der Heimath sicherer aufzufinden und zu pflegen, den Boden nutzbarer für unsere Bedürfnisse auszubeuten, die rechten Bahnen des Verkehrs zu ziehen, und unsere Wohnstätten vor den Elementen und vor feindlichen Nachbarn zu schützen, während sich uns zugleich die Thaten

der Altvordern mit allen Erinnerungen an Glück und Unglück, wie es sich im Wechsel der Jahrhunderte ergeben hat, vergegenwärtigen. Fehlgeschlagene Bemühungen um die Kultur des Landes fordern zu neuen, gründlicher begonnenen auf, und das Gelungene ermuntert zur Nachahmung. Eine solche Einsicht dient und nützt dem Höchsten wie dem Niedersten; insbesondere wird aber hier dem Lehrer, dem Forstmann, dem Bergbeamten und vorzugsweise dem Militär eine Orientirung dargeboten, wie sie zur Zeit sonst wo vergeblich gesucht wird.

Aber auch der bloß Wanderlustige wird gerne und gewiß nicht planlos mit diesem Begleiter hinausziehen; um so gewisser, als bei der sehr bequemen übersichtlichen Anordnung und bei der Zugabe eines sehr reichhaltigen Registers die Zurechtfindung so leicht ist. Von den Ufern des Bodensees führt ihn die Darstellung an den Zinnen der Alpenwelt und dem hellen Spiegel der Alpenseen vorüber zur uralten Juvaria; sofort von Schwelle zu Schwelle hinab durch's weite Blachfeld von Schwaben und Bayern bis in's großartige Thal des Hauptstroms von Südbayern. Dann steigt sie zu den Waldbergen auf, welche grenzscheidend zwischen Böhmen und Sachsen sich aufthürmen, besucht die kalkigen und sandigen Höhen und Flächen der Oberpfalz und des gesegneten Frankens, bis sie hinaustritt in die weinbekränzte Ebene des Rheinthals, und endlich tiefer eindringend in die Bergregion des überrheinischen Landes an den Grenzen des gegenwärtigen Deutschlands stillesteht.

Und findet uns der nebelige November und die seligstille Adventszeit wieder in der heimlichen Stube am Pulte, — wie gerne durchwandern wir noch einmal in der Erinnerung die lieben Fernen, wohin uns jene Zugvogelsehnsucht geführt hatte, die sich schon an die lustigen Ferien der Jugendzeit anknüpft! Da werden wir das Buch abermals mit gutem Erfolge zur Hand nehmen, denn Punkt an Punkt, die Landesfläche theilend und beherrschend, steigt vor uns auf, und von dem Scheitel derselben öffnet sich der Blick weithin. Peissenberg, Krotenkopf und hoher Staufen, Bogenberg und Rusel, Ochsenkopf und Hohenstein, Hesselberg und Zabelstein, heil. Kreuzberg und Melibocus, Marienburg und Drachenfels und so viele andere sind ausführlich geschildert.

Wenn im Abschnitte der Orographie für Wißbegierde und Gefühl reicher Stoff gegeben ist, so daß der Leser Bayerns Oberfläche bis ins engste Detail, jede Höhengruppe bis zu ihren äußersten Vorschwellen, jedes Flußnetz bis zu den feinsten Wasserfäden erkennt: so gibt der letzte Abschnitt, Relief des Landes, eine nach den verlässigsten Messungen

zusammengestellte Masse von Höhen, einfach und naturgemäß in übersichtliche Reihen gestellt, daß jeder leicht nach allen beliebigen Richtungen Höhenprofile legen kann. Die Erheblichkeit solcher Angaben in neuester Zeit bei so vielfältigen Land- und Wasserverbindungen, deren Einfluß auf Beurtheilung des Klimas, der Productivität und anderer Verhältnisse des Anbaues und der Wohnbarkeit wird täglich mehr in vielem Betrachte als eine unerläßliche Vorbedingung erkannt.

Was übrigens das Buch enthält und darbietet, gründet sich auf eigene Anschauung der vom Verfasser an Ort und Stelle aufgefaßten Terrainbilder und auf eine Summe geprüfter Quellen, deren wesentlichste in der Vorrede und sonst an gehöriger Stelle namhaft gemacht sind. Für die gewissenhafte Benützung derselben scheint uns gerade am besten das Vermeiden prunkender Citationen zu bürgen, deren Uebermaaß hier leichter zu gewähren als zu versagen war. Daß der Standpunkt des Verfassers ein streng wissenschaftlicher, mit den neuesten Forschungen vertrauter ist, wird Jedem klar; eben so daß das Buch nichts weniger als das ausgefüllte Schema irgend einer bestehenden Landesbeschreibung, sondern überall sich selbst maaßgebend, und im Grunde wie in der Durchführung durchaus nach den eigenen Ansichten des Verfassers angelegt ist.

Wohl mag es auch hier gelten, ohne Kenntniß des Vaterlandes keine Vaterlandsliebe! und so wünschen wir denn nicht bloß im Interesse der Wissenschaft, sondern auch aus volksthümlichen Rücksichten, daß der Verfasser diesem ersten topischen Theile der vaterländischen Geographie recht bald und ohne Unterbrechung den physischen, chorographischen, ethnographischen und politischen folgen lasse, damit der Grundgedanke, der sein ganzes Werk lebendig und productiv durchdringt — die geistige Erhebung, die Organisation der starren Massen durch das Naturgesetz und durch die Wechselbeziehung zum Menschen, kurz die Darstellung der lieben Heimath als Gesammtorganismus — zur vollen Entwicklung und Durchbildung gelange.

XLIV.

Die Wallfahrt nach Trier.

Zweites Fragment.

Das Bisherige hat die Thatsache in ihren allgemeinsten Verhältnissen festgestellt, sie in ihrem kirchlichen Princip begründet, und die Armseligkeit des Widerspruchs, den sie von Seiten der Gegner gefunden, in ihrer Blöße aufgedeckt. Diese Thatsache nun rein erhoben, zeigt sich aber als ein großes, denkwürdiges, folgenreiches Ereigniß, unvermuthet wie eine Himmelserscheinung in die Zeit eingetreten: die Einen haben sie mit Jubel begrüßt, die Andern sind erschrocken vor ihr zurückgefahren, und haben ihr sogleich ihre gewöhnlichen Mittel und Listen des Kriegs entgegengewendet; aber die Erscheinung ist über ihren Häuptern, von ihnen unerreicht, dahingegangen in ihrer Bahn, und zuletzt wieder in Ruhe dahingekehrt, von wo sie ihren Ausgang genommen. Jetzt ist auch einstweilen der kleine Krieg geendet; ein Theil deren, die ihn geführt, gibt sich mit Untersuchung der unbegreiflichen Sache ab, die Fragen wer?, von woher?, wohin?, aus was Gründen?, sie müssen nothwendig ihre allergründlichste Erledigung finden; eher ruht der aufgestörte Geist der Armada nicht, der unter die Waffen getreten, und eine Quadratmeile beschriebenen Papieres muß mindestens der Nachwelt ein Zeugniß hinterlassen von dem, was vorgegangen. Die Andern stehen nachdenkend und schweigend da: ist

es ein Traum gewesen, der an uns vorübergegangen? Haben böse Geister uns geäfft, und diese Lufterscheinung uns vorgegaukelt? Diese anderthalb Millionen Menschen *), die wie von einem sie alle durchzuckenden Blitze angeregt, an unseren Augen vorübergegangen, es können unmöglich handgreifliche Menschen von Fleisch und Blut gewesen seyn? ohne Zweifel waren es Phantome, die bisweilen wie streitende Heere, ziehende Schaaren, in Mitte von Bergen und Thälern, an Burgen und Städten vorüber, sich in täuschender Spiegelung in den Höhen zeigen, die uns getäuscht? Denn daß solche Motive solche Massen in Bewegung zu setzen vermögen, müssen wir als unvereinbar mit allen Gesetzen wohlbegründeter, vielfach geprüfter, immer sich bewährender Mechanik erkennen. So stehen sie jetzt betroffen da, wissen nicht, wie sie die Sache deuten und begreifen, und ihren Vourtheilen am vortheilhaftesten sich auslegen sollen; und haben einstweilen, bis anderer Rath kömmt, Stillschweigen zu ihrem Theil genommen. Ihre Haltung und die Haltung Deren, die dabei in Thätigkeit gewesen, und nicht bloß die Gottesfahrt vollzogen, sondern der Sache zum Segen und sich zum Heile, ganz untadelhaft sie zum Ende geführt, zeigt die große, universalhistorische Wichtigkeit des Ereignisses, das anderen, früheren sich anschließend, durch eine große, providencielle Fügung vor unsern Augen sich begeben. In dieser Fügung liegt eine Aufforderung für uns, die wir mitlebende Zeugen des ganzen Vorganges gewesen; ihr tiefer nachforschend, sie in ihrem ganzen Umfang und in ihrer unergründlichen Tiefe und ihrem unabsehlichen Umfange, wenigstens so viel es uns gegeben ist, zu erfassen und auszulegen; damit sie, offenbar in der Zeit aufblitzend, zur Tröstung, Bekräftigung und Belehrung für Alle, die noch den guten Willen haben, so wie zur

*) Die Zahl 1100000 ist nur die an den Thoren aufgenommene Zahl der in Prozessionen Angelangten, die der einzeln Angekommenen hat einmal 49000 binnen vier Tagen betragen.

Warnung, Bedeutung und Bedräuung Jener, die ihn verloren, nicht wieder an ihrer Gedankenlosigkeit und Zerstreuung unbegriffen und fruchtlos vorübergehe. Die Cölner Sache war der Sieg der streitenden Kirche, die Wallfahrt nach Trier ist der Triumpf der Siegenden gewesen; der heilige Rock aber ist in seiner Untrennlichkeit das Zeichen des unblutigen Geisterkampfes, in dem, wie damal in jenem blutigen unter dem Zeichen des Kreuzes, zur Zeit Constantins, die Kirche gesiegt und triumphirt. Das eine Zeichen wie das andere, es ist vom Anfang her ein großes, kirchliches Symbol gewesen; beide waren also zu Heerzeichen bestimmt, und beide haben daher auch ihre prophetische Natur in aller Geschichte bewährt. Als Friedrich I. im Jahre 1157 den großen Krieg der Hohenstaufen gegen den römischen Stuhle beschlossen; da wollte er, der erste in neuerer Zeit, den noch nicht Gefundenen zum Heerzeichen der germanischen Kirche in diesem Streite gegen Rom aufwerfen. Der Kampf, den er begonnen, war einer jener welthistorischen Säcularkämpfe, wie schon die Salier einen Solchen im vorhergehenden Jahrhundert durchgefochten. Ihnen hatte Gregor VII. den Krieg erklärt, weil er auf sie den Entwurf geziehen, die Kirche zum Vortheil des weltlichen Kaiserthumes zu feudalisiren; den andern Kampf hatte der Kaiser dem Papste Adrian IV. angekündigt, weil er die Päpste, und ihn insbesondere, beargwohnte: sie wollten umgekehrt den Feudalstaat des Kaiserthumes zum Vortheile des Priesterthumes in der Hierarchie verschlingen, indem sie die Majestät des Kaisers dem Stuhle lehnspflichtig erklärten. Wie in dem Streit der Salier der Gegensatz zwischen Norddeutschen und Süddeutschen vorherrschend gewesen; so in dem der Hohenstaufen der zwischen Deutschland und Norditalien, und durch die ganze damalige Welt hatte der Riß zwischen Welfen und Gibellinen alle Stände, vom höchsten bis zum tiefsten, in der ganzen Zeitgenossenschaft gebrochen und getheilt. Friedrich ahndete,

welchen verhängnißvollen Kampf er zu beginnen im Begriffe stehe, und schrieb dem Erzbischof Hillin jenen denkwürdigen Brief: „Der Friede der Kirche und die Würde des Kaiserreichs der Deutschen sind untrennbar miteinander verbunden; wer daher die kaiserliche Würde verletzt, stört den Kirchenfrieden, und zerreißt die Einheit der Kirche. Solchen Unterfangens aber hat sich der römische Papst erkühnt. Da nun also die Kirche von Trier berühmt ist durch den Besitz des ungenähten heiligen Rockes, das Symbol untheilbarer Einheit aller Gewalten; du aber der Primas bist dießseits der Alpen, und deine Kirche das zweite Rom: so laß uns in offener Kirchenversammlung um unsern Primas her den kostbarsten und geistigen Rock des Herrn, das ist Emath, aus der Hand des Amorrhäers, der ihn zerrissen und getheilt, befreien". Achtzehn Jahre hatte der begonnene Krieg gewüthet, da wurde in Venedig der Friede mit dem Papst geschlossen; sieben Jahre später mit den Lombarden; die Eintracht war durch die großartige Unterwerfung Friedrichs, ohne allen Eintrag der Würde des Kaiserthums, wieder hergestellt, und die Einheit hatte Raum gewonnen, in allen Verhältnissen ihre Macht geltend zu machen. Die kirchliche, die in Alexander III. gesiegt, kömmt in Innocenz III. auf ihren Höhepunkt; das lateinische Reich in Byzanz wird aufgerichtet; und die Orden verbreiten sich über die Christenheit. Die politische Einheit conzentrirt sich in den französischen Königen mehr und mehr, bis zu Philipp II. hin, und die Ritterlichkeit von Richard Löwenherz macht sie nach außen den Mahometanern furchtbar; Italien aber wird durch den Einfluß der Päpste enger verbunden; während auch in Spanien, bis zu Alfons herab, in den Zeiten seines Vorkämpfers des Cid, die durch die Mauren zerrissene Einheit des Reiches sich wieder herstellt. . Immer noch war das Symbol der Einheit verborgen geblieben; der Ort, der die Tunica beschlossen hielt, war dem Gedächtnisse der Menschen entrückt. Jetzt endlich, im Jahre 1196, demselben, wo Friedrich II. zweijährig zum Könige von Deutsch-

land gewählt worden, trat das symbolische Gewand zum erstenmal in neuerer Zeit hervor. Damal hat der Erzbischof Johann I. in der Gruft der Domkirche im Nicolausaltare das Verborgene aufgefunden; als der Umbau der Kirche, der nach Ablauf des ersten Jahrtausends in der ersten Hälfte des eilsten Jahrhunderts von Poppo begonnen worden, jetzt am Schluße des zwölften zu Ende ging. Nun wurde *der arme Rock des Herren* zum erstenmale der Verehrung des Volkes ausgestellt. Er sollte ein Zeichen seyn der Zeit; durch seine *Untheilbarkeit* den mächtigen Vertretern der Einheit und der Einheiten eine Mahnung an die tiefe Bedeutung und Unzerstörbarkeit ihrer Würde; durch seine *Armuth* aber ihnen eine Warnung, daß sie nicht in Hochmuth sich übereinander erhüben, und in dünkelhafter Tyrannei sich von dem auch der Vielheit eingegebenen Gesetz lossagten. Der Vielheit aber sollte er eine Erinnerung seyn, daß sie, der Einheit untergestellt, sich ihr zu fügen habe; aber daß diese Unterwürfigkeit nicht an das Aufgeben der auch ihr von Gott gewährten Rechte als ihre Bedingung geknüpft erscheine, sondern die Anerkenntniß derselben von Seiten der Mächte und Gewalten voraussetze. So drückte er also das ganze Bedürfniß und die ganze Frage der Zeit aus; und so war auch er, eine große Prophetie in ihrer Mitte aufgegangen, rückwärts deutend auf die Uebel, die aus der Nichtachtung seiner Verkündigung in allgemeiner Zwietracht hervorgegangen; in der Gegenwart preisend die Macht des Guten, die aus der Transaction der kämpfenden Mächte entwickelt; der Zukunft aber weissagend die ganze Folge der Uebel, die aus den neuen Keimen der Zwietracht, die diese gepriesene Zeit in sich trug, unausbleiblich sich entwickeln mußten. Diese Keime kamen in der verhängnißvollen und calamitösen Regierung Friedrichs II. — er den Hohenstaufen das, was den Saliern die Herrschaft und die Person Heinrichs des vierten gewesen — zur Entwicklung und zur Reife; die Päpste kämpften entgegen mit Muth und Energie, aber nicht immer mit priesterlicher Mäs-

Anwesenden im zehnten Geschlechte nach rückwärts hin gethan. Die Elfenbeinkiste, besiegelt mit Johann des Ersten Siegel, hielt ihn beschlossen, und man hatte bei ihm ein Messer gefunden, verrostet und jetzo in Silber gefaßt, und einen großen Würfel zu dem Zettel, vor Alter unleserlich geworden. Eine Weissagung war das Gefundene, vor den Fürsten ausgelegt. Ein Augenzeuge von damal *) erzählt: der allerheiligste Rock Jesu Christi, welchen ihm, als etliche götliche Lerer davon schreiben, die edel Kayserin der Himmel Maria, seine allerheiligste Mutter mit ihren jungfräulichen Händen künstlich gewirkt oder gestrikt hat, von oben herab strickend ganz überall an alle Nätt, auch an alle Zeichen der Natt, wie man einen Handschuh oder ein Barret strickt, war gänzlich unversehrt und wolbehalten". Und als die Heiligthümer erhoben und ausgestellt waren, da ging von ihnen eine Stimme aus, sprechend zu denen, die im Chore versammelt waren: Seht dieß Gewand, das ich, unter den Menschen auf Erden wandelnd, getragen, ein Faden läuft durch sein Gewebe hindurch; von einem Punkte ausgehend, verschlingt er sich, vielfach gewunden und verstrickt, zur ganzen Webe, die noch heute, nach so vielen Jahrhunderten, ungekränkt und unverworren, wie im ersten Anfange, besteht. So auch habe ich meine Kirche aus einem Faden gewebt; in meinen Händen ruht der Anfang, seine Verwebung umkleidet die Erde, sein Ende läuft in meine Hand zurück. Ihr, die ihr hier versammelt seyd, forscht nicht nach diesen verhüllten Anfängen und Endabläufen! auch die eurer Macht und Würden laufen darin zusammen; und ich decke sie mit Händen vor den Menschen. Diese Briefe aber, die die Zeit unleserlich gemacht, sie bezeugen Euch, daß sie in ihrer Unerforschlichkeit außer aller Geschichte liegen. Ich schaue in euer Aller Herzenstiefen; kein Gedanken und keine

---

*) Ain wahrhafftiger Tractat, wie man das Hochwirdig Heiligthum verkündt und geweist in der heiligen Stadt Trier im Thum. Ohne Druckort.

Regung kann sich dort vor mir verbergen. Viele Solche unter Euch, die von Berufs wegen meine Kirche höhen und mehren sollten, mindern und niedern sie vielmehr durch Gleichgültigkeit, Lauheit, Sinnenlust und Uebermuth; die ich aber unter den Laienfürsten ihr zum Schirm und Schild eingesetzt, gelüstet, in unersättlicher Gier, nach ihrem Besitze; und sie, die ihre Schirmvögte seyn sollten, werden ihre Dränger und Tyrannen; ihre eigenen Würdenträger aber, von der gleichen Gier besessen, erwehren sich ihrer mit verbotener Waffe der Gewalt und Hinterlist. Die gemeinsame Sünde wird ein Band seyn zwischen ihnen, und sie werden ein Bündniß zetteln, und ehe der Wächter in Himmelsmitte, der die Jahrhunderte ausruft, dreimal gekräht, wird dreifacher Verrath gegen mich und mein Werk auf Erden ausgegangen seyn. Mit diesem Würfel werden sie über mein Gewand in der Kirche die Loose werfen; mein Auge aber wird wachen über sie und all ihr Thun, daß es ungetheilt immer dasselbe bleibe; nur ihr Mantel wird hingegeben, mit diesem Messer wird er getheilt, den um ihn Loosenden zur Beute fallen, damit auch die Sünde des hochmüthigen und verzagten Menschenherzens in ihr heimgesucht werde. Dann aber werde ich die Kelter treten, und der Wein meines Zornes soll in Strömen über die Erde sich ergießen. Meinen Acker will ich besuchen, den Waitzen will ich in Garben sondern, das Unkraut aber, das der böse Feind gesäet, zu Haufen legen, und mit den Dornen es verbrennen. Meine Tenne will ich fegen, und die Spreu, sey sie geweiht oder ungeweiht, den Winden übergeben, daß sie, was ich zu leicht befunden, ohne Spur verwehen. Mit diesem selben Würfel soll dann über dein Kleid, o Kaiser! das Loos geworfen werden, und diesem Messer preisgegeben, wird es denen zur Beute werden, die sich zu seinem Schutz verbunden. Dann aber soll mein Zorn auch die Werkzeuge, deren er sich gebraucht, zerbrechen, und ich werde sie dem Erbfeind unter die Füße streuen; und auch seine Trabanten sollen den Würfel werfen, wem das Reich zur Beute falle, und er soll aus seinen Fe-

tzen sich einen neuen Kaisermantel, für heut und morgen und einen dritten Tag zusammennähen. Dann aber, wenn das Alles erfüllt ist, sollen die noch übrig geblieben, zum dritten- und viertenmal mich sehen. — Nachdem diese Rede sich ausgesprochen, gingen die Symbole wieder in die Verborgenheit des Fronaltars zurück, und die Pforten schlossen sich zum anderumale hinter ihnen. Aber Warnung, Mahnung und Belehrung gingen abermal verloren an dem Geschlecht der Menschen, dem die Propheten sie zugerufen; denn schlimme Zeiten waren vorangegangen, schlimmere kamen nothwendig in ihrem Gefolge herangezogen. Alexander hatte auf dem Stuhl gesessen; ein Kriegesherzog von Italien war in Julius ihm gefolgt; alle Künste hatten sich dann verbunden, um in Leo ihn mit ihren Reigen zu umfangen; und von den Würdeträgern der Kirche aus hatte vielfach ein Geist der Fleischeslust, des Hochmuthes, der Gewaltthätigkeit und Verkommenheit in roher Weltlichkeit die Kirchenprovinzen überzogen. Die weltlichen Reiche auf Erden waren aus ihren Fugen gewichen; die europäischen Mächte, nachdem die Idee einer christlichen Republik kraftlos geworden, kämpften sich in wilden, blutigen Kriegen ab; seit der Ligue von Cambray und seit die Venetianer ihre politische Wechselbank aufgeschlagen, war die Arglist zur Gewaltthätigkeit hinzugetreten, und fort und fort wechselte in treuloser Diplomatik die Gestalt Europas, wie die Bündnisse sich lösten und sich aufs neue knüpften: Italien war der Preis des Kampfes, um den Frankreich, Spanien, Deutschland und der Gebieter im Kirchenstaate rangen. Während die Türken von Osten her immer weiter drangen, hatte die Schweiz ihre Ablösung von Deutschland vollendet; Burgund aber Elsaß und Lothringen mit Metz und Toul und Verdun waren ihm noch verbunden, und Frankfurt hielt die Mitte des alten Reiches, das in der Machtlosigkeit seiner Einheit sich in breiter Masse kraftlos dehnte. In dieser allgemeinen Haltlosigkeit und Verwirrung trat der Zwiespalt der Gemüther, der in ihnen schon seit lange gebrütet, an den Tag hinaus, und die Geister

theilten sich zur Rechten und zur Linken hin. Von den Bes-
seren, die noch guten Sinnes waren, wendeten die Conservativen
sich dem unverwüstlichen Guten zu, das, die gesammte Hoff-
nung der Menschheit in sich beschließend, der Kirche anver-
traut worden, um es im gebrechlichen Gefäß zu bewahren,
das immerhin befleckt werden mag, ohne die eigene Beschmu-
tzung dem Inhalt mitzutheilen. Die von der andern Seite
aber wendeten ihre ethische Entrüstung den mancherlei Miß-
bräuchen entgegen, und drangen auf radicale Reformen, die
dergleichen in Zukunft abwenden sollten. Das regte der böse
Feind, nun auch seinerseits eingreifend, die schlechten Triebe
in den Schlechten auf, daß sie eben in diese Mißbräuche sich
getheilt; die Einen ihren Vortheil an ihrer Behauptung su-
chend, die Andern an ihrer Abschaffung. So wirrte sich gut
und bös in der Gährung der Zeit zusammen; kaum acht Jahre
nach dem Reichstag in Trier gab der kecke Augustiner in Wit-
tenberg den Gedanken das Wort, indem er die Bulle Leo's
und die canonischen Rechtsbücher verbrannte, und den Papst
als den Widerchrist erklärte. Vertreter Christi oder Wider-
sacher das wurde nun das Kampfwort der Habernden. Der
Riß war in Mitte des Principes der Hierarchie hervorgegan-
gen; er wurde bald auch auf das Princip der Doctrin und
die Sacramentenlehre hinübergetragen; vom Principe aus
mußte er, immer weiter klaffend, auf die ganze Ordnung der
Dinge sich verpflanzen. In dem Bereich der Kirche riß der
Spalt zuerst nach außen weiter. Dem Primas des Reiches,
dem Nachfolger des Erzbischofs Uriel von Mainz, der im
Chore des Doms dem Kaiser zunächst gestanden, dem Albrecht
aus dem Hause Brandenburg, nahte die Versuchung, ihn
auffordernd: seinem zuchtlosen Leben den Zügel der Ehe
aufzulegen, und seine geistliche Würde in eine weltliche um-
zuwandeln. Er hatte mehr als bloß gewankt, dann aber in
sich schlagend, als er den dritten Hahnenschrei vernommen,
Busse gethan. So war der Schimpf des Verrathes von sei-
ner Schwäche hinweggenommen, die Bürde aber wurde bald

einem andern seines Stammes aufgelegt. Als Hochmeister des deutschen Ordens hatte auch er vor dem Fronaltare die Prophetie vernommen; sie schirmte ihn nicht, daß er, den Besitz des Ordens in eigenen Besitz umwandelnd, sich zum evangelischen Erbherzog in Preußen erklärte, und eine Herzogin sich beigesellte. Die Versuchung nahte nun dem dritten jener Kirchenfürsten, dem Nachfolger Philipps, der als Inhaber des Stuhles von Cöln damal dem Kaiser Maximilian zur Seite gestanden, dem Churfürst Hermann. Seine unwissende Einfalt, mehr zum Kriegswerk neigend als zum Kirchendienst, hatte ihn der Ueberredung Bucers zugänglich gemacht; der Clerus, die Universität und der Magistrat von Cöln hatten sich widersetzt, und so war er durch Urtheil des Papstes verdammt, und seine Würde ihm genommen worden. Die Frage an ihn und alle die Anderen gestellt, hatte gelautet: Wollt ihr dem Worte eures Meisters folgen, also daß der Höchste unter Euch dem Niedrigsten sich gleichachte; in Mitte der Macht Maaß halte im Gebrauche; in Mitte des Reichthums sich arm bewahre, und die andringende Lust unter dem Fuße niederhalte; also Euch würdig machend, daß ich Euch setze über Vieles? Aber das bedünkte sie allzu schwer; die Lust lockte so verführerisch, der Reichthum drängte zu ihr hin, und wer wird, im Besitze der Gewalt, der süßen Gewohnheit sich ihrer zu gebrauchen, entsagen? So war von den drei Säulen des Reiches im Geistlichen nur eine unverrückt aufrecht stehen geblieben; Eine war gefallen, die dritte sich neigend eingesunken. Der Markgraf der Kirche gegen den Osten, hatte die Kirchenmark in einen Hausstaat umgewandelt. Zuchtlose Mönche und Weltgeistliche, mannstolle Nonnen, geführt von ihren Aebtissinnen, die Plage des Reformators, hatten den Landsturm der Reform gebildet.

Nun trat die Entscheidung auch die zum Reichstage persönlich oder durch Botschafter anwesenden weltlichen Stände, Fürsten, Städte, Grafen und Herren an. Das war die ganze Frage: Eine Macht ohne Schranken und Begränzung mag nicht gestattet werden; wollt ihr nun in altchristlicher

Weise unter dem göttlichen Rechte leben, zu dessen Organ ich den Vater der Gläubigen auf dem Stuhle geweiht; oder wollt ihr in dem neuen Princip nach dem irdischen Recht euere Gewalt von unten her ableitend, und als Vertreter eurer Völker herrschen in ihrem Mandat? Frei ist des Menschen Willensentschluß; wie ihr auch wählen mögt, eine Klippe droht zur Rechten, daß der Gewählte in menschlichem Hochmuth sich erheben möge; die Andere, daß die Menge ihre Gewalt über die Euere setze: mein Auge wacht aber über Alle. Den Priester, der, meines Mandats vergessend, das Seine ihm zu unterschieben versucht; die Völker, die die Gewalt mißbrauchen, die sie von mir erlangt, ich werde sie zu finden wissen; und wie ich es zuvor gehalten, so auch fortan über sie zu Gerichte gehen, bis sie endlich es gelernt, in meiner Furcht zu wandeln, und nicht zur Rechten noch zur Linken vom gewiesenen Wege abzuweichen. — Die Schrecken des Bannes und des Interdictes, die Auflösung aller Bande der gesellschaftlichen Ordnung und vielfaches Blutvergießen, das sie herbeigeführt; der Stolz, eine höhere Macht nicht bloß in Gedanken, sondern in der Wirklichkeit über sich zu sehen; der Unwillen, eine andere Ermächtigung, als die des Blutes, bei wankendem Glauben nachzusuchen; sie schreckten von der einen Seite ab. Von der Andern lockte das Selbstvertrauen, der willenlosen Menge bald Herr zu werden; von der strengen Zucht des Evangeliums loßzukommen; die Anmaaßung stolzer Priester unter den Fuß zu beugen; ihrer Reichthümer, die der Glaube so lange gefeyt und geschützt, sich zu bemeistern, und so, aller hemmenden Controlirung frei, im unbeschränkten Genusse der Gewalt des Lebens sich zu freuen: das Alles trieb mächtig in dieser Richtung hin. Es war die in die Gutartigkeit der menschlichen Natur eingepflanzte Scheu, die es erwirkte, daß es in allen Dynastien, Geschlechtern und Ständen Deutschlands nur zu einem Bruche kam; indem die eine Hälfte am Orte blieb, die andere aber, von ihr sich trennend, sich zur Linken wendete. Durch das sächsische Haus

zu ihrem Vortheil es auszulegen; die Schlüssel in den Wappen gaben Zeugniß, daß die Auslegerin sich der Schlüsselgewalt in fremdem Gebiete bemeistert hatte. Die Verwicklung der höheren Dinge mit der niedern Ordnung war unstatthaft befunden worden, und der Himmel in seine Gränzen eingewiesen. Da wurden die Träger des Entlassenen auf Erden erledigt, und in freudiger Hast drängten sich die Erben zu, um von der Verlassenschaft Besitz zu nehmen. Das Kirchengut, oft von Eindringlingen gemißbraucht und den Armen entzogen, hatte doch so viele Jahrhunderte, in Mitte der Habgier, der Mißgunst und des Neides, von frommer Scheu gehütet, sich unversehrt erhalten; jetzt war der seidene Faden um den Rosengarten zerrissen, noch zaghaft in der alten Scheu, brachte jeder sein Theil auf Seite. Nur Heinrich VIII. von England hatte tapfer zugegriffen. In zwei Haufen hatte er den reichen Schatz getheilt; auf den Minderen hatte er den kleineren Besitz der ärmeren Orden gelegt, auf den größeren den Mammon der reicheren Stiftungen; und da rächende Blitze den Raub des Ersten nicht geahndet, getrost zum Andern gegriffen, und binnen wenig Jahren ihn an seine Hofleute verschleudert. Von da an haben die Prädicamente der Könige von Gottes Gnaden allmählig von denen der Aelteren aus Gnade der Natur im Blute sich geschieden und getrennt; eine Kluft aber war durch den gesammten Welttheil gerissen, und die beiden Parteien standen an den Rändern des Abgrundes schlagfertig einander gegenüber.

Aber die ewige Liebe, die von oben in warmer Einströmung die irdischen Dinge hegt und pflegt, wird ihnen ein fressend Feuer, und all ihre Liebeskraft sammelt sich in einen Schlag zusammen, wenn Diese in ihrer Verkehrheit ihr die kalte Spitze entgegenbieten. Sie entsendet sofort die Gerechtigkeit, die unerbittliche, und die schreitet, bewaffnet mit dem zweischneidigen Schwerte, durch die Mitte des Abgrundes vor, von Deutschland ihren Ausgang nehmend, und ihre

Schläge fallen rechts und links nach Maaßgabe, wie die Straffälligen sich verschuldet. Der Adel hatte seinerseits das neue Princip auch gegen seinen Vortheil hingewendet, und war in die geistlichen Besitzungen eingebrochen. Ihn hatten die Fürsten bezwungen, und beide hatten gemeinsam gegen die Bauern sich verbunden, die, von den Wiedertäufern zuerst aufgeregt, wie Unbill rächend, so auch Unbill übend, sich durch das Reich ergossen, und es mit Brand und Verderben gewüstet. Die Fürsten, nachdem sie nach abwärts freie Bahn zu schalten und zu walten sich gewonnen, hatten nun ihre Macht nach aufwärts gegen den Kaiser hingewendet; in der Schlacht bei Mühlberg aber war ihr Unterfangen gebrochen worden. Moritz von Sachsen aber hatte später ihrer Sache sich wieder angenommen, und der kranke Kaiser wurde nun zur Flucht gedrängt, daß auch er, in seiner Kraft gebrochen, zum Nachgeben sich entschließen mußte. Rom hatte schon, früher von den zuchtlosen Banden Bourbons erstürmt, die Plünderung, wie in den Zeiten Totilas, erlitten; die Gebiete der geistlichen Fürsten waren halb verwüstet; das Geschlecht des Hochmeisters verkam schon in der ersten Generation im Blödsinn; das der Kulmbacher aber erlosch in der Proscription. Die Nemesis hatte, ohne Ansehen der Person, recht gerichtet, und von der alten Schuld die erste Zahlung eingetrieben. Während der Raub des Kirchengutes vorangeschritten, und die alte Sittenlosigkeit durch das neue Princip der Rechtfertigung im Glauben, oder durch die Prädestination immer zunehmend sich gemehrt, hatte die höhere Macht sich gerüstet, den Acker zu reinigen und die Tenne zu fegen; das Dorngestrüppe brannte im Feuer auf, und die Spreu wurde in alle Lüfte hingeweht. Die Kelter des Zornes begann sich zu bewegen, die Rache floß erst tropfenweise, die Tropfen strömten zu Bächen zusammen; die Bäche rannen nieder durch Deutschlands Gauen und sammelten sich zu größeren Strömen, die über die Gränzen des Reiches brachen. Indem das Gleiche in allen umliegenden Reichen sich wiederholte, wurde die

Sammlung aller Wässer des Zornes eine den Continent umfluthende Strömung im Sinne, wie das Alterthum den Ozean sich vorgestellt. In der Schweiz war der Religionskrieg ausgebrochen, und hatte seine Schlachtfelder in den Thälern der Alpen und auf den Höhen sich gesucht. In Frankreich war nicht minder der Krieg entbrannt. Condé und die Guisen standen gegen einander; Blutbäder tränkten die Erde, Gräuel ohne Maaß und Zahl wurden ausgeübt; Meuchelmord der Könige wechselt mit dem der Parteihäupter; endlich, nachdem der Sturm beinahe durch ein halbes Jahrhundert das Land durchwüthet, und es an den Rand des Untergangs gebracht, wird nothdürftig der Friede durch den Rücktritt Heinrichs IV. wieder hergestellt. Früher, und zum Theil gleichzeitig, haben die Niederlande ihren Kampf mit Spanien ausgestritten, dessen Endergebniß die Scheidung des Süden von dem Norden gewesen. In England hatten die Elemente der Zeit, durch einander gährend, die Sternkammer, den Covenant, das lange Parlament, den puritanischen Fanatism, die Independenten, den Krieg gegen den König, Fairfax und Cromwell, die Niederlage Carls, seine Auslieferung und Hinrichtung durch Cromwell hervorgerufen, woraus die Republik Englands, nach der Reinigung des Rumpfparlaments, unter dem Protectorat dieses Cromwell hervorgegangen. In Deutschland hatte der Religionsfriede dem ersten Kriege ein Ende gemacht; das eingetretene Interim ist eine Zeit fortgesetzter Gährung und Gewaltigung geworden, aus der dann wieder ein neuer Krieg, furchtbarer und gräuelvoller denn jener, der ihm vorangegangen, sich entwickelt hatte, in dem das Herzblut Deutschlands über seinen Boden hingegossen und sein nahe gänzlicher Ruin sich vorbereitet. Schreiten andere Kriege nur in der Linie verheerend über die Länder hin, nun diese nun jene Provinz zur Basis der Schlachten wählend; so hat dieser in allen Dimensionen sich eingewühlt, in Allem gleich verderblich, die Bevölkerungen in Massen aufreibend, die Gauen verödend, die Städte entvölkernd, den ganzen Charakter der Nation in sei-

nem Grund umkehrend, ihren Wohlstand zerstörend und eine tiefe Kluft zwischen dem alten und dem neuen Reich aufwühlend. In Münster haben zuletzt, nachdem die Heere das Werk der Zerstörung vollbracht, die Juristen den Würfel hadernd über die Hadern geworfen, und das Messer hat den Rest des Kaisermantels im Kreuzschnitte getheilt. Der beste Lappen ist, wie im ersten Kriege, Frankreich zu Theil geworden, das bis zum Strome Deutschlands vorgedrungen; Schweden hat den Andern sich angeeignet, und in ihn geputzt, Reichsstandschaft erhalten; die Schweiz, nun als unabhängig anerkannt, verbirgt ihren Antheil in ihren Bergen, wie damal die Germanen nach der Schlacht im Teutoburger Walde mit den römischen Adlern es gehalten; die vereinten Niederlande als unabhängig erkannt, bleiben nur im losesten Verbande mit dem Reiche, in dem die Landeshoheit der Fürsten auch die Theilungslinie auf die kaiserliche Tunika schon eingezeichnet. Deutschland gleicht einer Vestung, die die Feinde eingenommen, und nun verlassen, nachdem sie alle ihre starke Werke gesprengt. Die Wehrlinien an den alten Gränzen, von der Natur selbst in den Gebürgen aufgebaut, sie bleiben allesammt in der Hand der Fremden, und diesen sohin, und mit ihnen Andern, die bei der Theilung ihrer Unbedeutenheit wegen noch nicht zugelassen worden, ihnen allen ist der Weg zum Vordringen aufgethan; der Zankapfel inneren Haders in das zweieinige Reich gelegt, wird ihnen die Wege bahnen. Die Nemesis aber, nachdem sie dahin zurückgekehrt, von wo sie ausgegangen, entgürtet sich, und legt ihr Richtschwert nieder vor dem, der sie ausgesendet.

Auch der Mantel der Kirche ist der Theilung verfallen, die Tunika aber immer noch unversehrt geblieben; ihre heiligen Symbole waren, während die Welt im Kampfe lag, in sichere Verborgenheit zurückgegangen. Man hatte, ehe dann das Getümmel hereingebrochen, den Beschluß gefaßt: sie sollten mit jedem siebenten Jahre zu Tage treten; das aber schien dem, dessen Auge über sie wachte, nicht genehm zu seyn. Der re-

Sammlung aller Wässer des Zornes eine den Continent umfluthende Strömung im Sinne, wie das Alterthum den Ozean sich vorgestellt. In der Schweiz war der Religionskrieg ausgebrochen, und hatte seine Schlachtfelder in den Thälern der Alpen und auf den Höhen sich gesucht. In Frankreich war nicht minder der Krieg entbrannt. Condé und die Guisen standen gegen einander; Blutbäder tränkten die Erde, Gräuel ohne Maaß und Zahl wurden ausgeübt; Meuchelmord der Könige wechselt mit dem der Parteihäupter; endlich, nachdem der Sturm beinahe durch ein halbes Jahrhundert das Land durchwüthet, und es an den Rand des Untergangs gebracht, wird nothdürftig der Friede durch den Rücktritt Heinrichs IV. wieder hergestellt. Früher, und zum Theil gleichzeitig, haben die Niederlande ihren Kampf mit Spanien ausgestritten, dessen Endergebniß die Scheidung des Süden von dem Norden gewesen. In England hatten die Elemente der Zeit, durch einander gährend, die Sternkammer, den Covenant, das lange Parlament, den puritanischen Fanatism, die Independenten, den Krieg gegen den König, Fairfax und Cromwell, die Niederlage Carls, seine Auslieferung und Hinrichtung durch Cromwell hervorgerufen, woraus die Republik Englands, nach der Reinigung des Rumpfparlaments, unter dem Protectorat dieses Cromwell hervorgegangen. In Deutschland hatte der Religionsfriede dem ersten Kriege ein Ende gemacht; das eingetretene Interim ist eine Zeit fortgesetzter Gährung und Gewaltigung geworden, aus der dann wieder ein neuer Krieg, furchtbarer und gräuelvoller denn jener, der ihm vorangegangen, sich entwickelt hatte, in dem das Herzblut Deutschlands über seinen Boden hingegossen und sein nahe gänzlicher Ruin sich vorbereitet. Schreiten andere Kriege nur in der Linie verheerend über die Länder hin, nun diese nun jene Provinz zur Basis der Schlachten wählend; so hat dieser in allen Dimensionen sich eingewühlt, in Allen gleich verderblich, die Bevölkerungen in Massen aufreibend, die Gauen verödend, die Städte entvölkernd, den ganzen Charakter der Nation in sei-

nem Grund umkehrend, ihren Wohlstand zerstörend und eine tiefe Kluft zwischen dem alten und dem neuen Reich aufwühlend. In Münster haben zuletzt, nachdem die Heere das Werk der Zerstörung vollbracht, die Juristen den Würfel hadernd über die Hadern geworfen, und das Messer hat den Rest des Kaisermantels im Kreuzschnitte getheilt. Der beste Lappen ist, wie im ersten Kriege, Frankreich zu Theil geworden, das bis zum Strome Deutschlands vorgedrungen; Schweden hat den Andern sich angeeignet, und in ihn geputzt, Reichsstandschaft erhalten; die Schweiz, nun als unabhängig anerkannt, verbirgt ihren Antheil in ihren Bergen, wie damal die Germanen nach der Schlacht im Teutoburger Walde mit den römischen Adlern es gehalten; die vereinten Niederlande als unabhängig erkannt, bleiben nur im losesten Verbande mit dem Reiche, in dem die Landeshoheit der Fürsten auch die Theilungslinie auf die kaiserliche Tunika schon eingezeichnet. Deutschland gleicht einer Vestung, die die Feinde eingenommen, und nun verlassen, nachdem sie alle ihre starke Werke gesprengt. Die Wehrlinien an den alten Gränzen, von der Natur selbst in den Gebürgen aufgebaut, sie bleiben allesammt in der Hand der Fremden, und diesen sohin, und mit ihnen Andern, die bei der Theilung ihrer Unbedeutenheit wegen noch nicht zugelassen worden, ihnen allen ist der Weg zum Vordringen aufgethan; der Zankapfel inneren Haders in das zweieinige Reich gelegt, wird ihnen die Wege bahnen. Die Nemesis aber, nachdem sie dahin zurückgekehrt, von wo sie ausgegangen, entgürtet sich, und legt ihr Richtschwert nieder vor dem, der sie ausgesendet.

Auch der Mantel der Kirche ist der Theilung verfallen, die Tunika aber immer noch unversehrt geblieben; ihre heiligen Symbole waren, während die Welt im Kampfe lag, in sichere Verborgenheit zurückgegangen. Man hatte, ehe dann das Getümmel hereingebrochen, den Beschluß gefaßt: sie sollten mit jedem siebenten Jahre zu Tage treten; das aber schien dem, dessen Auge über sie wachte, nicht genehm zu seyn. Der re-

gelmäßige Ablauf der Jahreswochen wurde daher durch den Aufruhr der Zeit vielfach gestört; nur einigemale im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts erschienen die Verborgenen, und wie in Unwillen gehüllt, nur im Vorbeigehen sichtbar. Endlich, als um die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts sich der Sturm gestillt, traten sie, nachdem durch zehn solcher Jahreswochen ohne Unterbrechung, ihre Verhüllung angehalten, im Jahre 1655 wieder hervor. Zwei Jahre früher hatten die Reichsfürsten in allem Pompe der neuen Landesherrlichkeit ihren ersten Reichstag nach dem Kriege abgehalten; und nachdem sie auf ihm gegenseitig sich zu dem Recht ermächtigt, nach Belieben die Auflagen in ihren Gebieten zu regeln; später auch in allen ihren souverainen Machtübungen, und im unbegränzten Rechte Frieden und Krieg zu beschließen, gegen die Einsprüche ihrer Landstände und Unterthanen, und das Einschreiten der alten Reichsgerichte, gegenseitigen Schutz sich zugesagt, und gegen den Einspruch des Kaisers ihren Willen durchsetzend, also sich den Weg zur absoluten Macht gebahnt. Die Erzbischöfe in ihrer Zerknirschung waren wieder am Fuße des Altars versammelt, auch, wie es scheint, viele der geladenen Bischöfe; ein Kind in der Wiege aus dem bayerischen Hause, später die Mutter Kaiser Karl VI., hatte die abwesenden Fürsten vertreten; zu Hunderttausenden hatten die dem Krieg entronnenen Reste der Bevölkerung sich hinzugedrängt. Der, welcher aus der Höhe über seinen Symbolen in die Geschichte niederblickte, sah in den Andrang deren, die um ihn versammelt waren; und die Stimme, die so lange verstummt, ließ von neuem sich vernehmen. Ich habe Gericht gehegt über die Geschlechter, die vorübergegangen über ihre Häupter und Aeltesten; sie haben meine Macht gefühlt, und meine Fügungen haben in ihrer einen Hälfte an ihnen sich erfüllt. Ich werde zu Gerichte gehen, auch über die, welche da kommen sollen; auch sie werden sich nicht meiner Hand entziehn, und die andere Hälfte meiner Fügungen wird auch an ihnen sich vollbringen. Jenen hat nicht das Verständniß der Bedeutung,

der Macht und Würde der Einheit eingewohnt; zu schwach und wankelmüthig, um sie zu handhaben nach Gebühr, haben sie die Ungewisse bald über die ihr gesetzte Gränze schweifen lassen, häufiger noch sie weit hinter dieselbe zurückgedrängt, und sind also auch der mit ihr verknüpften Wohlthat verlustig gegangen. Ich habe mit ihrer Schwäche Nachsicht gehabt, denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Als sie mir daher meine Einheit aufgekündet, und andere Surrogateinheiten an ihrer Stelle aufgeworfen, habe ich es geschehen lassen und gestattet, daß Europa sich in die alte Ordnung und die neue Ordnung theile; es soll erfahren, welche Macht und Kraft ich der Vielheit eingegeben, und welches Unheil aber auch die Ermattung und Ausschließung der wahren Einheit mit sich führt. Sie haben gewählt, und ich habe ihr Wahlrecht geachtet und anerkannt; aber ich werde auch dem Fortschritt des gewählten Principes kein Hemmniß entgegen setzen; es wird fortschwingen, bis es an der letzten Consequenz zu wenden sich genöthigt sieht. Die der alten Einheit treu geblieben, mein Auge wird wachen über sie; mögen sie sich vor Erstarrung hüten, ich würde sie lösen müssen. Die auf die andere Seite sich gestellt; ich werde in keinem Guten, das sie beginnen, ihnen zuwider seyn, jeder Tüchtigkeit ihr Preis! aber in der unbeschränkten Gewalt lauert das Verderben; ich aber werde nicht gestatten, daß es zu seinem Zweck gelange. Die Brunnen der Tiefe, die in der Vielheit verborgen ruhen, sie werden sich öffnen, und ihre Fluthen über die in Trennung entzündete Welt ergießen, und wieder jung machen, was in der Hinfälligkeit der Sünde und in der Gewohnheit bösen Mißbrauchs gealtert. Denn die Geschlechter der Menschen gehen nacheinander an meinem Angesicht vorüber; solidarisch verbunden alle insgesammt, jedes einstehend für das Andere in ihrem Antheil an Schuld und Lohn; aber jedem ist auch sein Theil von Jugend und frisch erneuter Kraft ausgeschieden, damit mag es wuchern in seiner Zeit und mir Rechenschaft ablegen von dem ihm geliehenen Pfunde. Meine

Sache ist es, die Extreme abzuhalten; darum habe ich Einheit und Vielheit also abgewogen, daß sie, im rechten Maaße sich ergänzend, einander heben und mäßigen, und also in Harmonie sich zusammenschließen. Will aber, nachdem ich Wucht und Gegenwucht also abgewogen, Eine im Mißklange sich über die gesättigte Genüge erheben, dann wird die Andere sogleich erwachen und sich gegen die Ausgebrochene setzen, und indem sie auf der andern Seite mit Macht sich zusammennimmt, dem Mißklang wieder den Zusammenklang abnöthigen. Gelüstet Euch daher, die irdische Macht, der ihr Euch verschrieben, zu gewaltigen über die Gebühr; und die Massen, die ihr, wie es der Einheit gebührt, erleuchten, erwärmen, führen und lenken solltet, zu tyrannisiren und zu knechten in Frevelmuth; dann sollt ihr in die Gewalt dieser Massen gegeben werden, und ihr bleibt ihr verfallen, bis der letzte Heller der Schuld sich abgetragen. So wird in Wintersgrimm und Sonnenbrand die Geschichte wechseln, bis sie in den ruhigen Kreislauf von Abend und Morgen eingelenkt.

Diese Worte, die also die Stimme aus den heiligen Symbolen herausgeredet, sie sind Alle in großen Zügen in den Geschichten der zunächst folgenden Zeiten aufgeschrieben. Die Gewalthaber in ihnen, von allen Hemmungen nach oben und nach unten ledig, bestanden nicht in der Gefahr der Versuchung, der sie dadurch sich ausgesetzt; der Schwindel ergriff sie auf den unwirthbaren Höhen, auf denen sie ihre Wohnung aufgeschlagen; und der Rausch, den die feinen Lüfte regten, führte sie zum Verderben. Frankreich in Allem voraus, hatte auch hier das Losungszeichen gegeben. Jener herrische Minister hatte die Reste der Hugenotten erdrückt, Stände und Parlamente gebrochen, den Adel in den Staub gedemüthigt, alle Gemeindefreiheit zerstört, und so dem aufgehenden Gestirne Ludwigs XIV. den Pfad bereitet, und die Wege geebnet, und er hatte Besitz ergriffen. Unbeschränkter Gebieter in seinem Reiche; um ihn her der Glanz des Hofes, das emsig durchgreifende Treiben des Beamtenstaates,

die Macht der Bajonette zum Angriffe, die befestigten Orte zur Abwehr; der Schimmer der Künste und Wissenschaften: das Bewußtseyn von dem Allen mußte bald der Befriedigung und dem Selbstgefühle des reichen Besitzes den Uebermuth beigesellen, und im weitern Fortschritt auch die Lust zum allgebietenden Herren, in Mitte der Verwirrung des Welttheils, sich aufzuwerfen; und der Siegesrausch über die Erfolge seiner Heere stellte das als eine leichte Sache vor. Nun Bündnisse und Gegenbündnisse, um das auftauchende Principat zu hemmen; Kämpfe, Gewaltthätigkeiten und Treuebrüche, in Mitte alles Wechsels aber Frankreich siegreich voranschreitend. In dem Maaße, wie es nach auswärts sich ausbreitet, nach innen zunehmende Concentration der obersten Gewalt; bei wachsendem Verfalle des Gemeinsinns und Zerrüttung des Geldwesens, dabei steigende Willkühr und kecker Eingriff in die andern Gebiete, bis zur Ausbildung des Gallicanismus hin. Da trat mitten in seinem Siegesrausche der Allgewaltige auf die Mauer seines Hoflagers, die er, aus Ziegeln und Erdpech verbunden, aufgethürmt, hinaus, und sprach: ist das nicht die Stadt, die ich mir zum Haus erbaut in der Kraft meiner Stärke, und zur Glorie meiner Schöne? und die Blicke über seine Festungumgürteten Marken hinaus, auf den Welttheil heftend, rief er aus: sind nicht alle diese Reiche dienstbar meinem Reiche, und müssen sie sich nicht, gutwillig oder gezwungen, meinem Machtgebote fügen? Wahrlich ich bin, der da ist, all dieß Seyende daher bin ich! Da kam eine Stimme von der Höhe: Wahrlich! dein Reich wird nicht bei deinem Geschlechte bleiben; du wirst gedemüthigt werden, und in Thränen deinen Stolz abbüßen; die Nächsten nach dir werden bis zu den Bestien des Feldes im Thiergarten in ihren Lüsten sich erniedrigen, und mit ihnen Gras fressen, und sieben Zeiten werden über sie hingehen, bis sie erkennen, daß der Erhabene allein herrscht im Reiche der Menschen, und dem es gibt, der ihm wohlgefällt. — Und es geschah also; der Baum, der Europa überschattet, wurde gefällt; aber Viele, die das Bild angebetet, als es noch ge-

standen, wurden in seinen Sturz verwickelt. Auf dem Continente hatte überall die französisch-classische Schule leichten Eingang gefunden; es ist so reizend, mit einem Federzug zu herrschen über alle Geister, und einem Wink des Auges Millionen gehorchen zu sehen. Der Staat ist ein Fels von Bronçe ergossen, jeder frevle Angriff muß daran zerschellen! so wurde die Regierungskunst, die höchste aller Künste, zur niedrigsten, dem Kamaschendienst militärischer Disciplin entwürdigt; der Zepter aber zum Stocke umgeschnitten, der auf den offenen Landstraßen umging, und was er im Einzelnen zusammengetrieben, in Massen wieder auf dem Markte losgeschlagen. Keine Art von Begeisterung wird ferner mehr geduldet; jede Aeußerung des inneren Lebens zurückgetrieben; nur der todte Mechanism soll herrschen überall, denn das gemeine Wesen ist auf das Bajonett gegründet; das aber wird vom Gelde gehalten und gelenkt, Geld also ist das Staatsprincip; die Hand der Gerechtigkeit ist die Hand des Einnehmers, und das Papier, im Sollen wie im Haben, wird zuletzt der Grund aller Macht. Fortan der Verkehr der Staaten zu einem Pharaospiel entartet, gränzenlose Verschwendung überall; Treu und Glauben wankend; Bankbrüchigkeit zur Speculation erhoben; Falschmünzerei im geistigen und gesellschaftlichen Gebiete, und im gemeinen Verkehr getrieben und gehegt. Das Blut der Völker wird wie Wasser an die Erde hingegossen; Kriege mit Leichtsinn angefangen, unter Intriguen und Bestechung von Weibern geführt oder abgebrochen, ziehen sich in unabsehlicher Reihe durch die Jahrhunderte dahin, und kein Ende ist dem stets sich mehrenden Unheil abzusehen. Jede Spur von Sittlichkeit ist aus dem Staatsrechte verbannt, nur fressende Eigensucht wird zum Princip des internationalen Verkehrs erhoben; keine Volkseigenthümlichkeit bleibt der schrankenlosen Willkühr heilig, und die Länder werden zerrissen und getheilt, wie die Convenienz es gut befunden. In Mitte dieses Verderbnisses wird die Religion wie ein lästiges Vermächtniß der Vorzeit nur noch kaum geduldet; das

Buch de tribus impostoribus ist der hochgeehrte Besitz, den sie als ihr höchstes Geheimniß sich von Generation zu Generation hinüberreichen; jedes sittliche Gefühl wird in den Eidgenossenschaften des Lasters verhöhnt. Der Geruch der Verwesung geht durch die ganze europäische Gesellschaft hindurch, und stinkt zum Himmel auf; die Gräber aber, die allen diesen Moder in sich beschließen, sie werden durch die Kunst und Wissenschaft mit Lügen übertüncht, daß sie wie Natur und Gotteswerke sich geben. Gott aber sah das Uebel, das die Erde verwüstete; und wie alle Gedanken im Herzen dieser Menschen nur aufs Böse sich richteten, und der Uebermuth keine Gränzen kannte; da wurden die Brunnen des Abgrundes aufgethan, und die Fluthen brachen über sie herein. Da die geflügelten Einheiten, bestimmt von Natur, zur Höhe hinanzusteigen, und die Vielheiten zu halten und zu heben, ungeflügelt geworden, und all ihr Streben zur Tiefe ging, mußte die Vielheit, ihrerseits zur Höhe strebend, sich über sich selbst erheben; das Gleichgewicht wurde daher aufgehoben; das Leichte, das sich schwer gemacht, wurde vom Schweren, das nun leicht geworden, überflügelt. In der Sprache der Menschenkinder wird es eine Revolution genannt, wenn also die alte Ordnung umgekippt; in der Sprache der Ueberirdischen ist es ein Umschwung, nach dem Richtmaaß ewiger Ordnung, von der Vorsehung zugelassen. Zum andernmal gürtete sich aber nun die christliche Nemesis mit ihrem zweischneidigen Schwerte, um ihren Umzug durch Europa abzuhalten, und die andere Hälfte der Fügungen zu erfüllen. Im Inselreiche jenseits des Kanals, durch die kirchliche Revolution vorbereitet, hat die Bewegung angefangen. Karl II. wieder zurückgekehrt, mußte den Damm durchstechen, der sie mühsam eingehegt. Der Anglicanism, auf den er sich gestützt, kämpfend eine zeitlang mit dem Presbyterianism, hatte zuletzt, im Hasse gegen die alte Kirche, gemeinsame Sache mit ihm gemacht; sein Nachfolger, Jacob II., allzu unmäßig im Gebrauche der Macht, so lange er in ihrem Besitze sich gefühlt; allzu zag=

haft, als er sie sich entweichen fühlte, wurde, und mit ihm das Haus der Stuart, vertrieben; das Whigparlament traf mit Wilhelm III. in der Bill of rights ein Abkommen, dem er sich unterwerfen mußte, und von da an hat die Reihe der Könige von ihrer Völker Gnaden angefangen, die in England im Geschlecht der Welfen von Hannover hingelaufen. Wilhelm von Holland hat den Uebergang gebildet, das Geschlecht von Hannover aber vollends sich eingewöhnt. Nicht drei Menschenalter waren hingegangen, als die Colonie jenseits des atlantischen Meeres dem Beispiele des Mutterlandes nachgefolgt, und, im Aufstande gegen dasselbe sich erhebend, zuletzt die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten durchgesetzt. Der Josephinism hatte bald auch Belgien aufgeregt, und der Kampf der Parteien eben so Holland in Aufruhr gebracht. Das Alles waren nur örtliche Ausbrüche des entfesselten Elements gewesen; aber in Frankreich bereitete die große Fluth sich im Fortschritte des Jahrhunderts vor, das von dem Augenblick, wo Ludwig XIV. auf dem Gipfel seiner Macht gestanden, vom Jahre 1689 bis 1789, abgelaufen. Voltaire an der Spitze der Encyclopädisten hatte die alte Ordnung abgerufen; Rousseau die Handveste der Neuen in seinem Socialvertrag geschrieben; ein schwacher König hatte unvorsichtig das Siegel gebrochen, das die Brunnen der Tiefe beschlossen hielt. Da kamen die Wässer herangestürzt, und die Arche der Kirche, in die sich die Heiligthümer der alten Zeit geflüchtet, wurde von den Wässern aufgehoben, und schwebte über ihnen. Das war die erste Zeit, die der constituirenden Versammlung und der Gesetzgebenden; das Feudalrecht wird zerstört, die Menschenrechte aber werden proclamirt; Klöster und geistliche Orden aufgehoben; das Kirchengut mit der Domäne ist der Nation verfallen; die Parlamente und der Erbadel erloschen; die drei Gewalten im Staate trennbar, nur das Königthum noch erblich erklärt. Umsonst sucht das Ausland die Fluth zu dämmen, kommend und gehend breitet ihr Ungestümm sich weiter und weiter aus; breiter wird die Ueber-

schwemmung und bedeckt die ganze Oberfläche; die Arche aber schwebt über den Wässern. Zweite Zeit, die Zeit des Nationalconventes im Vorgang, und des Directoriums im Rückgang; das Königthum ist abgeschafft, und Frankreich, dessen alte Grundeintheilung schon die Fluthen der ersten Zeit weggeschwemmt, zur Republik erklärt; in der die Majoritäten und die Minoritäten sich zu Parteien bilden, die in blutigen Kämpfen mit einander ringen. Das Haupt des Königs fällt, die Parteihäupter herrschen umeinander, der Terrorism wüthet in der Bevölkerung in Nojaden und Mitrailladen, der Selbstmord rafft weg, was die Guillotine verschont; Robespierre wird Alleinherrscher und wieder gestürzt, und im Rückgang fällt die Herrschaft den Fünfmännern zu. Im Kriege mit dem Ausland werden nacheinander die Pyrenäen und Alpendämme von der heranstürzenden Brandung gebrochen; Italien, bis Rom hinab, und Deutschland, bis an die Mauern Wiens, werden überfluthet; die Schweiz wird democratisirt; in Aegypten bespülen die Wellen den Fuß der Pyramiden. Im dritten Anlauf werden die Wässer übermächtig auf der Erde; Napoleon ersteigt durch das Consulat die Spitze der Springfluth, und wird zum Fluthkaiser in Europa ausgerufen, und fünfzehn Fuß höher geht nun das Wasser, als alle Berge, die es bedeckt. Der Fluthkönig aber hatte mit seinen Wellen das ganze alte Reich Karls des Großen überschwemmt, und sandte sie weiter, wohin es ihm gefiel; und das continentale Binnenmeer warf an seinen Gränzmarken seine Dämme auf gegen das alte Meer. Im Frieden zu Lüneville und im Reichsdeputationshauptschluß war der Würfel geworfen worden über die Tunica des Reiches; das Messer hatte sie getrennt; um den Preis der alten Domäne und der Reste des Kirchengutes wurden die Fetzen vom Sieger dem Meistbietenden zugeschlagen.

Die Tunica des Herrn aber war immer noch ungetheilt, denn in der Arche hatte sie vor den Fluthen sich geborgen. Durch anderthalb Jahrhunderte war sie in der Verborgenheit geblie-

ben, während jene Wirrsale sich um sie her bereiteten; nur in der Mitte einmal war sie auf der sie bergenden Veste auf Augenblicke, das Nahen der Crise andeutend, sichtbar geworden. Als diese herangebrochen, hatte sie sich noch tiefer in Verborgenheit gehüllt; und als man sie entdeckt, hat die Diplomatik auch über sie den Würfel geworfen, aber sie war des Löwen Theil geworden. Im Jahre 1810 wurde die Wiedergekehrte abermal auf neunzehn Tage der Verehrung des Volkes ausgestellt. Die Massen strömten in Menge zu. Aber im Chor stand nicht die Majestät des Kaisers zu oberst, und die geistlichen Churfürsten ihm zur Seite. Der alte Kaiser hatte die Krone niedergelegt, der neue, den die Revolution hervorgetrieben, er herrschte auf den Wässern; das deutsche Kaiserthum war wie der Gral nach Osten hin entwichen; die geistlichen Würdeträger waren spurlos verschwunden, an ihrer Stelle war ein ohnmächtiger Churerzkanzler und Fürst Primas eingetreten. Die Geschlechter der Herzoge von Bayern, Würtemberg, Baden und des Churfürsten von Sachsen, so wie der nassauischen Grafen, die damal zugegen gewesen, waren äußerlich mächtiger geworden, aber, in den rheinischen Bund vereint, dienten sie den Zwecken des verhaßten Feindes; die der Brandenburger Fürsten gebeugt, geplündert, zu Grund gerichtet, waren mit den Nachkommen des alten Herzogs von Oesterreich zum Continentalsystem und zur Bundesgenossenschaft mit dem Verderber genöthigt; die Nachkommen des Hessenfürsten aber waren flüchtig, und an ihrer Stelle und der Nachbarn weitum herrschte der Fremdling. Die Grafenbank war von ihren alten Besitzern geleert, und statt ihrer saßen auf ihr als Herzoge die Genossen des Sturmkönigs; von den alten Städten aber war nicht ferner mehr die Rede. Die fremden Könige aber, die ihre Botschafter damal hingesendet, England ausgenommen, sie waren alle in die Bollwerke des neuen Weltreichs eingemauert. Da sah der Wandellose auf den Wechsel hinab, der sich begeben: meine Fügungen sind erfüllt, meine Gerichte vollzogen; das Geschlecht, das solches gesehen,

wird wieder in sich schlagen, wenn es meinen Finger in den Ereignissen erblickt. — Darum sollen fortan die Hochmüthigen geniedert werden, die aber demüthig meine Hülfe suchen, gehöht über die Stürzenden. Diese Fluthen, die den Welttheil überzogen, noch eine Breite der Erde ist ihrem Wachsthum gegönnt; dann sollen sie ihre Gränze finden, und wieder in dreifachem Anlaufe und Rücklauf in sich selbst versinken. Und der König der Fluthen rüstete sich, die Geschicke zu erfüllen. Ueber den Ebro waren seine Wässer schon früher vorgebrochen, jetzt auch hatten sie sich über den Niemen nach Osten hin ergossen. Aber die Brunnen der Erde waren ihm geschlossen, der Himmel ihm eisern geworden; ein neuer Geist fing an über die Erde zu wehen, darum wurden die Wässer im Fortschritt gemindert, der Kreml bildete die Gränzsäule, bis wohin sie gereicht; vorgehend und rückgehend kehrten die Fluthen zurück, im Osten wie im Westen in Nord und Süd, der Sturm hinter ihnen. Die erste Zeit des Ablaufs ist geendet; Oder und Elbe und Ebro, die alten Gränzen Karl des Großen, umfassen das geminderte Reich des Königs der Wässer, die Arche aber läßt sich auf den Siebenhügeln nieder. Der Rabe, der ausgeflogen, sättigt sich im Fleische der Gefallenen; die Taube aber kreist über Böhmen und findet keine Stätte, wo sie ihren Fuß niederlasse. Die Wasser aber wogten und brandeten mehr und mehr sich mindernd, und es erscheinen die Gipfel der hohen Berge auf der befreiten Erde. Und die Völker sammelten sich um diese ihre Häupter, die von Norden und von Süden, von Aufgang und von Niedergang; die Völkerschlacht wird geschlagen, und die Fluthen gehen hinter den Rhein und die Pyrenäen zurück. Die zweite Zeit des Rückgangs der empörten Elemente ist eingebrochen; der Oelbaum grünt wieder auf Erden, die zweite Taube hat ihn gefunden; aber die Erde ist noch nicht im Trocknen, sie hat erst ihren Mund geöffnet, und im Wirbelsturz der Wellen dauert die rückgängige Bewegung fort. Von den Pyrenäen, vom Juragebürg und den Alpen her, vom Rheine rauschen die rückkehren-

den Strömungen einer Mitte zu, und stürzen zuletzt am Schluße der dritten Zeit hinter dem Altare in den Schlund, aus dem die Furien zuerst hinaufgestiegen. Dort wogen sie und wirbeln sie, nun in grundlose Tiefen herabgeschlungen, nun wieder den Abgrund bis zum Rande füllend, und über ihn aufs neue vorbrechend, auf bewegter Welle ihren Meister emportragend. Endlich beruhigen sich einigermaaßen die Schwingungen, nachdem eine Insel in anderer Hemisphäre, über ihn hingeworfen, den Besiegten niederhält. Wie örtliche Ausbrüche und Rückgänge der großen Bewegung vorangegangen, so folgen sie ihr nach ihrer Beruhigung, damit sie in ihnen sich ausschwingen möge; der Friede ist wieder auf Erden eine Möglichkeit geworden, und die dritte Taube ist nicht zurückgekehrt.

So ist denn endlich, ein Menschenalter später, die Zeit der fünften Epiphanie, die wir gesehen, herangekommen, und den vier großen historischen Bildern, die an unseren Augen vorübergegangen, hat ein Fünftes sich beigesellt. Alle Straßen und Wege bedecken sich mit Feierzügen; die Fahnen wehen, es ist als sey das Jubelfest des Jahrhunderts herangekommen. Der Morgen einer großen Fronleichnamsfeier ist über Wald und Auen aufgegangen; die Schaaren der Völker drängen sich heran; Masse auf Masse eilt demselben Ziele zu, um in einem kurzen Augenblicke langer Mühsal Lohn zu suchen. An die Massen haben daher dießmal die Symbole ihr prophetisch Wort gerichtet, denn mehr, als je zuvor, wird die Entscheidung der Zukunft bei den Massen seyn; in ihrer Mitte wird der Würfel über die Schicksale dieser Zukunft geworfen werden, und zwischen dem trennenden, lösenden und theilenden Messer der Zwietracht, oder der unzertrennlich gewirkten, wohl in sich geschlossenen Einheit, wird die Wahl ihnen anheimgestellt seyn. Inhaltreiche Schicksalsworte haben ihnen diesen Sinn gedeutet; wie sie aber im Einzelnen sich gefügt, wird erst in der Folgezeit sich offenbaren. Denn noch steht diese Zeit erst in der Geburt, ihre Geschichten noch

nicht abgelaufen und im Keime mit Dunkel umhüllt, wehren jedem Blicke in die Geheimnisse ihrer Werkstätte einzudringen. Aus den Geschichten, die früher gefolgt, aber haben wir die Worte der Prophetien gelesen, die ihnen vorangegangen; es will sich aber nicht geziemen, ehe die Vorsehung ihre Rathschlüsse in den ehernen Tafeln der Geschichte aufgeschrieben, sie mit anmaaßender Hellseherei in ihren Gedanken lesen zu wollen. Werden den Massen am Scheideweg die Erfahrungen der Vergangenheit verloren seyn, oder werden sie und ihre Führer durch das, was die Väter erlebt, sich warnen lassen? Sind die Gerichte, die ergangen, wie ein Naturmeteor an den Bergen vorübergezogen wirkungslos; oder sind sie ein Schaugepränge gewesen, das die Nachkommenden mit geistlosem Auge anstarren, ohne ihm Anwendung und Einfluß auf das eigene Benehmen zu gestatten? Sieht man auf die Weise, wie das zuströmende Volk im ganzen Zuge sich gehalten; wie die Einheit im Symbole in seiner Eintracht, in seinem brüderlichen Zusammenhalten sich gespiegelt; wie alle diese Wanderschaaren nur wie Ein Mann gewesen, der hingegangen, und ruhig und gesammelt hingekniet, und den Tribut seiner Verehrung in besonnener Andacht hingebracht: dann sollte man von dieser Seite nur Tröstliches erwarten. Sieht man ferner, welchen Ablauf diese ganze, große Bewegung eingehalten; wie von allen möglicherweise drohenden Gefahren keine eingetroffen; wie keine Spur ansteckender Krankheit, die bei so großem Zusammenlaufe allerdings nicht unwahrscheinlich gewesen, und zu anderer Zeit wohl auch eingetreten, sich gezeigt; wie auch von allem Unglück, was die Ueberfüllung der Dampfschiffe und der Landwagen ganz nahe legte, keines eingetreten: dann muß man urtheilen, daß der, dem diese Huldigung eines ganzen Volkes gegolten, mit Wohlgefallen darauf herabgesehen; und indem er die physischen Uebel von ihm abgewebet, seinem sittlichen Verhalten sogleich seinen Lohn zugetheilt, und dadurch kann alsdann jene tröstliche Hoffnung sich nur steigern. Sieht man aber wieder, wie schnöde dieses Zeug-

niß, das die begeisterten, rheinischen Völker für ihren Glauben abgelegt, von der andern Seite aufgenommen worden; wie die Hölle, wie von einem Lichtstrahl, der in sie herabgefallen, aufgeregt, convulsivisch zusammengefahren, ihre Dampfsäulen aus allen Schlünden entsendet, um den verhaßten Strahl auszulöschen und zu verfinstern: dann wird man zwar darüber keinen Augenblick in Verwunderung gerathen, denn es ist nur das alte Kampfspiel in der Wurzel feindlicher Mächte, das immer und immer wieder sich erneut; aber jenen Hoffnungen entgegen stellen sich Befürchtungen, die auch ihre Wurzeln in der Wirklichkeit der Dinge getrieben. Wie dem auch sey, und wie es sich auch gestalten möge, der alte Gott wacht noch immer, wie er auch zuvor der Menschen Treiben überwacht; sehe jeder, wie er's treibe, Lohn und Strafe wird ihm nicht entgehen. Natur und Sinn der Deutschen treibt, vom Anfang herein, zur Freiheit hin; das ist löblich, weil Gott in ihr Naturell vom Anfang her den Beruf gelegt, Vögte, Hüter und Schirmherren der Einheit zu seyn. Dem zum Zeichen ist dieß große Symbol der Einheit ihrer Huth anvertraut. Sie haben eine Reihe von Jahrhunderten dieses ihres Berufes nur schlecht wahrgenommen, und sind darum durch eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen und Verlusten gezüchtigt worden. Als sie ihrer Sendung ganz und gar vergessen, wurde auch das Symbol von ihnen weggenommen, und sie erhielten es, in die drei Farben der Revolution gekleidet, nur wieder zurück, als sie dem Panner der Einheit wieder nachgezogen. Das mögen sie sich wohl zu Herzen nehmen, und nimmer in ihrer Erinnerung vergehen lassen!

XLV.

Zeitläufte.

Die Berliner literarische Zeitung und die Jesuiten.

Der bis zur Besessenheit gesteigerte Haß gegen die Kirche concentrirt sich dermalen bekanntlich in maaßlos wüthenden Angriffen auf die Gesellschaft Jesu. Es würde unsere Leser langweilen, den zehntausend Mal geführten Beweis der Grundlosigkeit, ja der völligen Albernheit dieser Polemik hier noch einmal zu lesen, und diejenigen ernsthaft bestreiten zu zu sehen, unter deren Fäusten das Bild der Jesuiten zu einer Chimäre geworden ist, dem kein in der wirklichen Welt existirendes Ding mehr entspricht. Möchte doch Jeder, der die wirklichen Jesuiten je von Angesicht zu Angesicht gesehen, und sie als lebendige Menschen kennen gelernt hat, wie sie im Leben sind, über das fabelhafte Ungethüm ihres Porträts lachen und weinen zugleich! Unsere Absicht ist hier nur darauf gerichtet, die, für eine gewisse Species von loyalem Protestantismus so höchst charakteristische Art und Weise zu beleuchten, in der die Berliner literarische Zeitung — dieselbe, welche ihrer angeblich semiministeriellen Eigenschaft halber vom Radikalismus so viele Verfolgung erdulden muß, den Kampf vor einigen Monaten in mehreren Artikeln (über „die Jesuiten und ihr Verhältniß zu Frankreich") eröffnet hat. — Das dort Gesagte liefert nämlich allerdings manche Aufschlüße und neue Gesichtspunkte, zwar nicht über die Jesuiten, wohl aber über die Taktik der Gegner unsers Glaubens; — Aufschlüße, die vielen deutschen Katholiken neu seyn

möchten, und deren Beherzigung wir ihnen hiemit dringend nahe gelegt haben wollen.

Die literarische Zeitung will sich mit der Frage beschäftigen: „was ist, und was bedeutet der Jesuitismus"? Diese sey, meint sie, nach allen Untersuchungen, welche in älterer und neuerer Zeit über Verfassung, Grundsätze und Geschichte des Jesuitenordens angestellt wurden, noch immer unbeantwortet. Sie verspricht uns jetzt deren Lösung, und wir würden uns durch dieselbe, — obgleich wir mit nichten der Ansicht sind, daß sich über den Orden der Jesuiten Neues und Unerhörtes sagen lasse, — zu Dank verpflichtet fühlen. — Leider aber begegnen wir auch dieses Mal wieder jener Eigenthümlichkeit, welche ein unterscheidender Zug der Berliner historisch-philosophischen Schule ist: in allen, die confessionellen Unterschiede irgendwie berührenden Fragen die Augen fest vor den Thatsachen zu verschließen, und um keinen Preis die Wahrheit anzuerkennen, wie dicht man auch vor ihr stehen möge. Dieß macht nun, — da sich der wahre Sachverhalt zuweilen förmlich aufdringt, und es keine geringe Mühe kostet, sich dieser Einwirkung zu entziehen, — mitunter die wunderlichsten Schwenkungen von Seiten besagter Wissenschaftlichkeit, und ein förmliches mit sich selbst Blindekuhspielen nothwendig, um sich ja nicht etwa in einem schwachen Momente erwischen zu lassen. — Welche herrliche Resultate könnten wir erleben, würde auch nur der zehnte Theil dieser Kräfte auf die Ergründung der Wahrheit verwendet, die jetzt fruchtlos vergeudet werden, um sie zu verschütten, auszurotten oder in den Boden zu stampfen. — Es lohnt in der That der Mühe, diesen wunderlichen Geschmack einer nähern Beleuchtung zu unterziehen.

„An der Spitze unserer Untersuchung", sagt der Verfasser jener Artikel, „müssen wir einen Satz stellen, dessen philosophische Wahrheit zu erweisen hier nicht der Ort ist" (wo denn sonst?), „der aber, worauf es hier allein ankommt, in der Geschichte feststeht" (was wir Katholiken, gestützt auf die

Geschichte, eben läugnen!), „den Satz: die Kirche ist zu keiner Zeit Eine gewesen". — Man sollte denken, der Historiker der literarischen Zeitung werde diesen „geschichtlichen" Satz nun auch geschichtlich erweisen. Aber nein! er begnügt sich mit nachfolgendem Raisonnement: „Was gegen diese Behauptung von katholischer Seite geltend gemacht wird, wissen wir wohl; allein wenn wir auch nicht in Rechnung bringen wollen, daß diese Versuche, die Einheit der sogenannten sichtbaren Kirche auf wissenschaftlichem Wege zu erweisen, von jeher mißlungen sind, ungefähr eben so, wie die verschiedenen politischen Versuche der Kircheneinigung, so charakterisirt sich ja der fragliche Anspruch der römisch-katholischen Kirche im Angesicht der sichtbar vorhandenen übrigen Kirchen von selbst als reine Idee, und wenn wir hinzufügen, daß das Streben nach Einheit allerdings auch im Wesen der Kirche liegt, und eben darum irgendwie repräsentirt seyn muß, so ist damit allen katholischen Einwänden der gebührende Ort angewiesen. Mit mehr Grund könnte man behaupten, unser Satz passe nicht auf die ersten christlichen Jahrhunderte, in denen es doch gewiß eine einige Kirche gegeben habe. Aber dieser Einwurf widerspricht selbst der Geschichte; denn hätte es von Anfang an eine einige Kirche gegeben, so wäre das Entstehen verschiedener Kirchen eine durchaus unbegreifliche Sache, wenigstens die noch weit verbreitete Erklärungsweise, wornach eine neue Kirche aus dem Gegensatze gegen die Mißbräuche der alten (so zu sagen per abusum) entsteht, ist keineswegs stichhaltig. Sollte die einfache Unterscheidung zwischen kirchlicher Gemeinschaft und Kirche nicht einen besseren Erklärungsgrund abgeben? Wenn wir demnach sagen: in den ersten christlichen Jahrhunderten gab es eine kirchliche Gemeinschaft, vielleicht bloß kirchliche Gemeinschaften, die Kirche selbst aber entstand erst dadurch, daß jene Gemeinschaft politische Geltung erhielt: Was wäre dagegen Erhebliches einzuwenden"?

In der That: nicht mehr und nicht weniger, als etwa

gegen den Versuch, in Zukunft auf dem Kopfe zu gehen. Wer hätte das Recht, lusttragenden Liebhabern dergleichen ergötzliche Uebungen zu verwehren, — wer der literarischen Zeitung ihre ganz analogen Scherzreden zu verbieten! — Nur ist ein Umstand dabei zu beherzigen. Irren wir nicht, so sucht dasselbe Blatt, wenn es nicht gegen die Kirche polemisirt, — zuweilen auch das von Strauß, Bauer, Feuerbach und Andern hart angefochtene Christenthum in der Weise zu vertheidigen, daß es eine gewisse altprotestantische Christlichkeit gern von den Todten erwecken, die Fundamente ihrer Quasiorthodoxie wissenschaftlich untermauern, vor Allem aber die Monarchie gegen die, mit jenen kirchenfeindlichen Bestrebungen parallel laufenden Angriffe des politischen Radikalismus schirmen, und den Thron wieder auf die Grundlage des „christlichen Staates“ retten möchte. — Dieß ist nun in seiner Weise recht löblich, und wir sind weit entfernt, Bestrebungen solcher Art auf protestantischem Gebiete, wenn die Unternehmer dabei selbst im guten Glauben sind, zu tadeln, obwohl wir nicht an ihren gedeihlichen Erfolg glauben. Aber wie ist es, jenen guten Glauben vorausgesetzt! — den Herren vom Berliner christlichen Juste milieu auch nur möglich: nicht zu merken, was sie, während sie gegen uns ankämpfen, den hinter ihnen stehenden Radikalen in dem Satze einräumen: daß die Kirche „zu keiner Zeit Eine gewesen“? ein Satz, der seinem wahren Werthe nach genau so viel heißt, als: „die Kirche“ — (die sie selbst mit dürren Worten für „ein politisches Wesen“ erklären!) — „ist zu allen Zeiten keine gewesen“. — Und dieses kirchenlose Christenthum ohne Form, ohne gesellige Verfassung, ja ohne bestimmten Inhalt, ein im Winde hin und her flatterndes, unbestimmtes Wolkenbild! — glaubt Ihr Ruge und Feuerbach gegenüber, halten zu können? Ihr merkt nicht, daß während Ihr Euch vor Euern katholischen Gegnern in die allervageste Unbestimmtheit flüchtet, — und die Kirche Preis gebt, — das Christenthum unter Euern Händen nicht minder in Nacht und Nebel verschwimmt? Denn Ihr selbst

müßt dann ja auch den antichristlichen Gegnern als ehrliche Leute einräumen: daß Euer, alle Secten der Vergangenheit wie der Gegenwart umfassendes Christenthum nothwendig seit seinem Beginn ein an unauflöslichen und unheilbaren Widersprüchen leidendes Wesen sey; — daß es kalt und warm, schwarz und weiß, Licht und Nacht, als gleich wahr und gleich berechtigt, neben einander behaupten, sich selbst also beständig setzen und wieder aufheben müsse; — daß es folglich, im strengsten Sinne des Wortes, weder wisse, was es wolle, noch was es solle! Und dieses Christenthum meint Ihr gegen den Pantheismus retten zu können, der consequent Alles, was Gottesglauben heißt, in jenem großen ewigen Proceß der Bewegung entstehen und wieder untergehen läßt, dem freilich alle bloß irdischen Erscheinungen verfallen? Ihr meint andererseits gegen die katholische Kirche Euch durch die jämmerliche petitio principii vertheidigen zu können, die Ihr eine Thatsache nennt: daß es ja von Anfang an mehrere Kirchen gab, — wobei Ihr nichts als den Fluch des Apostels über die Secten überseht, — die allerdings von uns ausgingen, aber nicht von uns waren, und von Anbeginn, die eine wahre Kirche verlassend, nach allen Weltgegenden hin auseinander strebten! Wie ganz anders traten da doch noch Luther selbst und der Protestantismus des ersten Jahrhunderts auf! — Wie absurd auch die Widersprüche seyn mochten, in die der Stifter der neuen Kirche fiel, — verschiedene Evangelien n e b e n einander gelten zu lassen, und „mehrere" Kirchen als christlich und von Gott gestiftet anzuerkennen, wäre eine Zumuthung gewesen, die er mit der äußersten Rohheit seines leidenschaftlichen Wesens von sich gewiesen hätte. — In seinem Conflict mit der Kirche schrieb er bekanntlich sich selbst, und sich allein die Wahrheit, das Papstthum einer Stiftung des Teufels zu. In diesem Wahnsinn lag doch noch Methode! Ihr habt aber den Muth nicht mehr zu ähnlicher Blasphemie, und noch weniger die sittliche Kraft, der Wahrheit die Ehre zu geben. So malt Ihr grau in grau, und

weil Ihr Wahrheit und Irrthum, Satz und Gegensatz, Apostel und Häresiarchen, Gott und Teufel in einem ungeheuern, halt- und gestaltlosen Brei verkochen laßt, seyd Ihr selbst von Hause aus bereits jenem Pantheismus verfallen, gegen den Ihr heute zu Felde liegt. Denn Ihr wagt nicht Eurer vermeintlichen, christlichen Wahrheit, an die Ihr zu glauben vorgebt, irgend einen bestimmten Inhalt zu leihen, und habt somit gar nicht mehr das Recht, gegen irgend einen Irrthum zu streiten, von welcher Seite her er Euch auch entgegentreten, und wie verkehrt an sich er auch seyn möge.

Das eben Gesagte erweist sich immer evidenter, je näher die literarische Zeitung dem eigentlichen Gegenstande ihrer Polemik rückt. Es ist interessant, diese pseudowissenschaftliche und eben so pseudochristliche Schule im Kampfe gegen die Kirche, selbst wider Wissen und Willen unaufhaltsam auf den Boden des Pantheismus gedrängt, mit abgewandtem Gesicht in die Arme ihrer hohnlächelnden, junghegelschen Feinde sinken zu sehen. Ihre gesammte Polemik ist Wort für Wort dieselbe, wie die der Gegner des Christenthums; nur richtet sich jene in ganz bornirter Weise gegen die Kirche, während diese, unstreitig consequenter, auch gegen die christlichen Reste und Erinnerungen im Protestantismus geht. Einen festen, ewigen, der Willkühr entzogenen, dogmatischen Inhalt desselben, eine unwandelbare Wahrheit, an deren gläubige Annahme sich das Heil der Sterblichen knüpfte, kennen beide nicht. Alles ist endloser Proceß, und ewig wechselnde Erscheinung in der Geschichte, und Alles, — Dogma, Kirche und Christenthum, — fällt in den nie endenden Umschwung rastloser Bewegung.

Daneben verschmäht dieser Afterpantheismus es nicht, gelegentlich auch mit den bannalsten Stichwörtern des Tages seine Geschäfte im Kleinen zu machen, um, gleichsam im Vorbeigehen, auf die verhaßte Kirche bei der gedankenlos pseudoliberalen Masse ein übles Licht zu werfen, sich aber, vor den Unkundigen, wenn er die Modesprache spricht, eine

Art Bedeutung, einen gewissen Schein des Zeitgemäßen zu leihen. — Er findet in dem Festhalten der Kirche an dem Traditionellen und Alten: daß „die Restauration und die Reaction Hand in Hand gehen“, und daß „in diese gefährliche Mitte jedes veraltete Weltsystem zu stehen kommt, wenn es sich mit einer neuen Zeit messen muß“. Zur Zeit der Glaubensspaltung habe der „bisher theils zurückgedrängte, theils in den Dienst der Religion genommene Geist der Welt mächtig um sich gegriffen“ (ja wohl!); „das Geheimniß der Religion, bisher mitten in der Welt in ein, daß wir so sagen, sichtbares Jenseits eingeschlossen“, sey durch die Reformation „für Alle offenbart, als ein Recht jedem Einzelnen zugesprochen worden“. Man habe sich wie aus einer Vergangenheit plötzlich in die wirkliche Gegenwart versetzt gefühlt. — Wer begreift, ja wer theilt nicht, wenn auch aus andern Gründen, die tiefe und gerechte Verachtung, welche die Adepten der Alleinslehre dieser „wohlgesinnten“ Schule gewidmet haben, wenn sie sehen, daß die loyale Armseligkeit, gedrängt von der siegreichen Consequenz der Kirche, ihre geistige Blöße nur mit den Lumpen jener Phrasen, mit den abgerissenen Fetzen jener Ideen decken kann, die sie in flüchtiger Eile ihren radikalen Gegnern gestohlen hat. Welch' einen Eindruck muß es auf Ruge und Feuerbach und ihre Genossen machen, wenn sie sehen, daß die Berliner Loyalität den Katholiken heute bloß noch jene Schmähworte an den Kopf zu werfen hat, mit denen der protestantische Fortschritt gestern sie selbst überschüttete.

Auf dem Grunde und Boden dieses haltungslosen Afterpantheismus führt die literarische Zeitung ihre Schanzen gegen die Gesellschaft Jesu auf. — „Die Kirche“, meint sie, „hatte im sechszehnten Jahrhundert eine gewaltige Kraft aus ihrem Schooße erzeugt, diese Kraft nahm aber zwei Richtungen, die durch Luther und durch Loyola bezeichnet werden; für eine von beiden mußte die Kirche sich entscheiden“ (also es gab doch eine Kirche, die über die, aus dem Schooße der

Zeit sich gebärenden Richtungen entscheiden und aussprechen konnte: was der Kirche angehöre, was von ihr ausscheide), „und diese Entscheidung gab dann den folgenden Jahrhunderten ihr Gepräge. In der That war aber eine Entscheidung der Kirche gar nicht möglich, sondern es kam jetzt nur erst an den Tag, daß jene einander entgegengesetzten Kräfte lange Zeit in der Kirche geschlummert hatten, daß also, was man bisher die katholische Kirche genannt, weiter nichts gewesen war, als die Hülle, in welcher die beiden nunmehrigen (!) Kirchen, die protestantische und die römische, verborgen lagen". — Freilich, wenn es, im Widerspruch mit dem Obigen, doch gar keine Kirche gab, so konnte sie sich auch nicht entscheiden *). — Aber wenn in der, der Glaubensspaltung vorausgehenden Zeit, die sich gegenseitig ausschließenden und aufhebenden Gegensätze bereits als gleichberechtigte Elemente vorhanden lagen, — wo war dann, werden die Christusläugner fragen, das Christenthum, welches ihr zu vertheidigen vorgebt?

Sehen wir jedoch von dergleichen Widersprüchen ab, die sich der halbe, wie der ganze Pantheismus bekanntlich nicht

*) „Als das Band, womit die Kirche des Mittelalters die abendländischen Nationen zusammen gehalten hatte", sagt die A. Zeit., „sich zu lösen begann, ging die Kirche mit innerer Nothwendigkeit in zwei große Partheien auseinander, und es entstand so fort für beide die Aufgabe sich zu einer Kirche zu organisiren. Lassen wir nun den Entwicklungsgang, durch welchen die protestantische Parthei sich allmählig zu einer Kirche constituirte, bei Seite liegen und fragen:. was für Mittel die katholische Parthei für denselben Zweck bedurfte! Da der Protestantismus die Initiative ergriffen, also den Moment des neuen Anfangs auf seiner Seite hatte, so blieb dem Katholicismus nur die Wahl das Alte, d. h. das traditionelle Kirchengebäude in seiner Integrität aufrecht zu erhalten, also (!) Reaction zu üben". Das hier abgelegte wichtige Geständniß ist wohl zu beachten.

übel nimmt! — Es gab und gibt also, der literärischen Zeitung zufolge, zwei christliche Kirchen: die neu evangelische und die alte, römisch-katholische, und es folgt daraus von selbst, daß das Urtheil über die Gesellschaft Jesu, als welthistorische Erscheinung, von der Stellung abhängt, welche der Urtheilende zur letztern nimmt. — Nun sind wir so unbillig nicht, von denen, die diese Kirche hassen, zu verlangen, daß sie die Jesuiten loben und lieben sollen. — Wer in den religiösen Gesellschaften, die der Abfall von der Kirche im sechszehnten Jahrhundert schuf, die Wahrheit beschlossen wähnt, muß die Jesuiten, welche die vermeintliche Reformation von der einen Hälfte Europas abhielten, nur mit tiefer Abneigung betrachten. Umgekehrt müßte aber auch der zum Pantheismus ausgebildete, protestantische Fortschritt, wenn er ehrlich seyn wollte, den Haß gegen die Jesuiten, wie gegen jede andere geschichtliche Erscheinung, aufgeben. In jenem Systeme gibt es kein Recht und kein Unrecht, wie es keine Zurechnung und kein Böses gibt. Alles ist, an seinem Orte, gut und wahr; und das ewige All-Eins hat aus seinem Schooße Lutheraner und Jesuiten geboren, wie die ewige Mutter-Erde Weinstöcke und Tannenbäume trägt. — Die literarische Zeitung wird sich aber des Gegensatzes zwischen jenem alten, beschränkten, und diesem neuern pantheistischen Protestantismus gar nicht bewußt, sondern tanzt über dem Abgrunde der Absurdität gedankenlos zwischen beiden auf dem Seile. Anfänglich sucht sie, von dem neuern, pantheistischen Standpunkte aus, eine Art weltgeschichtlicher Stellung zu den Jesuiten zu gewinnen. „Es wäre ein Irrthum", wenn man Loyala's Umwandlung den Einflüßen diabolischer Mächte etwa bewußter Heuchelei zuschreiben wollte; „ohne Zweifel war er von demselben Funken göttlichen Feuers berührt, wie einst Franz von Assisi, und ursprünglich ein Organ reiner Kräfte". — Eben so wenig ist sein Orden ein reines Werk irdischer Berechnung. — „Man betrachtet das jesuitische System gewöhnlich zu sehr aus dem Gesichtspunkte

der Klugheit, man meint, dasselbe sey auf das Tiefste durchdacht, auf die feinste Menschen- und Weltkenntniß gegründet. Allein der bloße Verstand kann so etwas nicht hervorbringen, die letzte Grundlage ist hier nicht der Verstand". — Noch mehr: „Das Christenthum ist in die Welt gekommen, um die Welt zu überwinden, jede Kirche ist eine besondere Form der Weltüberwindung, auch den jesuitischen Katholicismus müssen wir als eine solche Form betrachten". — Wir sind nach diesen Zugeständnissen berechtigt, zu fragen: was denn diese Spielart des Pantheismus, außer der allerdings vollkommen begründeten Behauptung: daß die Jesuiten ein Orden der römisch-katholischen Kirche sind, der ihr, geraume Zeit hindurch, der Häresie und dem Abfall gegenüber, die wesentlichsten Dienste leistete, sonst noch gegen dieselben einzuwenden habe? — Die literarische Zeitung muß also ihre Gravamina spezifiziren, und hier zeigt es sich, wie unglaublich nahe das forcirt geistreiche Wesen jener Berliner Schule, welche mit Willen und Absicht die Augen vor der einfachen, dicht vor ihr liegenden Wahrheit verschließt, der wirklichen Albernheit verwandt ist, — und wie die, sich überschlagende Ueberklugheit damit endet, daß sie sich selbst nicht mehr versteht. Das ministerielle Organ schämt sich doch einigermaaßen, die bannalen Phrasen zu wiederholen, die schon im Munde des Lesepöbels sind. Sie wünscht neu und „geistreich" zu seyn. — Sie muß Vorwürfe aufbringen, die vor ihr kein anderer machte, sie muß „in die Tiefe gehen". Dieß geräth ihr folgender Gestalt. Beurtheilt muß der Jesuitenorden zunächst, wie jedes andere Ding, nach seinem Zwecke werden. Uns Katholiken scheint die Antwort auf die deßfallsige Frage sehr nahe zu liegen. — Außer den Zwecken jedes andern Ordens, die in den drei gewöhnlichen Gelübden ausgesprochen sind, — kennt die Gesellschaft Jesu bekanntlich noch ein viertes: jede Mission zu verrichten, die der Papst ihr anvertrauen wird. — Darin liegt die unbedingte Verpflichtung zu jedwedem Dienste der Kirche und ihres Ober-

hauptes, eine Verpflichtung, über welche sich zu ärgern jedem Feinde der allgemeinen Kirche unbenommen bleiben muß, die aber als Factum keinem Zweifel unterworfen seyn kann, und somit jeden Streit über den Zweck der Jesuiten von vorn herein überflüssig macht. Dieser Zweck ist und war nie ein Geheimniß; die ganze Welt, Freund und Feind, kennt ihn. Nur die literar. Zeit. ist deßfalls in einer rührenden Unkunde befangen, sie bemüht sich mit unglaublich komischem Eifer Eulen nach Athen zu tragen. — „Um diese Geschichte der Wirksamkeit der Jesuiten zu beurtheilen, muß man vor allen Dingen das Vorurtheil aufgeben, als wirkte der Jesuitismus nach bestimmten, zum voraus festgestellten Grundsätzen, oder als verfolgte er gewisse specielle Zwecke, die man namhaft machen könnte. Legt man diesen Maaßstab an, so bewegt man sich in einem ewigen Zirkel, und verwickelt sich nur immer tiefer in Widersprüche, denn es läßt sich in der Geschichte des Jesuitismus nichts Besonderes nachweisen, was man wie die bestimmte Lebensaufgabe desselben betrachten dürfe. Wie könnten auch neben dem großen, leitenden Zwecke beschränkte Zwecke einen selbstständigen Werth und eine bleibende Geltung ansprechen! Es ist nicht schwer, ein ganzes System jesuitischer Zwecke, von denen immer der eine den andern bedingt, und die einander oft genug widersprechen, aufzufinden, ohne daß man auf einen Grund kommt. Und doch liegt dieser Grund nicht so tief, als man meinen könnte, *denn der Jesuitismus will weiter nichts, als leben und wirken*, und er wendet alle Kraft an, um nur keinen Augenblick außer Wirksamkeit gesetzt zu werden. Dieß ist so sehr sein Lebensprincip, *daß es ihm selbst auf das, was er wirkt, nicht eben genau ankommt*“. Seine rastlose Thätigkeit auf allen Gebieten sey nicht möglich gewesen, „wenn er nicht eine Maschine wäre, die nie stillestehen darf, wenn es sich nicht allein darum handeln würde, *daß überhaupt gewirkt werde*“?

Als Antwort auf diese Auseinandersetzung einer Farbentheorie durch einen Blinden kann jeder Verständige höchstens

mitleidig die Achseln zucken, und den Helden der loyalen Presse in Frieden seines Weges ziehen lassen. Seine Verläumdungen krümmen den Jesuiten kein Haar, wie sehr er sich auch abarbeiten möge, darin neu und geistreich zu seyn. Denn wer heute noch an eine geheime, unterirdische, das Leben der Staaten bedrohende, oder nach politischer Herrschaft strebende Wirksamkeit der Jesuiten im Ernste glaubt, ist ein armseliger Tropf. Die, von denen diese Erfindung ausgeht, machen sich insgeheim über die Leichtgläubigkeit des Lesepöbels lustig, der ihnen Glauben schenkt. Wir wiederholen, was diese Blätter schon vor Jahren sagten: nur Schwachköpfe können auf dem politischen Gebiete die Jesuiten fürchten. Wer jemals diesen Orden in der Nähe beobachtet hat, wer jemals politischen Verhältnissen im Leben nahe stand, weiß, was er von diesem Einflusse zu halten hat. — Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten: daß den heutigen Jesuiten, mit den Mitteln zugleich der Wille und die Neigung fehlt, irgend etwas zu üben, was auch nur von ferne einer Einmischung in die Händel dieser Welt ähnlich sieht. Wenn sie direct oder indirect von den Regierungen etwas begehren, so läuft dieß auf das einfache und wirklich billige und bescheidene Verlangen hinaus: daß man sie ungeschoren lasse. Die entgegengesetzte Meinung von ihrer weltmännischen Pfiffigkeit, ihrer Alles beobachtenden und durchdringenden, Alles beherrschenden Macht und Klugheit ist ein Gespenst aus jenen längst verklungenen Zeiten, wo nach der bekannten Fiction die Beichtväter die Höfe, und die Höfe die Reiche regierten. — Ueberlassen wir den Kampf mit diesem Revenant dem „ewigen Juden" und der Berliner literärischen Zeitung *).

*) Nachfolgende Schilderung der Wirksamkeit der Jesuiten könnte das würdige Berliner Blatt für ein Billiges an Herrn Eugen Süe überlassen. Sie würde besser in einen schlechten Roman, als in eine loyale Zeitung passen, welche wissenschaftliche Prätentionen macht. „Die Jesuiten haben doch genugsam bewiesen, daß Hunger und Durst nach Welt ihnen einwohne; Niemand war so innig, wie sie, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß

Umgekehrt wird kein redlicher Beobachter, wie er auch sonst über die wissenschaftliche Bedeutung der Jesui-

---

Herrschen süß ist. Mit wahrhafter Wonne haben sie sich in die Welt gestürzt, und alle Süßigkeit der Herrschaft, wenn auch großentheils im Stillen, gekostet; aber das muß man ihnen zugeben, sie haben auch keines der Opfer gescheut, welche nun einmal nothwendig sind, um diese Welt zu gewinnen. Alle Beschwerden, welche der Erwerb von Geld und Gut verursacht, haben sie übernommen, sie haben die Gefahren des Handels bestanden, mit äußerster Sorgfalt und Mühe testamentarische Schenkungen eingeleitet: kein Umweg, wenn er nur zu dem ersehnten Ziele führte, ist ihnen zu weit, kein Wirkungskreis, wenn er nur eben noch die Aussicht auf den Zweck offen ließ, ist ihnen zu niedrig gewesen; sie haben die saure Arbeit des Studiums der Wissenschaften nicht gefürchtet, die mühevollste aller Laufbahnen, die des Unterrichts und der Erziehung des Volks, aufgesucht, mit den Sorgen und Schmerzen des Hoflebens sich belastet, sie haben zu den fernen Helden und Wilden als Missionäre sich senden lassen, sie haben nicht nur alle Todesarten, sondern was noch mehr ist, alle Arten von Selbsterniedrigung durchgemacht, ja sie sind sich selbst an das Leben gegangen, denn um allgegenwärtig zu seyn, haben sie sogar ihre Ordensregel (!) aufgelöst, alle Formen und Gestalten der menschlichen Gesellschaft angenommen, und der tiefsten Verderbniß und Entartung sich hingegeben; sie haben mit allen Lebensfasern an die Welt sich angeklammert, sie haben gerungen, geseufzt, vielleicht sogar gebetet". (Gut gebrüllt! Löwe!) „So glühende, so verzweifelte Werber hat die Welt nie gehabt, aber auch nie solche, die so, wie sie, in allen Formen die Welt verleugnet hatten. Das große Räthsel, durch Verleugnung der Welt die Welt zu gewinnen, haben die Jesuiten nach Möglichkeit gelöst. Dafür sind sie aber die Herren der Welt geworden, in allen irdischen Händeln haben sie den Reigen führen dürfen, große Länder und Völker sind ihnen als Beute gefallen, sie haben Ansehen und Ruhm bei den Menschen geerntet, zu allen Zeiten Lobredner gefunden, sie haben die Ehre gehabt, bei der Einführung der neuern Gewaltepoche in die Menschheit an der Spitze zu stehen, ihre Politik hat eine noch fast allgemeine Herrschaft, und wer weiß, wenn der Tag ihres Gerichts kommt"?

ten im neunzehnten Jahrhundert und ihren Beruf zur Erziehung der heutigen Jugend denken möge, in Abrede stellen, daß ihnen allenthalben, wo sie in der Seelsorge wirken, hohes Lob gebührt. Sollte die Vorsehung es über Europa verhängt haben, daß der Radikalismus den Sieg davon trüge, und den christlichen Glauben mit Feuer und Schwert verfolge, so würde es sich zeigen, was die Kirche an den Jesuiten hat. Sie würden, wie einst in England und China, mit Freudigkeit in den Tod gehen, um den Christen das Brod des Lebens zu spenden. Gerade dann würde der Nutzen und der Beruf einer so streng geschlossenen, an unbedingten Gehorsam gewöhnten Corporation einleuchtend werden. Ihnen eine eigenthümliche, laxe Moral, eine sophistische Casuistik im Beichtstuhl vorzuwerfen, war eine heuchlerische Ungerechtigkeit ihrer alten Gegner, der Jansenisten, deren Rigorismus in Frankreich und anderswo unendlich viel mehr Unheil angerichtet hat, als die übertriebenste Milde je hätte stiften können. Im Munde solcher aber, die Alles, was irgend einer Gewissenserforschung oder Beichte ähnlich sieht, seit den Jahren ihrer Kindheit weit von sich geworfen, dergleichen überhaupt vielleicht nur von Hörensagen, aus Romanen oder antikirchlichen Schmähschriften kennen, ist das Gerede von laxer Jesuitenmoral vollends Ekel erregend. — Rigoristen solcher Art mögen zuerst das, was ihnen etwa ein Jesuit in der Beichte sagen würde, genau verrichten, und dann, wenn sie noch derselben Meinung sind, wieder kommen, und sich über die bedenkliche Milde beschweren.

Alles dieses zu bekennen ist jeder Katholik, wenn er überhaupt Kunde und Erfahrung von diesen Verhältnissen hat, in seinem Gewissen verbunden; nicht, als ob die Jesuiten ein Glaubensartikel wären, auch nicht, als ob Gott ihrer nothwendig zur Erhaltung seiner Kirche bedürfte, sondern weil es verboten ist, falsches Zeugniß wider unsere Nächsten zu reden.

Aber eine andere Seite der Polemik der literarischen Zei-

tung macht eine Warnung nöthig. Wie es zuweilen seltsam zu geschehen pflegt, das Organ des pseudowissenschaftlichen Protestantismus will die Jesuiten moralisch vernichten, und stellt sich dabei so ungeschickt an, daß es die allerdings großen und überaus anerkennenswerthen Verdienste derselben in einer bestimmten Periode der Kirchengeschichte, maaßlos übertreibend, dem Orden eine Bedeutung beilegt, die er selbst in Demuth von sich ablehnen muß.

Die literarische Zeitung berichtet: der Orden der Jesuiten sey „die Seele der katholischen Kirche", welche „an ihn gebunden ist und gebunden bleiben wird, so lange jener Entschluß" (an der traditionellen Lehre fest zu halten) „dauern wird". Sie spricht deßhalb von einem „jesuitischen Katholicismus", verkündet: „daß die öffentliche Macht der katholischen Kirche in den Händen des Jesuitismus liege", und gibt zu verstehen: daß erst seit der Entstehung des Ordens „der Kreis der Verstellungen, welche ihr" (der Kirche) „System ausmachen", festgeschlossen, und der katholische Glaube als ihr „unantastbares Eigenthum proklamirt" sey. —

Diese unverständige oder perfide, der thatsächlichen Wahrheit und dem Glauben der Kirche widersprechende Verherrlichung, zu welcher sich unter den Händen der literarischen Zeitung der Angriff umgestaltet hat, durfte kein Katholik unterschreiben. Jeder einigermaaßen Unterrichtete sieht ohne unser Erinnern, daß hier das Accidentelle mit dem Nothwendigen, ein an Zeiten und Orte gebundener Orden mit der für alle Zeiten und Länder bestimmten Kirche, ein menschliches Mittel mit dem göttlichen Zwecke der Erlösung, ein dienendes Glied der Kirche mit der in dem Papste und den Bischöfen liegenden Kirchengewalt, mit einem Worte: die Gesellschaft Jesu mit dem heiligen Geiste, der allein die Seele der Kirche genannt werden könnte, verwechselt wird. Der Zweck dieses Manövers ist augenscheinlich kein anderer, als die häretische Verdrehung der wahren Sachlage auf die Spitze zu treiben. Einer katholischen Auffassung der Bedeutung der Jesuiten in

der Kirche soll unvermerkt ein völlig unkatholischer, den Frieden der Kirche zerreißender, engherziger und hoffärtiger Particularismus untergeschoben werden.

Zu einer parteilosen, weltgeschichtlichen Würdigung der Jesuiten und ihrer Wirksamkeit vor ihrer Aufhebung und nach ihrer Wiederherstellung ist heute noch nicht der Moment gekommen. Nur die Bemerkung finde hier ihren Platz: daß jene gefährliche Anerkennung der Gesellschaft Jesu im Munde der Gegner der Kirche eine wohl zu beachtende Finte des Geistes ist, der das Kreuz von Anbeginn gehaßt hat. Arglose Katholiken mögen dieser neuen Wendung gegenüber um so mehr auf ihrer Hut seyn, als die wahrhaft ehrlosen Angriffe auf den frommen und verdienten Orden gläubige Gemüther um so geneigter gemacht haben, mit einem, dem eigenen Interesse der Gesellschaft Jesu nicht immer vortheilhaften, an Uebertreibung gränzenden Eifer für dieselbe Partei zu nehmen. Hier, wo es uns lediglich um Andeutung des Punktes zu thun war, bis zu welchem die Sache der Kirche und die der Jesuiten solidarisch verbunden ist, kehren wir zum Schluße noch einmal zur literarischen Zeitung zurück.

Bekanntlich ficht dieses Blatt nicht minder gegen den theologischen Radikalismus, wie gegen die politische Revolution. — Allein wo es den Kampf gegen die Kirche und die Jesuiten gilt, ändern sich, wie durch einen Blitz, die Sympathien. Das Hündlein, welches noch so eben fast menschlich tanzte, schnappt nach der Wurst, die ihm ein böser Bube von Versucher auf die Bühne wirft. — Die Tentation war für die angeborne, nur mühsam durch Hunger bewältigte Natur zu stark. — Wo es den Kampf gegen die Kirche gilt, da sind die Gedanken vom „christlichen Staate“, wie dieselbe Loyalität sie sonst auszulegen pflegt, plötzlich wie verweht; dann schämt sich diese wohldienende „Gesinnung“ nicht, um die Gunst des schmutzigsten Jakobinismus zu betteln. Dann ruft sie den Franzosen zu, die einen Anlauf zur Versöhnung mit Gott zu nehmen

scheinen: „Lasset Euch nicht wiederum fangen unter das knechtische Joch“! Dann schlägt sie „die Wirkungen der französischen Revolution nicht gering an; sie“ (die Revolution) „hat bewirkt, was sie sollte, denn die Gesinnung der gebildeten Welt ist heute vorherrschend eine weltliche und irdische, und in Folge hiervon sind eine Menge theokratischer Fesseln gesprengt worden“. Dann findet sie, daß die beginnende Revolution „gesunde und frische Grundsätze für alle Gebiete menschlicher Freiheit“ ausgesprochen habe, meint in rührender Naivität: daß man diesen Grundsätzen „wahrhaftig (sic) die nachfolgenden Gräuel nicht zuschreiben“ dürfe, und bedauert nur, daß, nachdem die Bastillestürmer und Septembriseurs „die bürgerliche und religiöse Freiheit“ verkündet hatten, „der politische und kirchliche Despotismus“ ihnen gleich wieder „auf dem Nacken saß“. Dann findet sie, daß, bei der zweiten Revolution, „die Nation von neuem sich ermannte“ dann fragt sie: „also auch heute noch ist Frankreich mit dem Jesuitismus verbündet“? und antwortet sich unerschrocken: „auch heute noch; nur unter weniger in die Augen fallenden Formen arbeitet die neue Restauration auf der alten Bahn fort, sie will der alten, göttlichen Weihe nicht verlustig gehen, sie hält den alten Grundsatz fest, daß der Thron nur in dem Glauben seine Stütze finde“. — Berliner Loyalität! glaubst Du wirklich, „dieser Steinadler sey Dir geschenkt“? — glaubst Du, dieses freundliche Darlehen, welches Du hier ungebeten und ohne Dank der Revolution aufdringst, werde Dir von Deinen radikalen Feinden nicht doppelt und dreifach zur bösen Stunde heimbezahlt werden?

Es ist oft die Behauptung aufgestellt worden, daß die confessionelle Verschiedenheit die politischen Gegner der Revolution nicht abhalten dürfe, dem gemeinschaftlichen Feinde aller Ordnung auf Erden gegenüber gemeine Sache zu machen. Unsererseits ist dagegen die Möglichkeit eines solchen Bündnisses in Frage gestellt worden. — Die literarische Zei-

tung entscheidet den Streit. Hier, wie in jedem vorkommenden Falle zeigt es sich, daß nur der einen stichhaltigen, politischen Standpunkt haben kann, der im Glauben fest und im Gehorsam der Kirche steht. — Die protestantische Loyalität schwankt, wie jene unglücklichen Seelen der Divina Comedia zwischen Himmel und Hölle; sie ist im Kampfe gegen die Kirche verbündet mit der Revolution, und möchte sich im Kampfe gegen die Revolution, sobald es die eigene Rettung gilt, gerne mit der Kirche verbünden. Dafür wird ihr denn auch von Freund und Feind der reiche Lohn der Unentschiedenheit: Non ragionam di lor, ma guarda e passa!

XLVI.

Die Triarier der Negation.

Eine philosophie-geschichtliche Darstellung der Strauß'schen, Feuerbach'schen und Bruno Bauer'schen Fractionen.

Worauf die Streiche, welche in der neuesten Zeit die moderne Critik gegen die dogmatischen Gebäude der christlichen Kirche richtet, eigentlich abzielen, wird Keinem verborgen seyn, welcher die Art der Weltanschauung der Repräsentanten der gegenwärtig herrschenden Philosophie einer gründlichen Prüfung und Betrachtung unterwirft, sie bis in ihre letzten Consequenzen verfolgt. Das Ziel, welches nämlich angestrebt wird, ist nicht bloß die Zerstörung der christlichen, sondern aller Religion. Bloß der Anfang wird mit dem Christenthum gemacht, und zwar in einer Weise, die von der der früheren Angriffe durch ihre Universalität verschieden ist. Wenn das Christenthum nach seinem Siege über das Heidenthum stets ihm feindseligen Richtungen zu begegnen hatte, so drehte

sich der Kampf doch mehr um die Vorwerke, ruhte, wenn irgend ein Vortheil von der Kirche errungen war, begann auch wiederum wohl an einer anderen Seite, ward aber nie consequenterweise auf Leben und Tod geführt. Eine andere Erscheinung offenbart sich in der neuesten Zeit. Die negirende Philosophie greift das Christenthum an allen Punkten, an welchen es je angegriffen wurde, zu gleicher Zeit an, sie sucht bis in das innerste Waffenlager desselben zu dringen, bekämpft es im Herzen seines Gebietes; es handelt sich nicht mehr um Reformen, tiefere oder höhere Auffassung des objectiv Gegebenen, sondern um Auflösung und Zerstörung. Der alte Dom soll von Grund aus abgetragen werden, und die Bausteine, aus welchen das neue Gebäude bestehe, sollen ganz andere seyn, als bisher verwendet wurden.

Fragen wir aber nach der Urquelle dieser Opposition gegen das Christenthum, so kann man die Philosophie an und für sich nicht und auch nicht die Hegel'sche Speculation als die eigentliche oder absolut einzige bezeichnen: vielmehr ist der Widerspruch auf die stets wiederkehrende, im Menschen vorhandene, Gott entfremdete Geistesindividualität zurückzuführen, die da nichts weiß vom Geiste Gottes, die in Christo nicht den Anfänger, Mittler und Vollender der religiösen Weltanschauung, gläubig und demüthig erkennen, und lieber mit titanischem Uebermuthe den Himmel erstürmen, sich an die Stelle des Ewigen setzen will. Wie sich aber diese, dem Christenthume feindselige Richtung von je her in das Gewand der Zeitphilosophie kleidete und einer temporären Form zum Angriffe sich bediente, und wie allerdings eine Waffe mehr, als die andere, geeignet ist, sich Weg zu bahnen, so kann man denn hauptsächlich die Hegel'sche Philosophie als die secundäre Quelle der Strömung gegen das Christenthum betrachten.

Es hat eine Zeit gegeben, in der ein großer Theil der protestantischen Theologen, selbst orthodoxer, freudig der hegelianischen Philosophie sich in die Arme warfen, im süßen Bewußtseyn, eine so fest gegliederte, philosophische Form für

ihre positiv-christlichen Ueberzeugungen darin finden, mit ihr wohl auch der katholischen Kirche gegenüber imponiren zu können, wenn auch ein anderer Theil den Kopf schütteln mußte über eine solche Freundin, welche von jeher der Theologie gefährlich sich gezeigt hatte. Zwar hatte Hegel überall in seinen Werken scheinbar das Band zwischen Philosophie und Christenthum festzuknüpfen gesucht, und seine Polemik sollte der Angabe nach nur das falsche Christenthum entlarven, eine geläuterte Kirchenlehre hervorbringen, da speculative Philosophie und offenbarte Religion zu denselben Resultaten führten, und bloß die Form different sey. So schien es denn, als wollte jene Philosophie die wesentlichen Lehren des Christenthums nur zum höheren Bewußtseyn bringen. Wie freudig überraschend mußte es seyn, die mysteriösen Lehren des Christenthums über die Gottheit, dem Verstande unbegreiflich, in jenem dialectischen System zur sogenannten speculativen Anschauung gebracht zu sehen, wie: Gott ist die absolute Idee, die in drei Phasen hervortritt, nämlich als logische Idee im abstracten Elemente des Denkens, Gott vor Erschaffung der Welt, Gott der Vater; als Natur oder die absolute Idee in ihrem Andersseyn, das Reich des Sohnes, wodurch Gott erst in's Daseyn tritt; der Geist, als durch welchen die Idee in ihrem Andersseyn in sich selbst zurückgeht. Auf ähnliche Weise ward die Idee der Erlösung und die anderen, dem Christenthume eigenthümlichen Lehren dargestellt und zum speculativen Bewußtseyn gebracht. Gab es auch hin und wieder unter den orthodox-christlichen Anhängern der Hegel'schen Philosophie Einzelne, welche diese Darstellung nicht ganz befriedigte, so schöpften sie doch eigentlich nicht den Verdacht einer Mystification, lebten vielmehr der Ueberzeugung, daß auch mit der Form noch Verbesserungen vorgenommen werden könnten, daß Philosophie in ihrem Fortschritte immer inniger sich mit Religion verbinden werde, daß am Ende bloß Mißverstand etwas vom Christenthume Divergirendes darin finden könnte.

So standen die Sachen lange; mächtig war der Reiz der Form, fein die Selbsttäuschung, endlich aber mußte sie schwinden. Schon bedenklich mußte der Umstand seyn, daß die Unsterblichkeitslehre, die persönliche Fortdauer nach dem Tode eine äußerst precäre Stellung im Hegel'schen Systeme hatte, sich daraus so schwer erweisen ließ. Die Versuche Einiger, diesen Stein des Anstoßes zu heben, sind als mißlungen zu erachten, und die Hegel'sche Philosophie fand sich in der grausamen Verlegenheit Mephisto's:

> M. Gesteh' ich's nur, daß ich hinausspaziere,
> Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
> Der Drudenfuß auf eurer Schwelle. —
>
> F. Das Pentagramma macht dir Pein?
> Ei, sag mir, du Sohn der Hölle,
> Wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein?

Nur die falsche Freundin hat die Hegel'sche Philosophie dem Christenthume gegenüber gespielt. Wie wäre es möglich, daß sie sich des Evangeliums in Christo nicht hätten schämen müssen? Daß sie, hinweggehend über manche Probleme, auf Faust's Frage:

> Mephisto, hast du Eil?
> Was schlägst vor'm Kreuz die Augen nieder?

nicht hätte antworten müssen:

> Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil,
> Allein es ist mir 'mal zuwider.

Ist nun auch die theologische Welt enttäuscht, zu wundern bleibt es immer, daß bei den protestantischen Orthodoxen über die Hegel'sche Philosophie nur einen Augenblick ein Zweifel obwalten konnte, über sie, die in ihrem logischen Pantheismus, um Gottes Unendlichkeit zu retten, sich gezwungen sah, seine Persönlichkeit zu leugnen. Die ganze Hegel'sche Orthodoxie ist doch nichts mehr und nichts weniger, als ein Schein, ein Kleid, womit das christenthumentfleischte Skelett bedeckt werden sollte. Die Ultras der Hegelianer waren da viel offener

und redlicher: sie erklärten unumwunden, daß für christliche Orthodoxie im Hegel'schen Systeme nirgends Platz wäre; Christus, Himmel, Unsterblichkeit, ja Gott seyen in der That darin leere Namen, und so bliebe denn vom Christenthume nichts übrig, als — Nichts.

Nun aber war auch der Krieg erklärt, das feindliche Feuerzeichen erhellte die nächtliche Umgebung, und man sah mit Grausen die Kluft, die vom wahren Christenthume zum hegelianischen Pseudo-Christenthume übersprungen worden war. Die schlaftrunkene Schaar mußte zu den Waffen greifen, der Feind hatte sich bis in den innersten Waffenplatz geschlichen, ein Kampf zwischen neuer und alter Lehre mußte auf Leben und Tod gewagt und geschlagen werden.

Die Repräsentanten der modernen, negirenden Weltanschauungen sind hauptsächlich Strauß, Ludwig Feuerbach und Bruno Bauer. Sie bilden gewissermaaßen den Grundtypus für die verschiedenen Fractionen, in welche die Negetation sich zertheilt, und, wie sich später herausstellen wird, findet bei ihnen eine Gradation in den Behauptungen statt. Mit dialectischer Schärfe, unbezweifelter Gelehrsamkeit sind sie bereits von Grad zu Grad der Gränze der Negation zugerückt. Sie selbst gestehen, daß sie Gemüth und Verstand von gewissen religiösen und dogmatischen sogenannten Voraussetzungen befreit haben, daß deßhalb kein philosophisches Resultat sie erschrecken kann. Unerbittlich und ungerührt von den Regungen des Herzens, kalt hinwegsehend über die Empfindungen, die aus der christlichen Weltanschauung erwachsen, lächelnd der tiefen Gemüthswelt, die sich so gern in der Erinnerung der ungetrübten, reineren Jugendzeit spiegelt, haben sie Alles überwunden, was in Gefühl und Gemüth sie noch binden konnte an das Christenthum, und ihr großes, einziges Ziel ist bloß das, daß ihrem inneren Lebens- und Geistesprozeß der der Menschheit adäquat werde.

Gründlicher konnte die Negation ihr Zerstörungswerk nicht beginnen, als mit dem Versuche, die historische Basis des

Christenthums zu untergraben. Alle Waffen der Gelehrsamkeit, alle Schärfen des Verstandes wurden aufgeboten, um die Glaubwürdigkeit zuvörderst der Evangelien in Zweifel zu ziehen. Der Mann, der hiemit anfing, ist Strauß, Licentiat der protestantischen Theologie. In seinem „Leben Jesu" hat er die historische Skepsis, in Bezug auf die evangelische Geschichte, auf 1900 Seiten entwickelt. Seinen wissenschaftlichen Untersuchungen gemäß bleibt für denjenigen, welcher nicht gänzlich auf den Gebrauch der Vernunft verzichten will, nichts übrig, als sich der mythischen Auffassung anzuschließen, in welcher der Charakter der Erzählungen der Evangelisten als ein durchaus sagenhafter erscheint. Mit sicherer und consequenter Tactik hält Strauß zuerst die evangelischen Erzählungen an einander, sucht mit dem scharfen Auge der Skepsis Widersprüche aufzufinden, und dann die Unmöglichkeit zu beweisen, die angeblich verschiedenen Erzählungen als historische Facta festzuhalten. Nachdem dieser Act der Section vorüber, entwickelt er die angeblich inneren Unwahrscheinlichkeiten, schildert die Unmöglichkeit, Unzweckmäßigkeit und Unvereinbarkeit des Wunderbaren mit anderen Neben- und Hauptumständen. Ist auf solche Art Alles zum Probleme geworden, so wird nun der Versuch der Lösung derselben gemacht. Der supranaturalistische und naturalistische (natürliche) Versuch wird widerlegt, und sodann als die einzig mögliche und übrigbleibende Auffassungsweise der mythische empfohlen. Das Positive, was etwa noch vorhanden, ist somit bis auf ein Minimum reducirt; die Menschwerdung Gottes in Christo ist nur ein bildlicher Ausdruck für den speculativen Grundsatz, daß sich Gott im Menschengeiste verwirkliche, und schließt somit den Glaubenssatz aus, als sey Gott nur in Jesu Mensch geworden. Der persönliche Christus der Evangelien ist nur ein Product der herrschenden Begriffe und Vorstellungen der jüdischen Zeit, und Christus ist nicht der Schöpfer der christlichen Kirche, sondern ein Geschöpf derselben. Die urchristliche Geschichte wäre sofort mit einem Worte nichts weiter,

als der bildliche Ausdruck menschlichen Bemühens für eine Darstellung hegelianischer Ideen.

Das sind im Allgemeinen die etwaigen historischen Resultate der modernen Critik über die evangelische Geschichte, und gleichsam die Vorarbeiten für den Neubau des künftigen religiösen Gebäudes. Das Christenthum wäre demnach nichts Positives, Geschichtliches in seinem Ursprunge; den Jesus, der etwa gelebt, machten alttestamentliche Weissagungen und Aussprüche zum Messias, und so entstand das sagenhafte Bild von Christo in der Gemeinde; die Evangelisten wären nichts weiter, als Träger cursirender Sagen, welche in der Gemeinde schon entwickelt waren, und von ihnen selbst endlich mit Erfindungsgeist appretirt und zu speciellen Zwecken ausgebildet wurden.

Diese Angriffe gegen das Christenthum auf dem historischen Gebiete wendet nun Strauß auch auf das dogmatische. In seiner „Glaubenslehre“ herrscht der Gedanke, der weltgeschichtliche Verlauf des Christenthums sey dessen eigener Vernichtungsproceß, die christliche Weltanschauung habe nur eine vorübergehende, historische, keine ewige, absolute Bedeutung. Seine Grundanschauung ist die pantheistische, wobei das Universum als die Selbstoffenbarung des Absoluten angesehen, die Immanenz Gottes in der Welt behauptet wird, gegenüber der christlichen Grundanschauung als Theismus, wonach Gott und Welt wesentlich verschieden sind. So erscheint ihm denn die christliche Weltansicht als die einer untergeordneten Stufe des Geistes, als das Product der geistigen Schwäche der Zeit und der Völker, in der man nicht zum Selbstbewußtseyn kommen konnte.

Wir können hier unmöglich der voluminösen Detailentwicklung des Strauß'schen Werkes folgen, in welchem jedes Dogma dem Messer der Section preisgegeben ist, glauben aber, daß durch einige Proben aus seiner Sammlung von Präparaten der Leser Einsicht in das negirende System erlangen werde. In der critischen Prüfung der Lehre und der

Beweise vom Daseyn und Wesen Gottes kämpft natürlich Strauß gegen den oben bezeichneten Theismus zum Vortheile des Pantheismus, und sucht zu erweisen, daß alle Argumente für das Daseyn Gottes nicht das beweisen, was sie erweisen sollen, nämlich, daß Gott ein von der Welt verschiedenes Wesen sey, daß sie vielmehr alle die Immanenz Gottes in der Welt darthun. Er sagt, der kosmologische Beweis argumentire nur den spinozischen, nicht den christlichen Gott, argumentire nur das Walten einer unendlichen Substanz, die durch die endlichen Dinge, als ihre Accidenzen, fortwährend processire. Das kosmologische Argument erweise Gott nur als das Seyn in allem Daseyn, das physiko-theologische (teleologische) als das Leben in allem Lebendigen, das historische und moralische als sittliche Weltordnung, das ontologische als den Geist in allen Geistern, als das Denken in allen Denkenden. Was die Lehre von der Dreieinigkeit betrifft, so gesteht Strauß offen, daß von ihr im kirchlichen Sinne die Speculation nichts wisse. Da ferner die Persönlichkeit Gottes geleugnet wird, so kann auch von Eigenschaften Gottes nicht mehr die Rede seyn, die ihm, getrennt von der Welt, angehören, wie Wahrheit, Heiligkeit, Liebe, sondern alle diese Eigenschaften erscheinen nur als Gesetze der Weltordnung. In Ansehung der Schöpfung wird consequenter Weise negirt, daß die Welt durch das bloße Wollen Gottes aus Nichts geschaffen sey; der Schöpfungsact ist ein Entwicklungsproceß der Gottheit. Die Erschaffung Eines Menschenpaares wird ebenfalls geleugnet, und mit Beziehung auf die Behauptungen von Physiologen die Entstehung der Menschen aus Urbläschen, die an verschiedenen Orten und größerer Anzahl vorhanden waren, angenommen; die alttestamentliche Erzählung wird als Mythus bezeichnet und beseitigt. In der Lehre vom Urzustand des Menschen leugnet Strauß, dem System gemäß, dessen ursprüngliche Vollkommenheit; Derselbe müsse vielmehr höchst sinnlich und thierisch gewesen seyn. Den Urentwicklungsproceß

schaut er folgendermaaßen an: in die Materie setzte sich die göttliche Idee und entäußerte sich in ihr, dann kam sie als Leben in die Natur, dann als Geist in den Menschen, in welchem sie sich sofort immer vollständiger offenbarte. Die Lehre vom Sündenfalle fällt demgemäß von selbst weg, denn nach Strauß'schem Systeme fand gerade der umgekehrte Proceß statt, ein Proceß vom Unvollkommneren zum Vollkommneren, ein der kirchlichen Lehre also entgegengesetzter. Wie Strauß über die Persönlichkeit Christi urtheile, ergibt sich schon aus den obigen Andeutungen aus seinem „Leben Jesu“. Einen unsündlichen, schlechthin vollkommenen Christus zu postuliren, findet er durchaus keine speculative Nöthigung; auch sey es wider das System der göttlichen Immanenz, in Einem menschlichen Individuum sich die Fülle des Absoluten ergossen zu denken, da dieses sich nur in der Menschheit verwirklichen könne.

Aus dem bereits Gesagten läßt sich auf die Behandlung der übrigen christlichen Grundlehren, der Christologie im kirchlichen Sinne, schließen. Alles ist Mythus, hervorgehend aus einem unvollkommenen Geistesstandpunkt der jüdischen Vorstellungen und herausgebildet im Laufe der Zeit. Besondere Erwähnung verdient aber noch die Lehre von der Unsterblichkeit, oder der Glaube an die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode. Im kirchlichen Sinne wird eine solche von Strauß ganz und gar geleugnet, und sogar als Egoismus und Geistlosigkeit charakterisirt. Die verschiedenen Argumente für die Unsterblichkeit werden als haltlos hingestellt, da Strauß's System kein Jenseits kennt, vom Dießseits getrennt, sondern das Jenseits nur im Dießseits findet, wenn diese Trennung das System erlauben sollte. Besonders gegen das Argument der nothwendigen Vergeltung richtet er seine Angriffe; und ihm dünkt eine solche Idee ein unmündiges, unreifes Unternehmen des Geistes, das auf eine krankhafte Coketterie der Tugend, die sich selbst genügen müsse, hinauslaufe. Wie wir schon oben erwähnt, so gesteht Strauß

offen, daß in der Hegel'schen Weltansicht die Unsterblichkeit unmöglich eine Stätte finden könne, deren Hoffnung nur ein Zeichen der Unmacht des Geistes abgebe; überhaupt sey es undenkbar, wie das Absolute, wenn alle Naturgattungen doch nur fließende und vergängliche Momente sind, Subjecte der menschlichen Gattung als festgewordene Infarctus (!) in sich bestehen lassen könnte.

Diese Proben von der negirenden Critik der Strauß'schen Philosophie mögen genügen! Unwillkührlich muß Jedem, dem das Christenthum heilig ist, der Gedanke kommen, daß man wohl nicht weiter in der historischen Skepsis und philosophischen Auflösung schreiten könne. Dem ist aber nicht so. Die zwei übrigen Repräsentanten der modernen Critik wenden noch schneidendere Mittel zur Destruction des Christenthums an; ihrem Systeme gegenüber bildet das Strauß'sche nur den Uebergang. Wenden wir uns zuerst an Feuerbach, um zu hören, worin ihm das Christenthum lästig ist.

Wie Strauß erkennt Feuerbach einen der Welt und dem Menschen gegenüberstehenden persönlichen Gott nicht an; zwischen dem menschlichen und göttlichen Geiste ist kein Unterschied; alle Offenbarungen sind bloß selbstständige Denkacte des menschlichen Bewußtseyns. Die christlichen Dogmen sind nichts Anderes, als Krankheiten der menschlichen Einbildungskraft, abnorme Bildungen dieses geistigen Organs. Aus diesen wenigen Worten läßt sich schon auf seine Auffassung der christlichen Lehren schließen, die er in seinem Buche, „das Wesen des Christenthums", weiter auseinandergesetzt hat. Es möchte nicht uninteressant seyn, einige Lehrsätze zu vernehmen.

Das göttliche Seyn, Daseyn und Wesen, meint Feuerbach, ist nichts Anderes, als das Gesetz oder das Wesen des Verstandes, das göttliche Wesen ist das Bewußtseyn des Verstandes von seiner eigenen Vollkommenheit.

Durch die Incarnation wird nichts Anderes angedeutet, als die Versöhnung zwischen Verstand und Gefühl durch die

Liebe. **Der menschgewordene Gott ist nur die Erscheinung des gottgewordenen Menschen.**

Ein leidender Gott ist nichts anders, als die personificirende Empfindsamkeit des Gemüthes, gegenüber dem kräftigen, selbstthätigen Elemente im Griechen- und Römerthume, und die Anschauung eines leidenden Gottes ist nur die höchste Selbstbejahung, die höchste Wollust des leidenden Herzens.

Die Trinität ist die Idee der Vereinigung von Vernunft und Gemüth, sich bewährend als Liebe zu anderen Menschen, und in dieser dreifachen Wechselwirkung den vollen Gehalt des Lebens begründend. Der Logos, der Sohn oder das göttliche Wort als persönliches Wesen ist nur das befriedigte Bilderbedürfniß der Phantasie. Wie das Bewußtseyn der Welt für das Ich vermittelt ist durch das Bewußtseyn des Du, so **ist der Mensch der Gott des Menschen.**

Die Schöpfung der Welt als eines Productes des Willens drückt nichts Anderes aus, als daß das Endliche für sich nichts sey und nur aus der eigenen Realität und Unendlichkeit seinen Ursprung nehmen könne.

Wunder sind Feuerbach nur Selbsttäuschungen, Visionen. Dem Glauben liegt nichts Anderes als der Wunsch zu Grunde, von den Banden der Natur und Vernunft befreit zu seyn. Eine ähnliche Illusion ist auch der Glaube an die Macht des Gebetes.

Die Auferstehung Christi ist der realisirte Wunsch des Menschen nach unmittelbarer Gewißheit von seiner persönlichen Fortdauer nach dem Tode, sie ist die persönliche Unsterblichkeit als eine sinnliche, unbezweifelte Thatsache (man darf bei diesen Worten nicht an wirkliche Thatsachen denken, welche Feuerbach dem System gemäß nicht im Entferntesten annimmt).

Der Glaube an ein himmlisches Leben ist nichts Anderes als das Wünschen, Sehnen, Hoffen des Menschen, ohne die Störungen dieser Welt zu leben. Der Glaube an eine per-

sönliche Fortdauer, an ein Jenseits ist der Glaube an die Freiheit der Subjectivität von den Schranken der Natur.

Die übernatürliche Geburt des Heilandes ist die aus dem practischen Bedürfnisse hervorgehende Idee, nach welchem der Mensch die Scheu vor gewissen natürlichen Dingen charakterisirt und durch ein Wunder darüber hinwegzukommen sucht, was im Katholicismus als Ehelosigkeit und Gelübde der Keuschheit als höchster Tugend practische Anwendung finde. Um seiner Ansicht über das Mönchsthum und den freien Cölibat im Vorbeigehen Erwähnung zu thun, so sind ihm dieselben abbildliche Darstellungen einer überweltlichen, von der Materie befreiten, von dem Gattungsleben und der Geschlechtsdifferenz abgesonderten Subjectivität, wie sie sich in Gott finden müsse.

Christus als Erlöser, Versöhner oder Rechtfertiger ist nur der realisirte Wunsch des Gemüths, frei zu seyn von den Gesetzen der Moral, mit einem Zauberschlage auf gemüthliche Weise so erlöset zu werden, daß Gott für den Menschen leidet, handelt, sich opfert.

Das ist in der Kürze der Feuerbach'sche Standpunkt. Vergleichen wir seine Theorie mit der von Strauß, so sieht Feuerbach in der christlichen Religion nur etwas rein Menschliches, ein Product von Affecten und Phantasie, von Wünschen, Hoffnungen, Empfindungen des Gemüthes. Strauß erkennt hingegen im Christenthume eine Idee, welche sich nothwendiger Weise entwickelt und mythisch thatsächlich gemacht habe. Etwas Menschliches ist also Beiden das Christenthum, für Strauß ein wohl begründeter Entwicklungsproceß, für Feuerbach eine Objectivirung von theilweisen Schwächen und Krankheiten der Seele und des Geistes. Das historische Element wird von Feuerbach gänzlich hinausgestoßen; Alles, was mit, an und durch Christum geschehen, sowie er selbst, sind blos Illusionen, Visionen, realisirte Herzenswünsche, träumerische Hoffnungen, unreife, krankhafte Em-

pfindungen, die durch die Einbildungskraft zu wirklichen Thatsachen erhoben werden.

Wir unterlassen es, an dieser Stelle der Mißhandlung des Historischen ein Wort zu widmen, sondern wollen vielmehr noch eine Treppe tiefer in die unterirdischen Gewölbe steigen, um eine neue Mine zu beschauen, die das christliche Gebäude sprengen soll. Wir wollen noch Bekanntschaft machen mit dem letzten Repräsentanten einer negierenden Fraction — **Bruno Bauer**, Licentiaten der prot. Theologie. In ihm erscheint die moderne Philosophie in ihrer Anwendung auf Theologie und Christenthum auf dem Gipfelpunkt, sowohl in kritisch-exegetischer, als dogmatisch-philosophischer Beziehung, vorzugsweise niedergelegt in seiner „**Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker**".

Was die evangelische Geschichte betrifft, so leugnet Bruno Bauer, daß die Evangelien vom heil. Geiste, irgend einem Mythus oder einer Ueberlieferung ihren Ursprung hätten, vielmehr seyen dieselben eine Composition und Bearbeitung ihrer Verfasser, eine Erfindung, abgerissen von allem Thatsächlichen. Christus aber ist nach dieser Theorie blos das personifizirte Ideal für die göttlichen Ideen der Verfasser, und der Held der evangelischen Geschichte, meint Bruno Bauer, ist von dem Helden eines Romanes kaum zu unterscheiden. Hiemit ist sein historisch-kritischer Standpunkt hinreichend bezeichnet. Seine Ansicht von Christus und vom Christenthume überhaupt aber mögen einige eclatante Stellen aus seinem Werke charakterisiren. So sagt er: „**der evangelische Christus, als eine wirkliche, geschichtliche Erscheinung gedacht, wäre eine Erscheinung, vor welcher der Menschheit grauen müßte, eine Gestalt, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen könnte**". Das Christenthum ist Br. Bauer die auf die Spitze getriebene **Unnatur**, beginnend von einer falschen Richtung des Menschengeistes und nur durch das Extrem derselben sich selbst vernichtend. Das Christenthum steht in directem Wi-

derspruche mit dem Wesen des Menschen, mit seiner Freiheit, mit seinen natürlichen Interessen. Das Christenthum ist der Vampyr, welcher Saft und Kraft, Blut und Leben der Menschheit aussaugt, Natur und Kunst erwürgt, Familie, Volk und Staat verzehrt, so daß nichts übrig bleibt, als das ausgemergelte Ich, es ist mit Einem Worte eine gänzliche Verkehrung des menschlichen Bewußtseyns. Bei einer neuen Weltanschauung darf es sich weder um eine Philosophie, noch um Theologie oder Religion handeln, sondern lediglich um die Menschheit, ihre Güter in Kunst, Staat, Wissenschaft und Genuß. Religion wird zwar geduldet, aber nur als Privatsache, als Bedürfniß der Schwäche, als Strafe der Unbestimmtheit, als Folge der Muthlosigkeit. In der Religion wird der Mensch um sich selbst gebracht, und sein Wesen, das ihm geraubt und in den Himmel versetzt ist, zum Unwesen, zur Inhumanität gemacht. Die Kritik ist die Krisis, welche das Delirium der Menschheit bricht und den Menschen sich wieder selbst erkennen läßt.

Hier angekommen, müssen wir ein „sta viator"! uns und unseren Lesern zurufen, und möchten wünschen, daß, wenn das christliche Bewußtseyn sich zu schmerzlich von solchen Schmähungen ergriffen und zerrissen fühlt, ein „stabat mater dolorosa" oder ein „o sanctissima" in feierlicher Motette seiner rührenden Töne in's Herz ergösse und dem Auge die herrliche Gemüthswelt öffnete, die Christus uns geschaffen hat. Besser wäre es freilich, die Dissonanzen, die von unten heraustönen, nicht zu vernehmen, aber wir sind Pilger, Streiter für eine einst triumphirende Kirche, in die jene Dissonanzen nicht mehr eindringen. Daher wollen wir's uns nicht verdrießen lassen, unseren Gegnern in's Herz und Auge zu schauen, ihre Waffen zu proben und kennen zu lernen.

Die Schilderung der Bauer'schen negierenden Fractionstheorie wird genügen, es bedarf keiner weiteren Striche, um die Skizze zu charakterisiren, sie tritt klar hervor, und man

kann leicht auf die detaillirte Ausführung der christlichen Lehren im Sinne des Systems schließen". Es erhellt aus der Richtung dieser drei Philosophen Folgendes: Strauß negirt das Christenthum mehr aus speculativen Gründen, wonach der Theismus dem Pantheismus weichen soll, Feuerbach und Br. Bauer mehr aus practischem Interesse, wonach der durch das Christenthum angeblich entmenschte Mensch und die Menschheit durch Auflösung derselben wieder vermenschlicht werden soll. Und während Feuerbach diese Ansicht mehr in Beziehung auf den einzelnen Menschen durchzuführen sucht, Br. Bauer mehr in Beziehung auf die Menschheit; will jener eine sogenannte sittliche, dieser eine gesellschaftliche Reform, eine Emancipation der Interessen des Menschen und der Menschheit vom Christenthume. In diesen Endresultaten der modernen Kritik ist nun klar zu erkennen, worauf das Streben hinausgeht, nämlich auf die Auflösung nicht allein der christlichen, sondern aller Religionen, was Br. Bauer am Offensten und Entschiedensten ausgesprochen zu haben scheint. Strauß ist das Christenthum eine vollkommene Weltanschauung, Feuerbach eine krankhafte, Br. Bauer eine unnatürliche — fürwahr ein trefflicher Climax, der kaum noch eine höhere Stufe zuläßt. Wir sagen kaum, denn in den zerstreuten Schriften eines vierten Ultra der negirenden Philosophie, der jedoch noch nicht so systematisch hervorgetreten ist, liegen Andeutungen, die das Letzte und Aergste wären, was je gesagt werden könnte und womit die vollständige Umkehr des Christenthums ihr Endziel erreicht hätte. Es ist dieß die hin und wieder selbst von Feuerbach und Bauer berührte Ansicht, die christliche Weltanschauung sey eine aus der bösen Seite des Menschen entwickelte. So wäre denn endlich Christus das Ideal des Bösen, nachdem man so lange an seinem Bilde gezerrt, bis es verzerrt die reinen Züge der Göttlichkeit eingebüßt hat, und es wiederholte sich in speculativer Beziehung

der Christo einst gemachte Vorwurf seiner arglistigen Zeitgenossen, er verrichte seine Wunder mit Hülfe des Satans.

Das nun sind die Hauptfractionen der modernen Philosophie im Gegensatze zum Christenthume, die jedoch noch manche Nebenfractionen haben, welche sich mehr oder minder auf die gegebenen zurückführen lassen. Sie historisch treu in der Kürze darzustellen, war der Zweck dieser Abhandlung. Kann es auch unsere Absicht nicht seyn, in eine für den Raum in diesen Blättern nicht geeignete Polemik und Apologetik einzugehen, einige Punkte werden wir in dieser Beziehung doch berühren, einige Fragen werden wir doch vorlegen und bescheiden müssen.

Auf Zerstörung nicht allein der christlichen, sondern aller Religion führt also nothwendig das völlig consequent durchgeführte, rücksichtslos ausgesprochene System der modernen Philosopie, das sind die Resultate der neuesten philosophisch-philologisch-archäologisch-theologischen Kritik, welche mit ihrem anatomischen Messer den positiven Körper secirt. Sie ist eine Folge aus dem Protestantismus, und es drängt sich die Frage auf, wie diese auf seinem Heerde angefachte Flamme von ihm selbst gelöscht werden könne. Strauß und Br. Brauer sind Licentiaten der prot. Theologie, sie haben vom Princip und Recht der freien Forschung innerhalb der Kirche vollen Gebrauch gemacht. Kann der Staat, kann die Kirche es verbieten, daß sie ihre wissenschaftlichen Resultate der jüngeren theologischen Generation de cathedra mittheilen, auf daß sie neue Sprossen treiben? Die Frage hat zwei Seiten und es sind in dieser Beziehung verschiedene Schriften pro et contra erschienen. Daß jener Philosophen gewonnene Ansichten nicht mehr innerhalb des Christenthums stehen, darüber herrscht wohl im Ernste kein Zweifel, aber ob das „wie sie zu jenen Ansichten gelangten" noch protestantisch christlich sich rechtfertigen lasse, das ist der Stein des Anstosses. Häupter gelehrter Protestanten haben sich darüber offen ausgesprochen, und Marheinecke z. B. hat, fussend auf

dem Princip des Protestantismus, erklärt, daß man unmöglich Bruno Bauer allein verwerfen könne; er habe die Kritik nicht angefangen, sondern nur fortgesetzt, und wollte man ihn reprobiren, so müsse man auch die lange Reihe seiner Vorgänger, die in vieler Beziehung das christliche Gebäude wankend gemacht, verwerfen, was aber Niemanden vorher eingefallen wäre. Fürwahr der Mann spricht offen und folgerecht! Aber wie kommt der Protestantismus aus der Klemme? Nicht minder interessant müssen auch die Gutachten erscheinen, welche die theologischen Facultäten sämmtlicher preußischer Unisitäten im Auftrage des Ministeriums abgaben. Sie zerfallen in zwei Theile, wovon der erste die Frage der Christlichkeit oder Unchristlichkeit der Bauer'schen Lehre, der zweite die der Lehrfreiheit an den evangelischen Universitäten abhandelt. Sind nun auch, wie sich erwarten ließ, diese Vota nicht für Bauer ausgefallen, so ist's schon genug, daß nur die Möglichkeit im Protestantismus gegeben ist, solche Fragen aufzustellen, die Nothwendigkeit, sie beantworten zu lassen. Folgerecht aus dem Princip des Protestantismus kann Br. Bauer nicht im Nachtheile seyn, denn ist auch sein wissenschaftliches Resultat unchristlich, ja widerchristlich, so ist doch der Weg, worauf er dazu gelangte ein legaler. Wo ist die Autorität, die über der freien Forschung stünde? Die Königsberger Fakultät hat dieß erkannt und sich ohne Weiteres in Bezug auf die Beantwortung der ihr vorgelegten Fragen für incompetent erklärt.

Warum, fragen wir, sollen die modernen Philosophen die alleinigen Sündenböcke seyn? Sind die protestantischen Theologen aus der rationalistischen Schule nicht gleich schuldig? Auch sie leugnen die Authenticität und Göttlichkeit der heiligen Schrift, und Paulus in Heidelberg hat Niemand vom Katheder verwiesen, obwohl sein Commentar zu den Evangelien alle Dogmen negirt, welche die Orthodoxen für wesentlich christliche Lehren halten. Zwar sucht die rationalistische Schule die historische Wahrheit der Facta zu retten;

aber es ist damit wenig gewonnen, denn ihr bleibt das Christenthum nach wie vor etwas Menschliches. Das haben auch Strauß, Feuerbach und Br. Bauer recht wohl erkannt, sie haben die Rationalisten entlarvt und bis zur Evidenz dargethan, daß die bisherigen Richtungen mit freier Forschung nur Halbheiten seyen. Ihre Werke sind die letzten Folgerungen aus dem protestantischen Principe und gewissermaaßen dafür zugleich die bitterste Critik, denn was wollten denn gläubige Protestanten, so lange sie jene Philosophen nicht wissenschaftlich widerlegt haben, für die Begründung ihres Glaubens anführen? Wollten sie sagen, sie glauben, weil ihr Bewußtseyn sie drängt, ihr Herz es bedarf — so haben sie mehr ausgesprochen, als sie dem Principe gemäß können und wollen dürfen, nämlich: es gibt etwas, was über aller Critik steht, es ist eine Auctorität über der Vernunft vorhanden. Durch welche Pforten aber flüchten sie sich dann? *Durch die Pforten der katholischen Kirche, sie suchen Schutz beim katholischen Principe, außer dem kein Christenthum möglich ist.* Von der evangelischen Berliner Kirchenzeitung herab bis zu den rationalistischen Blättern darf kein Parteimann die Negation schmähen und verfolgen, sie Alle sollten vielmehr ausrufen: πάντες ἡμάρτομεν! Die Erbsünde der Reformation klebt ihnen unbeseitigbar an, und mögen sie sich noch so sehr schütteln. Mit der Reformation ward einmal die Ruhe der Kirche im Großen gestört, mit ihr begann die Reaction gegen die christliche Kirche, und wollte man auch zur Entschuldigung sagen, diese Reaction sey nur gegen die herrschende Kirche gerichtet gewesen, das Princip ist vernichtender Natur: die Vernunft, die ihre Rechte gegen das Papstthum geltend machte, dehnte sie alsobald auch auf die heilige Schrift aus, und ruhte nicht eher, bis sie im Besitze aller vermeintlichen Rechte war. Die Werke der englischen Deisten und Naturalisten, die Wolfenbüttler Fragmente ergossen ihr Gift gegen das Christenthum, und die rationalistische Schule von Eichhorn an bis Paulus in Heidelberg

ist nur der mißlungene Versuch, das Herz in den Kopf zu bringen. Und ist vielleicht Schleiermacher so glücklich gewesen, die Wunden zu heilen, die bei all diesen Operationen geschlagen wurden? Wir sind weit davon entfernt, dieß zu glauben, sondern sind der Meinung, daß er erst den Kampf recht angefacht, daß er vielmehr den Uebergang zur modernen Critik gebildet und ein Material von den gefährlichsten Sätzen mit dialectischer Schärfe der Nachwelt übergeben hat, unbekümmert, wie sie damit zurechtkomme; daß er den Hegelianismus für den positiv Gläubigen zuerst genießbar gemacht, und eine Annäherung von Seite des Theologen an ihn hervorgerufen hat. Der Protestantismus hat nur die Alternative: entweder eine Auctorität der Kirche über der freien Forschung, den Glauben der Väter und die Symbole der ächten Kirchenversammlungen als bindend anzuerkennen, oder, indem er der Subjectivität Zaum und Zügel läßt, zu schweigen und zu dulden. Und wie das Letztere seinen Untergang beschleunigt, so wird auch jede andere Vermittlung, sie möge kommen, woher sie wolle, ihn nicht zu retten vermögen. Die christliche Kirche bedarf einmal zu ihrem Bestande einer Auctorität, und auch in dieser Beziehung rechtfertigt sich der Grundsatz: extra ecclesiam nulla salus!

Werfen wir nochmals auf die Repräsentanten der widerchristlichen Philosophie einen Blick zurück, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß solche Erscheinungen höchst betrübend sind, daß sie Jedem an's Herz gehen müssen, der in Christo Licht und Wahrheit, Trost und Leben findet, und der nun das heiligste Kleinod seines Daseyns angegriffen und in den Staub getreten sieht. Ja wichtig, bedeutsam sind solche Erscheinungen auch für die katholische Kirche, da nicht allein dieses oder jenes Dogma in Abrede gestellt, sondern der ganzen christlichen Weltanschauung der Krieg erklärt wird. Es fragt sich: sind sie beunruhigend, Besorgniß erregend für den Bestand des Reiches Gottes auf Erden und für dessen sichtbare Entwicklung in der Kirche Christi? Sollte das Christenthum, wel-

ches einst das Heidenthum besiegt und den zweitausendjährigen Angriffen der mannichfaltigsten Art widerstand, im Kampfe mit der modernen Philosophie unterliegen? Es ist dieß eine Frage, die sich menschlicherweise aufdrängt, denn wie könnte der Gläubige je bezweifeln, daß Christus heute, gestern und immerdar seine Kirche schützt, und daß noch immer Rüstzeuge erweckt worden sind, die Bedrohte zu decken — aber wir wollen menschlich sprechen, und mit irdischem Verstande die Gewichte zählen, die in diese oder jene Wagschaale gelegt werden können. Vielleicht wird durch solch eine Betrachtung schon der Geist heiterer in die Zukunft sehen, und troß der harten Angriffe muthiger aufleben, wenn er bedenkt, daß die moderne Critik ungeachtet ihrer Gelehrsamkeit und Dialectik die entgegenstehenden Schwierigkeiten noch lange nicht überwunden, noch manchen Stein nicht beseitigt hat, daß, so laut auch das Freudengeschrei der Negation erschallt, die herrschende Philosophie Hegel's eine Zeitphilosophie ist, die, im Fortschreiten begriffen, freilich sich selbst genügt, aber, sobald sie an der Gränze ihrer inneren Fähigkeit angekommen ist, sich auch wieder vernichten und einer tieferen Einsicht in das Wesen aller Dinge und des Geistes Platz machen muß. Die Kirche Christi soll und muß den Kelch bis auf die Hefe leeren, damit endlich nach allen nur möglichen Angriffen der Glanz der Wahrheit rein und klar die Welt durchschimmert.

Heben wir die Punkte hervor, die noch Probleme in der modernen Philosophie sind, und um welche ganz speziell der Streit sich drehen muß, Punkte, bei deren Entwicklung dieselbe Tactik zu beobachten ist, wie sie feindlicher Seits geübt wird, wobei man ebenfalls zum innersten Waffenlager dringt und vorläufig die Angriffe gegen das Christenthum ignorirt; es sind folgende: die Hegel'sche Begriffsphilosophie überhaupt, besonders in ihrer Isolirtheit von den anderen menschlichen Seelenkräften, in ihrer Gefühlsentfremdung; die Unpersönlichkeit und Immanenz Gottes gegenüber der Persönlichkeit und Extramanenz; die statt Räthsel

lösende, Räthsel häufende Leugnung der Unsterblichkeit, wobei das Daseyn des Menschen keinen Endsinn hat; die unwissenschaftliche Mißhandlung des historischen, so wie die falsche Auffassung, Verdrehung und Mißkennung des christlichen Elements überhaupt.

Der erste Vorwurf, den man der Hegel'schen Begriffsphilosophie machen kann, ist die Tyrannei gegen die Gemüthswelt, die, wie noch andere Seeleneigenschaften des Menschen, ignorirt und geringgeschätzt wird. Es ist bekannt, wie die Hegel'sche Schule vom Gefühle urtheilt. Die ursprüngliche, qualitative Verschiedenheit desselben von Erkenntniß und That erkennt sie nicht an, streitet seine gleich ideale Würde mit ihnen ab, und sieht es immer nur als die niedrigste, noch unentwickelte Thätigkeit des sinnlichen, halb thierischen Erkennens an. Solch eine Behauptung muß vorerst immer noch als ein Problem erscheinen, sie trennt die Totalität des Menschen, hebt bloß eine einzelne Fähigkeit heraus, will auf ihr, abgerissen von den anderen, Wahrheit begründen, und wird so zur Tyrannin der edelsten Gefühle. Aber schließt nicht die Gemüthswelt auch ihre heiligen Tiefen in sich? Enthält sie nicht die Saugadern, welche das Göttliche in das Menschliche herübergeleiten? Ist Vernunft, Verstand allein die Quelle der Erkenntniß? Kann, wenn man in dem Hegel'schen System auch zugeben wollte, das Gefühl sey noch unentwickelt, dasselbe nicht entwickelt werden, und kann es dann keinen Heerd der Wahrheit abgeben? Es ist fürwahr noch eine große Frage zu beantworten, nämlich: ob bloß dem intellectuell steigenden Menschen die Wahrheit sich erschließe, und ob nicht vielmehr, um zu ihr zu gelangen, auch die moralische und Gefühlsseite sich entwickeln und veredeln müsse. Dahin zielt ja auch der Glaube, der das Christenthum verlangt. Er ist weder auf philosophischem, noch exegetischem, noch kritischem Wege zu erlangen, sondern der ganze Mensch nach Vernunft, Wille und Gefühl muß so zubereitet seyn, daß er in ihm sich gestalten kann. Nicht von außen wird er gegeben, von innen

muß er kommen. Die Kirche sagt, bei eigener Thätigkeit werde er von Gott verliehen, das heißt: er ist die edle Pflanze, welche der himmlische Vater im Menschen pflanzt, wenn sein innerer Boden tauglich ist. Mit dem Glauben kommt eine neue, große, innere Schöpfung, und je mehr er wurzelt in seiner rechten Tiefe, desto edler und schöner werden die Blüthen, desto reicher die Früchte, desto herrlicher gedeiht Alles mit und neben einander. Diese Einheit löset die Hegel'sche Philosophie, und doch macht sie auf absolute Geltung Anspruch. Sie will den Gedanken unabhängig und allein in und aus ihm selber entwickeln, aber in der That verwickelt sie sich im eigenen Begriffsnetze, verstrickt sich in den eigenen Fäden und verrammelt sich den Ausgang selber. Ein Riesenschritt in der Erkenntniß der Wahrheit, wie man so oft rühmen hört, scheint aber damit kaum gethan.

Ein zweiter Angriffspunkt gegen die moderne Critik bietet sich dar in der Ansicht von der Immanenz Gottes. Fragen wir im Ernste, was die Wahrheit durch die Aufstellung dieses Systems gewonnen hat, so ist's nur der Schein derselben. Im pantheistischen Systeme ist alles Seyn nur ein Werden. Wo ist Gott, wo ist das Absolute? Nirgends! nur seine beschränkte Erscheinung haben wir. Aber allem Werden muß doch ein Seyn zu Grunde liegen, folglich eine Permanenz, ein Wechselloses, Ewiges. Das Endliche kann dieß unmöglich seyn, sondern das Unendliche. In der Wirklichkeit ist dieß aber im Systeme nicht da, es ist eine leere Abstraction, ein — Nichts. Atheismus ist also das traurige Resultat aus den Hegel'schen Speculationen, wenn man sie beim Lichte beschaut und consequent bis an ihre Spitzen verfolgt: ihn verdeckt ein falscher Schmuck von Begriffen; der Annahme des Atheismus aber stehen tausend Schwierigkeiten in dem Wege. Ferner heißt es: Gott entäußerte sich in der Welt — die Phrase ist leicht gesprochen, aber ist damit das Geheimniß der Entäußerung entschleiert, kommt dadurch Licht in die Dunkelheit? Ist sie von Ewigkeit geschehen? Unmöglich! denn

die Entäußerung ist ein Act, sie selbst setzt wiederum Persönlichkeit voraus, woraus folgen würde, daß Gott vor der Entäußerung persönlich gewesen sey, und sie erst mit ihr aufgegeben habe. Und wollten wir auch bei dieser Annahme stehen bleiben, so sind wir dem christlichen Gebiete schon wieder näher gerückt, der Idee der Incarnation Gottes, der für seine Creaturen sich aufgibt, sich, wie die heilige Schrift sagt, selbst entäußert und Knechtesgestalt annahm. Ja Knechtesgestalt nimmt Gott im pantheistischen Systeme an, aber zur Herrlichkeit kehrt er nicht zurück, er bleibt gleichsam degradirt, wird verschlungen von dem Endlichen, das nicht einmal sein voll leuchtend Angesicht zeigt. Der Pantheismus löset mit seiner Behauptung der Immanenz Gottes die Widersprüche keineswegs, sie ziehen sich vielmehr in einen noch viel dichteren Knäuel zusammen. Gestrandet sind noch alle Versuche des denkenden Menschengeistes, dieses große Räthsel zu lösen, zu begreifen, zu messen, zu bannen in Worte und Gedanken die Unermeßlichkeit der Begriffe „Gott und Schöpfung“, und wohl recht bedeutsam und treffend sagt ein Kirchenlehrer des Mittelalters aus der mystischen Schule: „Gott sieht mein Auge, hört mein Ohr nicht, es erreicht ihn kein Gedanke — er ist ein unaussprechlicher Seufzer in der Tiefe des Herzens“. Und wenn Hegel auch mehrmals in seinen Werken versichert, daß die Schranken der Endlichkeit des menschlichen Geistes nicht unübersteiglich seyen, den Beweis für diese Kraft hat auch er nicht geliefert, auch er bleibt, was ein neuerer Schriftsteller von den Philosophen überhaupt sagt, ein Wiederkäuer der Schöpfung. Genügt nun der Pantheismus schon in speculativer Beziehung noch weit nicht, so bietet er in ethischer und religiöser Rücksicht ganz trostlose Resultate. Den ethischen und religiösen Grundbegriffen und Principien wird aller ächt sittlicher und religiöser Gehalt entzogen; an die Stelle der Freiheit tritt ein Fatalismus, das Sittliche und Unsittliche geht unter, Alles ist als göttlich geheiligt.

Einen dritten Angriffspunkt begründet die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit; sie wird, wie wir oben in eclatanten Sätzen nachgewiesen, von den modernen Philosophen geleugnet. Ohne Unsterblichkeit verlieren Religion, Tugend, Vernunft, Wahrheit ihren Grund, ihr Endziel, ihren Werth, ihr Glück. Gerade aber in der Verwerfung der persönlichen Fortdauer des Menschen nach dem Tode hat sich die moderne Philosophie ihren Sarg gezimmert; Gemeingut der Menschen kann sie deßhalb nie werden, und man möge es auch noch so weit im Anrühmen der stoischen Apathie bringen, das Sehnen des Menschen nach Unsterblichkeit kann nie beschwichtigt werden. Hier ist das Christenthum so recht menschliches Bedürfniß; die tiefe Innigkeit, die in seinem Glauben liegt, ist zu groß, als daß sie je aus der sich dieselbe aneignenden Menschenbrust getilgt werden könnte. Unsterblichkeit leugnen — ist ein kecker Gedanke. Wir sind, wir denken, wir wissen, daß etwas in uns wirkt und denkt. Was ist Geist? Was ist Stoff? Es sind so einfache Dinge, und doch fassen wir sie nicht in ihrer Tiefe. Epikur's Gedanke konnte keinen Geist erkennen, er bannte den Geist hinweg und ließ nur Atome. Hat er nun das Räthsel gelöst? Ist die Dunkelheit erhellt durch Leibnitz's System der Monaden? Der denkende Geist findet nicht den Ausweg aus dem Labyrinthe. Nur der Gedanke „Gott" gibt Trost und Hoffnung; er ist Quell, Ursache, Vater, Grund, und wo unser Auge nur Bruchstück und Verwirrung sieht, ist Ordnung und Zusammenhang. Und wenn diese Hülle, dieses Organ des Geistes fällt, wir glauben es, daß Gott sein geistig Wesen, das da gerungen nach Höhe, nicht zurückfallen läßt, daß er das Werk, den Abdruck seiner Größe nicht zersplittere. Wir glauben es, und darin liegt der Triumph des Christenthums!

Ein reiches Feld der Polemik gegen die moderne Critik bietet sich ferner in ihrer Mißhandlung des historischen Elementes. Die durch Urkunden und Tradition beglaubigten Thatsachen nennt Strauß Mythen oder Sagen, die nur Producte

der damals herrschenden Begriffe und Zeitvorstellungen seyen. Er hätte sie etwas offener auch Anecdoten, Volkspoesie oder gar Volkslügen betiteln und sich dadurch die Mühe ersparen können, das Christenthum doch noch als eine Idee zu erkennen, die sich nothwendiger Weise entwickelt und mythisch thatsächlich gemacht habe. Wenn man die Tactik benützt, deren Strauß sich bedient, um zu seinem Resultate zu gelangen, so kann jede Geschichte unsicher gemacht werden. Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin — einen solchen Standpunkt weiset diese Kritik an, deren Skepsis Rückert in in seinem poetischen Erzeugnisse, „Evangelienharmonie" betitelt, mit den Worten straft:

> Wo alle Zeugen stimmen ein,
> Ist mir verdächtig der Verein,
> Und wo der Eine widerspricht,
> Da glaub' ich allen Beiden nicht.

Unter den Händen dieser Kritik sind die Thatsachen des Christenthums nur Illusionen — eine Trauerwelt, erzeugt im schwachen, krankhaften menschlichen Herzen, zu Bildern geboren durch die Phantasie. Mit seiner Wunderwunschtheorie glaubt Feuerbach alle Wunder des Christenthums erklären zu können, selbst die historischen Thatsachen, die vor großen Versammlungen geschehen sind. Dem Dritten endlich genügt dieß alles nicht. Ihm ist die evangelische Geschichte bloß eine Composition und Bearbeitung ihrer Verfasser, eine Erfindung, abgerissen von allem Thatsächlichen. Eine Abstraction aber, die sich so weit verliert, daß sie die Basis alles Geschichtlichen hinwegnimmt, muß den Keim der Vernichtung in sich tragen. Ihr müßte es nach 2000 Jahren eben so leicht seyn, zu beweisen, daß in der Jetztzeit ein wirklicher Papst noch nicht gelebt habe, derselbe sey damals nur die personifizirende katholische Idee eines Centralpunktes in der realen Repräsentation der Kirche gewesen, als sie jetzt den göttlichen Stifter der christlichen Religion blos das personifizirte Ideal für die göttlichen Ideen der Verfasser der Evangelien nennt. Wie aber

aus einem so idealen Schemen seit 2000 Jahren ein so realer Leib sich hat hat herausbilden können, ist dann in der That das größte Wunder, ist ein Problem, mit dessen Lösung die Negation noch lange nicht fertig ist.

Endlich trifft die Philosophie noch der Vorwurf der falschen Auffassung, Verdrehung und Mißkennung der christlichen Weltanschauung überhaupt, die bei Bruno Bauer in frevelnde Schmähung übergeht. Welch hohe Bedeutung hat das Christenthum in culturgeschichtlicher und äußerer Beziehung! Alles was wir sind und haben, was wir gewonnen in Kunst und Wissenschaft, dem Christenthume ist es zu verdanken, das auf tausend oft unerkannten Wegen es herbeiführte, veredelte und verbesserte. Ueber seine Segnungen, die es spendet in innerlicher Beziehung, müssen die Gläubigen zeugen und die Tausende, die hinübergegangen und heimgegangen zum ewigen Lichte und während ihrer irdischen Wallfahrt, Trost und Hoffnung, Frieden und Seligkeit in Christo fanden. Was die Negation dafür an die Stelle setzen kann, das gönnen wir ihr, aber über der Pforte ihres Tempels stehen die bekannten Worte:

„Wer hier eingeht, laß' alle Hoffnung fahren".

Und so schließen wir denn diese Abhandlung, die keineswegs den Zweck einer Widerlegung, sondern nur einer möglichst treuen concentrirten vergleichenden historischen Darstellung der modernen Negation haben sollte. Die Bemerkung können wir jedoch nicht unterdrücken, daß, so groß auch ihr Abfall vom Christenthume ist, dennoch in Feuerbach's Theorie noch Anknüpfungspunkte an dasselbe vorhanden sind. Wenn er auch das Christenthum ganz und gar vermenschlicht, seine Nachweisungen thun dar, wie tief dasselbe im menschlichen Gemüthe und Bedürfniß begründet sey. Aehnliches ist von der Theorie des Strauß zu sagen, der im Christenthume, wenn auch eine unvollkommene Bildungsstufe des Geistes, doch eine tiefe, große Idee erkennt. Ein anderes, wenn auch negatives Verdienst der modernen Kritik besteht darin, daß sie ungründ-

liche, unwissenschaftliche, besonders aus der Philosophie herübergezogene Argumente für das Christenthum in ihrer Blöße hingethan und somit den Weg gezeigt hat, auf dem die Theologie nicht wandeln darf. Vielleicht führt die negative Critik gerade zu der speculativen Auffassung des Christenthums, das heißt zu einem auf eigenem Boden ersprossenen fest gegliederten speculativen Systeme, worin die Kirche selbst ihre Dogmatik durch die Speculation erbaut, worin sie sich selbst speculativ erkennt. Hiedurch ist die Subjectivität im protestantischen Principe, dessen Resultate sich so traurig gestaltet haben und zur Warnung dastehen, total ausgeschlossen. Nicht allein der Inhalt, sondern auch die Form, die Methode muß katholisch seyn: Denn die Philosophie gegenüber der historischen Theologie muß sich unterordnen, darf sich nicht überordnen, wie sie stets dieß wollte und anstrebte. Den Inhalt bedingt die Form, dieß ist eine Wahrheit, welche der Kirche das vollkommenste Recht in dem hermesianischen Streite zuerkennt. Ihre Weisheit und ihr Scharfblick erkannte die Gefahr, die aus der Alliance mit einem fremdartigen philosophischen Systeme erwachsen muß, besonders einem solchen, das der Zeit und der Mode angehört.

Eine harte Crisis, dieß läßt sich nicht leugnen, ist in dem Kampfe zwischen christlicher und moderner Weltanschauung herangerückt. Der Kirche jedoch darf nicht bangen, ihr stehen mächtige Dämme zu Gebote, um dem reißenden Strome Einhalt zu thun, sie involvirt eine unendliche Entwicklungsfähigkeit von Seite der Form. Wenn die moderne Philosophie behauptet, für das Christenthum sey diese Crisis gekommen, so kann auch dieß umgekehrt und gesagt werden, der längst verhaltene, längst sich entwickelnde Widerspruch gegen dasselbe habe sich endlich concentirt und kämpfe den letzten Kampf bis zur Erschöpfung. Glaube gibt Muth. Daß sich aber die Negation an eine Zeitphilosophie anlehnt, darin wird ihr Sturz sich begründen, das ist der verwundbare Fleck des im Drachenblut gehörnten Siegfried. Christus ist der

Mittelpunkt der Weltgeschichte, als solcher hat er sich klar ausgesprochen, und die Weltgeschichte hat ihm dieß bejaht. Wenn menschlicher Ingrimm, menschliche Leidenschaft, Gott entfremdete Weltanschauung ihn verschmäht und verwirft, die Worte des Göttlichen bleiben, sie sind eingegraben in die Menschenbrust und werden forttönen von Geschlecht zu Geschlecht; von Verblendeten wiederum gekreuzigt, wird er herrlicher in der Menschheit wieder auferstehen. Der heilige Boden, der tausend Blumen ließ ersprießen, erquickend für die Menschheit, wird zertreten und durchwühlt, dieß aber wird seine Fruchtbarkeit nur vermehren. Christus sey uns der Culminationspunkt des religiösen Denkens, Fühlens und Wollens, er sey uns derjenige, ohne welchen unsere Frömmigkeit, unsere Gottesfurcht, unser Gottesbewußtseyn des rechten Grundes ermangelt. Mögen auch die Oberpriester und Jünger der modernen Ichheitslehre, Menschen- und Naturvergötterer der neuhegelschen Schule, die sogenannten Philalethen und Freien alle Hebel der Negation in Bewegung setzen und ihrem chemischen Zersetzungsproceß vertrauen, siegen kann sie nie, denn der Mensch verlangt in einer Religion Innigkeit; sie kann er nur im Glauben finden, und dieser innere Glaube mit seiner unzertrennlichen Freundin, der ewigen Liebe, wohin die christliche Religion in Anschauung und Gedanken weiset, wird nie von der Erde scheiden. Die Idee eines persönlichen Gottes, ein heiliger Christus, ein ewiges Leben nach dem Tode wird ewig die Welt beherrschen, wie dem einfacheren Gemüthe, so dem höher Gebildeten nothwendiges Bedürfniß bleiben und die Erziehung des Menschengeschlechts vermitteln. Hart ist der Kampf, aber selig diejenigen, welche im Streben nach höherer Intellectualität des Gemüthes Glauben und Liebe, in Christo verklärt und verherrlicht, nicht verlieren. Möge das Römer- und Griechenthum, sich verschwisternd mit modernem Wissen und hochmüthigem Selbstvertrauen, als die rechte Erhebung des Menschen gepriesen werden, die Zukunft würde es herausstellen, daß diese

Weltanschauung mit ihrer Gefühllosigkeit, ihrem Mangel an Demuth und Sanftmuth dem Menschen wahres Glück und wahren Frieden raubte. Der heidnischen Welt fehlten Glaube und Liebe — sie wurden in der Menschheit durch Christum lebendig, durch sie wird der Mensch zur neuen Creatur, zur neuen Schöpfung in Christo, der nun von Vielen verworfen, aber immer der Eckstein bleiben wird. Es gibt eine Philosophie des Herzens, und Jean Paul, dieser große Philosoph des Herzens, dem, wenn auch dem kirchlichen Sinne entfremdet, doch die heiligen Tiefen der Christusreligion, die heiligen Interessen der Menschheit ehrwürdig waren, sagt irgendwo: „Es war einmal ein Einzelwesen auf der Erde, das sanftmüthig und demüthig, folgsam, wie eine Sonnenblume, sich und andere nach der ewigen Ursonne bewegte, mit sittlicher Allmacht fremde Zeiten bezwang und eine eigene Ewigkeit gründete, es ist der stille Geist, den wir Jesus Christus nennen — war er, so ist eine Vorsehung, oder er wäre sie selber“.

Ihr Philosophen der bloßen Vernunft aber; erklimmet denn fort und fort die schwindelnden Höhen des reinen Gedankens; erweitert den Gesichtskreis für euer sterblich Auge! Ihr glaubt euch der Sonne der Wahrheit näher gerückt, aber sie sendet kalt ihre Strahlen, dem Mittelpunkte stehet ihr ferner; dort, wo ihr weilt, wehet keine Lebensluft mehr und Schauer fesselt die Glieder. Rings um euch Gedankenspitzen und grauenvolle Tiefen! Das Urwalten der Natur muß euch erdrücken, euer Blick, der das Unermeßliche zu messen wagte, muß euch vergehen. Aber auf dieser Höhe haltet ihr euch nicht lange, ihr werdet zurücksteigen zu den Menschen im Thale dorthin, wo Herzen schlagen und Wohnlichkeit in Hütten euch begrüßt!

Du aber, deutsches Volk, das im Zwillingshaß nicht weiß, was zu seinem Frieden dient, schreite nicht weiter auf dem vulkanischen Boden, den du leider bereits betreten hast!

Hülle dich wohl ein, damit nicht des Nordosts eisiger Wind deine erstarrten Glieder fessele! Noch ist es Zeit, ein andermal vielleicht wäre es zu spät!

Schöpfen wir jedoch frohen Muth und gedenken der prophetischen Worte Kant's: „Alle falsche Kunst, alle eitle Weisheit dauert ihre Zeit, dann endlich zerstört sie sich selbst, und die höchste Cultur derselben ist zugleich der Zeitpunkt ihres Unterganges". Und so wollen wir denn den neuen Angriffen und Schmähungen gegenüber neuen Sinnes und festen Glaubens ausrufen: „Gelobt sey Jesus Christus!"

XLVII.

Wallenstein's Tod.

Wenn gleich der unpartheiische Geschichtsforscher es bedauern muß, daß die in neuester Zeit veröffentlichten, so höchst wichtigen Urkunden über Wallenstein's Leben und Ende, in die Hände eines F. Förster fielen, so ist es auf der andern Seite doch wieder erfreulich zu sehen, wie die mit unglaublicher Insolenz gepaarte Seichtigkeit und Unehrlichkeit dieses fanatischen Partheiscribenten auch in der protestantischen Literatur eine heilsame Reaction hervorruft. Förster hat gemeint, die besonnene und ruhige, großentheils auf bisher ungedruckten Documenten beruhende Darstellung des Hergangs bei der „geschwinden Hinrichtung" Wallenstein's, welche Mailath im dritten Bande der Geschichte des österreichischen Kaiserstaats mittheilt, mit höhnischer Grobheit überpochen zu können. — Dagegen hat, wie früher Barthold und Menzel, so auch neuerdings wieder ein protestantischer Geschichtschreiber (Dr. Richard Röpell) in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuche für 1845

die Ehre der deutschen historischen Literatur vor den Förster'schen Verunreinigungen gerettet. In einer, von redlicher Wahrheitsliebe und gesundem Urtheil zeugenden, das Für und Wider vollständig berücksichtigenden Darlegung, auf welche wir uns beeilen, unsere Leser aufmerksam zu machen, schildert er „den Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II.", den der Berliner Hofrath seit Jahren mit seinem Friedrich Försterischen Hasse zu bewerfen nicht müde wird. — Das Resultat der Untersuchungen Röpell's ist in seinem Schlußworte dargelegt.

„Wir sahen: die Berichte der Schweden und Franzosen stimmen in der Hauptsache mit den Anklagen Sesyna's und Khevenhiller's überein; der Ausgang aller Unterhandlungen, die Wallenstein mit den Feinden des Kaisers seit der Lützner Schlacht im Geheimen geführt hatte, entsprach vollkommen ihrem Anfang; ein Gedanke, das Streben nach der Krone Böhmens ging durch alle diese Unterhandlungen hindurch, an allen Wendepunkten trat es uns entgegen, — — aus welchem Grunde sollen wir nun mit Förster diesem Allen eine künstliche Deutung geben, eine Deutung, die weder dem unmittelbaren Handeln des Herzogs und seinem Charakter, noch der ganzen Lage, in der er sich befand, der Richtung seiner ganzen Zeit entspricht? Im Gegentheil, Alles steht in vollster Uebereinstimmung, sobald wir jene Deutung Förster's fallen lassen. Ein Mann, wie Wallenstein von Jugend auf war, den Ehrgeiz, Kraft und Glück zu der Würde eines deutschen Reichsfürsten emporgehoben hatten, von dem man schon zur Zeit des Regensburger Reichstages zweifelte, ob er dem Kaiser gehorchen werde — konnte seinen Sturz niemals vergessen. Da schienen ihm die Siege Gustav Adolf's, die ihn zum zweiten Male zum kaiserlichen Generalissimus machten, zugleich die Aussicht zu eröffnen, sein Glück fester als je zu begründen. Aber diese Aussichten realisirten sich nicht. Statt des Glücks traf ihn das Unglück. Ohne großes Re-

sultat blieben seine Feldzüge; er sah sich in die kaiserlichen Erblande zurückgedrängt, und fing selbst an dem Siege des Kaisers zu zweifeln an. Mit diesem Zweifel aber erwacht auch die Sorge in Betreff seines fernern Schicksals. Er kennt die zahlreichen Feinde, die er am kaiserlichen Hof von je her hatte, er erinnert sich der frühern Undankbarkeit des Kaisers, es wird ihm ungewiß, ob dieser ihm selbst nach einem siegreichen Ausgang des Kampfes das als Belohnung verheißene Erbland einräumen werde, und er sieht solchergestalt das Ziel aller seiner Wünsche, aller seiner Anstrengungen und Opfer in immer weitere und dunklere Ferne gerückt. In dieser Lage erfaßt er den Gedanken, auch ohne den Kaiser durch sich selbst dieß Ziel zu erreichen. Er beginnt die Unterhandlungen mit den Franzosen, den Schweden, mit Arnim, um sich die Wege offen zu halten, sich sicher zu stellen. Sein Wort an Arnim: er sey noch der Meinung, doch wolle er das bis zuletzt sparen, zeigt deutlich, was in ihm vorging. Er trug sich mit dem Gedanken des Abfalls vom Kaiser, ohne den bestimmten letzten Entschluß zu fassen; als Oxenstierna sich mißtrauisch zeigte, als die Unterhandlungen nur langsam fortrückten, gab er den Gedanken nicht auf; wir wissen, daß er gerade um die Zeit, als er Schweden und Sachsen wieder im Herbste 1633 mit den Waffen schlug, als die Unterhandlungen mit Feuquières völlig ruhten, einen Vertrauten nach Frankreich gesandt hatte, der mit dem Cardinal und dem König eine siebenstündige Unterredung hielt".

„Gerade dieses Zögern aber, diese zweideutige Stellung, die er zwischen dem Kaiser und dessen Feinden annahm, ward sein Verderben. Seine immer verdächtigern Schritte erweckten das Mißtrauen des Hofes: das Mißtrauen des Hofes trieb ihn wieder vorwärts, wechselseitig drängten sich beide zur letzten äußersten Entscheidung hin, und als nun die Verwickelung, zu welcher der Herzog immer den ersten Anlaß durch seine zweideutigen Handlungen gegeben, ihren Kulminationspunkt erreichte, da erfüllte sich, was Arnim wenige Monate vorher ge-

weissagt hatte. „„Nun wird es am meisten daran mangeln, daß keiner ist, der es ihm glaubet““, hatte dieser im Herbste 1633 an den Kurfürsten von Brandenburg geschrieben: Wallenstein fiel, als eben der Herzog Bernhard von Weimar vorsichtig zu seiner Rettung herbeizog: er fiel durch eigene Schuld“.

„Gewiß, die Art und Weise, in der Wallenstein fiel, ohne Urtheil und Recht wie vogelfrei erschlagen, bleibt stets eine Gewaltthat, ein politischer Mord! Ist es aber bis jetzt erwiesen, daß der Kaiser selbst den Befehl zu dieser Gewaltthat gegeben? Allerdings sprach schon Eggenberg am Anfang des Februar zu dem bayerischen Agenten davon, „„daß weniger Gefahr sey, den Friedländer gleich umzubringen, als zu fangen““. Und in ähnlicher Weise berichtet ein Agent des Mainzer Kurfürsten Anselm Kasimir diesem aus Wien unter dem 23. Februar: „„Piccolomini, Gallas und Isolani haben Befehl, Friedtlandt womöglich entweder lebendig oder tod anhero zu pringen, wird derowegen stundlich der Verlauf dieser execution erwartet““ *). Ja selbst Khevenhiller, der kaiserliche Historiograph, spricht, sicher auf Grund der officiellen Anklageschrift Wallenstein's, von einem geheimen Specialbefehl des Kaisers an Gallas, „„sich des Friedländers zu bemächtigen und ihn mit seinen vornehmsten Anhängern dem Illo und Terzka in gefänglicher Verhaft und an einen solch sichern Ort zu bringen, allda er gehört werden und sich über alles dieses genugsam defendiren und purgiren möge, oder doch sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen““.

„Allein weder dieser Specialbefehl ist bis jetzt in irgend einem Archive ermittelt worden, noch tritt in all den zahlreichen Briefen, welche über die Entwickelung dieser Katastrophe vorliegen, irgend eine Andeutung, eine Hinweisung auf einen solchen Befehl hervor. Im Gegentheil: die Patente des Kaisers vom 27. Jannar und 18. Februar enthalten beide nur

*) Förster, Wallenstein's Briefe III, 252.

die Absetzungs- aber keineswegs eine Achtserklärung Wallenstein's. Die ganze Correspondenz der dem Kaiser treu gebliebenen Generale und Offiziere zeigt, daß ihre Absicht war, Wallenstein mit seinem Anhange aus Böhmen zu vertreiben: in Buttlers endlich und seinen Genossen ersten Berichten über die vollbrachte That wird auch nicht mit einer Sylbe eines Achtsdecrets oder gar eines solchen Specialbefehls des Kaisers erwähnt, auf welchen sie so natürlich sich bezogen hätten, wenn er irgend vorhanden und ihnen bekannt gewesen wäre. Zwar äußerte Piccolomini am 23. oder 24. Februar zu dem ihm zugesandten Feldcaplan Buttlers: „„er hätte nie an dessen Treue gezweifelt, damit aber auch andere nicht daran zweifeln könnten, und er sich bei dem Kaiser in besondere Gunst setze, möge er Wallenstein lebendig oder todt zurückbringen““ *). Aber der Caplan konnte diese Aufforderung seinem Herrn nicht mehr hinterbringen. Buttler vollbrachte aus eigenem freien Entschlusse die That, weil er, schon längst von den verrätherischen Planen Wallenstein's überzeugt, diese jetzt in Erfüllung gehen, die Schweden fast vor den Thoren und keinen sicheren Weg sah, dem Kaiser seine Treue, Truppen und Festung zu bewahren“ **).

*) Mailath III, 379.

**) Caretto, Marchese de Grana schreibt unter dem 28. Februar aus Pilsen dem Kaiser: „Aus beiliegenden Manifesten oder Patenten, so beide redlichen Obersten Buttler und Gordon haben außgehen lassen, haben Ew. Kay. May. allergst. ursach zu nehmen, denen Potentaten undt Kay. Ministris überall in der ganzen weldt zu wissen zu machen, waß für eine Beschaffenheit die gnadt Gottes in straffung deren nunmehr umbkhommbenen Hauptverräther undt Rebellen gehabt habe, und wie Gott allein und dieser ehrlichen Offizier Treu dieß ohne Ew. Kay. May. allergnädigste Meinnung oder bevehlig ins Werkh gesetzt haben“. Förster, Briefe Wallenstein's III, 328. Dieß Zeugniß ist von um so größerm Gewicht, als Caretto gerade einer der vertrautesten Diener des Kaisers war.

Hatte der Kaiser jenen Befehl, sich Wallenstein's lebendig oder todt zu bemächtigen, wirklich gegeben, oder nahm er hinterher nur die That auf sich *)? Wir wissen es nicht. Wer aber kann dem Kaiser zum Vorwurf machen; daß er nach so vielen, die Treue des Feldherrn in der That verdächtigenden Anzeichen, nach langen Berathen und Zögern, endlich sich entschloß, diesem das Commando zu nehmen? Er hielt diesen Entschluß, das Patent vom 24. Januar, anfangs geheim, es ist wahr, und blieb mit dem Herzoge nach Unterzeichnung desselben in scheinbar freundlichem, täuschenden Briefverkehr: aber war er damals schon der Armee versichert? Diese Armee war seine einzige, welche Mittel hatte er im Falle, daß sie abfiel, den Herzog zum Gehorsam zu zwingen? Gestehen wir offen: nicht ohne Grund glaubte sich der Kaiser in einer großen Gefahr; sollte er abwarten, bis sie hereinbrach? Es gehört die ganze Unverschämtheit eines Demagogen des neunzehnten Jahrhunderts dazu, diese Frage mit: Ja! zu beantworten.

---

*) Mailath hat diese letzte Ansicht neuerdings durchzuführen versucht. Seine Deduction stützt sich hauptsächlich auf ein Schreiben des römischen Königs an seinen Vater vom 5. September 1634, worin es heißt: „wegen des anhero zum Gutachten geschickten Manifestes über das friedlandische Tradiment sey er ergebenst denen daher anwesenden Generalspersonen und Räthen in der gehorsamsten Meinung begriffen, daß vielleicht mehr rathsam, wider die executirten proditoren auch sententiam post mortem zu publiciren". Diese sententia post mortem sey dann, meint Mailath, die in das spätere Manifest eingeschobene Stelle von dem kaiserlichen Specialbefehl an Gallas, den Friedländer lebendig oder todt einzubringen. — Psychologisch ist ein solches Aufsichnehmen der geschehenen That von Seiten des Kaisers nicht unwahrscheinlich, aber es bleibt immer bedenklich, unter der sententia post mortem jenen Specialbefehl zu verstehen.

XLVIII.

Die Erziehung des katholischen Clerus in Würtemberg.

Zweiter Artikel.

Das Forum dieser Erziehung.

(Fortsetzung.)

Wenn auf solche Weise, von dem hohen Ministerium des Kirchen- und Schulwesens an durch die untergeordneten Behörden des königl. Studienrathes und Kirchenrathes hindurch, kein günstiges Resultat sich ergibt für die Realisirung einer verordnungsgemäß mit dem Unterrichte, den Grundsätzen und Forderungen der katholischen Kirche entsprechenden Erziehung, so muß dieses vielleicht doch sehr umgestimmt werden durch die trotz aller Staatsbevormundung gesetzmäßige Zulassung einer Theilnahme der kirchlichen Behörde an der Leitung der geistlichen Bildungsanstalten. Man könnte glauben, daß der von außerkirchlicher Behörde eingeschlagene Gang und ohne Unterbrechung verfolgte Weg in gänzlichem Einverständnisse und unter freudigem Beifalle der kirchlichen Behörde eingehalten worden sey, wiewohl dabei dann manches Bedenken über die Wahrung der Rechte und über die Ansichten von geistlicher Erziehung und der eigenen Betheiligung der Kirchenbehörde aufsteigen mußte, und dann und wann auch laut geworden ist. Allein jenes mögliche Einverständniß und jener scheinbar freudige Beifall erlitten einen gewaltigen Stoß, als im Saale der Stände des Königreichs aus dem Munde des Bischofes die ernsten Worte in die Ohren der erstaunten Zuhörer drangen, daß er bereit stehen müsse, dem ewigen Richter über die Treue seiner Verwaltung des Bischofsamtes Rechenschaft abzulegen, als die erschütternde Frage über seine Lippen kam: „soll er sein im Dienste der Wahrheit und des Rechtes ergrautes Haupt mit Untreue und Gewissensunruhe entweihen"? Diese Entweihung zu verhüten, lautete aber auch ein Punkt seines Bittens und

flehens also: „Die Autonomie der Kirche sichert dem Bischofe eine freie Aufsicht und Leitung des bischöflichen Seminars, und daß er in Ertheilung der geistlichen Weihen auf keine Weise beschränkt werde. Wesentlich beschränkend muß es aber jedem Unbefangenen erscheinen, wenn diese Ertheilung — insbesondere die Ertheilung des Subdiaconates — von der Zustimmung des Kirchenrathes abhängig gemacht wird, oder werden will". Der Nachtrag zu der Motion des Bischofes gab aber allernächst über das Bestreben der Staatsregierung und ihrer Staatskirchenbehörde den vollendetsten und unzweifelhaftesten Aufschluß, indem in den langen Verhandlungen über den Entwurf einer Geschäftsabtheilung zwischen der Staats- und Kirchengewalt durch hohen Erlaß vom 23. Juli 1831 dem bischöflichen Ordinariate erklärt wurde, daß sein, auf den Begriff einer kirchlichen Verfassung im Allgemeinen, und der katholischen Institutionen insbesondere, auf die vom Staate anerkannten päpstlichen Bullen und selbst auf die nur privat mitgetheilte landesherrliche Verordnung, endlich auf die §. 71 und 78 der Verfassung gestützter Entwurf sowohl nach seiner Form, als in Hinsicht auf einen großen Theil seines Inhalts nicht angenommen werden könne. Dagegen ging der Gegenentwurf der Staatsbehörde davon aus, daß an dem, was ausdrückliche Vorschriften irgend einer Art bereits geordnet haben, nichts geändert, sondern höchstens, wo dieß möglich sey, eine Geschäftsvereinfachung angebracht werde, und insbesondere festsetzte, daß alle Anordnungen in Beziehung auf den Religionsunterricht, und selbst den Gottesdienst in den Schulen und Lehranstalten dem Kirchenrathe als Schulbehörde anheimgegeben sey. Solche Offenbarung ist wohl der beste Commentar zu unserer oben gegebenen Schilderung. Wenn dem ersten Vorstande der Kirche jetzt als Landesbischof so begegnet wurde, wie mag es zu Zeiten des Generalvicariates ergangen seyn, da, wie Professor Dr. von Drey (theolog. Quartalschrift Jahrg. 1810, I. Heft, S. 94, 95) aus eigener Anschauung sich ausspricht, ein substituirter Generalvicar nie das Ansehen und die Kräfte hat, das Wohl seines Sprengels so nachdrücklich und umfassend zu besorgen, wie der eigentliche Landesbischof, besonders wenn es darauf ankommt, die Kirchenfreiheit gegen Beschränkungen der Landesregierung zu behaupten? Alle Weisheit und Freiheit, mit welcher der höchstselige König Friedrich noch die kirchlichen Verhältnisse behandelt hatte, wie aus mehreren Rescripten erhellet, schwand später dahin." Der hochwürdigste Bischof sah sich deßhalb in Betreff des geistlichen Unterrichts- und Erziehungswesen

im Besondern zu schwerer Klage veranlaßt, daß das Ordinariat in Betreff seiner Befugnisse, den Religionsunterricht und die sittliche Bildung an lateinischen und Realschulen, Gymnasien und Lyceen zu überwachen, beschränkt sey; daß die zwei niedern Convicte und das Wilhelmsstift nicht bloß unter die Aufsicht, sondern auch unter die Leitung des Staates gestellt werden; daß dem Ordinariate durch die Kenntniß, in welche es alljährlich von dem Kirchenrathe über den Zustand derselben, über die Zahl der Zöglinge, über ihre wissenschaftlichen Fortschritte und ihr sittliches Betragen gesetzt werde, keine genügende Bürgschaft gegeben sey, daß die sittlich-religiöse Erziehung der Zöglinge dem Geiste und den Anforderungen der katholischen Kirche nicht entsprechend sey, wie sich auch die öffentliche Stimme schon öfters beschwerend darüber geäußert habe, daß die Erziehung der Convictoren keine katholisch-kirchliche sey; daß, was das Schul- und Unterrichtswesen betrifft, die Gymnasialbildung als Vorbildung der Zöglinge des geistlichen Standes, also namentlich die Convicte, welche die vom Concil von Trient vorgeschriebenen Clericalbildungsinstitute vertreten sollen, besonders in Hinsicht auf den Religionsunterricht und den Unterricht in der Geschichte unter der Leitung und Inspection der Kirche stehen sollten; daß endlich vorzugsweise die freie Leitung des Seminars nach ihrem vollen Umfange, den Satzungen der Kirche gemäß, als ein unveräußerliches Recht von dem Bischofe in Anspruch zu nehmen sey, und daß deßhalb alle Floskeln von theologischer Aufklärung, Vertilgung des Bigottismus, welche die Staatsbehörde als Popanzen gewöhnlich voranschicke, um ihr vermeintliches Recht, selbst in den Organismus der Seminarien einzugreifen, ihn nicht abhalten können, sein heiliges, auf die Grundprincipien der katholischen Kirche gestütztes Recht zu wahren.

Also eine solche Sprache des Bischofes, eine solche Wahrung und Verwahrung war nothwendig. Sie beleuchtet nun die Vergangenheit und gibt ein unumstößliches Zeugniß für die Behauptung, daß das ungünstige Resultat, welches aus der Betrachtung der Staatsbehörden für die Realisirung einer, mit dem Unterrichte den Grundsätzen und Forderungen der katholischen Kirche entsprechenden Erziehung der Candidaten des geistlichen Standes gezogen werden muß, durch die als möglich vorausgesetzte Theilnahme der kirchlichen Behörde nicht im Mindesten umgestimmt wird, daß im Gegentheil der, von der außerkirchlichen Behörde eingeschlagene Gang im geistlichen Unterrichts- und Erziehungswesen durch einen Einfluß der kirchlichen Behörde in gar nichts gestört, d. h. geordnet, gemäßigt und gebessert wurde, daß dieser Ein-

fluß, wenn er angestrebt werden wollte, beständig zurückgewiesen, zu einem rein formellen, als bloße Benachrichtigung heruntergedrückt wurde, während es an den directesten und schneidendsten Widersprüchen, ihm geradezu und ex professo entgegenzuhandeln, nicht fehlte. Und dieses Bild bietet als Bestätigung, wenn sie je nothwendig wäre, einem Jeden, der diese ungeistliche Staatsbildungslaufbahn durchgemacht hat, seine eigene Erfahrung dar. Während der Gymnasialbildung in den Convicten hörte und wußte man nur von einem Kirchenrathe, aus dessen Mitte je zu seiner Zeit ein Mitglied zur Visitation der Anstalt und zur alljährlichen Abhaltung des Examens für die auf die Universität übertretenden Zöglinge ankomme. Verordnungen, Erlasse und jede Art von Disciplin gingen sammt und sonders von eben diesem Kirchenrathe aus, vor dessen Forum man schon als Candidat um die Aufnahme in eines der niedern (die tridentinischen Seminarien vertretenden!) Convicte in Furcht und Zittern gestanden hatte. Ein Grund der Verlegung des Sitzes des Generalvicariates von Ellwangen nach Rottenburg war, wie in der Verordnung vom 11. December 1817 angegeben ist, auch der, daß dem Generalvicariate, resp. der bischöflichen Behörde die Theilnahme an der Aufsicht über die Studien der Candidaten des katholischen geistlichen Standes durch die nahe Lage der Stadt Rottenburg bei Tübingen erleichtert werde. Worin bestand aber diese „Theilnahme an der Aufsicht"? Fast in Nichts, als in Anzeigen, die an das bischöfliche Ordinariat über diese oder jene Schritte, die der Kirchenrath gethan hatte, gemacht wurden. Die thätige Theilnahme aber bestand (und konnte und durfte gemäß den organischen Bestimmungen vom 22. Jan. 1818 in nichts Anderm bestehen) blos darin, daß der hochwürdigste Bischof dann und wann bei einer öffentlichen Disputation oder einer halbjährigen Prüfung von den Zöglingen, deren Erziehung nach den Bestimmungen des Concils von Trient ganz allein durch ihn geleitet werden sollte, erblickt wurde, und daß er der Prüfung der Candidaten für das Priesterseminar zwei Mitglieder des Domcapitels beiwohnen ließ. Würtemberg hat also das gewiß vor aller Welt merkwürdige Beispiel einer „den Grundsätzen und Anforderungen der katholischen Kirche entsprechenden" geistlichen Erziehung dahin aufgestellt, daß sein Bischof dann schon, wenn das Jahr vor der Thüre steht, in welchem er den Candidaten des geistlichen Standes die Priesterweihe ertheilen soll, einer öffentlichen Disputation derselben, zu welcher jedem Akademiker der Zutritt gestattet war, beiwohnen durfte! Und dazu glaubte man einen eigenen Paragraph einer Verordnung

nothwendig zu haben, um es zu erlauben! Und zur Ausübung dieser Mitaufsicht soll sein Sitz verlegt werden! Hätte er aber Mehreres gethan, so wäre das ganze Synedrium in Aufruhr gerathen! Wie erquickend mag ihm die „nahe Lage“ der Stadt Rottenburg bei Tübingen geworden seyn! Wie erhebend war für ihn der Gedanke: ich bin verantwortlich für Alles, was diese Zöglinge einst in ihrer Amtswirksamkeit versänmen oder Unheil stiften, ich muß deßwegen im Namen der Kirche von ihnen fordern, daß sie in derselben dastehen mit Selbstverläugnung, Wachsamkeit, Demuth, Sanftmuth, Bescheidenheit, Sittsamkeit, Mäßigkeit, Folgsamkeit, Charakterfestigkeit, kirchlich-wissenschaftlicher Bildung, ununterbrochener Aufopferung für Andere, mit steter Sammlung und Reinigkeit des Herzens bei allem Berufsverkehre mit Menschen jedes Standes, jedes Geschlechtes, jeder Gesinnung, jedes Wandels ..... und was gibt mir eine Gewähr, daß dieses der Fall seyn wird? Ich habe — einer Disputation angewohnt, einige Antworten bei einer Prüfung gehört — was weiter dazu nöthig ist, leistet die Staatsbehörde aus ihrer unerschöpflich reichen Quelle josephinischen Geistes, welche zugleich die Gnade hat, mich über diesen segensreichen Erfolg ihrer Leistungen in Kenntniß zu setzen, so weit sie es für passend findet. Wie erhebend aber auch für die Zöglinge dieser würtembergisch-kirchlichen Anstalten selbst, wenn sie ihrem Bischofe ein so reiches und weites Feld der Thätigkeit, sie für ihren künftigen Beruf zu bilden, angewiesen sahen, wenn ihnen darin die auf dem Uebertrage des heil. Geistes ruhende Würde und Gewalt des bischöflichen Amtes so lebenskräftig vor die Augen trat, wenn sie hierin — wie in einem Spiegel das innige Band, welches sie mit ihrem obersten geistlichen Vater umschlang, erschauten, und endlich die Freiheit und die Rechte ihrer Kirche in so voller Anerkennung, in so unverkümmerter Ausübung, in so freudigen Früchten vor ihre Seele traten. Das war eine erfolgreiche Erfahrung! Das war eine Vorbildung für den canonischen Gehorsam, den sie ihrem Bischofe geloben sollten, das war die Anbahnung der Ehrfurcht und Liebe, in welcher sie mit ihm als ihrem obersten Hirten verbunden seyn sollten, das war eine Weckung des Gewissens, in ihrer künftigen Amtsthätigkeit jene Achtung, Ergebenheit und Unterwürfigkeit, die sie ihrem Bischofe während ihrer Bildungszeit erwiesen haben, fortzusetzen, und so mit ihm in jener innigen Verbindung zu leben, in welche die Zweige mit dem Weinstocke gesetzt sind — kurz, das war Pflege des kirchlichen Geistes! Ja das war Pflege jener Zuchtlosigkeit, mit welcher man den untergeord-

neten Clerus in Sachen der Kirche dem Bischofe selbst vor den Augen und Ohren des ganzen Landes in öffentlicher Kammer ins Angesicht hinein widersprechen gehört hat, um den Verkauf der Kirchenfreiheit, den man früher unterhandeln geholfen hatte, mit Niedertretung der Person des Bischofes, mit Schändung seines oberhirtlichen Ansehens, mit dem Beispiele öffentlichen Ungehorsames in gleißnerischer Redeform zu vollenden. Das war die Pflege jener Gesinnung, welche man nothwendig hatte, um in den künftigen Clerikern willige Werkzeuge zur Ausführung aller Staatsverordnungen, wenn sie auch noch so sehr dem ausgesprochenen Willen der Kirche widersprechen, zu erhalten, und mit ihnen die deutsche Nationalkirche zu constituiren; das war Pflege jener Gesinnung, mit welcher man im vermeintlichen Interesse des Staates der geistlichen Obrigkeit überhaupt Hohn sprechen darf, und den Papst als den „Dalai Lama" persifflirt, um sich dadurch für den Treubruch, den man an der Kirche begangen hat, zu entschädigen, und die Gerichtsmahnung, die in seinem Namen liegt, durch Witz zu beschwichtigen; das war endlich die Pflege jener Gesinnung, mit welcher die Geistlichkeit auch in Sachen des Gottesdienstes jeder unkirchlichen Neuerung zugänglich wurde.

Wenn unsere Klage oben Hohn geworden ist, weil wir für jene widernatürliche Verkehrung des rechten Verhältnisses da kein anderes Maaß haben können, wo man doch noch den Forderungen und Grundsätzen der katholischen Kirche zu entsprechen vorgibt, so muß sie bei Schilderung dessen, was als Ersatz zur Verachtung der Kirche großgezogen wurde, von einem um so größern Unwillen begleitet seyn, je mehr man auf einige scheinbare Formen pocht, durch deren Bestand der Einfluß der Kirchenbehörde hinlänglich gesichert sey, und die deßhalb nur dazu dienten, mit desto glänzenderm Erfolge und in desto größerer Ruhe sie dem Todtenreiche zu überliefern. Hätte man lieber offen gesagt: der Einfluß der Kirchenbehörde soll ein für allemal keiner seyn! Allein solche Manier hätte gar übel geklungen, und man durfte und mochte sie wohl auch nicht für nothwendig halten, weil man der meisten Mitglieder des bischöflichen Ordinariates schon so versichert war, daß wohl ein scheinbarer kirchlicher Einfluß gestattet werden konnte. Wenn das Concil von Trient von den geistlichen Seminarien sagt: „Solches Alles und Anderes zu diesem Zwecke Dienliches soll jeder Bischof mit dem Rathe zweier älterer und angesehener Canoniker, welche er selbst erwählen wird, wie der heil. Geist es eingibt, anordnen", so würde der hochwürdigste Bischof, wenn er seine Augen zur

Wahl auf die Mitglieder seines Capitels gerichtet hätte, wohl in einige Verlegenheit gekommen seyn, da der von denselben ausgehende mögliche Einfluß nach der Erfahrung im Allgemeinen dahin bezeichnet werden muß, daß er im Geiste der oben geschilderten josephinischen Grundsätze, welche in der Staatskirchenbehörde ihre Niederlage gefunden, in wo möglich noch verstärkter Auflage gewesen wäre. Wie weit er aber mithelfend war, braucht keine weitere Erörterung, da es für den faktischen Zustand selbst ohne Bedeutung ist, durch welche Conferenzen, Convenienzen und Connivenzen er zu Stande kam.

Für diesen auf den Gefrierpunkt hinuntergesunkenen kirchlichen Einfluß auf die niedern und höhern geistlichen Bildungsanstalten, mit all seinen betrübenden Folgen, wird doch die Wahrnehmung desselben auf die letzte geistliche Anstalt, das Seminarium im engern Sinn, eine erfreulichere Erfahrung darbieten. Der hochwürdigste Bischof selbst, der nach seiner eigenen Erklärung die Dotationsurkunde des Bisthums und die weitern Bestimmungen nur unter der Bedingung angenommen hat, daß sie mit der verfassungsmäßig garantirten Autonomie der Kirche übereinstimme (wie auch das Fundationsinstrument, von dem das Statut für das Priesterseminar eine Beilage ist, nur so weit es sich auf die Dotation des Bisthums bezieht, von dem Oberhaupte der Kirche anerkannt ist), scheint die günstigsten Hoffnungen gehabt zu haben, indem er in seinem Vollziehungserlasse vom 25. October 1827 das Seminar in Rottenburg mit großen Lobsprüchen rühmend erwähnt. Allein daß es sich durch kirchlichen Einfluß (wie weit dieser statutenmäßig selbst in der Ertheilung der Weihen beschränkt war, ist aus §. 6 des Statuts ersichtlich) in der damals gerühmten Vortrefflichkeit bewährt habe, wird durch die Erfahrung bestätigt. Auch hier weiß sie nämlich nichts von einem kirchlichen Einflusse. Einerseits bestand die Verbindung der Alumnen mit ihrem Bischofe nur darin, daß dieselben bei ihrem Eintritte und bei Gelegenheiten zu Gratulationen im bischöflichen Palais empfangen, und eine Anrede aus dem Munde des Bischofes entgegennehmen durften, was je auch nach erhaltenen Weihen der Fall war, andererseits muß aus der innern Organisation des Institutes und der Bildung, die den Zöglingen zu Theil wurde, geschlossen werden, daß eine in was immer begründete Lähmung der Thätigkeit und Einwirkung, wie sie dem Sinne der Kirche, der namentlich in diesem Stücke kein Geheimniß ist, entsprochen hätte, Statt fand. Man wollte von Seite des Staates keinen kirchlich gebildeten Clerus, und dieser Wille mit all seinem direkten und indirekten Einflusse scheint mächtig

genug gewesen zu seyn, um seine Thätigkeit und Einwirkung zu verhindern, so daß die Cleriker auch das Priesterhaus verließen, ohne je unter streng kirchlicher Disciplin gestanden zu seyn, die ihnen aber wohl nicht härter gefallen wäre, als die legale Zucht des unkirchlichen Institutswesens, das mit Abwerfung der Auctorität der Kirche auch den Geist, auf dem ihre Disciplin gebaut ist, verbannt hatte. Ueberall, wo die falsche Auctorität an die Stelle der rechten getreten ist, wird nur Unordnung und Nichtbefriedigung und Mißbehagen entstehen, indem sie theils sich selbst auf einem unsichern, ungewohnten und unverstandenen Boden befindet, theils aus den Elementen, die sie aus ihrem eigenen Hause und Vorrathe herbeischafft, mit jenen, welche sie aus dem Hause der verdrängten Auctorität gelten und bestehen zu lassen für gut findet, nur einem seinem Wesen nach sich widersprechendes und in seinen Theilen zerrissenes Ganze zu Stande bringt.

Dieses seinem Wesen nach sich widersprechende und in seinen Theilen zerrissene Ganze spiegelt sich uns denn auch in allen den unteren Kreisen, in welchen, unter dem Regimente der Staatskirchenbehörde, der Unterricht und die Erziehung an den geistlichen Bildungsanstalten geleitet und verwaltet werden. Gemäß dem Rechtsgrundsatze der Kirche, daß die Leitung des geistlichen Erziehungswesens überhaupt in die Hände des Bischofes niedergelegt seyn soll, überträgt sie, vermöge ausdrücklicher Erklärung des Concils von Trient, dem Bischofe das Recht und die Pflicht, diejenigen, welche Schulämter inne haben, und Andern, welchen das Amt zu lesen oder zu lehren übertragen ist, zu erwählen und zu genehmigen. Wenn sie nach dem Urtheile des Bischofes nicht für würdig befunden werden, so soll der Bischof, mit Ausschluß aller Appellation, einen Andern dazu ernennen. Lehren sollen sie, was der Bischof für dienlich erachtet. Daß diese Rechtspflicht als eine nothwendige Consequenz aus dem Begriffe kirchlicher Erziehung überhaupt nach der Seite hin, daß sie eine durch die kirchliche Auctorität geleitete ist, sich ergibt, muß Jeder einsehen, der zu dem Urtheile fähig ist, daß demjenigen, welchem erlaubt ist, eine Baumschule anzulegen, auch erlaubt seyn muß, einen Boden dazu zu nehmen, in welchem die Bäume fortkommen können: gibt man die erstere Erlaubniß und verweigert ihm die zweite, so hat man ihn gehöhnt. Die würtembergische Staatsregierung hat eine, mit dem Unterrichte den Grundsätzen und Forderungen der katholischen Kirche entsprechende Erziehung der Cleriker verordnet: darin liegt, wenn diese Verordnung kein Hohn seyn soll, auch die Festhaltung des obigen Grundsatzes. Man

hat aber das Eine zu verordnen, und das Andere nicht zu gewähren für gut gefunden: es existirt auch nicht eine einzige Lehr- oder Erziehungsstelle, deren Besetzung unabhängig in die Hände des Bischofes gelegt wäre. Das Priesterseminar soll zwar unter seine unmittelbare Leitung gestellt seyn, allein die bei der Ernennung der Vorstände nothwendige Rücksprache mit dem königl. Kirchenrathe und die Bestätigung derselben durch das Ministerium, so wie die Unmöglichkeit, in dem Lehr- und Erziehungsplan, in der Disciplin und Hausordnung ohne Zustimmung des Kirchenrathes eine Abänderung treffen zu können, machen die unmittelbare Leitung offenbar schon dem Worte nach zu einer bloßen Form, wozu die Erfahrung die Bestätigung gibt, daß jene Rücksprache und Bestätigung darin bestehen, daß der Bischof Niemanden vorschlagen, und noch viel weniger wirklich an die Stelle bringen konnte, von dem die Staatsbehörde nicht die Versicherung hatte, daß das Staatssystem der geistlichen Erziehung durch ihn keine Beeinträchtigung erleiden werde. Welche peinliche Verhandlungen durch diesen Umstand der bischöflichen Behörde, wenn sie nicht schon zum Voraus durch bereitwilliges Entgegenkommen und herunterwürdigende Willfährigkeit dieselben abschneiden wollte, bereitet worden seyn mögen, dafür mögen Beweise genug, wenn auch nicht öffentlich gewordene Actenstücke, vorliegen, die gewiß ganz und gar den Charakter der Verhandlungen in Betreff der Geschäftsabtheilung zwischen der Staats- und Kirchenbehörde an sich tragen. Es scheint zwar in neuester Zeit die vorangegangene Gewisserung und Versicherung durch Gottes Gnade nicht immer eine unfehlbare gewesen zu seyn, weil jene denn doch jedes menschliche Zuthun zum Ziele kommen lassen kann oder nicht, und es scheint auch bei Besetzung der untersten (Repetenten-) Stelle einiger Liberalität zur Beschwichtigung Raum gegeben worden zu seyn, die aber immer nur unter schweren Geburtswehen und zum allgemeinen Erstaunen, weil man sie gar nicht gewöhnt ist, zu Tage tritt, und in Praxi bald wieder in Illiberalität umschlägt, um eine nicht vermuthete und nicht geliebte Wirksamkeit zu verhindern. Allein jetzt noch geht ein Schrei des Entsetzens durch den ganzen Clerus in der Erinnerung an eine langjährige Regentie des Priesterseminares, welche unter der Bevormundung der Staatsbehörde und der Duldung der kirchlichen den Aufenthalt daselbst durch das Gemisch von Unglauben, Rationalismus, Verhöhnung der Kirche, launenhafter Tyrannisirung, gewöhnlich sittlicher Unwürdigkeit und aller Elemente des Verderbens zu einer wahren Schreckenszeit machte. Der Beweis dafür durch Aufzählung einzelner

Scandale mag zur Vermeidung weitern Aergernisses erspart bleiben, aber als Gegenstand der Klage muß es denen ins Gewissen gerufen werden, welche für die Aergernisse, die durch Eingriffe der Staatsgewalt in das Heiligthum der Kirche entstehen, kein Gewissen zu haben scheinen, aber für die Gräuel des Ultramontanismus, die sie zu erzählen wissen, nicht genug Worte des Abscheus finden können. Gegenstand der Klage muß die Duldung einer solchen Leitung bleiben, damit die Niederdrückung der kirchlichen Rechte in der Theorie auch durch Hinweisung auf ihre Früchte gebrandmarkt bleibe, die Anforderungen der Kirche aber dadurch desto gerechtfertigter erscheinen, und am Ende nicht dasjenige, was elend und erbärmlich war, aus Vergeßlichkeit zu Süßigkeit umgestempelt wird, die man an der Mutterbrust des Staates eingesogen habe. Für das Umschlagen der oben berührten scheinbaren Liberalität in die gewohnte Illiberalität wollen wir nur die einzige Thatsache anführen, daß es der königl. Kirchenrath im November des Jahres 1843 ganz innerhalb seiner Befugnisse geglaubt hat, das bischöfliche Ordinariat zu requiriren, die Repetenten des bischöflichen Priesterseminares zur Erklärung darüber aufzufordern, ob er wirklich den Alumnen des Seminares es als gefährlich geschildert habe, ein anderes als kirchlich approbirtes Ritual bei Ausspendung der heil. Sacramente zu gebrauchen. Diese einzige Thatsache beweist hinlänglich den Geist und die Auctorität, in welchem und mit welcher das Priesterseminar geleitet werden darf, und sie überhebt uns aller weiteren, in Fülle vorhandenen Erfahrungsbeweise, wie sehr die Bestimmung des Statutes des Priesterseminares der Weg geworden sind, das Seminar zu einem Staatsseminar zu machen.

Und doch ist das Seminar noch die einzige Anstalt, bei welcher dem Bischofe eine Einwirkung auf die Besetzung der Lehr- und Erziehungsstellen zukommt, indem er von der Besetzung aller andern bloß Kenntniß nehmen darf. Die katholisch-theologische Facultät in Tübingen ist nicht mit Unrecht mit der Mannschaft eines Schiffes verglichen worden, welches durch einen Sturm an ein fremdes Land geschlagen worden ist. Es war allerdings ein Sturm, der sie dahin gebracht hatte — der Sturm der weltlichen Machtvollkommenheit, um dieselbe aus der „isolirten Lage“, in der sie sich befand, herauszureißen, und sie dadurch in das eigene Gebiet mehr aufnehmen zu können; es war der Sturmesdrang des „philosophischen Geistes“, um den Katholiken eine „umfassendere Bildung“ beizubringen. Und es war ein fremdes Land, denn auf dem Boden, den sie jetzt betrat, sprach man von dem

Katholizismus also: „Es war nicht bloß eine Zeit der Unwissenheit, in welche die Menschheit in den Tagen Luthers versunken war; — der leere Kirchendienst, den man mit der größten Gedankenlosigkeit verrichtete, — der Unfug des Ablaßkrames und der Sündenverkaufung, gegen den er mit Recht eifern mußte; es war vorzüglich die traurige Ansicht des sittlichen Zustandes des Volkes, der zu den Zeiten des Luthers so tief gesunken war. — Das — so dachte sein von der Vortrefflichkeit des Evangeliums erleuchteter Vorstand — das ist Werk der Finsterniß, das unter dem trügerischen Schein der Religion die Menschheit verführt; — und es ist der heilige Wille Gottes, daß allen Menschen geholfen werde, dadurch, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Es ist dein Beruf, aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zum Licht, und von der Gewalt des Satans zu Gott“. (S. Feier des dritten Säcularfestes der Reformation auf der Universität Tübingen, Tübingen 1818 S. 59 f.) Die aber, die da kamen, waren noch nicht bekehrt aus der Finsterniß zum Lichte, aus der Gewalt Satans zu Gott. Wie fremd mußte es ihnen nun seyn, wenn sie alle religiöse und poetische und rhetorische Kraft aufgeboten sahen, um den Triumph, den der Protestantismus über die katholische Kirche durch die Reformatoren als die „erhabenen Muster der Frömmigkeit“, auf die man hinschaute, als die „hellleuchtenden Sterne“, die „auf der Bahn durchs Leben voran leuchten“, und „von dem herrlichen Ziele her, das sie durch ihr frommes Wirken sich errungen haben, zuwinkten“, (l. c. S. 107) errungen hatten, zu verherrlichen, und über den Einfluß der Reformation selbst auf die Förderung der medicinischen Wissenschaften (l. c. S. 199) aufgeklärt zu werden? Werden sie nun nicht ihre alten Heiligen fahren und von diesen neuen sich zuwinken lassen, und sich freuen, daß selbst ihr leibliches Wohl der Reformation Vieles zu verdanken habe? Da hörten sie von „Luther dem Teutschen“ und von der „Reformation als teutsches Werk“, und wie „teutscher Ernst“ und „teutsches Gemüth“ in jene Zeit eingreifen mußten, in welcher „die Freiheit, mit der man des gesunden Menschenverstandes und des durch das Gewissen angeregten Herzens spottete; die unverschämte Gewaltthätigkeit der Hierarchie; das wahrhaft gottlose Bestreben, Wahrheit unterdrückt und Irrthum und Aberglauben hoch zu erhalten — dieses Alles seinen höchsten Punkt erreicht hatte“ (l. c. S. 159.) Das waren kernhafte Worte in dem fremden Lande, das war der tiefe philosophische Geist, der in der isolirten Lage gemangelt hatte, das war die umfassendere Bildung, die man sich zu eigen machen

sollte. Diese umfassendere Bildung kam aus jener Freiheit, die in den Worten gerühmt ist: „Die Reformation förderte die Wissenschaften, denn sie machte den Geist frei, der seit Jahrhunderten in enge Gränzen gebannt war. Nur die Geistlichen waren die Verwahrer einiger Kenntnisse, selten aber von großer Tiefe und Ausdehnung. Das Volk lag in Unwissenheit und Aberglauben. Jetzt lösten sich die Fesseln des Geistes. Mit der Aufhebung des Grundsatzes, nur das zu glauben, was die Geistlichkeit als Organ der Kirche für wahr erkenne, wurde die Vernunft der Religion zur Richterin gegeben, in den höchsten Geheimnissen aber der Glaube an das Evangelium als die untrüglichste Quelle der Wahrheit gewiesen“ (l. c. S. 191). Den neuen Ankömmlingen war diese Freiheit vorenthalten gewesen: eine „neue Welt“ geht ihnen auf! Wie nothwendig war ihre Verpflanzung, da sie nun hörten, daß sie ohne dieselbe nicht nur keine hinreichende, sondern eigentlich gar keine wissenschaftliche Bildung hätten erwerben können. „Die Theologie wurde durch die Reformation erst eigentlich zur Wissenschaft; denn wo die Vernunft nicht in freiem Flug sich bewegen durfte, wo hier und dort eine Schranke sich aufthürmte, die zu überspringen ihr nicht erlaubt war, da war noch von keiner Wissenschaft die Rede. Jetzt wurde es anders. Die heiligen Bücher waren der freien Forschung zurückgegeben, und dienten zum Prüfstein, woran die Aechtheit aller kirchlichen Einrichtungen sich bewähren mußte, um fortan zu gelten. Dogmatik und Exegese — die letzte dankte der Kirchenverbesserung eigentlich ihre Entstehung — fanden hier ein weites Feld für ihre Bearbeitung“ u. s. w. (l. c. S. 193.) Auch die Vergangenheit mußte ihnen eine andere werden, denn „das Studium der Kirchengeschichte wurde eifriger betrieben, seit man dem Ursprung und Wachsthum der päpstlichen Gewalt nachzuforschen sich bemühte, aber indem man die weitgreifenden Anmaaßungen der Hierarchen verfolgte, drang man auch in alle Theile der politischen Geschichte tiefer ein. Und welch einen reichen und interessanten Stoff gab die Reformation selbst“ . . . . ! (l. c. S. 194.)

Wir würden noch mehrere der höchst interessanten Stellen aus dieser Schrift hervorheben, wenn der Raum dieser Blätter es gestattete.

(Schluß folgt.)

XLIX.

Zeitläufte.

Stellung der Censur zum protestantischen Fortschritt.

Das vielbesprochene Buch von Bruno Bauer (Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Erster Band. Deutschland während der ersten vierzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. Charlottenburg 1843) ist ein ziemlich unbedeutendes Machwerk eines mittelmäßigen Kopfes, der als theologischer Schriftsteller zwar durch den kecken Atheismus seiner Lucubrationen und die Offenheit, mit der er aussprach, was tausend Andere dachten, einiges Aufsehen in der protestantischen Welt erregen konnte, der aber zum Geschichtschreiber schlechterdings weder Talent noch Beruf besitzt. Schwerlich würde er auf diesem Gebiete genannt oder bemerkt seyn, wenn er nicht einerseits von der radikalen Partei der junghegel'schen Schule gehoben und getragen, und andererseits von der gegen ihn gerichteten, protestantisch-loyalen Reaction zu einer momentan bedeutenden Erscheinung gestempelt wäre. Nichts destoweniger bekennen wir frei: daß wir auch aus seiner, an sich ziemlich knabenhaften Arbeit Einiges gelernt haben, und daß sich an deren Lectüre einige für uns lehrreiche Erwägungen knüpfen. — Die nächste derselben betrifft die Frage: ob es möglich sey, den Strom der radikalen Entwicklung des Protestantismus durch Censurmaaßregeln, wie sie gegen Bruno Bauer verhängt wurden, zu hemmen?

Bekanntlich wurde die oben genannte Schrift bald nach

ihrem Erscheinen von der preußischen Polizei, ihres gottlosen und atheistischen Inhalts wegen, mit Beschlag belegt. — In Folge der neuern Preßgesetzgebung Preußens ward demnächst ein Verfahren eingeleitet, und die neue Institution, deren sonstigen Werth und gute Absicht wir in keiner Weise verkennen wollen, hatte nun Gelegenheit zu zeigen: ob sie zur Schutzwehr des loyalen Protestantismus tauglich, und die Selbstauflösung des letztern zu hindern oder auch nur um ein Merkliches hinauszuschieben im Stande seyn werde? — Die Tendenz des Bauer'schen Buches ging weit über die weitesten Gränzen der Lehr- und Schreibfreiheit des ältern, christlich seyn wollenden Protestantismus. — Hier handelt es sich weder um gelehrte Exegese, noch um confessionelle Symbole. — Der offene, nackte Atheismus legte sich breit und plump zu Tage. — Wenn es also darauf ankam, den letzten Rest des Positiven durch Unterdrückung solcher Angriffe zu schützen, so bot dieser Fall die Gelegenheit dar, einen Vorgang aufzustellen. — Allein was ist geschehen? — Die höchste Censurbehörde hat den Skandal in reifliche Ueberlegung gezogen. Sie hat gefunden, daß der Licentiat den Geist und eigentlichen Zweck seiner Lehre gar zu nackt und handgreiflich, auch für die Auffassung des allergewöhnlichsten Menschenverstandes an den Tag lege. — Sie hat demnach alle jene Stellen, aus welchen der brutale Radicalismus des Verfassers und seiner Schule unwiderleglich dargethan werden konnte, alle jene Aeußerungen frecher Gotteslängnung, welche nothwendig die Reaction des Ekels im Geiste des deutschen Lesepublikums hätte hervorrufen müssen, gestrichen, und den Autor angehalten, die Zacken und scharfen Ecken abzuschleifen, die ihm bei jenen Lesern, die noch nicht genugsam abgehärtet waren, mancherlei Verdruß und Ungelegenheit hätten bereiten können. Sie hat ihn demnach genöthigt, die afterparadiesische Unschuld seiner äußern Erscheinung mit einem halb anständigen Feigenblatt zu bedecken, welches die Schande mehr ahnen läßt, als enthüllt. Der Geist des Ganzen ist, nachdem die Rohheit der

Form etwas gemildert worden, nicht im mindesten geändert, dem Werke aber durch ein Urtheil obbesagten Preßgerichtes der freie Paß durch das lesende Deutschland ertheilt. — Mit einem Worte: nur das Aufsehen sollte möglichst vermieden werden, der giftige Hohn der Irrlehre mußte unangetastet bleiben. — Als Beispiel und Probe möge hier das Urtheil Bauer's über die Wolfische Philosophie einen Platz finden. Er rühmt ihrem Urheber nach, daß er der erste gewesen, der, wenn auch noch mit einer gewißen linkischen Naivität, das große, bekanntlich späterhin von Hegel in das rechte Licht gesetzte Geheimniß angedeutet habe: „die Welt werde durch das Denken geschaffen". Dann fährt er fort: „die willkührliche theologische Schöpfung" (richtiger ausgedrückt: die Lehre der Theologen, daß die Welt eine freie That Gottes sey) „ist damit von Grund aus, wenn auch zunächst nur im Princip, als ein Unding und als ein Widerspruch gegen die Freiheit und Kraft des Gedankens beseitigt. Wolf hat für die Deutschen den Sturz der Theologie möglich, die Willkühr wankend gemacht, und den Gedanken an das Wesen der Dinge erweckt". „Da die Möglichkeit", sagt er, „das Wesen der Dinge ausmacht, dieses aber nothwendig ist, so versteht es sich von selbst, daß weder durch Willen noch durch Macht etwas möglich werden kann. Es muß an und für sich selber möglich seyn. Wenn aber auch der Wille und die Allmacht Gottes als zureichender Grund verworfen sind, und das Wesen der Dinge als ihre Nothwendigkeit erkannt ist, so konnte dieser Anfang der eigentlichen Philosophie, — d. h. einer Philosophie, die nicht mehr Privatsache einzelner genialer Denker oder der Schulen, sondern Angelegenheit eines Volkes werden sollte, — doch nicht sogleich eines Gottes entbehren, der „„dasjenige, was möglich ist, durch Willen und Kraft"", in Wirklichkeit umsetzen muß. Die innere Möglichkeit, das Wesen der Dinge hat Wolf in seiner Weise noch nicht fassen oder festhalten können". Also Bauer in seiner oben belobten Geschichte der Aufklärung S. 248 u. 249. —

Wohlgemerkt also! wenn Gott, als ein allmächtiger Wille, der Himmel und Erde schuf, geläugnet, und als ein für den wirklich Wissenden höchst überflüssiges Vorurtheil von den Hegel'schen Jüngern en bagatelle tractirt wird, so hat die Polizei der Presse nur dafür zu sorgen, daß eben die Weisheit, welche sich dieser Mühe unterzieht, sich nicht durch unverholene Offenbarung ihrer eigentlichen Absicht und Meinung etwa um allen Credit bringe, sondern angehalten werde, den Schein zu retten, als ob etwas hinter ihr sey. — Im Interesse der Wahrheit der Philosophie und der Ehre Gottes müssen wir aufrichtig bedauern, daß das Obercensurgericht den platten, ziemlich talentlosen Wicht nicht vollständig ausreden ließ, sondern ihm durch Wegstutzung der äußersten Spitzen seines Giftbaumes den Anschein lieh, als wenn er irgend etwas für das Volk wirklich Gefährliches zu sagen wisse. — Das eigentliche Volk nimmt aber von dergleichen Schriften schlechthin keine Kenntniß, auch abgesehen davon, daß die bei Bruno Bauer zur Carikatur verzerrte Junghegel'sche Gespreiztheit des Styls jede frische Volksnatur anekeln muß. — Für die Halbgebildeten aber ist eben diese Lehre, — Dank sey es der pantheistischen Poesie großer Meister! — längst kein Geheimniß mehr. — So hat also gegenüber solchen Büchern, wie das hier besprochene, die Staatsgewalt unsers Erachtens nur zweier Dinge die Wahl: entweder Gestattung der allerunbedingtesten Freiheit (d. h. gänzliches Ignoriren), oder die Stampfe. Der Mittelweg aber ist der allerschlimmste. Er leiht dem schlechten Scribenten zu dessen übler Gesinnung die Erfahrung, das kalte Blut, den Geist der Behörde. Diese muß das schlechte, haltungslose Product ausfeilen, die Plumpheit mildern, das Gift des gottvergessenen Machwerks auf ein solches Maaß reduciren helfen, daß dadurch doch vielleicht hie und da ein Unkundiger, den augenfällige Rohheit zurückgeschreckt hätte, getäuscht, und in die negative Bahn hineingezogen werden könnte. — Bei solcher polizeilichen Obhut ist dann freilich an Heilung der geistigen Schäden Deutschlands

und seiner moralisch-theologischen Preßhaftigkeit nicht zu denken. — Das Gift kann nicht aus dem Körper ausgeschieden, die Krankheit zu keiner rechten Crisis kommen, und das Bestreben: die Ansteckung zu verhüten, während die Seuche bereits unverhüllten Hauptes durch alle Straßen schreitet, hindert bloß die freie Bewegung des Guten. — Doch darf dabei andererseits das Wohlthätige und Zeitgemäße der Einsetzung einer solchen Behörde eben so wenig verkannt werden, wie der gesunde Tact, der sich in den allermeisten, bisher bekannt gewordenen Aussprüchen derselben kund gibt. — Es wäre ungerecht zu läugnen, daß der Regierung, wenn sie die beschränkte Willkühr untergeordneter Beamten einerseits, und die freche Licenz der Presse andererseits nach Kräften ausschließen wollte, nichts übrig blieb, als der Versuch, einen Mittelweg einzuschlagen, — und zwar den, welchen sie wirklich gewählt hat. — Auch das Urtheil des obersten Censurgerichtes über das in Rede stehende Buch soll hier unter den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen nicht unbedingt getadelt werden. — Nur so viel sey hier gesagt: daß der Standpunkt, von welchem aus es gefällt wurde, als ein bloßer Durchgangspunkt in der Entwicklungsgeschichte unserer deutschen Preßverhältnisse begriffen werden muß.

Um endlich auch nicht ungerecht gegen den Verfasser der „Geschichte der Aufklärung“ zu seyn, beeilen wir uns hinzuzusetzen, daß selbige in so fern ein Verdienst hat, als sie einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Selbstauflösung des Protestantismus liefert. Jenem großen Erdbeben, welches mit Lessing begann, und ununterbrochen bis auf Strauß und Feuerbach anhaltend, die christlichen Reminiscenzen der außerkirchlichen Theologie ihrem heutigen Untergang entgegengeführt hat, gingen schon beim Beginn des Jahrhunderts seine Sturmvögel voraus. Dippel (geb. 1673) und Edelmann (geb. 1698) näherten sich damals schon mit starken Schritten den letzten, in baaren Atheismus auslaufenden Consequenzen des Abfalls von der Kirche. — Bruno Bauer hat

diese fast in Vergessenheit gerathenen Vorläufer des Jung-hegelthums zuerst wieder genannt, ist jedoch, wie es scheint, durch die Censur gehindert worden, umfassendere Auszüge aus ihren Schriften zu geben. „Wir sehen uns gezwungen“, sagt er, „statt Edelmann selbst sprechen zu lassen, die hauptsächlichsten seiner Wendungen nur im Allgemeinen anzugeben“. Freilich würden tiefer eingehende Mittheilungen den mißliebigen Beweis unterstützt haben, daß der negative Proceß des Protestantismus nicht erst von gestern, und daß der neuere Pantheismus nichts weiter als die weitere Entfaltung eines in den Fundamenten des protestantischen Systemes liegenden Grundfehlers sey. — Wenn die Fiction gerettet werden soll, daß außer der Kirche ein beliebiger Stillstand auf einem quasi-christlichen Standpunkte möglich sey, so muß allerdings über diese Seite der Geschichte der neuen Kirche ein möglichst dichter Schleier geworfen werden. Dann darf aber auch die bis zum Ueberdruß auf Wissenschaftlichkeit pochende Intelligenz des Protestantismus nicht füglich länger fortfahren, sich mit ihrer Geistesfreiheit zu spreitzen, wenn sie sich durch den grellen Widerspruch mit der That nicht lächerlich machen will.

L.

Die Erziehung des katholischen Clerus in Würtemberg.

Zweiter Artikel.

Das Forum dieser Erziehung.

(Schluß.)

Wir haben, um nicht hohler Declamationen beschuldigt zu werden, die Sphäre urkundlich geschildert, in welcher die Isolirung der katholisch-theologischen Facultät von den Candidaten der Theologie aufgehoben werden sollte, um ihnen eine umfassendere Bildung zu verschaffen. Und in die Bevormundung dieser Universität, an welcher alle Facultäten, die protestantisch-theologische wie die medicinische, die juridische wie die philosophische mit ihren Decanen und Professoren und Predigern und Studirenden am hellen Sonnenscheine der dreihundertjährigen Reformation aufs Ergötzlichste sich wärmten, sollte nun die katholische Kirche mit ihrer obersten Bildungsanstalt eintreten! Die katholischen Professoren wurden nun Mitglieder des akademischen Senates, in welchem Collegium außer ihnen selbst auch dermalen kaum Ein katholischer Professor sitzt, weil in Würtemberg, dessen Gesammtbevölkerung zum Drittheile aus Katholiken besteht, volle zwanzig Jahre hindurch nicht ein einziger weltlicher Katholik, weder ein inländischer, noch ein ausländischer, als ordentlicher Universitätsprofessor angestellt war. Von diesem Forum aus gehen die Vorschläge zur Besetzung der Lehrstellen an der katholisch-theologischen Facultät, die vielleicht an den Bischof? nein, an das protestantische Ministerium gerichtet seyn müssen, um daselbst ihre Bestätigung zu erhalten. Wie weit nun ein protestantisches Ministerium und ein protestantisches Universitäts-Collegium im Stande sind, katholisch-theologische Lehrstellen im Sinne der Kirche zu besetzen, und wie weit sie den Willen haben mögen, solches zu thun, muß gewiß auch einem freisinnigen Ka-

tholiken Bedenken erregen. Was der Kirche dabei zu Nutzen seyn, oder sie vielmehr, so weit es noch möglich ist, retten kann, ist einerseits nur jener Geist der Wissenschaft, der im Protestantismus das Gepräge der Confession mit allen Leidenschaften des Abfalles von der Wahrheit wenigstens in so weit überwunden hat, daß die anderseitige Wissenschaft, wo sie ihm convenirt, noch einige Anerkennung finden kann, noch mehr aber jener Geist des Indifferentismus, der für diesen Fall das Gute hat, daß er sich eher über die Parthei erhebt — obwohl theils der erstere, theils der letztere Geist ihre Verwandtschaft und Abkunft aus dem Gegensatze zur Kirche oft gar wenig zu läugnen vermögen. Andererseits aber ist es die eigene Kraft der Kirche, die auch unter den ungünstigsten Verhältnissen sich nicht ganz erdrücken läßt, ja dem Gegensatze gegenüber theils von selbst, theils durch äußere Reizung und Nöthigung mit desto größerer Energie sich entfaltet. Beide Momente haben bei uns mitgewirkt, daß die katholische Facultät, wie sie an das beschriebene fremde, und wir dürfen wohl sagen feindliche Land verschlagen wurde, sich bei den ungünstigsten äußern Umständen aus den zum Erdrücken geöffneten Armen sich herauszuwinden und zu einem Grade von Selbstständigkeit, Achtung und kirchlichem Geiste emporzuschwingen wußte, der alle entgegengesetzten Erwartungen und Bemühungen zu Schanden machte. Selbstständigkeit und Achtung wurden ihr ob des nicht gewöhnlichen Reichthumes an Talent zu Theil, mit welchem sie die Wissenschaft pflegte; der entschiedenere kirchliche Geist aber trieb in ihr seine Wurzeln aus jenem siegreichen Kampfe, in welchen die katholische religiöse Wahrheit gegen den protestantischen Irrthum mit zuvor unerkannter Meisterhand geführt, und dessen Sieg und Uebergewicht wie durch die schlagenden Zeitereignisse, so durch die folgende zwar gehemmte aber unbeirrte, mit nicht weniger Kraft, als Intelligenz sich beurkundende Thätigkeit ihrer neu erworbenen Mitglieder festgehalten und erweitert wurde. So geschah es, daß gerade von da aus, wo die kirchliche Behörde am allerwenigsten bethätigt war und bethätigt seyn durfte, der tiefgreifendste Stoß gegen die Macht des unkirchlichen Principes ausging, der um so erfolgreicher seyn mußte, weil er aus dem innern geistigen Leben, aus der Macht der Idee kam, welche sich da Bahn brach, wo ihr die frischesten und muthigsten, wenn gleich vielfach durch äußere Bande niedergedrückten Kräfte zu Gebot standen. Es ist aber in dieser Beziehung der Verkehr mit einem Collegium wissenschaftlich gebildeter Männer, denen gegenüber die persönliche Achtung, das persönliche Auftre-

ten und die Möglichkeit, mit Gründen zu kämpfen, immer noch Schutz und Anerkennung und Unterstützung finden können, viel leichter, als mit einer Behörde, an deren Spitze ein Einzelner, mit Macht Bekleideter steht. So kann auch bei uns erfahrungsgemäß die katholische Facultät die Interessen freier, unabhängiger Wissenschaftlichkeit und Gesinnung weit mehr dem Universitäts-Collegium gegenüber sich sichern, als gegen die Gewalt des protestantischen Ministeriums. Als seiner Zeit ein außerordentlicher Professor an der katholisch-theologischen Facultät um Anstellung als ordentlicher Professor competirte, für welche Competenz der Beibericht der Facultät sehr günstig und auch von dem Senate ein eben so günstiges Gutachten sicher zu erwarten war, kam zur Nachtzeit eine Estafette von dem Minister des Innern mit der Weisung: man habe in Erfahrung gebracht, daß jener Professor und einige Andere (unter diesen auch ein Katholik) Gesuche um Anstellung als Ordinarii eingegeben hätten; diese Gesuche seyen dem Senate gar nicht zu unterstellen, sondern ungesäumt ans Ministerium einzuliefern. Diese Thatsache mag genügen, um obige Aussage zu bestätigen, und hinlänglich Licht auch auf die andere Thatsachen zu werfen, daß die Facultät sich im Falle sehen kann, Männer, auf die sie selbst ihre Augen nicht gerichtet hatte, geradezu sich aufdringen zu lassen, damit eine entgegengesetzte Richtung und Gesinnung ihre Vertretung habe. Aber auch hier folgt dem Unrecht der Lohn auf dem Fuße nach, indem eine solche Richtung und Gesinnung theils ob ihrer innern Gehaltlosigkeit, theils ob der mangelhaften persönlichen Vertretung sich selbst nur noch das Grab öffnet und die ihr gegenüber leicht errungene Siegespalme kirchlicher Wissenschaft und kirchlichen Geistes verherrlicht.

Auf solche Weise ist aber klar, daß wir das Gute, das aus dem ersten und obersten Lehrkörper der geistlichen Bildung für unsere Kirche hervorgegangen ist, nicht den Normen und Formen zu verdanken haben, denen derselbe in Beziehung auf seine Existenz und die Ausübung seiner Thätigkeit unterstellt ist; sondern jene Normen und Formen sind so, daß bei ihrer Handhabung alle kirchliche Wissenschaft und Gesinnung hätte dahinschwinden müssen, wenn nicht der Geist sich ihrer Uebermacht entziehen, und auch bei dem geringsten Raume und dem dürrsten Erdreiche die Wurzeln, mit denen er auf die allgemeine Kirche gegründet ist, zu erhalten und zu nähren wüßte. Das gleiche Resultat ergibt sich bei der höhern Erziehungsanstalt, welche fast alle Candidaten der katholischen Theologie bei ihrem Uebertritte auf die

Universität in sich aufnimmt. Schon der ganze Organismus dieser Anstalt — des höhern Convictes — bringt es mit sich, daß die Erziehung daselbst nicht im Sinne der Kirche geleitet werden kann, weßwegen ihre Leitung auch in jener Zeit, als sie in den Händen eines auch durch seine positive Gesinnung hochgeschätzten, leider zu frühe verstorbenen Mannes war, durchaus nicht den Charakter einer kirchlichen Bildungsanstalt an sich trug, was er selbst gewiß genug bedauerte, um so mehr, da er zu seiner Zeit unter den Zöglingen einen viel weniger empfänglichen Geist für kirchliche Erziehung, der auch bei noch so mangelhaften Formen doch gepflegt werden kann, ja sogar ohne alle Anregung und selbst bei positiver Verhinderung sich selbst pflegt, vorfand. Kaum hatten sich aber in Folge von Zeitereignissen die kirchlichen Gegensätze schroffer hervorgestellt, und auch bei uns die Pulse kirchlicher Freiheit und Rechtswahrung lauter zu schlagen angefangen, so war es das kräftigste Bestreben der Staatsbehörde, diese Pulse nicht nur zu fühlen, sondern auch die fieberhafte Aufregung, in die man sie gerathen glaubte, durch ein entscheidendes Mittel zur Ruhe zu bringen, nämlich durch eine solche Besetzung des Directoriums, daß es der Staatsbehörde als offener Kanal für alle ihre Bestrebungen und Erziehungsmaximen verbliebe. Aber in dieser abgeschlossenen Erziehungsanstalt wird doch der kirchlichen Behörde mehr Einfluß gestattet seyn? Eben auch jene beliebte „Rücksprache", die es zu nichts Eigenem bringt, ja nicht einmal dasjenige, was dem eigenen Hause geradezu widerspricht, zu verhindern mag, die zugegeben hat, was man verlangt, die bei der Entfernung von Professoren und Repetenten unbetheiligt bleibt, oder gar zustimmt, und somit faktisch nur als leere Form dasteht. Gemäß der Verordnung des Concils von Trient (Sess. XXV, cap. 2 de ref.) sollen diejenigen, denen die Obsorge, Visitation und Verbesserung der Universitäten und allgemeinen Studien zugehört, fleißig dafür sorgen, daß die Canonen und Beschlüsse dieser heiligen Synode von eben denselben Universitäten vollständig angenommen werden, und daß nach der Norm derselben die Magister, Doctoren und Andere an denselben Universitäten das, was des katholischen Glaubens ist, lehren und auslegen, und sich zu dieser Verordnung: im Anfange eines jeden Jahres durch einen feierlichen Eid verpflichten sollen. Nothwendig erscheint diese Verpflichtung besonders in unserer Zeit, in welcher einerseits von der Staatsgewalt das Heiligthum des Glaubens vielfach nicht nur nicht bewahrt, sondern angetastet werden will, andererseits aber durch die Berührung mit der protestantischen Wissenschaft und Hinneigung

zu deren Princip innerhalb der Kirche selbst verschiedene Gegensätze sich gebildet haben, bei deren Festhaltung die Auctorität der Kirche, wenn sie dem subjectiven Geschmack nicht zusagt, nicht berücksichtigt wird und das kirchliche Leben Noth leidet. Es ist deßhalb jene Verpflichtung wie eine ganz natürliche, so auch äußerst heilsame Schranke, durch welche nicht bloß förmliche Irrlehre, sondern auch alle disharmoniren- den und unberechtigten Aeußerungen des Privatgeistes, der mit seinen oft nur vermeintlich geistigen und geistreichen Erzeugnissen nicht auf den öffentlichen Lehrstuhl gehört, von diesem ferne gehalten werden sollen. Allein damit ist der Staatsomnipotenz, die auch das Geister- reich in jeder Sphäre bevormunden will, allerdings nicht gedient, und sie kann und will neben ihrer eigenen Anmaaßung keine andere, wenn auch noch so natürliche und rechtliche und nothwendige Bevormundung dulden. Wird aber von Seite der kirchlichen Behörde (und dem pro- testantischen Ministerium oder akademischen Senate kann man sie doch nicht zumuthen!) die berührte Verpflichtung nicht vorgenommen; so fehlt es ihr entweder an dem Willen dazu, und dann hat sie sich als rebellisch gegen die Verordnung eines allgemeinen Concils hinlänglich charakterisirt und censirt; oder es fehlt ihr an Macht dazu, dann aber haben Schwäche und Gewaltthätigkeit zusammengeholfen, eine so noth- wendige und ersprießliche Lebensäußerung kirchlicher Aufsicht abzuschnei- den. Daß diese Aufsicht aber gerade bei uns nicht nothwendig gewe- sen und immerfort ersprießlich wäre, dagegen hätte der eine und an- dere theologische Hörsaal seiner Zeit Protest einlegen müssen. Es fehlt indessen der in Rede stehenden Erziehungsanstalt nicht nur an dem kirchlichen Einflusse auf die Ernennung der Vorstände, und an der kirchlichen Beaufsichtigung und Ueberwachung der Lehre, sondern das- selbe steht in keiner Hinsicht vor dem Forum der Kirche, sondern wird in Beziehung auf Disciplin und seine ganze Organisation als reine Staatsanstalt betrachtet, wie solches auch mit bei dem mit den Gym- nasien verbundenen Anstalten, den sogenannten niedern Convicten, der Fall ist. Die Statuten derselben sind von dem Kirchenrathe gege- ben, werden einzig von ihm durch ihm ergebene Directoren gehand- habt, und nur eine Einsicht der jährlichen Berichte, Tabellen ist der kirchlichen Behörde gegönnt. Die Staatsgewalt verfügt deßhalb auch mit unumschränkter Macht über die an denselben angestellten höhern und niedern Vorstände, wofür in neuester Zeit dadurch ein glänzender Beweis geliefert wurde, daß eine Anzahl Repetenten des höhern Con- victes, welche ihre Sympathie für die Interessen der Kirche durch den

Gebrauch eines ihnen als Staatsbürgern zustehenden Rechtes ausgedrückt hatten, ohne alles Weitere geradezu von ihren Stellen entfernt wurden. Es wurde in dieser Sache von dem hohen Ministerium auch nicht geläugnet, daß der Staat diese Anstalten rein als die seinigen betrachte und behandle. Deßhalb findet auch für die an den Gymnasien angestellten Professoren durchaus keine kirchliche Ueberwachung Statt. Es hat in diesem durch ein Rectorat lose zu einem Collegium zusammengehaltenen Kreise von geistlichen und weltlichen Lehrern die eigenste Ueberzeugung und Manier den freiesten Spielraum, so daß in jener Zeit, in welcher der sogenannte Liberalismus vorherrschend, fast einzig geltend war (und diese hat bis auf die letzten Jahre gedauert), die Candidaten des geistlichen Standes von der frühesten Bildungszeit an ganz und gar in die Hände einer von ihren Lehrern und Vorgesetzten beliebten indifferenten, mehr aber noch kirchenstürmerischen Richtung gegeben waren. Daß von diesem Forum aus von den beiden nothwendigsten Principien der Erziehung überhaupt und der clericalischen insbesondere, kirchlicher Religiösität und einem auf sie gebauten einheitlichen und planmäßigen Wirken keine Rede seyn konnte, versteht sich von selbst; noch weniger aber kann hievon an dem dritten katholischen Gymnasium zu Ellwangen, das zwar kein besonderes Institut für katholische Theologen besitzt, aber einer nicht geringen Anzahl derselben ihre philologische Bildung beibringt, die Rede seyn. Wie weit dasselbe für Erziehung katholischer Priester geeigenschaftet ist, geht schon aus der Umwandlung hervor, welche diese Studienanstalt im Laufe der Zeit erlitten hat. Früher war dieselbe gänzlich unter geistlicher Leitung gestanden; seit dem Jahre 1817 aber traten, unter würtembergischer Reformirung, weltliche Professoren ein, denen nach Verlauf einiger Jahre der erste *protestantische* Lehrer nachfolgte, und so befinden sich denn dermalen an dem Obergymnasium ein weltlicher katholischer Rector mit vier Professoren, unter denen zwei Protestanten und nur *ein* katholischer Geistlicher sind. Aber selbst abgesehen davon, daß bei solcher Organisation von kirchlichen Principien keine Rede seyn kann, liefert die Erfahrung auch noch den traurigen, ja allertraurigsten Beweis, daß bei dieser, aller kirchlichen Ueberwachung und Leitung entrückten Erziehungs- und Unterrichtsanstalten nicht selten die Erziehung und der Unterricht in Hände gegeben wurde, deren Unfähigkeit, ja deren Zucht- und Sittenlosigkeit zum Spott und Hohn der Zöglinge geworden war. Es mag hart seyn, solches zu erwähnen, aber die Wahrheit hat auch ihre erlaubte Bitterkeit, ja sogar ihr Recht, wenn es sich um Besserung

eines verkehrten Zustandes handelt. Wir lügen nicht, sondern sagen vor Gott die Wahrheit, wenn wir erwähnen, daß Lehrer und Erzieher an diesen niedern geistlichen Erziehungsanstalten angestellt und belassen, die selbst nicht nur keine Bildung und Erziehung in sich trugen, sondern von dem Geiste des laxesten Liberalismus im Denken und Handeln angesteckt, statt zur Auferbauung so zum Aergernisse und Verderben wirkten, daß jetzt noch eine allgemeine Stimme des Unwillens unter der Geistlichkeit jeder Farbe in der Erinnerung an all die Schmach, die ihr innerlich und äußerlich durch jene Erziehung angethan wurde, sich erhebt. Vor einem solchen Forum war viele Jahre lang von einer Leitung im Geiste christlichen Ernstes und christlicher Liebe nicht das Mindeste zu erblicken, wohl aber entweder von tyrannischer und skandalöser Ueberwachung der Legalität, die ganze Tage mit Nichts als Protokollen zubrachte, oder von ausgelassenem und unverständigem Freisinn, der wie die erstern den Geist wahrer Erziehung im Marke verzehrte.

Diesen Genuß meinen wir nun lange genug gehabt zu haben, weil wir den rechtlichen Anspruch haben, daß die Erziehung von jenem Forum aus verwaltet werde, das der Kirche verantwortlich ist, und damit weit höhere Garantien darbietet, als die Staatserziehung solche je sich zu schaffen weiß. Dieser Anspruch ist an sich schon ein rechtlicher, aber er erscheint um so begründeter, wenn wir genauer den Geist und Charakter dieser unkirchlichen Staatserziehung betrachten.

---

wenn er im Juni 1545 zu dem bayerischen Abgeordneten, Bonacorsi, äußerte: „es sey den Fürsten nicht sowohl um die Religion, als um die Libertät zu thun, nach der man auf beiden Seiten zu sehr trachte“. — Umgekehrt konnte aber auch dem Kaiser der Vorwurf gemacht werden, daß in seinem politischen Systeme die Religion eben so wenig die oberste Stelle einnehme, sondern daß die Rücksicht, welche er kraft seiner persönlichen Ueberzeugung allerdings auf die Reinheit des Glaubens und die Einheit der Kirche nahm, bei ihm ohne allen Zweifel dem weltlichen und politischen Interesse der kaiserlichen Macht, und seines Hauses insbesondere, untergeordnet sey. Dieser Gesichtspunkt erklärt es, wie Karl V. sogar im Geiste jener Politik, welche ein Jahrhundert früher aus Byzanz nach Italien herübergewandert war, der Gedanke nicht ganz fremd blieb: daß die Religionswirren in Deutschland ein bequemes Negociationsmittel gegen den päpstlichen Stuhl darböten, mit welchem er häufige Irrungen hatte; ja, daß die Spaltung im Glauben, die unter den Ständen Deutschlands einriß, nach dem berüchtigten Spruche, der die Theilung der Macht des Gegners empfiehlt, dem monarchischen Princip in Deutschland günstig seyn werde. Daher das sichtliche Bestreben, die der Kirche treu bleibenden, und die von ihr abfallenden Stände wie zwei Parteien einander gegenüber möglichst im Gleichgewicht zu halten, und nicht die gänzliche Beseitigung des Abfalls von der Kirche, sondern eine Art Mittelzustand zu erstreben, wie ihn späterhin das Interim auch der Form nach ausspricht. — Auf der andern Seite erklärt es sich aber auch, von dem oben bezeichneten Standpunkte aus, warum selbst die bayerischen Herzoge, denen der katholische Glaube in Deutschland ohne Frage nächst Gott seine Rettung verdankt, und die sich auf das entschiedenste gegen die Religionsneuerung aussprachen, sich dennoch, trotz aller Abneigung, mehrmals mit den schmalkaldischen Bundesgenossen auf einem und demselben politischen Felde erblicken, und wohl oder übel ihnen hier die Hand reichen

mußten *). Hatte der Kaiser ein legitimes Interesse, die Einheit der Monarchie und die Ordnung im Reiche zu verfechten, so gilt dasselbe auch von den Reichsfürsten, deren „Libertät" nicht minder ein wohlerworbenes, ihren Besitzern rechtlich zustehendes Glücksgut war, wie die Krone, welche das Reichsoberhaupt trug. Hier, wie so oft im Leben, läßt sich bei entgegengesetzten, politischen Parteien gleiche Redlichkeit und relativ gleiche Berechtigung denken, und es kann als Thatsache nicht geläugnet werden, daß derselbe Widerstandsgeist gegen die kaiserliche Gewalt, welcher vier Jahrhunderte früher sich an das Papstthum angeschlossen hatte, nunmehr, wie ein neuerer geistvoller Schriftsteller bemerkt, da der Kaiser das Papstthum vertheidigte, in die Form der Glaubenstrennung fuhr, und in derselben eine dauernde Stätte behauptete. — Uebrigens lag damals, wie seitdem öfters, die Stärke der Revolution gerade darin, daß ihre Anhänger consequent und ungetheilt ihre verderblichen Anschläge nach jeder Richtung hin auf dem geistlichen, wie auf dem weltlichen Gebiete verfolgen konnten, während ihre Gegner in ihren Interessen getheilt und in ihrer Wirksamkeit durch Rücksichten gehemmt waren, die häufig miteinander im Widerspruche standen.

Die ersten Schritte des Kaisers gegen die Irrlehre Luther's geschahen völlig im Geiste des bisherigen, kirchlichen und weltlichen Herkommens und Gesetzes. — Der vom Papste gebannte Störer des Kirchenfriedens verfiel, nachdem er zu Worms vergebens ermahnt worden war, seine Irrthümer zu widerrufen, in des Reiches Acht und Aberacht, und es erging an alle Stände das Gebot, den Sectenstifter selbst gefangen zu nehmen, — die Verbreitung seiner Lehre aber durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu hindern. Allein die Vollziehung dieses Beschlusses fand nicht nur an dem passi-

*) Die richtigste Schilderung der Politik Karl's V. im Verhältnisse zur sogenannten Reformation findet sich in dem ausgezeichneten Werke von v. Aretin Maximilian I. Bd. I, S. 24.

ven Widerstande des Kurfürsten von Sachsen ein schwer zu beseitigendes Hinderniß, sondern es gebrach der, mit der Vollziehung beauftragten höchsten Behörde im gleichen Maaße an Macht, wie an redlichem Willen das Feuer zu dämpfen, so lange es noch Zeit war. — Der Kaiser hatte sich kurz nach dem Wormser Tage aus Deutschland entfernt und bald darauf nach Spanien begeben, wo er volle sieben Jahre verweilte. Seine Stelle sollte ein Reichsregiment vertreten, welches schon durch seine Zusammensetzung und die ihm ertheilte Instruction zu jeder kräftigen Geschäftsführung untüchtig, außerdem noch mehrere heimliche Freunde der Neulehre in seiner Mitte barg. — So läßt sich der, in einem früheren Artikel erwähnte Schluß des Nürnberger Reichstages von 1524, so die, dem Speierischen Reichsschluße von 1526 angehängte, hinterlistige Clausel erklären, wodurch jedem Stande freigestellt wurde, sich so zu halten, wie er es vor Gott und kaiserlicher Majestät sich zu verantworten getraue. Der Sache nach war hierdurch den neugläubigen Fürsten die Freiheit eingeräumt, ihren Unterthanen die Irrlehre mit Gewalt aufzudringen, und die Erfahrung hat, wie früher dargethan wurde, gezeigt, welche Anwendung Landgraf Philipp von der ihm verliehenen Befugniß in seinem Lande machte.

War die Kirchenumwälzung in Hessen ohne sonderliche Mühe gelungen, und war eine so unerhörte Rechtsverletzung straflos vollzogen worden, so konnte der Gedanke dem Landgrafen nicht lange ferne bleiben: ähnliche Unternehmungen auch nach außen hin gegen seine katholische Mitstände im Reiche in's Werk zu setzen. Es kam nur darauf an, passende Vorwände zu suchen, und diese waren für Philipp von Hessen nur zu bald gefunden.

Zu allen Zeiten ist es einer der Behelfe machiavellistischer Politik gewesen, einem auf räuberische Vergewaltigung Anderer gerichteten Anschlage den Schein abgedrungener Nothwehr zu leihen. Zu diesem Mittel griff auch Philipp, und Otto von Pack, der meineidige Kanzleidirector seines Schwie-

gervaters, bot ihm bei der Ausführung die Hand. So entstand damals zuerst jenes Mährchen eines großen, katholischen Bundes, dessen Gespenst seitdem von Zeit zu Zeit, wenn die Häupter der Partei eines außergewöhnlichen Aufregungsmittels bedürfen, Furcht und Zorn verbreitend durch das außerkirchliche Deutschland schreitet. Dießmal sollte das katholische Bündniß zu Breslau zwischen dem römischen Könige Ferdinand und vielen andern altgläubigen Fürsten zu dem Zwecke geschlossen seyn: die Irrlehre mit Gewalt in Deutschland auszurotten, den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen ihrer Länder zu entsetzen, und letztere unter die Bundesglieder zu vertheilen. Nach Rommel's Erzählung war Otto v. Pack Doctor der Rechte und Herzogs Georg Vicekanzler, „ein in allen Geschäften vielgewandter, aber mit seiner dortigen Lage eben so unzufriedener, als für das evangelium eifriger Mann", dem Landgrafen als Rathgeber in einem Processe mit dem Grafen von Nassau geliehen worden. „Man weiß nicht", sagt Rommel, „ob der Plan in Pack's Seele lag, den jungen, feurigen Fürsten zu warnen, zu retten und durch eine Entdeckung in seinem Sinne sich und ihm großes Verdienst zu erwerben, oder ob ihn der Landgraf ausersah, um Licht in einer Sache zu bekommen, die ihn unaufhörlich peinigte". Nach eben diesem Geschichtschreiber soll ihm der Landgraf zuerst in Kassel eröffnet haben, daß es ihm vorkomme: als ob geheime Anschläge gegen ihn und den Kurfürsten von Sachsen im Werke seyen. Pack habe darauf anfangs mit Bekümmerniß geschwiegen, und erst durch des Landgrafen Zusage: nichts gegen den Herzog zu unternehmen, sich bewegen lassen, ihm insgeheim zu eröffnen: welch' gefährliches Bündniß die katholischen Fürsten zur Unterdrückung des „Evangeliums", und zu seinem und des Kurfürsten Verderben geschlossen hätten. — In Dresden, wohin alsbald der Landgraf, um die schriftlichen Beweise für diese Entdeckung in Empfang zu nehmen, reiste, händigte Pack ihm wirklich eine mit dem Petschaft des Herzogs versiegelte Copie des Ver-

trages ein, von welcher der Landgraf Abschrift nahm. — Dem Verräther versprach er, für den Fall er seine Stelle und seine Lehngüter verlieren sollte, seinen Schutz und 10,000 Gulden, von denen er Pack's Bruder viertausend auf Abschlag auszahlen ließ. Daß Otto von Pack jene Urkunde geschmiedet habe, kann nach Vergleichung aller Umstände heute nicht mehr bezweifelt werden, und auch damals schon verriethen unzweideutige Anzeichen den Betrug. — Neben Ferdinand von Oesterreich waren die Herzoge von Bayern als Genossen des Bündnisses genannt, obgleich gerade damals zwischen diesen Fürsten Mißhelligkeiten obwalteten, die eine solche Einigung (leider!) unmöglich gemacht hätten. Noch auffallender war der Umstand, daß in dem vorgeblichen Vertrage die Namen der Gesandten von so vielen abwesenden Fürsten, welche ihn geschlossen haben sollten, nicht genannt waren, damit deren Alibi nicht bewiesen werden konnte. — Unter diesen Umständen muß es dahin gestellt bleiben, ob Philipp selbst jemals an die plumpe Lüge geglaubt, oder ob er den Betrug nicht ebenfalls schon zeitig durchschaut, und sich wider eigenes, besseres Wissen der angeblichen Entdeckung bloß als eines Mittels für seine politischen Zwecke habe bedienen wollen. In jedem Falle liefert der Vorgang einen Beitrag zur Schilderung der Moralität einer Partei, welche das sittliche Gesetz für aufgehoben und jedes gute Werk für verdammenswerthen Gräuel erklärte.

Mit der Abschrift des Bundesbriefes eilte Philipp nach Weimar zum Kurfürsten von Sachsen, und bewog den beschränkten Fürsten, seiner Neigung entgegen, zu einem offensiven Gegenbündnisse für den Zweck: die Gegner mit überlegener Heeresmacht, noch vor der Schilderhebung von ihrer Seite, zu überfallen — Zu diesem Unternehmen wurden alle der neuen Lehre geneigten, deutschen Fürsten und Städte eingeladen, und auch im Auslande wurde schon damals jeder, der irgend ein Interesse an der Schmähung und Zerstückelung Deutschlands haben konnte, in das Interesse der neugläubigen Partei gezogen. Polen, Dänemark, Frankreich, ja

den bekannten Vasallen der Türken, Zapolyn, der zu jener Zeit als Flüchtling in Krakau lebte, sprach man um Geld oder bewaffnete Hülfe an. So hätte damals schon das große Trauerspiel jenes Bruderkrieges beginnen können, der hundert Jahre später das, in zwei feindliche Hälften zerrissene Deutschland eroberungssüchtigen Nachbarn als willenlose Beute in die Hände warf, wenn dießmal nicht durch eine seltsame Fügung der verderbliche Plan der Außerkirchlichen an der Zaghaftigkeit der theologischen Parteihäupter zu Wittenberg gescheitert wäre. Durch den, für die Neulehre so gefährlichen Ausgang des Ritterkrieges und der Bauernempörung gewarnt, trugen Luther und Melanchthon gerechtes Bedenken, das Schicksal der kirchlichen Opposition zum dritten und letzten Male auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Schlug dieses Mal das Unternehmen fehl, so war, menschlichem Ansehen nach, die Gegenkirche für immer verloren, während im entgegengesetzten Falle die endlosen Weiterungen und Ränke der neuen Theologie und die, durch factische Gewalt durchgesetzten Neuerungen ihrer Beschützer auch ferner noch einen, bei weitem günstigern Erfolg versprachen, als kriegerische, Alles auf einen Wurf setzende Gewalt. Von solchen Erwägungen geleitet, schrieben die beiden Hierarchen zu Wittenberg an den Kurfürsten, den Kurprinzen und den Kanzler: die Anzeigen des Bündnisses seyen noch nicht hinreichend, man müsse den Angriff abwarten, das Reichsregiment anrufen, die Güte versuchen, und jedenfalls dem Landgrafen Einhalt thun, der durch seinen Ungestüm Alles zu verderben drohe. Geleitet von dieser, ohne Zweifel löblichen Vorsorge für ihre eigene Sicherheit, erklärten sie sogar, sie würden im Falle des Krieges, wiewohl ungern, des Kurfürsten Land verlassen. Krieg gewinne wenig, verliere viel; Sanftmuth (die Erfahrung hatte bereits gezeigt, was die Reformatoren darunter verstanden, so bald sie des Ausganges sicher zu seyn glaubten!) verliere nichts, wage wenig und gewinne Alles. Höchstens wollten sie Kriegsrüstungen gestatten, wobei jedoch jeder Schein des Ei-

gennutzes vermieden werden müsse. — Bei einem so schwachen Fürsten, wie Kurfürst Johann, bedurfte es kaum dieser Autorität, um ihn in dem gewagten Plane wankend zu machen. Taub für alle Vorstellungen des Landgrafen: daß das Gelingen des Anschlages wesentlich durch die Ueberraschung der Gegner bedingt sey, wollte er jetzt nichts mehr von dem Beginn der Feindseligkeiten hören, und setzte es durch, daß man zuerst bei den verdächtigen Fürsten anfragen, nach der Antwort aber sich des weitern richten wolle. — Freilich bezog der Landgraf mit viertausend Reutern und vierzehntausend Fußknechten ein Lager an der Werra, um bei günstiger Gelegenheit ohne Verzug über die Bischöfe von Würzburg und Bamberg herzufallen. Allein dem Plane war, noch vor der Ausführung, schon durch die Anknüpfung von Unterhandlungen die Spitze abgebrochen. — Die in Anspruch genommenen Fürsten läugneten sämmtlich die Existenz des von Pack verrathenen Bündnisses. Die Kurfürsten von der Pfalz und Trier traten als Vermittler auf, — und bei der unverholenen Abneigung des Kurfürsten von Sachsen gegen diesen Krieg gelang es ihren Bemühungen, zwischen dem Landgrafen und den zunächst bedrohten, geistlichen Fürsten einen Frieden zu Stande zu bringen, kraft dessen der zum Angriff Gerüstete von der beabsichtigten Gewaltthat abstand, sich dafür aber von Bamberg 20,000 Gulden und eben so viel von Mainz für verwendete Kriegskosten bezahlen ließ. — Auch Sickingen hatte die Gewohnheit gehabt, sich seine Landfriedensbrüche von denen vergüten zu lassen, gegen welche diese Gewaltthat gerichtet gewesen war. Philipp trat in seine Fußstapfen, und es ist ein bedeutungsvolles Zeichen: welches Ansehen, Recht und Gerechtigkeit im Reiche hatten, daß das Reichsregiment solche Vorgänge ungestraft hingehen ließ. Nur der schwäbische Bund, der bei der fast gänzlichen Abwesenheit einer wirklichen Reichsregierung die Stellung einer Frieden und Ordnung schützenden Gewalt vertrat, — that Einsprache, und nöthigte Philipp, die Verbriefungen der Bischöfe wieder her-

auszugeben. — Ueberhaupt gerieth dieser, als er sich über die Ursache seiner Rüstungen ausweisen sollte, in gewaltige Verlegenheit. Herzog Georg hatte, als Philipp ihn jenes Breslauer Vertrages halber in Anspruch nahm, einfach erklärt: er möge den Bösewicht nennen, der das mit seinem Siegel versehene Bündniß gesehen, gelesen oder gehört zu haben behaupte, sonst müsse er ihn selbst für den Erdichter halten. Auch der schwäbische Bund verlangte: daß er den frevelhaften Angeber des vermeintlichen Bündnisses in zweier Bundesstädte, oder der vermittelnden Kurfürsten Hände stelle. — So konnte sich der Landgraf (da Pack die nicht existirende Originalurkunde nicht herbeischaffen konnte) der unangenehmen Verpflichtung nicht entziehen, den Verräther, der sich völlig unter seinen Schutz begeben hatte, zu einem Verhör zu stellen, welches im Juli 1528 zu Kassel vor den Abgesandten der, bei der Sache betheiligten Fürsten abgehalten ward. Begreiflicherweise wusch hiebei freilich eine Hand die andere. — Pack gestand den verübten Verrath und reinigte so den Landgrafen von dem Verdachte der völligen Erdichtung des Breslauer Bündnisses. — Dafür verweigerte Philipp seine Auslieferung an den Dienstherrn, den er verrathen, und schützte den Meineidigen gegen die ihm drohende, peinliche Frage.

Daß die eigentliche Bewandniß der Sache auf diese Weise an's Licht kam, war nicht zu erwarten und schwerlich des Landgrafen Absicht. Jedenfalls blieb die Sache unerledigt. — Als Pack sich in seinen Aussagen verwickelte, und in vielen Nebenumständen erweislicher Lügen schuldig machte, erklärte ihn Simon Pistoris, der Kanzler Herzogs Georg, für einen ehrlosen und meineidigen Bösewicht. — Für die Katholiken hätte es nicht erst dieses feierlichen Ausspruches beburft, und die Neugläubigen waren weit entfernt, diese Ansicht zu theilen. Der Landgraf ließ, als er seinen Schützling im Gedränge sah, durch seinen Kanzler erklären: die Sache sey hinlänglich vermittelt; ein Gutachten der Juristenfacultät zu Wittenberg fand, wie sich erwarten ließ, den Antrag auf Tortur

oder Auslieferung durchaus nicht gerechtfertigt, den Fall der beleidigten Majestät nicht vorhanden, den Landgrafen nicht im geringsten verbunden, eine peinliche Untersuchung einleiten zu lassen. Herr Rommel aber meint bis zu dieser Stunde noch, „daß das Verdienst des Angebers ungeschmälert blieb", weil er den Landgrafen aus einer großen Gefahr errettet (die freilich nicht vorhanden war!), und aus redlichem Glaubenseifer für die „evangelische" Sache seine zeitliche Wohlfahrt auf's Spiel gesetzt habe. — So wenig ist darauf zu rechnen, daß diejenigen, welche auf dem Felde der religiösen Ueberzeugungen dem verneinenden Princip huldigen, auch in den einfachsten Fragen des natürlichen Rechts der Wahrheit die Ehre geben werden. Uebrigens hatte Philipp, nachdem Otto v. Pack die gewünschten Dienste geleistet, kein Interesse mehr, sich seiner anzunehmen, und diesem ward der gewöhnliche Dank der Verräther im reichen Maaße. — Als Philipp sich, etwa ein Jahr später, mit Herzog Georg auszusöhnen wünschte, und Pack's Aufenthalt in Kassel ein Hinderniß der Annäherung schien, wurde dieser seiner Haft entlassen, irrte lange Zeit bettelnd und verlassen im nördlichen Deutschland umher, und erhielt endlich in den Niederlanden, wo er auf Ersuchen seines ehemaligen Herren ergriffen ward, seinen längst verdienten Lohn durch das Schwert des Henkers. Vorher hat er auf der Folter den verübten Betrug mit allen seinen Umständen bekannt.

Das Ergebniß dieses Handels war keineswegs günstig für die neugläubige Partei. — Der Kaiser, entrüstet über die freche Gewaltthat, der in so plumper Weise ein Schein des Rechts geliehen werden sollte, hatte von Spanien aus dem Landgrafen und dem Kurfürsten von Sachsen einen ernsten Verweis zukommen lassen. Sogar das Reichsregiment ermannte sich in seinen Ausschreiben zu einer kühnern Sprache gegen die Opposition. — Was dieser aber am empfindlichsten seyn mußte war der Umstand, daß sie durch das Mißglücken der Intrigue augenscheinlich die Gunst der öffentlichen Mei-

nung unter den Reichsständen verscherzt hatte, und sich von diesen mit einer an Geringschätzung gränzenden Kälte behandelt sah. Leider fehlte es, dießmal wie so häufig, den Verfechtern des Rechts und der Wahrheit an der thatkräftigen Entschlossenheit diese günstige Wendung der Dinge rasch zu benutzen. Philipp stand an der Spitze einer Partei, welche, wenn es erlaubt ist, heutige Kunstwörter auf Verhältnisse des sechszehnten Jahrhunderts zu übertragen, trotz des fürstlichen Ranges ihrer Häupter, nicht minder politisch-radikal genannt werden muß, wie jene Ritter und Bauern, welche vor ihm im Namen der nämlichen neuen Glaubenslehre den Umsturz der Reichsverfassung versucht hatten. Das Wesen dieser Faction, wie des Radikalismus überhaupt, lag und liegt damals wie heute darin, daß sie die religiöse und sittliche Grundlage der bisherigen Gesellschaft läugnete, den Glauben, auf welchem alle Staatsverhältnisse jenes Zeitalters ruhten, als einen vom Erdboden zu vertilgenden Gräuel befehdete, und sich auf einen Standpunkt gestellt hatte, der die Möglichkeit eines Friedens, ja auch nur eines Waffenstillstandes oder einer vorläufigen Verständigung ausschloß. Dieser Partei, welche allein und ausschließlich durch unverzügliche Anwendung energischer Machtmittel gebändigt werden konnte, mit schonender Halbheit entgegentreten; hoffen, daß sie durch gütlich mildes Zureden sich bewegen lassen werde, die katholischen Gegner nicht länger als Diener und Anbeter des Teufels zu hassen und zu verachten; wähnen, daß jemals Nachgiebigkeit diese Extreme vermitteln, der bloße Lauf der Zeit diese zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft beschwichtigen werde; — sich, durch solche Berechnungen geleitet, rücksichtslosen, fanatischen Angreifern gegenüber auf die bloße Vertheidigung beschränken lassen; — dieß war der unverzeihliche Mißgriff und der Grundirrthum der katholischen conservativen Partei, nnd eine Schuld, an welcher das Reichsoberhaupt und seine Räthe den überwiegend größten Theil zu tragen haben.

Die völlige Nichtigkeit der Politik, welche der katholische Theil des Reichskörpers den der Neulehre zugethanen Glieder gegenüber bisher befolgt hatte, zeigte sich insbesondere auf dem Reichstage zu Speier (1529). Weit entfernt, der Partei des Irrthums mit derselben Entschiedenheit entgegen zu treten, mit welcher diese fortwährend den Glauben der Kirche in seinen Fundamenten angriff, beschränkten sich die Reichstagspropositionen darauf, ein Gesetz vorzuschlagen, welches bis zu einem künftigen Concilium den äußern Frieden im Reiche aufrecht erhalten sollte. — Kein Stand, so lautet der Antrag, sollte den andern des Glaubens wegen vergewaltigen, ihm geistliche oder weltliche Obrigkeit oder Güter entziehen, oder sonst zum neuen Glauben dringen. Der Artikel des letzten Reichstages von 1526, der jedem Reichsgliede erlaubte, sich bis zum künftigen Concilium so zu halten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten zu können glaube, sollte dagegen aufgehoben und vernichtet seyn, weil die willkührlichen Auslegungen gerade dieses Artikels vielfache Beeinträchtigungen fremder Gerechtsame herbeigeführt hätten. Diese Proposition wurde einem Ausschusse von neun katholischen, drei neutralen und drei neugläubigen Ständen übergeben, der durch Stimmenmehrheit ein im Sinne des Antrages lautendes Gutachten entwarf. — Hiernach sollte der Kaiser ersucht werden, binnen Jahresfrist ein allgemeines oder National-Concilium zu veranstalten. Inzwischen sollten jene Stände, welche das Wormser Edict bisher befolgt hätten, auch ferner dabei verharren, die andern aber, in deren Landen die neue Lehre eingeführt worden, und ohne Gefahr des Aufruhrs nicht wieder abgeschafft werden könne, sollten wenigstens bis zum künftigen Concilium alle weitern Neuerungen, so viel nur immer möglich, verhüten. — Insbesondere sollte die weitere Fortbildung der Irrlehre in Betreff des Altarsacramentes weder angenommen, noch öffentlich gepredigt, auch die Messe nicht abgeschafft werden. — An solchen Orten, wo die neue Lehre bereits eingeführt sey, solle wenig-

nigstens Niemanden verboten werden, Messe zu halten oder zu hören. Endlich sollten Schmähschriften und Reden verhindert, und gegen die Wiedertäufer ein neues Mandat publizirt werden.

Ohne Zweifel kann man diesem Antrage den großen Irrthum zum Vorwurfe machen, daß dabei auf den guten Glauben und die Ehrlichkeit der Gegner gerechnet, und demzufolge jene Entschiedenheit aufgegeben war, die sich noch im Wormser Reichsschluße aussprach. — Begreiflicherweise war aber dieser Einwand nicht geeignet, von der neugläubigen Partei erhoben zu werden. Dieser war gerade durch den vorgeschlagenen Reichsschluß völlige Freiheit: bei ihren vorgeblichen Ueberzeugungen und neugestalteten, gottesdienstlichen Uebungen zu verharren zugesichert, — nur sollte dasselbe Recht und dieselbe Freiheit auch den Katholiken für den alten Glauben und den alten Dienst zustehen. — Da Christus jedoch nur eine und nicht zwei Kirchen gestiftet, und unter widersprechenden Lehren nur eine die wahre seyn kann, so leuchtete von selbst ein, daß dieser Zustand der Spaltung ein der Einsetzung Gottes und der Natur der Offenbarung widersprechender sey. Er mußte daher so bald wie möglich aufgehoben werden, und der zu diesem Ende erforderliche Richterspruch konnte, nach den oftmaligen, eigenen Aufstellungen der Neugläubigen nur von einem Concilium ausgehen. — Mit einer solchen richterlichen Entscheidung und geordneten Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten vertrug sich aber begreiflicherweise die eigenmächtige, gewaltthätige Willkühr nicht, mit welcher einzelne Obrigkeiten und Privatpersonen Lehre und Gottesdienst bisher nach ihrem vereinzelten Gutdünken umgestaltet hatten. — Daher das Verbot weiterer Neuerungen, zugleich aber auch, in Folge eben dieses Grundsatzes: Ausschließung der Sacramentirer und der Wiedertäufer von der, bis zum nächsten Concilium eingeräumten Gewissensfreiheit; eine Maaßregel, auf welcher die Wittenberger Theologen bei weitem eifriger gedrungen hatten, als die treuen Anhänger der alten Kirche.

Von einer Verletzung des Gewissens der, der lutherischen Lehre anhängenden Reichsstände durch diesen Gesetzesvorschlag konnte also nur dann die Rede seyn, wenn man das Verbot der gewaltsamen Beeinträchtigung der katholischen Kirche für ungerechten Zwang, und den Vertilgungskrieg gegen den, von den Vätern überkommenen Glauben und Gottesdienst für eine unerläßliche Pflicht der Neuevangelischen ausgab. — Gerade dieser Grundsatz aber war das Fundament, auf den sich die letztern mit ihrem Widerspruche stellten, und jene berühmte Rechtsverwahrung, welche der neuen Partei für die kommenden Jahrhunderte den Namen gab, war nicht gegen eine etwaige, gewaltsame Unterdrückung des neuen Kirchenthums, sondern gegen den Anspruch des alten auf Gestattung seiner fernern, friedlichen Existenz gerichtet; sie kämpfte nicht für, sondern umgekehrt gegen die Gewissensfreiheit. — Nachdem nämlich auf den Einwand der Opposition: „daß in einer Sache, die Gottes Ehre und ihrer Seelen Wohlfahrt betreffe, die Mehrheit der Stimmen nicht entscheiden, und deßhalb von dem künftigen Concilium ihre Lehre nicht verdammt, noch ihnen davon abzustehen geboten werden könne", aus dem einfachen Grunde keine Rücksicht genommen werden konnte, weil sonst die Minderheit der Mehrheit Gesetze vorgeschrieben hätte, jede Aussicht auf friedliche Entscheidung des Streites aber für immer abgeschnitten gewesen wäre, — schritt die neugläubige Partei gegen die Annahme des erwähnten Reichsgutachtens am 19. April 1529 zu einer Protestation, der am 25. April eine förmliche Appellation „an den Kaiser und an das künftige, freie Concilium, dazu an jeden verständigen und unparteiischen, christlichen Richter" folgte. — Die Protestation fand, daß sie durch Annahme jenes, das einstweilige, friedliche Nebeneinanderbestehen beider Glaubensrichtungen bezweckenden Reichsschlusses, den Herrn und Heiland Jesum Christum und sein heiliges Wort, das sie ohne Zweifel pur, lauter, rein und recht hätten, verläugnen, und dem Herrn Christo Ursach geben würden, sie vor seinem himmlischen Va-

ter auch zu verläugnen. Wenn sie einwilligen wollten, daß die Messe da, wo sie noch statt finde, nicht abgeschafft werden solle, so möchte daraus verstanden werden, daß sie ihrer Prediger Lehren in diesem Stücke zuwider seyen, was doch, durch Gottes Gnade, mit nichten ihr Gemüth sey. — Was aber vollends die Zumuthung betraf, die Katholiken in ihren eigenen Städten, Flecken und Gebieten Messe lesen und hören zu lassen, so baten sie die Gegner selbst, zu bedenken, was daraus entstehen werde, selbst wenn die „päpstliche Messe" nicht wider Gott und sein heiliges Wort wäre, „was doch nimmermehr erhalten werden möge". Es müsse daraus nämlich bei dem gemeinen Manne, „sonderlich bei denen, die einen rechten Eifer zu Gottes Ehre und Namen haben", nichts weniger denn widerwärtiges Predigen, Aufruhr, Empörung und alles Unglück folgen, was zu gar keinem Frieden und Einigkeit dienen würde. — Da Deutschland sich heute schon ziemlichermaaßen von jenen schimpflichen Banden befreit hat, in welche eine consequente, dreihundertjährige Geschichtslüge es geschlagen hatte, so ist es dermalen kaum mehr nöthig zu beweisen, daß die sogenannte Reformation nicht die Eroberung der Geistes- und Gewissensfreiheit, sondern im Gegentheil: Knechtung der Gewissen für weltliche Zwecke beabsichtigt habe. Daher ist es nicht zum Beweise dieser Behauptung (welche heute von keinem einigermaaßen Unterrichteten mehr bezweifelt wird!) sondern nur zur Vervollständigung des Bildes jener Zeitverhältnisse nöthig, zu erwähnen, daß Luther dem Kurfürsten, seinem Herrn, dringend rieth, doch ja jenen Theil des Reichsgutachtens anzunehmen und in seinem Lande zu vollstrecken, der die ihm persönlich verhaßten Läugner des Sacramentes mit strenger Ausschließung, die Wiedertäufer aber mit peinlicher Strafe an Leib und Leben bedrohte. So wenig hatte, wie es in neuern Zeiten darzustellen versucht worden ist, die Protestation die Bestimmung, die individuelle Vernunft gegen die Autorität der Kirche in Schutz zu nehmen, oder die freie Schriftforschung

gegen die Unterwerfung unter das künftige Concilium zu verwahren, auf welches das Speirer Reichsgutachten ausdrücklich hinweist! Denn gerade an ein künftiges Concilium ging die Appellation der protestirenden Stände, obwohl diese, kraft jenes Mangels an Gradheit und Ehrlichkeit, der alle Schriften der neuen Partei bezeichnete, durch die hinzugefügte, jeder Deutung fähige Clausel: daß dieses Concilium ein freies seyn solle, so wie durch die gleichzeitige Berufung an jeden verständigen und unparteiischen, christlichen Richter, sich augenscheinlich die Möglichkeit offen halten wollten: jeden etwaigen, gegen ihre Irrthümer gerichteten Ausspruch eines Conciliums nicht minder zu verwerfen. So wollte der kirchliche Radikalismus, wie in unsern Tagen der politische, die Revolution um der Revolution, den Streit um des Streites willen, und jedem unbefangenen Beobachter mußte es nach diesen Vorgängen klar werden, nicht nur: daß mit diesen Gegnern ein Friede unmöglich sey, sondern daß die Anhänger der Neulehre, selbst im Falle des vollständigsten Sieges der letztern, kraft desselben Hochmuthes, der sie zum Kampfe gegen die christliche Kirche stachelte, Tags darauf in wüthender Erbitterung, immer auf's neue protestirend, sich selbst zerfleischen würden.

Der hier bezeichnete Fall war, als die neugläubigen Stände zu Speier protestirten, bereits eingetreten. Die Seele der Auflehnung gegen die Kirche war auch auf diesem Reichstage Landgraf Philipp gewesen, der sich dagegen, daß die Katholiken im Reiche unangefochten die Messe hören und lesen durften, auf sein Gewissen berufen hatte, welches ihm auch schon die bloße Gestattung dieser Gräuel, selbst für Andere, die doch augenscheinlich für sich selbst einzustehen hatten, bei Verlust seiner ewigen Seeligkeit verbiete. Wer Philipps ganze Handlungsweise erwägt, wird sich von vornherein eines merklichen Zweifels in Betreff der Aufrichtigkeit dieser Gewissensbangigkeit nicht erwehren können. Allein die

Fügung der Vorsehung wollte es, daß der glaubenseifrige Landgraf selbst durch sein Verhalten gegen die Läugner des Altarsacramentes der Nachwelt den Maaßstab zur Würdigung seiner Scrupel in Betreff der Messe geben sollte. — Im Schooße der neuen Glaubenspartei war nämlich geschehen, was in jeder, sich von der Kirche trennenden Secte kraft innerer Nothwendigkeit immer und zu allen Zeiten geschah und geschehen wird; die Schüler suchten den Meister in der Kunst der Verneinung zu übertreffen, und der Protestantismus bot damals schon das Bild eines vom Gipfel herabrollenden Steines dar, der, von dem sicheren Felsen der Autorität gelöst, durch zahllose Uebergangsstufen dem Stadium zueilte, welches er heute in seinen unläugbar geistvollsten Verfechtern erreicht hat. — Luther hatte in Hinsicht mehrerer Glaubenssätze die traditionelle, christliche Lehre bestritten, und somit, ohne es ursprünglich zu beabsichtigen, die Autorität der Kirche in allen Punkten angegriffen. Hatte er selbst an das Dogma vom Sacramente des Altars, vom Standpunkte einer vermeintlich freien Schrifterklärung aus, modelnd und ändernd Hand gelegt, so war auf eben dieser Grundlage Carlstadt, und nach diesem Zwingli, noch einen Schritt weiter gegangen; das Mysterium wurde geläugnet, und das, als ein bloßes, allegorisches Erinnerungszeichen aufgefaßte Nachtmahl des Herrn in den Kreis einer platt verständigen Auffassung gezogen. — Luther sah sich sonach plötzlich von einer Neuerung überflügelt, die seinen Grimm um so gewaltiger erregen mußte, als er sich nicht verhehlen konnte, daß diese neuere Irrlehre dem großen Haufen bei weitem mehr zusagen werde, als seine eigene Ansicht, die haltungslos und sich selbst widersprechend zwischen der altkirchlichen Lehre und der Auffassung der Sacramentirer in der Mitte stand. Daher sein Zorn gegen die zwingli'sche Partei, die er bekanntlich durch Berufung auf das Ansehen und die, durch fünfzehn Jahrhunderte befestigte Lehre der Kirche bestritt, und der er rund heraus erklärte: daß er oder sie des Satans Diener seyn müßten, weßhalb hier kein Recht und

Mittel zu finden sey. — Mag immerhin rein persönlicher Hochmuth bei ihm selbst das Hauptmotiv dieser Entrüstung gewesen seyn, so kann andererseits auch nicht geläugnet werden, daß er, wie viele andere Glieder seiner Partei, damals schon instinctmäßig ahnete, daß jede weitere Entwicklung des protestantischen Princips in dieser Richtung nothwendig und unabweislich jener Auflösung entgegen führen müsse, welche heute über die, von der Kirche getrennten Parteien hereingebrochen ist. Wenn also die strengern Anhänger Luthers, namentlich in Betreff der Abendmahlslehre, gerade diesem Fortschritte durch zähes Festhalten an jenen Ruinen des Kirchenglaubens begegnen wollten, welche vor den Augen ihres Meisters Gnade gefunden hatten, so lag darin, neben der Folgewidrigkeit, ohne Zweifel ein Rest von Anhänglichkeit an die Idee eines positiven Christenthums, der mehr Anerkennung verdient, als ihm in der Regel heute von dem zeitgeistigen Protestantismus selbst zu Theil wird. Hätte daher Landgraf Philipp, der sich gegen bloße Gestattung der Messe auf das Verbot seines Gewissens berief, hiebei wirklich aus einer, wenn auch noch so irrigen Ueberzeugung gehandelt, hätte er wirklich seine Seeligkeit an das neue Dogma gebunden gewähnt, — so hätte sich dieses nothwendig in seinem Verhalten gegen Jene zeigen müssen, die Luther wegen ihrer rationalistischen Auffassung des Altarsacramentes fast noch bestimmter wie die Papisten für verabscheuungswerthe Ketzer erklärte, deren Irrthum zu theilen überaus gefährlich und erschrecklich sey. — Seltsamer Weise spürte aber Philipp, wenn er dieser Lehre gegenüber sich auf einen völlig indifferentistischen Standpunkt stellte, nicht die mindeste Unruhe in seinem Gewissen, und jene Scrupel, die ihm schon der bloße äußere Friede mit den Katholiken erregte, schwiegen, trotz aller Bedrohungen und Ermahnungen Luthers, so bald es sich um Bündniß und wechselseitige Freundschaft mit den Sacramentirern handelte. Daher zeigt Philipp schon zu Speier während der Verhandlungen, welche der oben gewürdigten Pro-

testation vorausgingen, nach Rommel's Bericht, „dießmal durch den gewissenhaften, wenn gleich über die Folgen einer solchen Annäherung zu ängstlichen Melanchthon unterstützt, dem durch Luther irregeführten Kurfürsten, wie unchristlich, vorzeitig und unedel es sey, andersdenkende, nur in einem Punkt der Lehre abweichende Brüder" (die Sacramentirer), die man noch vergleichen könne, ungehört zu verdammen, und sie zu eigenem, unwiderbringlichem Schaden einem gemeinsamen Feinde Preis zu geben".

Hätte Philipp nur einen kleinen Theil dieser schonenden Rücksicht auf die Glieder der alten Kirche nehmen wollen, so wäre unserm Vaterlande, menschlichem Ansehen nach, die nun folgende, schmachvollste Periode seiner Geschichte erspart gewesen. Allein die leuchtende Idee seiner Politik war jener unversöhnliche Haß gegen das Papstthum, der das eigentlich unterscheidende, und genau genommen, das einzige Dogma des Glaubens bildete. — Dem gemäß verfolgte Philipp von der Speirer Protestation an zwei einander gegenseitig ergänzende Hauptzwecke: Vereinigung der von der Kirche getrennten Irrgläubigen zu einem compacten Bündnisse gegen die Katholiken, und Verhütung jedweder friedlichen Ausgleichung mit den, dem Glauben der Väter treu gebliebenen Gliedern des Reiches. In dieser letztgenannten Beziehung stand er mit den meisten Wortführern der neuen Meinung, und insbesondere mit Luther auf einem und demselben Boden. In der erstgenannten Beziehung gerieth er dagegen mit dem Stifter der neuen Religion in einen heftigen und langwierigen Zwist. — Luther, — wie bereits in frühern Darstellungen gezeigt ist, von Natur kein Heldenherz, hatte vollends durch Sickingen's und der Bauern verunglückte Wagnisse alles Vertrauen zu dem Glück der Waffen verloren. Dazu kam, daß er bei seinem Herrn, dem Kurfürsten, — nur für die, der Gemüthsart desselben entsprechenden Rathschläge auf Beifall und Zustimmung rechnen durfte. Der Hauptgrund der jetzt hervortretenden Abneigung Luthers gegen eigentlich kriegeri-

sche Unternehmungen lag aber ohne Zweifel darin, daß er sich nicht verhehlen konnte, wie jeder Krieg gegen den Kaiser fast unvermeidlich zu einem freundlichen Bündnisse mit seinen Todfeinden, den Sacramentirern, und in Folge dieser Annäherung zur Theilung, ja zur gänzlichen Vernichtung seiner Alleinherrschaft über die neue Religionspartei führen werde. — Umgekehrt war diese Gefahr der geringste Kummer des bereits in ganz moderner Weise indifferenten Landgrafen, und dieser neigte mit seiner persönlichen Ueberzeugung eben so stark dem Zwinglischen Rationalismus zu, als er, aus politischen Gründen, in Deutschland Uebereinstimmung mit Luther heucheln mußte. So standen die beiden Koryphäen der neuen Partei einander wie zwei geschickte Schachspieler gegenüber, deren jeder seine ganze Kunst aufbot, den Kurfürsten von Sachsen zu seiner Ansicht herüberzuziehen und den Plan des Gegners zu vereiteln, obwohl beide, da auch Luther den Landgrafen nicht entbehren konnte, es um keinen Preis zum offenen Bruche kommen lassen durften. So erklären sich die wunderlichen Schwankungen, die Widersprüche, die Winkelzüge in den vielfachen öffentlichen und geheimen Gutachten der Wittenberger Theologen aus jener Periode. Aus den kühnen Demagogen waren zahme, rücksichtsvolle Fürstendiener geworden. Luther, der vor sechs Jahren den Rittern und Bauern ganz andere Rathschläge gegeben hatte, fand jetzt im Sinne seines Herrn: daß die Fürsten des Kaisers Unterthanen seyen, und daß diese in keiner Weise das Recht hätten, ihre eigenen Unterthanen gegen das Reichsoberhaupt zu schützen. Dieß sey nicht besser, als wenn die Stadtvorsteher in Sachsen ihre Bürger gegen den Kurfürsten vertheidigen wollten.

An dieser hartnäckig festgehaltenen Ansicht des Wittenberger Reformators scheiterten geraume Zeit hindurch alle Bemühungen Philipps, einen, alle Außerkirchlichen umfassenden Bund zu Stande zu bringen. — Unmittelbar nach dem Speirer Reichstage hatten nämlich die Protestirenden auf einem

Convente zu Rotach im Coburgischen den Plan eines Bündnisses zum bewaffneten Schutze des neuen Glaubens verabredet, und die, der Zwinglischen Lehre zugethanen, oberländischen Städte waren bereits nach Schwabach bei Nürnberg eingeladen gewesen, um den Bundesbrief zu unterzeichnen, als plötzlich der Kurfürst von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg Bedenken äußerten, sich mit augenscheinlichen Ketzern in Verträge von so gewagter Natur einzulassen. — Das diesen Punkt betreffende Gutachten *) der Wittenberger Theologen zeigte zugleich, welches Urtheil sich über den Landgrafen innerhalb seiner eigenen Partei gebildet hatte. Das beabsichtigte Bündniß, meinten sie, sey auch des Landgrafen halber gefährlich, der ein unruhiger Mann sey. Wenn derselbe, wie er früher gethan, etwa Stifte und Klöster stürmen sollte, so würden sie hernach eines Gleichen beschuldigt werden, und das, was sie nicht gethan hätten (?), vertheidigen helfen". Umgekehrt liefert der Landgraf in einem Briefe an den Kurfürsten den Beweis, daß sein Treiben nicht, wie er vorgegeben, aus dem Glauben und dem Gewissen floß, sondern Interessen und Motiven ganz anderer Art seinen Ursprung verdankte. — Derselbe Mann, der vor einigen Wochen noch die schwere Verantwortung vor dem Richterstuhle Christi fürchtete, wenn man bis zur Entscheidung eines künftigen Conciliums Frieden mit den Katholiken halte, und sie nach ihrer Weise und Ueberzeugung Messe hören und lesen lasse, meinte jetzt: daß es unverantwortlich und thöricht seyn würde, fünfzig bis sechszigtausend Mitstreiter zurückzuweisen, und so das ganze Evangelium um eines Punktes willen, von dem weder der Glaube noch die Seeligkeit abhänge, auf das Spiel zu setzen. „Es ist nicht von Nöthen, daß wir uns so liederlich von einander trennen lassen, obwohl unsre Gelehrten um leichter, oder sonst disputirlicher Sachen willen, daran doch unser Glaube und Seligkeit nicht gelegen,

*) S. Menzel neue Geschichte der Deutschen Bd. I, S. 326 u. ff.

zweihellig sind. Denn so das (wäre) würde es alle Jahre neue Zwiespalt gebähren; denn je von Tagen zu Tagen und Jahren zu Jahren viel unnöthiger und disputirlicher Zweiungen in der Schrift sich für und wider zwischen den Gelehrten begeben. Wenn nun hierüber wir uns von einander trennen lassen, so unsere Gelehrten zweihellig wurden, wie oft hätten dann Euere Liebe und wir uns von einander thun müssen". — Allein der Kurfürst und Luther ließen den Städten siebzehn Artikel vorlegen, in welchen die Zwinglische Lehre sehr bestimmt verworfen war, und erklärten, daß das Bündniß nur geschlossen werden könne, wenn diese von den Städten unterzeichnet seyen. — Darüber zerschlugen sich, da die Gesandten zu diesem Schritte nicht bevollmächtigt waren, — vorläufig die Verhandlungen, und einstweilen unterblieb das Bündniß troß aller Vorstellungen und Bemühungen Philipp's.

Aber auch ein anderes Mittel schlug fehl, welches dieser gleichzeitig gewählt hatte, um die feindlichen Parteien innerhalb der neuen Kirche einander näher zu rücken. — Er hatte Zwingli und Luther, beide mit ihren theologischen Hauptgehülfen, auf das Fest des heil. Michael (1529) nach Marburg beschieden, wo, wie er freilich ohne Kenntniß des allgemeinen Charakters aller Sectenhäupter hoffte, ein freundschaftliches Gespräch ihre Meinungsverschiedenheiten ausgleichen sollte. — Zwingli war alsbald zu dieser Zusammenkunft bereit; — Luther und Melanchthon dagegen konnten, wie Rommel bemerkt, „ihre mißtrauische oder ängstliche Abneigung gegen eine solche Zusammenkunft nicht verbergen". — „Die Seele Luthers", meint eben dieser Geschichtschreiber, „befangen in dem Geheimniß des Wunders der Wesenverwandlung des Leibes Christi, welches der menschenfreundliche Stifter des christlichen Gedächtnißmahles nirgends seinen Schülern angedeutet, und nur die Autorität der alten Kirche zu einem Dogma erhoben, hatte noch Raum für andere Betrachtungen. Auf einem Standpunkte, den er früher der römischen Kirche streitig gemacht, und ohne es selbst zu ahnen, das für sich so

siegreich in Anspruch genommene Recht der Schriftauslegung Andern verkümmernd, war er um so fester entschlossen, den Schweizern nicht nachzugeben, als er sie in Verdacht einer heimlichen Beredung mit dem Landgrafen hatte und ihren Einfluß auf denselben, wie jede politische Verbindung fürchtete. Während er den ungewöhnlichen Vorschlag machte, daß zu diesem Gespräch der Unparteilichkeit wegen auch Papisten hinzugezogen würden, rieth Melanchthon heimlich dem Kurprinzen, ihnen die Verweigerung des Urlaubs zu verschaffen". — Dennoch fand in den ersten Tagen des October die berühmte Unterredung statt, bei welcher Luther die Worte der Einsetzung: Hoc est Corpus meum, vor sich mit Kreide auf den Tisch schrieb, und darauf hindeutend, alle oft schon von ältern und neuern Häretikern vorgebrachten, rationalistischen Einwendungen der Gegner von der Hand wies. Da bemerkten diese, wie Rommel weiter berichtet, „im gerechten Mißmuth, daß Luther den Satz, den er beweisen sollte, als bewiesen voraussetzte (petitio principii). Luther, der in Zwingli's des gewissenhaften Wahrheitserforschers Widerwillen gegen das Unerklärliche, und in der behutsamen Schriftgelehrsamkeit seiner Gefährten nur einen ketzerischen Meinungsstolz sah, blieb bei den Worten, die er abgerissen von dem, ein Gedächtniß-Mahl bezeichnenden Folgesatz, jeder menschlichen Auslegung entzog, schlug jeden Ausspruch des gesunden Menschenverstandes mit der Unbegreiflichkeit der göttlichen Macht darnieder, und verwandelte so die ganze dreitägige Unterredung in eine einseitige Protestation. So hemmte er, und er allein (Melanchthon schwieg), den Lauf der Reformation um drei Jahrhunderte". — Mehrmals drang der Landgraf auf „eine christliche Vereinigung". — Luther verhieß nur christliche Liebe, wie man sie auch den Feinden schuldig sey, und die Gegner trennten sich, ohne in dem streitigen Hauptpunkte sich näher gekommen zu seyn *). Landgraf Philipp aber soll

*) Zur Charakteristik der Formen, in welchen sich die Kirchenver-

dadurch, wie Rommel berichtet, „in seiner religiösen Toleranz und in der Abneigung gegen die spitzfindigen Streitigkeiten

besserer über das heiligste Geheimniß der Christen unterredeten, kann folgende Stelle aus dem Briefe eines Ohrenzeugen dienen, welche Rommel (Bd. IV, Anm. S. 25) mittheilt. Nachdem Luther einige gemeine Beispiele, daß man z. B. selbst Holzäpfel auf Gottes Befehl essen müsse, ohne zu fragen warum, angeführt und jede Allegorie verworfen hatte, sagt Zwingli: „dazu vermahnen wir euch auch, daß ihr Gott die Ehre geben, und von ewrer petitione principii abstandet, wir werden das wort Joh. 6. nit so ring von handen geben, da man eine klare Erlauterung hat vom waaren Essen des Leibs Christi, und Trinken seines Bluts, und werdet Ihr, Herr Doctor, mir anders müssen singen. Luther. Ihr redet aus Verbuest und Haß. Zwingli. Ich frag Euch ob nit Christus Joh. 6. den Unwissenden habe wollen auf ihr Fragen Bericht geben. Luther. Herr Zwingli, ihr wollends überboldern, das Ort Joh. 6. dient hieher nit. Zwingli. Nein, nein das Ort, bricht Euch Herr Doctor, den Hals. Luther. Rhümet Euch nit zu sehr, ihr sind in Hessen, nit in Schweiz. Man bricht nit also die Häls (fing sich dieser Worte sehr zu beklagen.) Zwingli. Im Schweitzerland helt man auch gut gericht und bricht man niemand die Häls wider Recht. Es ist aber eine Landsart bei uns also zu reden, wann wir verstehen, einer hab eine verlorne sach und werd nichts schaffen, sondern underliegen, als auch die Lehr Christi Joh. 6. die eure underthut". — Der Landgraf selbst mußte sich in's Mittel schlagen und Luther (der um so heftiger auffuhr, je ärger er sich im Gedränge fühlte) zur Ruhe ermahnen. „Der Doctor solt diese Art zu reden nit zu hoch aufnehmen". — Rommel, der Feind jeder Autorität in geistlichen Dingen, glaubt dennoch den Streit durch ein Citat aus den Werken eines der Väter seiner Kirche schlichten zu können, als Vorläufer dessen in mannigfacher Beziehung der „großmüthige" Landgraf gelten kann. Es sind die Worte Friedrichs II. von Preußen (Oeuvres compl. de Voltaire Tom. 87. 1785 an Voltaire. Der königliche Schutzherr der französischen Encyklopädie nennt hier die Abendmahlslehre der Kirche: le dogme le plus insultant, le plus injurieux à l'Etre suprême, le comble de la folie et de la démence.

der Theologen befestigt seyn, und eine immer tiefere Einsicht in das Wesen der Religion (welche kein Dogmensystem seyn soll) gewonnen haben". — Auch blieb er, sagt Rommel, „das Werk der evangelischen Vereinigung unermüdend fortsetzend, der Mittelpunkt beider Parteien; denn während er Luthers Lehre überhaupt, als den Grundstein deutscher Reformen, in den öffentlichen Reichssitzungen und gegen den gemeinschaftlichen Feind behauptete, war sein Herz den evangelischen, von Zwingli geleiteten Schweizern so zugethan, daß er nicht bloß ihre religiöse, sondern auch ihre politische Vertheidigung übernahm, und nach dem allzufrühen Tode des Züricher Glaubenshelden, mit dem er immer den vertraulichsten Briefwechsel unterhielt, die ihm und seinem Volke gewidmete Achtung auf Bullinger, den Nachfolger Zwingli's und den Vorgänger Calvin's, übertrug". — So glaubte also Philipp in seinem Herzen das Gegentheil von dem, was er in den öffentlichen Reichssitzungen behauptete. Mit diesem Zugeständnisse seines Lobredners sind auch wir vollkommen einverstanden.

Während es in dem System des Landgrafen lag, die Absichten des Kaisers mit den schwärzesten Farben zu malen, und seine Glaubensbrüder beständig durch das Schreckbild zu ängstigen, als beabsichtige Karl jeden Augenblick mit ungeheurer Heeresmacht über die Neuevangelischen herzufallen, war dieser von einem entscheidenden Schritte dieser Art fast noch weiter als jemals entfernt. — Unmittelbar nach ihrer Protestation auf dem Reichstage zu Speier hatten die neugläubigen Stände Boten an den Kaiser gesendet, welche dessen Gesinnung erforschen und ihn, wenn es möglich wäre, für die außerkirchliche Lehre günstig stimmen sollten. Einem derselben, Michael von Kaden, dem Syndicus von Nürnberg, hatte der Landgraf zu diesem Ende ein, von Lampert von Avignon in französischer Sprache verfaßtes Religionsbüchlein mitgegeben. Allein der Anschlag mißglückte völlig. Schon als die Gesandten das kaiserliche Hoflager in Piacenza erreichten, erklärte

ihnen zum übeln Vorzeichen der kaiserliche Hofmeister, Graf Heinrich von Nassau, an den sie empfohlen waren: „der Landgraf wolle ihn immer zum Sollicitator machen, das sey ihm aber wenig gelegen; auch die von Nürnberg hielten sich wenig danach, überhaupt gäbe es viele Deutsche, die nicht viel taugten“. — Dennoch brachten die Abgeordneten ihre Werbung an, erhielten aber nach vier Wochen einen Bescheid, der sie keineswegs zufrieden stellte. Die Protestation gegen den Beschluß der Mehrheit wurde verworfen, die Minderheit, unter Bedrohung der Ungnade des Kaisers, zum Gehorsam angewiesen. Als die Gesandten hierauf ihre Appellation bei dem Geheimschreiber des Kaisers anbringen wollten, wurde ihnen Verhaft bei Todesstrafe angesagt. Insbesondere erregte das Büchlein, welches Michael von Kaden wirklich dem Monarchen zugestellt hatte, dessen Unwillen um so mehr, als einige von der Gewalt der Obrigkeit handelnde Stellen desselben offenbar wiedertäuferische Grundsätze enthalten haben sollen. Schon meinten einige, der deutschen Zustände weniger kundige Spanier in Karls Umgebung, dieser freche Versuch, die Irrlehre dem weltlichen Oberhaupte der Christenheit nahe zu bringen, sey des Stranges am nächsten Baume würdig. Dennoch erhielten zwei jener Gesandten bald darauf ihre Entlassung und machten sich eiligst davon. Michael von Kaden aber, der als Gefangener bis nach Bologna mitgeführt war, durfte während der Vorbereitungen zur Krönung des Kaisers entfliehen. — Jene ernsten Maaßregeln hätten allerdings bei Freund und Feind die Erwartung rechtfertigen können, als wolle die Politik des kaiserlichen Hofes sich nun endlich zu einer kräftigen Behandlung der deutschen Religionswirren ermannen. — Allein das Ausschreiben des Kaisers, wodurch er zu dem, am 8. April 1530 in Augsburg zu eröffnenden Reichstage einlud, mußte alle diese Hoffnungen oder Besorgnisse auf das Bestimmteste widerlegen. — Für unsern Zweck ist es gleichgültig, zu untersuchen, ob der Kaiser wirklich, selbst nach der Speirer Protestation, noch immer den wahren

Charakter der kirchlich revolutionären Bewegung verkannt, oder ob er auf dem, von ihm eingeschlagenen Wege nichts habe gewinnen wollen als Zeit. — Genug, der eben erwähnte Erlaß zeigte zur Genüge, daß die unselige Politik derselben kleinmüthigen, überklugen und deßhalb in so fern gerade verderblichen Maaßregeln noch in endlose Weite hinausgesponnen werden sollte. Eben jenes Actenstück erklärt nämlich, wie es die Absicht Seiner Majestät sey, daß auf dem bevorstehenden Reichstage möglichster Fleiß angewendet werde: „alle eines jeglichen Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütlichkeit zu hören, zu verstehen und zu erwägen, dieselben zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles, so zu beiden Theilen nicht recht sey ausgelegt oder gehandelt, abzuthun", — und auf diesem Wege zur einigen und wahren Religion zu gelangen.

Es liegt nicht in der Absicht der nachfolgenden Darstellung, eine Geschichte der Verhandlungen des Augsburger Reichstages zu liefern, — der einen der Hauptwendepunkte in der Entwickelung der deutschen Glaubensspaltung ist. Der Zweck desselben war: einen Vergleich zwischen der alten Kirche und der Parthei der neuen Lehre zu stiften. Zu diesem Ende war Luther, der ohnedieß als ein Geächteter nicht vor den Augen des Kaisers erscheinen durfte, in Coburg zurückgeblieben, und die Verhandlung mit den Katholiken von den protestirenden Fürsten dem leisetretenden, fügsamen, listigen Melanchton übertragen worden. — Ob dieser, der die Gesinnungen seiner Glaubensgenossen ohne Zweifel kennen mußte, wirklich im guten Glauben eine Vereinbarung für möglich gehalten, oder ob er bloß Mäßigung heuchelnd, in seinem Herzen die Hoffnung gehegt habe, die katholischen Gegner überlisten zu können, — dieß möge hier einstweilen dahin gestellt bleiben. Am sechsten Juli schrieb er an den päpstlichen Legaten einen Brief, der im schroffesten Gegensatze zu der bisherigen Lehre und Handlungsweise der Außerkirchlichen stand. „Wir haben heißt es darin, keine von der römi-

schen Kirche verschiedene Lehre; wir sind auch bereit derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, welche sie stets gegen alle Menschen gebraucht hat, einiges wenige entweder übersieht, oder fahren läßt, was wir jetzt nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten. Wir verehren den römischen Papst und die ganze Kirchenverfassung, wenn nur der Papst uns nicht verwirft. Warum aber sollten wir demüthig Bittende verworfen, warum mit Feuer und Schwert verfolgt werden, da die Einigkeit so leicht hergestellt werden kann? Es ist eine unbedeutende Verschiedenheit in den Gebräuchen, die der Aussöhnung entgegen zu stehen scheint. Aber die Kanones selber räumen ein, daß Eintracht der Kirche neben Verschiedenheit in solchen Stücken statt finden könne". — Aber an demselben 6. Juli ließ Luther in Coburg eine, an den Erzbischof von Mainz gerichtete Auslegung des zweiten Psalms ergehen, in welcher er den bittersten Hohn und die giftigsten Schmähungen über den Papst, den Kaiser und die katholischen Fürsten ausschüttet, mit welchen die neue Parthei, nach Melanchton's Versicherung so sehnlich eine Aussöhnung wünschte. — „Wir Deutsche hören nicht auf, dem Papste und seinen Welschen zu glauben, bis sie uns bringen, nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn deutsche Fürsten in einander fielen, das möchte den Papst das Florenzische Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnte und sagen: da ihr deutschen Bestien, ihr wollet mich nicht zum Papst haben, so habet das! Ich bin kein Prophet, aber ich bitte euch Herren alle, sehet euch wohl vor, und lasset euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit dem Papst und den seinen handelt, sonder mit eitel Teufeln; denn es sind auch eitel Teufelstücke dahinter, das weiß ich". — Andrerseits war man aber auch in Rom über die, in dieser Schmähschrift dargelegte wahre Gesinnung der Parthei vollständig im Klaren. Dann wieder um an eben demselben Tage (6. Juli) war dort in einer, mit den Cardinälen gehaltenen Congregation der Beschluß gefaßt,

daß die Forderungen der Protestanten (die sich um fünf Hauptpunkte drehten; Laienkelch, Priesterehe, Aufhebung des Meßkanons, Behalten der eingezogenen Kirchengüter und Conzilium) den Kirchengesetzen zuwider und deßhalb gänzlich zu verwerfen seyen. So konnte, troz aller Hoffnungen, mit denen zu Augsburg eine Zeitlang beide Theile selbst sich täuschen mochten, von einer Beilegung des verderblichen Zwiespalts auf diesem Wege nicht die Rede seyn. — Aber selbst wenn diese an sich unübersteiglichen Hindernisse nicht schon einer Ausgleichung der Theologen im Wege gestanden hätten, so darf nicht übersehen werden, daß der Friede keineswegs mehr allein in deren Händen lag, sondern daß das politische Interesse, welches sich dem kirchlichen Zerwürfnisse beigemischt, die Natur desselben geändert, und die Entscheidung in die Hände der protestantischen Fürsten gelegt hatte, von denen sich weder erwarten ließ, daß sie die Vortheile, welche der Kirchenzwist ihnen abgeworfen hatte, herausgeben, noch daß sie geneigt seyn würden, den mächtigsten Hebel der Opposition gegen die kaiserliche Gewalt sich gutwillig aus den Händen winden zu lassen. — Ihnen galt es gerade die Wunde der Religionsspaltung offen zu halten, und die Geschichte des Augsburger Reichstages zeigt, daß der Landgraf Philipp nicht minder wie der, dem Kurfürsten an Verstand und Willenskraft bei weitem überlegene, sächsische Kanzler Brück in Advokatenkünsten zur Verhinderung jeder friedlichen Ausgleichung unerschöpflich waren.

Schon vor dem Beginn des Reichstags hatte der Landgraf, der Anfangs gar nicht die Absicht hatte in Person zu erscheinen, eine Instruction für seine Gesandten entworfen, welche deutlich bewieß, daß nicht die neugläubigen Theologen es waren, von deren Willensmeinung und Gutdünken die Entscheidung des Religionsstreites abhieng, sondern daß die Fürsten, ihre Herren, diese wie jede andere politische Angelegenheit in den Bereich ihrer Politik gezogen hatten. — „Ob dann beschlossen wurde“ heißt es in diesem Actenstücke, „daß

schen Kirche verschiedene Lehre; wir sind auch bereit derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, welche sie stets gegen alle Menschen gebraucht hat, einiges wenige entweder übersieht, oder fahren läßt, was wir jetzt nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten. Wir verehren den römischen Papst und die ganze Kirchenverfassung, wenn nur der Papst uns nicht verwirft. Warum aber sollten wir demüthig Bittende verworfen, warum mit Feuer und Schwert verfolgt werden, da die Einigkeit so leicht hergestellt werden kann? Es ist eine unbedeutende Verschiedenheit in den Gebräuchen, die der Aussöhnung entgegen zu stehen scheint. Aber die Kanones selber räumen ein, daß Eintracht der Kirche neben Verschiedenheit in solchen Stücken statt finden könne". — Aber an demselben 6. Juli ließ Luther in Coburg eine, an den Erzbischof von Mainz gerichtete Auslegung des zweiten Psalms ergehen, in welcher er den bittersten Hohn und die giftigsten Schmähungen über den Papst, den Kaiser und die katholischen Fürsten ausschüttet, mit welchen die neue Parthei, nach Melanchton's Versicherung so sehnlich eine Aussöhnung wünschte. — „Wir Deutsche hören nicht auf, dem Papste und seinen Welschen zu glauben, bis sie uns bringen, nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn deutsche Fürsten in einander fielen, das möchte den Papst das Florenzische Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnte und sagen: da ihr deutschen Bestien, ihr wollet mich nicht zum Papst haben, so habet das! Ich bin kein Prophet, aber ich bitte euch Herren alle, sehet euch wohl vor, und lasset euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit dem Papst und den seinen handelt, sonder mit eitel Teufeln; denn es sind auch eitel Teufelstücke dahinter, das weiß ich". — Andrerseits war man aber auch in Rom über die, in dieser Schmähschrift dargelegte wahre Gesinnung der Parthei vollständig im Klaren. Dann wieder um an eben demselben Tage (6. Juli) war dort in einer, mit den Cardinälen gehaltenen Congregation der Beschluß gefaßt,

daß die Forderungen der Protestanten (die sich um fünf Hauptpunkte drehten; Laienkelch, Priesterehe, Aufhebung des Meßkanons, Behalten der eingezogenen Kirchengüter und Conzilium) den Kirchengesetzen zuwider und deßhalb gänzlich zu verwerfen seyen. So konnte, trotz aller Hoffnungen, mit denen zu Augsburg eine Zeitlang beide Theile selbst sich täuschen mochten, von einer Beilegung des verderblichen Zwiespalts auf diesem Wege nicht die Rede seyn. — Aber selbst wenn diese an sich unübersteiglichen Hindernisse nicht schon einer Ausgleichung der Theologen im Wege gestanden hätten, so darf nicht übersehen werden, daß der Friede keineswegs mehr allein in deren Händen lag, sondern daß das politische Interesse, welches sich dem kirchlichen Zerwürfnisse beigemischt, die Natur desselben geändert, und die Entscheidung in die Hände der protestantischen Fürsten gelegt hatte, von denen sich weder erwarten ließ, daß sie die Vortheile, welche der Kirchenzwist ihnen abgeworfen hatte, herausgeben, noch daß sie geneigt seyn würden, den mächtigsten Hebel der Opposition gegen die kaiserliche Gewalt sich gutwillig aus den Händen winden zu lassen. — Ihnen galt es gerade die Wunde der Religionsspaltung offen zu halten, und die Geschichte des Augsburger Reichstages zeigt, daß der Landgraf Philipp nicht minder wie der, dem Kurfürsten an Verstand und Willenskraft bei weitem überlegene, sächsische Kanzler Brück in Advokatenkünsten zur Verhinderung jeder friedlichen Ausgleichung unerschöpflich waren.

Schon vor dem Beginn des Reichstags hatte der Landgraf, der Anfangs gar nicht die Absicht hatte in Person zu erscheinen, eine Instruction für seine Gesandten entworfen, welche deutlich bewieß, daß nicht die neugläubigen Theologen es waren, von deren Willensmeinung und Gutdünken die Entscheidung des Religionsstreites abhieng, sondern daß die Fürsten, ihre Herren, diese wie jede andere politische Angelegenheit in den Bereich ihrer Politik gezogen hatten. — „Ob dann beschlossen wurde“ heißt es in diesem Actenstücke, „daß

man die Mönche und Nonnen widder einsetzen solt; item daß die so noch in Klöstern nit mochten daruß gehen und zu ehelichem Stande treten; item daß Pfaffen nit sollten Eheweiber haben, oder Ihnen dasselbig hinfüro frei stehen; item daß man den geprauch des Sacrament deß Nachtmals Christi, wie von Christo eingesetzt, nit halten sollt; item daß man den Bapst vor den oberisten in der Kirchen halten solt; item daß man die Messe oder sonst andere Ceremonien in der Kirche halten sollt", — u. s. w. u. s. w. so sollen die Gesandten in keines dieser Stücke willigen, sondern im Namen ihrer Herrn protestiren *). An diese Instruction schloß sich der Befehl in keine Türkenhülfe zu willigen, so weit selbige die Wiedereroberung von Ungarn beträfe. Das weitere Benehmen Philipps auf dem Reichstage, wo er dennoch endlich nach mannigfachem Sträuben erschienen war, ist bekannt. Seine Parthei rühmt es heute noch als eine Heldenthat, daß er bei der Benediction in der Domkirche, wo die neugläubigen Fürsten ihre Abweichung vom Glauben der Kirche auf jede Weise an den Tag zu legen suchten, sich lächelnd hinter einen Leuchter versteckt habe. Hatte er schon früher nach dem Fehlschlagen des Marburger Religionsgespräches geäußert: er fürchte daß Luther durch seine Abendmahls-Erklärung und durch seine Privatabsolution das papistische Reich wieder aufrichte **), so darf es nicht befremden, daß er auch zu Augsburg in einem Tischgespräche äußerte: er sey völlig der Meinung Zwingli's zugethan. — Dennoch unterschrieb er, als es ihm nicht gelang die Lutheraner mit den vier oberländischen Städten zu vergleichen, welche auf dem Reichstage ein besonderes Bekenntniß überreichten, die Augsburgische Confession, worin die abweichende Erklärung der Zwinglianer mit dürren Worten verdammt wird. — Solchem Mangel an Auf-

*) S. Duller. Neue Beiträge zur Geschichte Philipp's des Großmüthigen. S. 8.

**) Rommel a. a. O. Band. IV. Anmerkungen S. 28.

richtigkeit gegenüber konnte auch der Kaiser wenig ausrichten, wenn er dem Landgrafen in einer langen mündlichen Unterredung seine vielfache Ungebühr vorhielt, und ihn durch gütliches Zureden zu seiner Pflicht zurückführen suchte. — Philipp schützte nach einiger Zeit eine Krankheit seiner Gemahlin vor und bat um Entlassung. — Ohne die Antwort hierauf zu erwarten, entfloh er am Abende des 6. August heimlich aus einer Seitenpforte der Stadt, und überließ mehreren zurückgelassenen Räthen das mißliche Geschäft, durch Erklärung seines Widerspruchs jede Hoffnung der Katholiken auf friedliche Ausgleichung des Haders zu vernichten. —

Ohne Zweifel haben zu diesem Schritte mehrere Gründe mitgewirkt. Daß er während seiner Anwesenheit in Augsburg stark im Spiele verlor, hat gewiß dazu beigetragen ihm seinen dortigen Aufenthalt zu verleiden. — Außerdem sollte seine Abreise dazu dienen ihn unangenehmen Verhandlungen mit den Grafen von Nassau zu entziehen, mit welchen er wegen der Grafschaft Katzenellenbogen einen weitaussehenden Rechtsstreit hatte. Einem ihm angetragenen Vergleiche, auf den er sich bereits zu tief eingelassen, glaubte er nur durch eine fluchtähnliche Entfernung entgehen zu können. Ganz besonders aber waltete der Wunsch bei ihm vor, durch dieses Mittel die Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten mit dem Kaiser und den katholischen Ständen zu verhüten. — Wenn Melanchthon ihn wegen seiner offenbaren Hinneigung zum Zwinglianismus beargwohnte, so schien ihm dagegen Melanchthon's nicht einmal aufrichtig gemeintes Eingehen auf die Friedensvorschläge der Katholiken, die Sache der kirchlichen Opposition bereits auf viel zu gewagte Weise bloß zu stellen. — „Greift dem vernünftigen, weltweisen, verzagten, ich darf nicht wohl mehr sagen, Philippo in die Würfel“, — schreibt er an seine in Augsburg zurückgelassenen Räthe *), —

*) Dieß Schreiben bekundet deutlich seine Abneigung gegen jeden Frieden mit der Kirche und gibt den klarsten Aufschluß über seine Flucht. (S. Menzel Bd. I., S. 387. Note.)

indem er die, schon vor dem Beginn des Reichstages ihnen ertheilten Weisungen wiederholt. —

Unter diesen Umständen konnte es nicht leicht ausbleiben, daß der Kaiser jenen Zweck völlig verfehlte, den er auf dem Wege der Vergleichsverhandlungen verwirklichen zu können gehofft hatte. — Der Reichstag zu Augsburg hatte die außerkirchliche Parthei ohne allen Zweifel stärker gemacht. — Diese hatte, obwohl vielfach in sich gespalten und uneinig, ein, wenn gleich in seiner Fassung auf Schrauben gestelltes und von vornherein auf Täuschung der Gegner berechnetes, aber dennoch als Partheizeichen wichtiges Symbol gewonnen; sie hatte den Glauben der Kirche ungestraft beschimpft und verhöhnt, und im Angesicht des Reiches dem Kaiser getrotzt; sie hatte die Erfahrung gemacht, daß dieser nicht geneigt oder selbst nicht im Stande sey, seinen Drohungen fühlbaren Nachdruck zu geben. — Dieß aber war zu allen Zeiten die gefährlichste Blöße, welche die Sache des Rechts und der Ordnung sich dem Radikalismus gegenüber geben kann. — Zwar erließ der Kaiser in Uebereinstimmung mit den katholischen Ständen einen Reichsabschied, der in drohenden Wendungen den Widerstrebenden Gehorsam gegen den Kaiser, und binnen einer Frist von sechs Monaten Rückkehr zur alten Kirche gebot. Aber mehrere katholische Fürsten schwächten aus kurzsichtiger Gutmüthigkeit oder Verzagtheit, den günstigen Eindruck dieses Ernstes durch begütigende Erklärungen, die sie der Opposition unter der Hand zukommen ließen. Die Neugläubigen aber legten auch gegen diesen Reichsabschied Verwahrung ein, und verweigerten, wie sie es sich schon früher vorgenommen hatten, die Türkenhülfe und die Beiträge zur Unterhaltung des Reichskammergerichts. —

Die verderblichste Folge der verfehlten Politik der Conservativen zeigt sich aber erst nach Beendigung des Reichstags. — Bisher hatten sich die sächsischen Theologen einem, auf gewaltsame Auflehnung gegen das Reichsoberhaupt gerichteten Bündnisse beharrlich widersetzt. Jetzt gelang es dem

Landgrafen, Luther zu seiner Ansicht zu bekehren. — Schon früher hatte er ihn gebeten *), durch seinen Rath den Kurfürsten zur Verweigerung der Türkenhülfe bestimmen zu helfen. Nach beendigtem Reichstage zu Augsburg erließ er (Freitag nach Galli 1530) auf's neue ein Schreiben an den Wittenberger Reformator, in welchem sich der Geist des Staatsrechts, dem die neue Glaubensrichtung im Reiche fortan huldigte, deutlich und vollständig abspiegelt. — Der Landgraf gibt dem Oberhaupte der neuen Kirche die Gründe an die Hand, welche die beabsichtigte Empörung gegen den Kaiser rechtfertigen sollen **). — „Zum ersten ist der Fall im neuen Testament nit beschrieben, auch bei der Apostel Zeit nach meinen Wissen nit vorhanden gewest, als nemlich daß ein Oberkeit, die ein Land erblich inhab, den Glauben angenommen und nochmals von einer großen Obrigkeit verfolgt sey. Zum andern ist mit den deutschen Fürsten viel ein ander Ding, denn mit den vor zeiten, die schlecht Landpfleger gewest seyn und nit Erbherren. Die welschen Fürsten haben auch solche Freiheit nit. Darzu auch das Herkommen dermassen nit hergebracht wie die Deutschen". — Der Kaiser habe sodann nicht das Recht, irgend einen mittelbaren Reichsunterthanen gefangen zu nehmen, wenn er seines Fürsten Recht leiden wolle. — Deshalb sey es den Fürsten erlaubt, die Prediger gegen den Kaiser zu schützen und zu handhaben. — Der Kaiser habe überhaupt nicht das Recht, einen Gulden von den Ständen zu fordern. „So aber ein Kaiser etwas mit Bewilligung gemeiner Stände erlangt, das ist man Jme schuldig zu geben gewest. Zum dritten ist war, das der Kaiser uns so wohl gelobt und geschworen ist als wir Jme, und wir sind Jme nicht allein geschworen, sondern Ihm und dem Reich zugleich. So nu der Kaiser uns nicht hält, so

*) Das Datum dieses Briefes ist Donnerstag nach Nicolai 1529. S. Rommel Urkundenband S. 32.

**) Rommel Urkundenband S. 43.

hat er sich selbst zu einer gemeinen Person gemacht und kann nicht mehr vor einen rechten Kaiser angesehen werden, sondern vor ein Friedbrecher voran. Deweil er kein Erbkaiser, sondern ein geweiter Kaiser ist". Einen vierten Grund, der die Auflehnung beschönigen soll, holt der Landgraf aus der oftmals abgegebenen Erklärung des Kaisers her, daß in kirchlichen Dingen nicht er, sondern das Concilium Richter seyn könne. — Den Einwand aber, daß der Reichsschluß die Zustimmung der Mehrheit aller Stände habe, beseitigt fünftens der Briefsteller in einer Weise, die deutlich zeigt, daß die Methode, in der der Radikalismus zu argumentiren pflegt, sich seit dreihundert Jahren nicht im geringsten geändert habe. Es ist nicht wahr, daß sich alle Stände einmüthig mit dem Kaiser verglichen haben. „Ich weis Ihr eines Theils die habens thun müssen, aus Furcht der Juden, wie man spricht". — „Ob auch der andern Stände schon mehr wären, so seynd es doch die geringsten und kumen durch Finantzen und ihrs eigen Nutz halben in disse Sach, und darumb sollen sie billig verworfen werden". Hierhin gehörten vornämlich die Bischöfe, die der „evangelischen" Sache um ihres Geitzes willen Feind seyen, auch die zornigen Fürsten die etliche Personen deshalb haßten, weil diese ihnen ihre Laster angezeigt hätten. „So nun solche heftige und eigennützige Leut bei seit werden gethan, und ihre Stimmen nicht gelten, wie es in Wahrheit billig seyn sollt, so steht der Kaiser allein". — Dieses wollte der Landgraf „nach seiner Einfall" dem Haupte der neuen Kirche angezeigt haben, „dem nach Eurer Vernunft, da Ihr von Gott höchlich begabt, weiter nachzudenken". — Zum Schluße meint Philipp auch, die Böhmen hätten sich gegen Kaiser und Reich aufgelehnt, und Gott habe ihnen dennoch Sieg und Ueberwindung gegeben. „Es hat auch wohl Gott Mehreren geholfen gegen den Kaiser und Andere, die mit Gewalt ohn Recht haben mit ihren Unterthanen gehandelt. Exempeln: man sehe an, wie ein kleiner Hauf Schweitzer die Herren von Oestreich und etlich Kaiser geschlagen haben, wie-

wohl dieß Exempel in diese Sach nicht höret". — Und solchen Documenten gegenüber wagen selbst heutzutage noch so viele Historiker den innern, nothwendigen, unabweislichen Zusammenhang zwischen der Revolution des sechszehnten und der des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Abrede zu stellen! Uebrigens ist nicht schwer nachzuweisen, daß die Beweisführung in diesem Schreiben auf dem unhaltbaren Fundament treuloser Sophistik beruht. — Allerdings waren die deutschen Fürsten keine „schlechten Landpfleger", und freilich kannte kein anderes Land solche Freiheit seiner Stände. — Eben jene Freiheit, die oft schon zu gewaltigen, aber vorübergehenden Kämpfen zwischen dem Oberhaupte des Reichs und den Vasallen geführt hatte, war überhaupt nur unter der Bedingung denkbar, daß ein und derselbe religiöse Glaube als ein geheimnißvolles, geistiges Band der Liebe Haupt und Glieder umschloß. — Nur auf diesem Boden konnten ächte Vaterlandsliebe Ehrfurcht vor der Ueberlieferung, Achtung vor dem Rechte des Andern, und freiwillige Hingebung des Einzelnen an das Interesse der Gesammtheit gedeihen. — Die Einheit dieses Glaubens zerreißen, hieß die Grundlage des Reiches und die nothwendige Bedingung jeder möglichen Einmacht der deutschen Völker vernichten. Solche Gründe endlich wie die, aus welchen Philipp den Beschluß der Mehrheit der Stände ansieht, konnte begreiflicherweise Jeder geltend machen, der mit seiner Ansicht in der Minorität blieb, da Jeder, zumal ohne Beweis, die Ansicht des Gegners dem Irrthum oder der Leidenschaft zuschreiben kann. Daraus folgte von selbst, daß fortan nicht mehr die Majorität entscheiden konnte, und dieß hat der Protestantismus wirklich im Laufe der Erörterungen verlangt und durchgesetzt. Was aber das Schicksal eines Gemeinwesens seyn muß, welches sich auf diese Grundsätze stellt, — dieß hat die weitere Geschichte des Reiches bis zu seinem Untergange sattsam bewiesen. —

Alle diese Erwägungen, die auch damals schon jeder Unbefangene leicht hätte anstellen können, verfehlten ihre Wir-

kung auf das Gemüth der Häupter des neuen Glaubens. Luther trat der kriegslustigen Meinung seines bisherigen Gegners, des Landgrafen, vollständig bei, und machte diese Aenderung seiner Ansicht über die Rechtmäßigkeit der Empörung gegen eine katholische Regierung der Welt in einer seiner heftigsten Flugschriften, unter dem Titel: „Warnung an meine lieben Deutschen" bekannt. Der wüthende Grimm gegen die erneuerte Verdammung seiner Lehre durch den Kaiser und die katholischen Stände scheint dießmal seinen Zorn gegen die Sakramentirer, welcher ihn bisher gegen den Krieg gestimmt hatte, überwogen und in den Hintergrund gedrängt zu haben. „O ihr Unseligen alle", ruft er in diesem Anfalle von Tobsucht aus, „die ihr auf des Papstes Seiten seyd gewesen zu Augsburg! Es werden sich eurer schämen müssen ewiglich alle eure Nachkommen, und nicht fröhlich hören euch nennen, daß sie solch unselige Vorfahren gehabt haben". — Diese Flüche noch überbietend meint er, es sollte eben deßwegen billig „jeden Deutschen gereuen, daß er deutsch geboren wäre und ein Deutscher heißen solle". — „Wo es zum Kriege kömmt, (da Gott mit aller Gnade für sey!) so will ich das Theil, so sich wieder diese mörderischen und blutgierigen Papisten zur Wehre setzet, nicht aufrührisch gescholten haben noch schelten lassen; sondern will's lassen gehen und geschehen, daß sie es eine Nothwehr heißen, wie es dann wohl seyn mag, und will sie damit in's Recht und zu den Juristen weisen. Denn in solchen Fall, wenn die argen Mörder und durstigen Bluthunde kriegen und morden, sengen und brennen wöllen, so ist es auch in der Wahrheit kein Aufruhr, sich wider sie zu setzen und wehren, und also Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Armen und Bedrängten in ihrer Gefahr zu retten, und wenn's möglich zu schützen. — Man muß nicht alles aufrühererisch seyn lassen, was die Bluthunde aufrührisch schelten. Denn damit wollen sie aller Welt das Maul und die Faust binden, daß sie Niemand weder mit Predigen strafen, noch mit der Faust sich wehren solle, und

sie ein offen Maul und freie Hand behalten; wollen also durch den Namen der Aufruhr alle Welt schrecken und fahen, sich selbst aber trösten und sicher machen. Nein, lieber Gesell, man müßte dir dein Definition und Deutung anders vorlegen; Aufruhr ist nicht, wenn einer wider das Recht thut; sonst müßte Uebertretung des Rechten Aufruhr heißen; sondern der heißt ein Aufrührer, der die Obrigkeit und Recht nicht leiden will, sondern greift sie an und streitet wider sie, will sie unterdrücken und selbst Herr seyn und Recht stellen, wie der Müntzer thät; das heißt recht ein Aufrührischer. Daß alle die Gegenwehr wider die Bluthunde nicht aufrührerisch seyn kann; denn die Papisten fahen an, wollen kriegen und nicht Friede halten, noch den andern lassen, die doch gerne Frieden hätten; daß also die Papisten den Namen und der Tugend, so eigentlich Aufruhr heißt, viel näher sind. Denn sie haben gar kein Recht, weder göttlich noch menschlich, für sich, sondern handeln aus Bosheit, wider alle Rechte, als die Mörder, Bösewichte und Meineidige". — Zum Unglück für Deutschland wurden die trüben Aussichten, welche diese Herzensergießungen den Freunden des deutschen Vaterlandes eröffnen mußten dadurch noch mehr verdüstert, daß der Kaiser um eben jene Zeit die Wahl seines Bruders des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige betrieb. Dadurch ward eine Entzweiung mit Bayern herbeigeführt, welche die katholischen Stände auf die verderblichste Weise spaltete, und den Widerstand gegen den gemeinsamen Feind des Glaubens und der deutschen Eintracht in einem der entscheidendsten Augenblicke lähmte. Die nächste Folge hiervon war: daß die protestirenden Stände auf besonders thätigen Betrieb des Landgrafen, trotz des Kleinmuths mehrerer ihrer Glieder, am 27. Febr. 1531 jenes Bündniß schlossen, welches von der Stadt Schmalkalden, wo es unterzeichnet wurde, seinen Namen trägt. So hatte Landgraf Philipp wenige Jahre noch nach den Pac'kischen Händeln genau dasselbe bewirkt, wessen er damals die katholischen Stände, der Wahrheit zuwider, beschuldigt hatte

LII.

Das katholische Krankenhaus in Berlin.

Schon vor einiger Zeit gelangte die Kunde zu uns, daß die katholische Gemeinde in Berlin den Plan entworfen habe, daselbst ein katholisches Krankenhaus, welches den barmherzigen Schwestern übergeben werden soll, zu errichten. Wer, wie wir, in der Lage ist, die segensreiche Wirksamkeit einer solchen Anstalt kennen zu lernen, konnte nicht anders als die lebhafteste Freude darüber empfinden, wenn er nur einige Vorstellung davon hat, in welcher von allem kirchlichen Trost und Segen verlassenen Lage Viele von den zahlreichen katholischen Einwohnern Berlins aus diesem irdischen Daseyn dahinscheiden müssen. Wir glauben daher unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die darauf bezügliche Aufforderung des Probstes an der St. Hedwigskirche an seine Pfarrgenossen mittheilen, die zugleich über Anlaß und Aussicht dieses wichtigen Unternehmens nähern Aufschluß gibt.

„Geliebte Pfarrgenossen! Am 20ten Juli 1847, mithin über drei Jahre, erscheint für uns alle der ewig denkwürdige Tag, an welchem vor hundert Jahren unter der glorreichen Regierung Friedrichs des Großen der Grundstein zu unserm prachtvollen Gotteshause feierlichst gelegt wurde“. —

„Diesen Tag auszuzeichnen, ist eine große Pflicht der Dankbarkeit für uns. Wodurch könnten wir denselben aber besser auszeichnen, als durch Gründung eines Instituts, welches von jeher als eine der schönsten Blüthen des christlichen Geistes und Lebens betrachtet wurde, eines Krankenhauses nämlich, in welchem die Noth des Armen durch den Trost pflegender christlicher Liebe gemildert und in Segen umgewandelt wird? Eine solche Anstalt fehlte uns bis heran gänzlich, so dringend wir auch derselben bedürfen. Unsere Gemeinde zählt der sorgfältigsten Berechnung zufolge alljährlich mehr als 900 Kranke. In dem hiesigen Charite-Krankenhause allein kommen jedes Jahr im Durchschnitte 425 Kranke zur Verpflegung, und die Anzahl derer, welche in ihren Wohnungen oder in Privatanstalten verpflegt werden, dürfte ohne Zweifel noch bedeutend erheblicher seyn. — Viele dieser Leidenden sind arm und von Allem entblößt, was die Noth der Krankheit einigermaßen zu lindern vermag. — Noch mehrere befinden sich in einer Lage, in welcher der Trost der Religion kaum Zutritt zu ihnen gewinnen, vielweniger die Herzen läuternd und belebend durchdringen und beseligen kann. Von all den Kranken von denen jährlich etwa 400 dahin sterben,

werden wohl noch keine 200 mit den heiligen Sacramenten versehen und so entweder zu einem gottseligen Tode oder zu einem neuen Leben nach wiedererlangter Gesundheit recht vorbereitet. Sie fahren, wie man leider! oft genug befürchten muß, in Sünden und Unbußfertigkeit dahin oder gesunden unter der Zuchtruthe der göttlichen Barmherzigkeit zur Fortsetzung eines sündhaften Lebens und zur Anhäufung gerechter Strafe am Tage des Gerichts. Die Gründung einer Anstalt also, in welcher der leiblichen und noch mehr der geistlichen Noth der Kranken geholfen werden kann, würde eine der größten Wohlthaten für unsere Gemeinde und zugleich vorzüglich geeignet seyn, das Andenken zu verherrlichen, welches an den 20. Juli 1847 für uns geknüpft ist". —

„Wir haben daher ohne Verzug die nöthigen Einleitungen und Vorbereitungen treffen zu müssen geglaubt. Und Se. Majestät, unser Allergnädigster König und Herr, haben auf unsere deßfallsigen Vorstellungen nunmehr mittelst Allerhöchster Cabinets-Ordre vom 11. März d. J. uns zu verstatten geruht: 1) ein Krankenhaus zu errichten, 2) dasselbe der Leitung barmherziger Schwestern irgend eines bestehenden und von der Kirche genehmigten Ordens zu übergeben und 3) zur Verwirklichung dieses schönen Zweckes freiwillige Beiträge und Gaben christlicher Liebe unter Euch zu sammeln".

„Die Herrn Kirchenvorsteher und Aeltesten haben, wie sie mit den Empfindungen der lebhaftesten Freude und des ehrfurchtvollsten Dankes gegen des Königs Majestät von der Allerhöchsten Entschließung Kenntniß genommen, der Ausführung um so größere Sorgfalt zugewendet und mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes die spezielle Leitung desselben einem eigens gewählten Comité übertragen, welches bereits in Wirksamkeit getreten ist, und nebst mir und dem Herrn Kirchenvorsteher Assessor Zingsheim, sowie den Herrn Kirchenältesten Geheimen Justizrath Witt und Geheimen Regierungsrath Dr. Brüggemann, Caplan Ruland und Kaufmann Dittrich, aus den Herrn: Fürsten Boguslaw von Radziwill Durchlaucht, Geheimen Ober-Regierungsrath von Beckedorff, Geheimen Ober-Tribunalsrath Ulrich und Sanitätsrath Dr. Schupke besteht".

„Demnach steht nun also eine der wohlthätigsten Anstalten, die lange ein Gegenstand der sehnsuchtvollsten Wünsche und inbrünstigsten Gebete vieler unter Euch war, welche die Leiden des armen Kranken erkannten und mitfühlen, für die Gemeinde in Aussicht, ein Krankenhaus unter der Leitung barmherziger Schwestern, deren hohe Vortrefflichkeit in der Krankenpflege sich in mehr als einem Welttheile so herrlich bewährt hat. Zwar verkennen wir es nicht, wie groß und umfassend das Unternehmen ist, eine solche Anstalt zu gründen, und welche enorme Mittel dazu gehören. Der nöthige Grund und Boden soll erworben, auf demselben ein Krankenhaus, ein Wohngebäude für die barmherzigen Schwestern und das Dienstpersonale, eine Hauskapelle nebst Wohnung für einen Hausgeistlichen errichtet und sollen die deßhalb erforderlichen Mittel von mildthätigen Herzen noch erst gesammelt werden. Wahrlich ein großes, weitaussehendes Werk, vor dem menschliche Kräfte erzittern. Allein wir halten unsere Hoffnungen in bescheidenen Schranken und vertrauen fest auf Gott, daß Er uns helfen und vollenden werde, was wir zu Seiner Ehre beginnen. Wenn wir nach Verlauf von drei Jahren zu der beabsichtigten Anstalt auch nur den Grund zu legen im Stande wären, auf welchem unsere Nachkommen fortbauen können, wie groß wäre nicht schon der Gewinn! Einmal,

wenn auch erst nach Jahren, wird sie sich doch vollenden und ihren Segen immer herrlicher entfalten. Wie manche Krankenanstalt ist mit der Verpflegung bloß eines oder einiger Kranken in's Leben getreten, die jetzt viele Hunderte in ihre Räume aufzunehmen vermag"! —

„Aber an Euch, geliebte Pfarrgenossen! ist es nun zunächst, das Werk helfend zu fördern. Es kommt darauf an, so viele Mittel zusammenzubringen, als erforderlich sind, die allerunentbehrlichsten Gebäulichkeiten zu errichten, welche später erweitert werden können. An Euch, Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, ergeht daher unser Aufruf, unsere Bitte, zu helfen. Strenget alle Eure Kräfte an zur möglichst reichen Beisteuer und ermuntert einer den andern. Gott wird's lohnen. Niemand darf sich ausschließen, an dem herrlichen Werke theilzunehmen, wie gering auch das Schärflein seyn mag, was ihm Mittel und Umstände zu opfern verstatten. Denn nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf die Reinheit der Absicht sieht Gott, welcher unserer Gaben nicht bedarf, Seine Ehre zu fördern. Gedenket der Noth des armen Kranken, welcher von allen Mitteln entblößt ist. Gedenket der letzten Stunde, die auch uns Allen bevorsteht, der Stunde des Abschiedes von dieser Welt; gedenket des Todeskampfes und seiner großen Bedeutung für eine lange Ewigkeit. Wie Mancher, der abgeirrt war vom Wege der Gottesfurcht und Tugend, hat in schwerer Krankheit an der Pforte der Ewigkeit der suchenden Gnade das Herz wieder geöffnet und ist, wie der reumüthige Schächer am Kreuze, selig verschieden oder zu einem neuen bessern Leben wieder gesundet, wo er würdige Früchte der Buße gebracht hat. Was ihr dem Geringsten aus euren Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan, spricht der Herr. — Gedenket des 20. Juli 1747 und aller der unzähligen Wohlthaten und Tröstungen, die sich daran gereihet haben und noch reihen werden, und bewähret durch christliche Werkthätigkeit bei dieser wie bei anderer Gelegenheit, daß Ihr zu einem lebendigen Tempel erbaut seyd, in welchem Gott verherrlicht wird. Amen".

„Die Art und Weise der Collecte anlangend wird bemerkt: 1) Mit gegenwärtigem Aufrufe ist eine Subscriptions-Liste verbunden, in welche die einzelnen Beiträge gezeichnet werden, welche ein jeder von Euch zur Erbauung des Krankenhauses zu geben beschließt. 2) Die Beiträge können auf einmal entrichtet, aber auch auf 3 Jahre, bis Juli 1847, vertheilt und in jährlichen, halb- oder vierteljährigen Raten eingezahlt werden. 3) Die Subscriptions-Listen bitte ich an mich abgeben zu lassen und sollen auf Grund derselben die gezeichneten Beiträge von dem Rendanten des Kirch-Collegii gegen Quittung eingezogen werden. 4) Den Armen, welche ein Schärflein opfern und denen, welche ungekannt beisteuern wollen, soll dazu Gelegenheit gegeben werden durch Aufstellung eines Opferkastens in der Vorhalle der Kirche und auf den Kirchhöfen. 5) Aufruf und Liste sollen, so viel dieß unter den Umständen geschehen kann, jeder katholischen Familie und jedem einzelnen Mitgliede der Gemeinde vorgelegt werden(Da dies aber in der Ausführung unter den Tausenden, welche zur Gemeinde gehören, große Schwierigkeiten hat und leicht einzelne Familien übergangen werden können, so bitten wir einen jeden, an der Verbreitung der Liste unter seine Bekannten möglichen Antheil zu nehmen und auch die desfallsigen Bemühungen als eine Gott gefällige Theilnahme an dem Werk selbst zu betrachten. Berlin, in der Pfingst-Octave 1844. Der Probst zu St. Hedwig 2c. Brinkmann".

Jeder katholische Christ muß diesem Werke von ganzem Herzen das beste Gedeihen wünschen. Bedenken wir, daß die katholische Gemeinde in Berlin schon jetzt weit über zwanzig Tausend Seelen zählt und voraussichtlich noch mehr zunehmen wird, daß aber die weit überwiegende Zahl derselben zu den weniger bemittelten oder ganz vermögenslosen gehört, welche, im Falle der Erkrankung, ihre Zuflucht suchen müssen, wo sie ihnen am nächsten geboten wird, daß es für diese unter den dortigen Verhältnissen höchst schwierig, ja oft unmöglich ist, sich nur in äußerster Noth und Gefahr geistlichen Beistand zu verschaffen, wenn sie auch sehnliches Verlangen darnach tragen, und daß vielleicht bei noch mehreren unter der Ungunst der äußeren Verhältnisse der religiös-kirchliche Sinn dergestalt verkümmert ist, daß kaum in der Stunde des Hinscheidens ein solches Verlangen in ihm erwacht*); wenn wir dagegen bedenken, wie Vielen schon unter der liebreichen und aufopfernden Pflege der barmherzigen Schwestern und durch ihr frommes Gebet die letzten schweren Stunden des Lebens erleichtert, ja wie manchen bis dahin verhärteten Sündern dieselben durch das fromme Beispiel jener Pflegerinnen zu einer Quelle des ewigen Heiles geworden sind, so können wir uns nicht genug der Aussicht freuen, daß dieser kostbaren Frucht des kirchlichen Lebens in der Preußischen Hauptstadt eine Pflanzstätte bereitet werden soll; dort, wo erst vor weniger als hundert Jahren die erste katholische Kirche, seit der großen Kirchenspaltung, erbaut werden durfte, und nun erst daran gedacht wird, für die übermäßige Zahl ihrer Anhörigen eine zweite Pfarrkirche zu errichten. Aber nicht blos wegen ihres unmittelbaren Zweckes, der Krankenpflege, wünschen wir der projectirten Anstalt den besten Fortgang. Wir halten sie auch deshalb für sehr wichtig und segensreich, weil sie zur Erhaltung und Förderung eines wahrhaft katholischen Sinnes und Lebens in der ganzen katholischen Gemeinde jener Stadt, wo dieser kirchliche Sinn so vielfacher Gefährdung ausgesetzt ist, wesentlich beitragen kann. Denn wie der Orden der barmherzigen Schwestern eine der schönsten Früchte ist, die aus dem Boden der katholischen Kirche emporsprießen,

*) In dem Krankenhause der Charité, in welchem bisher vier- bis fünfhundert katholische Kranke verpflegt werden, wird einem katholischen Geistlichen der Zutritt nicht anders, als auf ausdrückliches Begehren des Sterbenden gestattet, und dann noch durch Formalitäten so erschwert, daß es in den meisten Fällen schon zu spät ist, wenn er endlich kommt. Daher ist leicht zu begreifen, daß jährlich Hunderte dahinsterben, ohne die heiligen Sacramente empfangen zu haben.

so ist auch hinwiederum die Beobachtung seines Wirkens sehr geeignet, in Andern den religiösen Sinn zu beleben, und selbst solchen, welche von der Kirche sich feindlich abwenden, Achtung abzuzwingen.

Die oben mitgetheilte Aufforderung des Probstes Brinkmann ist zunächst nur an seine Pfarrkinder gerichtet. Diese aber, die weit zahlreicher als vermögend sind, werden allein wohl schwerlich einem so bedeutenden Unternehmen gewachsen seyn. Daher können wir nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß ihnen auch von außen her reichlich beisteuernde Theilnahme bewiesen werden möge. Vor Allen sollten sich die sämmtlichen Katholiken der preußischen Monarchie dazu aufgefordert fühlen*). Man kann mit Zuversicht annehmen, daß früher oder später wohl aus jeder katholischen Gemeinde des ganzen Landes irgend ein Mitglied in der zu errichtenden Anstalt Pflege seinem Leibe und Heil seiner Seele finden werde, und so können alle dieselbe als ein gemeinschaftliches Unternehmen betrachten. Aber auch aus dem übrigen Deutschland wandern Tausende zu kürzerm oder längerm Aufenthalt in jene Stadt und können in den gleichen Fall kommen. Und für die Leser dieser Blätter, die wir uns als warme Freunde der Kirche zu denken gewohnt sind, bedarf es keiner andern Rücksicht, als der religiösen Wichtigkeit der Sache, um sie zu wirksamer Beihülfe anzuregen.

LIII.

Correspondenz.

Aus einem Schreiben aus Rheinpreußen Anfangs December 1844.

— — Die historisch-politischen Blätter haben im Frühling des Jahres 1843 ihr Votum in einem großen Dilemma der Zeit dahin abgegeben: daß es unmöglich sey für die

---

*) Man berichtet uns, daß in einer einzigen, kleinen Stadt Westphalens (Recklinghausen) die Sammlung 400 Rthlr. ertragen habe. Hoffentlich werden viele größere und reichere Städte am Rhein und Westphalen diesem schönen Beispiele nachfolgen.

Censur, und nicht der Mühe werth für die Preßfreiheit Partei zu nehmen. Allein seit jener Zeit haben die sich rastlos neu gestaltenden Verhältnisse in Deutschland sich weiter entwickelt, und ich erlaube mir jetzt Sie auf Combinationen aufmerksam zu machen, welche erst seit den letzten Wochen eingetreten und vielleicht berechtigt sind, jenen Ausspruch wesentlich zu verändern. Denn es ist schwer, sich von der Aufregung und Entrüstung einen Begriff zu machen, welche die, seit Kurzem auf den Gipfel des Hasses und der Erbitterung gesteigerte Polemik der protestantischen Zeitungen gegen Alles, was uns heilig und theuer ist, unter allen Klassen der hiesigen Bevölkerung erzeugt hat. — Der Rückschlag dieser Stimmung auf die Preßgesetzgebung ist unvermeidlich, und dürfte schon in der nächsten Zukunft von hoher Wichtigkeit werden. — Man kann das talentlose Product eines ausgestossenen Priesters verachten, man kann es begreiflich und selbst nothwendig finden, daß die lichtscheue Cohorte der preußischen und sächsischen Freimaurer den Bundesbruder auf die Schultern hebt; man kann der Leipziger Zeitung das Vergnügen gönnen: Adressen (wohlgemerkt ohne Unterschriften!) an den neuen Duodezmahommed Schlesiens zu verfassen, und diese aus allen Gauen des deutschen Reiches zu datiren. Ein einziger sächsischer Secundaner könnte deren in einem Vormittage fünfhundert anfertigen, und die meisten derselben tragen in der That an Form und Inhalt den Stempel solcher Fabrik. Man kann es sogar als ein günstiges Ereigniß betrachten, — welches unter vielen tausend gebildeten Protestanten seine Rückwirkung nicht verfehlen wird, — daß die unsägliche Plattheit der Lichtfreunde diese Gelegenheit ergriff, einen recht augenfälligen Maaßstab für ihren eigenen Bildungsstand und ihr sittliches Zartgefühl zu liefern. — Allein dieß Alles sind nur unbedeutende Folgen eines noch unbedeutendern Ereignisses, im Verhältniß zu einer weit ernstern und wichtigeren Seite der Sache. — Bekanntlich war es nämlich hierländische Regierungsmaaßregel, der katholischen Tagespresse standhaft und

beharrlich das Wort zu verweigern. Der Zustand unserer Journalistik ist bekannt. — Neben drei, ihrer Tendenz nach ultraradikalen Zeitungen, bereitet ein socialistisches Blatt (der Sprecher in Wesel) die Plünderung alles Eigenthums, die Zerstörung des christlichen Namens und den Sieg der Weitling'schen Doctrinen mit dürren Worten vor. — In jeder Nummer bewirft es die katholische Kirche, und was ihr heilig ist, mit communistischem Unrath, und trotz dessen wird ihm Schutz und freie Duldung.

Uns aber, als wir vor nicht langer Frist um das natürliche Recht der Gleichheit mit unsern Gegnern baten, ward auf unser Gesuch um Gestattung eines katholischen Organs unter den politischen Zeitungen, die Antwort: dazu walte kein Bedürfniß ob. — Das Bedürfniß zu den bald darauf in Köln neu errichteten zwei Journalen, welche das rheinische Volk im protestantisch-halbchristlichen Sinne bearbeiten sollen, wird wenigstens durch die Subventionen nicht dargethan, ohne welche diese Organe nicht leben können.

Ein solches System mochte nur dadurch das Leben fristen, daß es, wie uns die Vertheidigung, so auch den Widersachern unsers Glaubens die Polemik versagte. — Allein das Gegentheil ist geschehen. — Das große Kirchenfest in Trier, wo anderthalb Millionen Katholiken in ernster, würdig stiller Haltung sich in das Leben und Leiden des Herrn versenkten, in dessen Gewande ihnen das Symbol der Einheit der Kirche vor Augen trat, war vorübergegangen. Es war in dieser rührend schönen, heiligen Zeit kein Wort gesagt oder gedruckt worden, das die Unkatholischen hätte verletzen können, wenn man nicht die Verehrung der Reliquie für eine Beleidigung Jener ansehen will, die den „historischen Christus" abgeschafft haben. Da entfesselt plötzlich die Censur alle Dämonen der Wuth und des Hasses, die sie bisher mit sanfter Hand, mehr dem Namen und Schein als der Sache nach, gebunden gehalten; sie erklärt durch ihr amtliches Zeugniß, daß der unwürdigste, maaßloseste Hohn und

Schimpf gegen unsern Glauben, die ehrloseste Verläumdung und die persönliche Schmähung unserer Oberhirten als „Götzendiener" und „Betrüger", nichts „gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten" enthalte; sie gestattet den Feinden des katholischen ja des christlichen Namens, unter den Augen der höchsten Staatsbehörden, drucken zu lassen: daß die unermeßliche Mehrheit der Katholiken einem unbedeutenden, unwissenden, vereinzelten, allseits verachteten Apostaten freudig beistimme und Beifall zujauchze, wenn er unsere Heiligthümer mit Füßen tritt. Und als das Domcapitel von Breslau der Welt die nöthige Aufklärung über die Person des Lästerers gibt, der sich lügnerischer Weise fortwährend einen katholischen Priester nennt, verweigert die Berliner Censur der amtlichen Vertheidigung den Abdruck in denselben Zeitungen, welche unmittelbar vorher die Schmähschrift aufgenommen, erläutert, beglückwünscht hatten. Jeder fühlt, daß es noch nicht an der Zeit ist, den Gefühlen, die dieses Verfahren in jeder katholischen Brust in's Leben ruft, schwarz auf weiß gedruckte Worte zu leihen. — Aber es war nicht klug: zur Mißhandlung der Entwaffneten und Gebundenen den fressenden, vernichtenden Hohn zu fügen, und hier könnte man, das Sprichwort umkehrend, sagen: doppelt reißt leicht.

Daß bei diesem Stande der Dinge von katholischer Seite etwas geschehen müsse, ist klar, — und aus diesem richtigen Gefühle ist auch die Adresse der Trierer Geistlichkeit an ihr Domcapitel hervorgegangen, wenn gleich der Antrag, den diese Bittschrift stellte, nach der sich täglich, ja stündlich mehr entwickelnden und berichtigenden öffentlichen Meinung noch nicht das rechte Wort gefunden hat.

Auf jene Angriffe der protestantischen Blätter, die mit einem, den letzten Rest von Besinnung verläugnenden Hohn und Uebermuth, und in Ausdrücken, die an Luther's und Hutten's wüthendste Schmähschriften gemahnen, unsern Glauben und unsere Kirche mit Vernichtung bedrohen, auf jene Angriffe, gegen welche die Censur uns nicht geschützt hat und nicht schützen wird,

weil sie, auch wenn sie es wollte, bei dem heutigen Stande der öffentlichen Meinung innerhalb der wortführenden Schichte des Protestantismus uns gar nicht schützen könnte, ohne ihre eigene Popularität auf's Spiel zu setzen; gegen diese Angriffe gibt es nur einen vernünftigen und zeitgemäßen Antrag, in dem sich in Kurzem die rheinischen, ja alle preußischen Katholiken zusammen finden werden, und dieser heißt: Preßfreiheit.

Diese zu fordern liegt fast noch mehr im Interesse der Regierung als in dem unsrigen. Lesen Sie bloß, aller andern Gründe zu geschweigen, den Ronge'schen Brief und die seitdem in den Berliner Zeitungen veröffentlichen Schmähartikel gegen die Kirche, gegen den Bischof von Trier, gegen unsern Cultus, gegen eine Reliquie die der ganzen Christenheit heilig ist. Ist dieß bloß die Meinung eines Privatmannes? dann können wir den Thoren beachselzucken und seines Weges ziehen lassen. Daß es Leute giebt, die dergleichen denken und sagen, ist eine Thatsache, in die wir uns finden müssen, die uns unmöglich neu seyn kann. Aber welche Rolle spielt, sechs Millionen Katholiken gegenüber, eine öffentliche Behörde, die durch Siegel und Unterschrift eine Bürgschaft vor dem Publikum für diese, alles Gefühl zerreißende Lästerungen übernommen, die ihren Abdruck gestattet, sie für unschädlich, unverfänglich, über allen Einspruch erhaben, erklärt hat? Was unter zwei gleichstehenden, mit gleichen Waffen fechtenden Privatleuten ein leicht verschmerzter Mückenstich wäre, ist unter der Garantie und Genehmhaltung des Staates zugefügt, ein unvergeßlicher Schimpf und eine brennende Todeswunde. — Ein Stäubchen wird zur Zentnerlast, wenn auch nur durch eine negative Erklärung die Staatsgewalt das Gewicht ihrer Autorität in die Schaale der Privatmeinung legt.

Wir können uns daher aller weitern theoretischen Discussionen über Censur und Preßfreiheit entschlagen. — Nicht etwa weil wir die letztere aus allgemeinen und theoretischen Gründen für nothwendig und heilsam halten, begehren wir

sie. Nein! weil die Censur, nachdem die preussisch-protestantischen Zeitungen durch ihre jüngste Schilderhebung den Bann durchbrochen haben, fortan eine rechtliche und moralische Unmöglichkeit geworden ist. Wer soll und wer kann sie heute noch üben? welche Vorschriften und Instructionen auch erdacht werden mögen, wird nicht der Protestant die entschiedene, katholische Aeußerung für einen frechen Uebergriff, für einen confessionellen Friedensbruch des Katholiken nehmen, und umgekehrt der Protestant sich durch die Freiheit beeinträchtigt sehen, die ein katholischer Censor seinen Glaubensgenossen einräumen würde und müßte? Der polizeigläubige Indifferentist würde freilich aber vergebens nach beiden Seiten hin jede Lebensregung verpönen zu wollen suchen. Alle diese Experimente sind aber nach allen Seiten hin bereits bis zum Ekel durchgemacht. Auf dem Papier gibt es freilich viele Auskunftsmittel. Auch waren alle ganz gut, so lange die politische und kirchliche öffentliche Meinung im tiefen Schlaf lag, gerade so wie es Löschanstalten gibt, die unvergleichlich sind, so lange es nicht brennt. Jetzt aber, wo die confessionelle Controverse entbrannt ist, wie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, jetzt schüttet die Censur Oel in's Feuer, statt es zu löschen.

Jeder Redliche und Unbefangene, — und es gibt deren auch unter den Gegnern unsers Glaubens, — erwäge ruhig und unparteiisch was z. B. seit Frist eines Jahres unter deutscher Censur gedruckt, und dem gesammten deutschen Volke als geistige Nahrung geboten werden durfte. Dann aber beantworte er sich die einfache Frage: wogegen nachdem dieß alles gedruckt werden kann, wogegen bot dann diese Censur noch eine Sicherheit und was hat sie abgewehrt? was hat sie abwehren können? oder sollte sie etwa von vornherein nur eine Vorkehrung seyn, die Katholiken mundtodt zu machen, und jeden auch dem schmählichsten Angriffe auf die Kirche, auf die öffentliche Moral, auf unsere Ehre im Privatleben, auf alles was dem Menschen heilig und ehrwürdig ist, einen

sichern Versteck hinter dem Imprimatur eines Censors zu bereiten? Dieß einzugestehen wird man aber doch einigen Anstand nehmen. — Dieser unwürdige Stand der Dinge muß aufhören. Natürlich kann er durch Schärfung der Censur nicht gehoben werden, weil der Uebelstand nicht in einzelnen Auswüchsen und Mißbräuchen, sondern im innersten Kern der Sache, in dem geheimen Widerspruche gegen die Natur der Dinge liegt. — Man kann sich eine katholische Censur denken, die es verbietet im protestantischen Sinne zu schreiben oder eine protestantische Censur, die jede katholische Aeußerung ächtet. Aber die Censur hört durch das Factum auf, wo beiderlei Anschauungsweisen gleiches Recht haben sollen, sich gelten zu machen. Wo ist die Gränze der gestatteten Aeußerung, wer soll, wer kann sie ziehen? und gibt es noch eine Gränze, nachdem der Ronge'sche Brief in Form und Inhalt als erlaubt behandelt wurde? Das einzige denkbare Mittel zur Beseitigung des Conflicts ist also: daß sich die Regierung außerhalb desselben stelle, die präventive Censur für immer abschaffe, auf den Versuch: durch Polizeimittel eine Gesinnung zu erzeugen ein für allemal verzichte, und jede durch Druckschriften begangene Uebertretung der Gesetze unter das gemeine Recht und unter öffentliches Gericht stelle. —

Ohne dieses Mittel ist kein Heil für Deutschland's geistiges Leben zu hoffen, — Dieß ist heute die Ueberzeugung aller denkenden Katholiken, und mit jeder Stunde kömmt diese zu immer klarerem Bewußtseyn. — Dank sey es der preußischen Censur und der protestantischen Zeitungspolemik: die katholische öffentliche Meinung hat ein großes Stufenjahr zurückgelegt. Sie hat, nicht aus hohlen Theorien, sondern an der Hand der Thatsachen gelernt, daß die Frucht des Friedens, der uns freilich Noth thut, nur auf dem Felde der Erörterung erblühen kann, aber der völlig freien, durch keine präventive Polizei, durch keine Censur eingezwängten. Denn dadurch eben wird der Friede gestört und jene finstere, trostlose

Erbitterung erzeugt und genährt, die unsere Gegenwart vergiftet und unsere Zukunft bedroht. — Nicht das stört den Frieden, daß es Menschen gibt, die anders glauben als wir oder gar nicht glauben, und unsere Ueberzeugung Irrthum schelten, — sondern daß eine Gewalt unter dem Namen der Freiheit und der Ordnung Jenen die Rede gestattet und uns das Wort verwehrt oder verkümmert. — Und will sie den Kampf nicht hindern, wozu denn überhaupt die präventive Censur? wozu soll die Regierung das Onus des Hasses auf sich nehmen, der sich naturgemäß an diese Einrichtung knüpft.

Wir können es nicht läugnen: geraume Zeit hindurch hat die Gewalt bei ihren Bestrebungen zur Unterdrückung oder Hintanhaltung der Preßfreiheit viele Katholiken auf ihrer Seite gehabt. — Wir können es nicht läugnen: die Meisten von uns sind wirklich von Hause aus keine Freunde der Preßfreiheit gewesen. Die Censur selbst hat geschickt manövriren müssen, um uns von unsrer instinctmäßigen Abneigung gegen die freie Presse zu heilen. Wenn übrigens Leute, die an keinen Gott glauben, uns die Autorität des Papstes vorhalten wollen, um zu beweisen, das wir im Gewissen verpflichtet seyen die Censur zu vertheidigen, so beruht dieß auf einem großen Mißverständnisse, welches wir mit zwei Worten lösen können. Der Papst hat allerdings der Lehre La Mennais gegenüber erklärt, daß die Licenz der Presse ein nicht genug zu beklagendes Unglück sey. Aber es ist auch auf seinen Auftrag und Befehl hinzugesetzt worden: daß unter gewissen Umständen die Preßfreiheit ein geringeres Uebel seyn könne. Und dieß ist eben unsere Ueberzeugung. Es fällt uns nicht ein, mit La Mennais zu behaupten, daß jeder Mensch ein angebornes, natürliches Recht habe: drucken zu lassen, was sein Herz begehrt. Wir wissen daß jeder Christ in seinem Gewissen der Kirche verantwortlich bleibt für jedes freventliche Wort, — sey es gedruckt oder gesprochen, — wodurch er den geringsten seiner Brüder ärgert. Jeder katholische Schriftsteller setze also ehe er etwas drucken läßt, sich selbst mit seinem

Gewissen und der Kirche in's Reine. Das ist Gewissenssache und geht den Staat nichts an. Auch wir behaupten daher mit dem heil. Vater, daß es z. B. ein nicht genug zu beweinendes Uebel sey, daß Ronge seine empörenden Gotteslästerungen drucken lassen durfte. — Aber es gibt einen noch beweinenswertheren Zustand; den, wo dem eidbrüchigen Priester der Druck seiner Schmähungen gestattet, dem Katholiken von der Censur im Namen des „confessionellen Friedens" die Gegenrede verboten ist. — Und diesem Zustande die volle, ungeschmälerte Preßfreiheit sans phrase frei und ehrlich vorzuziehen, das kann und will und wird aus guten Gründen der heilige Stuhl uns rheinpreußischen Katholiken nicht verwehren. — In Gottes Namen also! weil es unsere Gegner selbst gewollt, so ist Preßfreiheit heute die Losung. An vielen Orten werden jetzt schon, wie es heißt Petitionen in diesem Sinne vorbereitet. —



